

Ambition und Leibdistanz
Sozialer Aufstieg als Indikator eines ambivalenten
Zivilisierungsprozesses zwischen 1800 und 2000

Dissertation
zur Erlangung des sozialwissenschaftlichen Doktorgrades
der Sozialwissenschaftlichen Fakultät
der Georg-August-Universität Göttingen

vorgelegt von
Frank Schömer
aus Kiel

Göttingen 2007

1. Gutachter: Prof. Dr. Dr. Peter Alheit

2. Gutachterin: Prof. Dr. Gabriele Rosenthal

Tag der mündlichen Prüfung: 12.07.2006

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
1. Das rahmende Projekt	5
1.1 Forschungsrahmen	5
1.2 Zur rahmenden Methode	7
1.3 Zum rahmenden theoretischen Konzept	9
1.4 Wahrhaftigkeit und Authentizität	11
1.5 Auswahl bestimmter sozialer Gruppierungen	12
2. Zur vorliegenden Untersuchung	13
2.1 Untersuchungsgegenstand.....	13
2.2 Zur theoretischen Konzeptualisierung.....	19
2.3 Forschungsarbeiten verschiedener Disziplinen zum Phänomen <i>sozialer Aufstieg</i>	27
2.4 Zum Quellenmaterial und zur Quellenauswahl.....	29
2.5 Aufbau der Untersuchung.....	31
2.6 Entwicklungsperioden der Bildungs- und Mobilitätschancen	32

Teil 1: Figuration des Phänomens *sozialer Aufstieg* um 1800 35

1. Die Stimme eines Zeitgenossen	35
2. Eine moderne figurationssoziologische Einordnung	38
3. Die Themen <i>sozialer Aufstieg</i> und <i>Leiblichkeit</i> im Spiegel verschiedener Autobiografien	42
Christina Gabriel	43
Caroline Rudolphi	44
Johann Christoph Händler.....	48
Johann Heinrich Voß.....	51
Christian Gottlob Heyne.....	54
Gottlieb Hiller	58
Zum Liebesleben sozial Aufsteigender.....	71
Ulrich Bräker	73
4. Erste Zwischenbilanz.....	117

Teil 2: Figuration des Phänomens *sozialer Aufstieg* um 1900 127

1. Die Stimme eines Zeitgenossen	127
2. Eine moderne figurationssoziologische Einordnung	135
3. Die Themen <i>sozialer Aufstieg</i> und <i>Leiblichkeit</i> im Spiegel verschiedener Autobiografien	138
Hermann Sudermann.....	139
Gustav Weise	142
Dietrich Schäfer	162
Christine Holstein	175
Franz Rehbein.....	225
4. Zweite Zwischenbilanz.....	270

Teil 3: Figuration des Phänomens *sozialer Aufstieg* um 2000 285

1. Zeitgenössisch-soziologische Diagnosen..... 285
2. Die Themen *sozialer Aufstieg* und *Leiblichkeit* im Spiegel
verschiedener Autobiografien..... 293
 Bommi Baumann..... 293
 Inge Viett 302
 Wolfgang Bittner 312
3. Dritte Zwischenbilanz..... 365

**Schluss: Entwicklungslinien über drei Epochenabschnitte
hinweg 381**

1. Innen – Außen 381
2. Formalität – Informalität 387
3. Chancenstrukturen..... 392
4. Sprechen über die Leibdimension..... 394
5. Leibgebundenheit – Distanzierung vom Leiblichen – Ent-
Leibung..... 397
6. Aufstiegsmechanismen..... 398
7. Kreativität – Habitusmodifikationen 406
8. Berufliche und sonstige Wirkungsfelder – Seyran Ateş’
Geschichte als Gegenbild? 412
9. Ausblick..... 420

Literatur 427

- Primärtexte 427
Sekundärliteratur 430

Einleitung

1. Das rahmende Projekt

1.1 Forschungsrahmen

Die vorliegende Untersuchung ist im Rahmen eines größeren Forschungsprojekts entstanden, das zwischen 1999 und 2005 an den Universitäten Göttingen und Osnabrück durchgeführt wurde und sich mit Ästhesiologie¹, d.h. mit dem Verhältnis zwischen körperlichen und geistigen Komponenten in Bildungsprozessen, beschäftigt hat.² Eine gewisse erkenntnistheoretische Brisanz liegt dabei darin, dass die harte Trennung zwischen Geist und Leib/Körper bzw. zwischen Erkennen und Empfinden einer kritischen Betrachtung unterzogen wird. Diese Trennung ist schon in der Antike erkennbar, aber spätestens seit Descartes auch in der

¹ Zum theoretischen Fundament des Projekts vgl. die Habilitationsschrift von Hans-Rüdiger Müller 1998.

² Dieses von der DFG geförderte Forschungsprojekt mit dem Titel „Ästhesiologische Komponenten von Bildungsmilieus. Eine Untersuchung von Wissensordnungen des Alltags um 1800, um 1900 und in der Gegenwart“ wurde unter der Leitung von Peter Alheit und Hans-Rüdiger Müller an den Pädagogischen Seminaren der Universitäten Göttingen und Osnabrück zwischen 1999 und 2005 durchgeführt.

europäisch-westlichen Moderne bis in die Gegenwart hinein prägend. Vereinfacht gesagt, ist die westliche Kultur bis heute eine stark „verkopfte“ Angelegenheit. „Bildung“ wird daher im alltäglichen Verständnis meist sofort und ausschließlich mit geistiger Erkenntnis, Intellekt und/oder mit einer gewissen zivilisatorischen Höhe/Erhabenheit verknüpft. Dass dem Leib z.B. von vornherein im menschlichen Dasein eine fundamentale Bedeutung für die Entwicklung des Individuums zukommt (Geburtsvorgang, spezifische Geschlechtsmerkmale, Ausbildung der Sinnesorgane, Wahrnehmungsfähigkeit etc.), wird immer noch nicht wirklich hinreichend thematisiert. Deutsche „Geistesheroen“ wie Friedrich Schiller und Johann Gottfried Herder haben im 18. Jahrhundert versucht, den Menschen in seiner „Ganzheit“, also als ein komplexes Wesen aus Seele, Herz, Vernunft, Sinnlichkeit, Leidenschaft, Ethik, Religion etc., darzustellen. Dass die Kunst bzw. Theorien des Ästhetischen ein Feld darstellen, in dem sich das Zusammenspiel zwischen sinnlicher Wahrnehmung, persönlicher Empfindung und diskursiv-kognitiver Deutung zeigt, haben gerade solche Ästhetiker (neben den Genannten unter anderem auch Karl Philipp Moritz und Johann Wolfgang Goethe) hervorgehoben. Aber die Kunst stellt in jener Zeit bereits ein zumindest in Teilen gesellschaftlich etabliertes und institutionalisiertes Gebiet dar, das nicht erst in seiner Bedeutsamkeit für die Entwicklung des menschlichen Lebens herausgestellt werden muss. Interessant erscheinen für das Forschungsprojekt auch ganz andere, gewissermaßen informelle Erfahrungsbereiche (Spiele im Freien bzw. auf der Straße³, Wettkampfsituationen im Kindesalter und später, alltagsästhetische Erfahrungen, Liebesbeziehungen usw.), die für den Bildungsweg eines Menschen von Bedeutung sind.

Z.B. gelingt es schon im 18. Jahrhundert dem kleinen Ulrich Bräker, Sohn eines verarmten Kleinbauern, die Natur für die Konstruktion einer Gegenwelt zu nutzen.⁴ In der wenigen freien Zeit, die ihm neben oder auch bei der Arbeit im väterlichen Betrieb verbleibt, erkundet er etwa die Lebensweise von Vögeln, kostet so manches, was seine Geißen fressen, gruselt sich beim Blick in die Tiefe (an einem Abhang oder von einem Baum herab), staunt beim Anblick eines brennenden Baumes oder steigt mit seiner Geißenherde den Berg hinauf und über die Wolken hinüber, um dieses Schauspiel der natürlichen Gegebenheiten einmal aus einer völlig anderen Perspektive zu betrachten. Ähnliche Erlebnisse werden andere Kinder auch gehabt haben. Aber nur wenigen wird es gelungen sein, sie in einer solchen Form für sich fruchtbar zu machen, wie es Bräker vermochte. Diese Erfahrungen mögen bei ihm ihren Teil dazu beigetragen haben, dass er Alternativen, verschiedene Sichtweisen, Vorstellungen, Fantasien usw. entwickelt, die über das Übliche seiner Lebenswelt hinausgehen. Denn als Erwachsener wird Bräker später

³ Schlumbohm 1981, S. 273ff., mahnte bereits an, dass „die Straße“ als „eine ‚Sozialisationsinstanz‘“ von der Forschung gemeinhin übersehen werde.

⁴ Dazu Alheit/Brandt/Müller/Schömer 2001, S. 41ff.

einen für seine soziale Herkunft ganz ungewöhnlichen Weg beschreiten. Er wird nicht nur Tagebuch schreiben, sondern auch einer Art Lesesucht verfallen. Eine Lesegesellschaft wird ihn als Mitglied aufnehmen. Er wird sich dazu überreden lassen, seine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Eines Tages wird er sich zudem als „Dorfdramatiker“ versuchen, um dem verehrten Shakespeare – in den begrenzten Möglichkeiten seiner sozialen Situation – nachzueifern. Über diesen englischen Klassiker verfasst er sogar eine Abhandlung,⁵ die zwar schlicht formuliert ist, die jedoch Eindrücke und Erkenntnisse widerspiegelt, die nicht allzu weit von zeitgenössischen Gelehrtenarbeiten entfernt sind. Dennoch: Bräker bleibt ein Außenseiter, ein Fremdling sowohl unter seinesgleichen, die ihn als Narren betrachten, als auch unter den Bürgerlichen der Lesegesellschaft, die in ihm immer auch den „armen Mann“ wahrnehmen. Bräker gelingt kein wirklicher sozial-beruflicher Positionswechsel, denn er bleibt bis zuletzt in seiner ländlichen Schweizer Heimat Toggenburg ein Dörfner, der zwar seinen Horizont durch Erfahrungen in der Natur und beim preußischen Militär, durch Bücherlektüre, Reisen usw. erheblich erweitert hat. Da er aber nie einen institutionalisierten Bildungsweg eingeschlagen hat, etwa über eine höhere Schulbildung oder durch eine militärische Karriere, oder besser: Da die Ständegesellschaft dieser Zeit für einen durchaus aufstrebenden Mann aus so einfachen Verhältnissen noch keine Laufbahnen bereitgestellt hat, kann von einem sozialen Aufstieg nicht die Rede sein. Bräker ist allenfalls ein Bildungsaufsteiger, also jemand, der sich ein ungewöhnliches kulturelles Kapital anzueignen vermochte.

Es bot sich an, hier im Voraus zur Veranschaulichung der Projektarbeit ein spezifisches biografisches Beispiel herauszugreifen, in dem schon mehrere Aspekte zusammengehen, die im Hinblick auf das zentrale Forschungsinteresse vielversprechende Erkenntnisse erwarten lassen: z.B. eine Vielzahl von außerinstitutionellen Bildungskomponenten, das Ausscheren aus dem Herkömmlichen, die starren und nicht selten hemmend wirkenden Formalitäten des sozialgeschichtlichen Kontextes usw. Das Beispiel verweist zudem bereits auf einige methodologische Aspekte des Forschungsprojekts.

1.2 Zur rahmenden Methode

Es handelt sich um eine pädagogisch-historische Studie, die exemplarisch drei Epochenabschnitte (um 1800, um 1900 und um 2000) untersucht, um vergleichen und somit Aussagen über eine historische Entwicklung machen zu können. Dabei heißt „um 1800“ z.B.: Die grundlegenden Quellentexte hierfür entstanden in einem Toleranzbereich zwischen 1780 und 1820; entsprechende Toleranzen gelten für „um 1900“; für „um 2000“ wird ein etwas anders gelagerter Toleranzbereich

⁵ Bräker 1998a.

angesetzt: zwischen 1980 und der Gegenwart. Da vielversprechende Texte, die etwas außerhalb dieser Toleranzspektren liegen, nicht a priori ausgeschlossen werden sollen, wird für diese Ausnahmefälle der Toleranzbereich mitunter um einige Jahre ausgedehnt.

Wie dem Untertitel des rahmenden Projekts zu entnehmen ist, richtet sich die Aufmerksamkeit unter anderem auf „Wissensordnungen des Alltags“. Es liegt schon von daher nahe, sich einer Quellengattung zuzuwenden, die einen mehr oder weniger direkten Bezug auf den Wissenskosmos Alltag zu enthalten verspricht. Als Quellenbasis dienen somit (deutschsprachige) autobiografische Texte⁶ im engeren Sinne. Im engeren Sinne heißt: Lebensgeschichten, die spezifische Kriterien erfüllen müssen. Z.B. sind reine Gelehrtenbiografien, die vornehmlich den institutionellen Bildungsweg behandeln, mit Blick auf informelle Merkmale wenig ergiebig. Denn gerade über privat-informelle Bereiche wie Kindheit und Eheleben findet sich hier oft nur am Rande etwas. Diesbezüglich sei angemerkt, dass man heute erfreulicherweise nicht mehr eigens darauf hinweisen muss, dass z.B. Liebesverhältnisse (als Teil der persönlichen Bildungsgeschichte) oft von erheblicher Bedeutung für einen Lebensverlauf sein können und dass dies auch für die (historische) Forschung von Interesse sein kann.⁷ Die literaturwissenschaftliche Forschung hat sich mitunter diesen thematischen Aspekten – aus leicht einsichtigen Gründen – schon wesentlich früher zugewandt.

Weniger interessant erscheinen angesichts des zentralen Projektinteresses zudem reine Bekehrungs-, Reise-, Flucht-, Abenteuer- oder Familiengeschichten sowie Memoiren- und Berufsliteratur wie auch chronikalische Lebensberichte. Demgegenüber kommen z.B. Bildungs-, „Antibildungs“- , „Aufstiegs“- , aber auch „Abstiegs“-geschichten dem bildungstheoretischen Analyserahmen näher. Insbesondere im späten 20. Jahrhundert, vereinzelt schon vorher⁸, sind auch einige autobiografische Texte in Romanform vorgelegt worden, die sich in vielerlei Hinsicht innovativ auf das Genre Autobiografie⁹ auswirkten und daher in die Untersuchung integriert wurden.

⁶ Zur Biografie als „soziale Wissensform“ vgl. Alheit/Dausien 1992; Alheit 1993.

⁷ Exemplarisch sei diesbezüglich für die historische Forschung verwiesen auf zwei Arbeiten zu ganz unterschiedlichen sozialen Schichten: Kuhn 1982 (zu Arbeitern); Habermas 2000 (zum Bürgertum). Als Quellenbasis dienen Kuhn „Lebenserinnerungen“ und Habermas Ego-Dokumente der verschiedensten Art (Tagebücher, Briefe, Testamente, autobiografische Versuche etc.).

⁸ Als das berühmteste Beispiel kann wohl der „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz im 18. Jahrhundert genannt werden.

⁹ Zu den Veränderungen und Weiterentwicklungen des autobiografischen Schreibens über die Epochenabschnitte hinweg vgl. Alheit 2005a. Zu postmodernen Selbstpräsentationen ferner: Brandt/Alheit/Hartig/Schömer/Wille 2005.

Als weitere Auswahlkriterien gelten:

- Es sollen Texte sein, die narrative *und* reflexive Elemente enthalten. Rein reflexive Texte (etwa essayistische, also eher sachlich-objektivierende als erzählende Autobiografien) haben sich als wenig fruchtbar erwiesen.
- Bevorzugt werden Texte, in denen eine gewisse Erlebnishöhe der autobiografischen Darstellung deutlich wird.

Zu dem somit zusammengetragenen Quellenmaterial lässt sich in quantitativer Hinsicht nach mehr als 5 Jahren Projektarbeit Folgendes sagen: Allein für „um 1800“ konnten insgesamt knapp 160 Autobiografien ausfindig gemacht werden, von denen aber aufgrund der genannten und anderer Kriterien nur etwa 40 Texte in Frage kamen. Für „um 1900“ waren es um die 290, von denen etwa 50 relevant wurden. Für „um 2000“ etwa 65, von denen um die 40 einer näheren Betrachtung unterzogen wurden.¹⁰

1.3 Zum rahmenden theoretischen Konzept

Um die Körperthematik zu entfalten, war es notwendig, ein rahmendes theoretisches Konzept zu finden. Denn selbstverständlich beschäftigten sich die verschie-

¹⁰ Zur Findung der Quellentexte: Jens Jessen hat eine mehrbändige Sammlung dazu vorgelegt (Jessen 1987-1989; Jessen 1983). Aber es gibt natürlich auch bereits eine Vielzahl von Forschungsarbeiten, die sich unter verschiedensten Gesichtspunkten mit autobiografischen Texten beschäftigen. Für die weitere Recherche autobiografischen Materials waren hilfreich: Bergmann 1991; Bollenbeck 1976; Frerichs [1979]; Hardach-Pinke 1981; Hemmann 2002; Holdenried 2000; Lehmann 1988; Neumann 1970; Niggel 1977; Memoiren, Tagebücher und Autobiographien [für die Geschichte Berlins im Zeitraum 1786-1815], in: AG Berliner Klassik, <http://home.arcor.de/berlinerklassik/memoiren.htm>; Quellen- und Forschungsbibliographie zur deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert (1974-1984). Zusammengestellt von Christoph Weiß (1987), Saarbrücken, in: Das achtzehnte Jahrhundert 11, S. 45-62; Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, hg. von Wolfgang Emmerich, 2 Bde., (1974) Reinbek bei Hamburg; Ungermann 1997; Wagner-Egelhaaf 2000. Da bei der Recherche immer mal wieder ein bisher nicht erwähnter Text ausfindig gemacht werden konnte, lässt sich von einer kumulativ ergänzten Quellensammlung sprechen. Die im Verhältnis zu den ersten beiden Epochenabschnitten geringe Anzahl von gesammelten Quellentexten zu „um 2000“ resultiert daher, dass aus forschungspragmatischen Gründen nur die Autobiografien, die in diesem Zeitabschnitt auf dem öffentlichen Literatur-Markt, d.h. im kommerziellen Buchhandel, zugänglich waren und sind, bei der Vorauswahl berücksichtigt wurden. Autobiografische Texte, die darüber hinaus in unterschiedlichen Publikationsforen, etwa in wissenschaftlichen und öffentlichen Bildungsinstitutionen, veröffentlicht werden (ein Beispiel hierfür: Verein „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, gegründet 1983 auf Initiative des Sozialhistorikers Michael Mitterauer), konnten nicht mit aufgenommen werden. Diese zu ganz unterschiedlichen Zwecken verfassten Texte sind angesichts einer begrenzten Recherchekapazität in ihrer Vielzahl praktisch nicht mehr überschaubar.

densten wissenschaftlichen Disziplinen über die Jahrhunderte hinweg immer wieder mit diesem merkwürdig ungreifbaren Etwas des Körpers. Dass „Geistmenschen“, also etwa Universitätsgelehrte und Wissenschaftler, nicht unbedingt prädestiniert erscheinen, sich mit dem Körper, gewissermaßen einer der „Niederungen“ des Menschseins, auseinander zu setzen, versteht sich beinahe von selbst. Dennoch findet sich etwa unter den Philosophen mitunter ein Denker, der auch hierzu Interessantes zu sagen wusste (z.B. Friedrich Nietzsche im 19. Jahrhundert). Literaten und Künstler haben, wie schon angedeutet, oft wesentlich aufschlussreicher den Körper thematisiert, als es Wissenschaftlern möglich war. Die moderne Medizin, wie sie sich etwa seit dem 18. Jahrhundert entwickelt hat, hat trotz all ihrer zweifelsohne beachtlichen technischen Fortschritte leider entscheidend dazu beigetragen, dass wir heute ein eher instrumentell-funktionales Verhältnis zu unserem Körper haben. Instrumentell-funktional kann auf das alltägliche Erleben bezogen beispielsweise heißen: Lläuft der Körper einwandfrei wie eine „Maschine“, dann kümmert er mich wenig, tut es irgendwo weh, dann greife ich zur Tablette oder gehe gleich zum Arzt, der es schon irgendwie richten wird.

Die Sorge um den ganzen Menschen, um die Harmonie all seiner Anlagen und Befähigungen wird immer mal wieder sporadisch neu entdeckt. Seit den 1990er Jahren hat insbesondere die „Körpergeschichte“¹¹ einen ungemeinen Aufschwung erfahren.¹² Man kann sogar von einer Art Kult um den Körper sprechen, bei dem sich die akademisch-gelehrte Welt von allgemeinen gesellschaftlichen Strömungen stark beeinflussen lässt (d.h. von Fitness-Welle, Gesundheitsbewusstsein, Bio- und Öko-Kost, Schönheitsidealen, plastischer Chirurgie, Jugendwahn etc.). Es gibt allerdings auch eine länger zurückreichende philosophisch-historische Tradition: einige Forscher, die umfassende Theorien zur Phänomenologie des Körperlich-Leiblichen oder zum Umgang mit dem menschlichen Körper vorgelegt haben (Maurice Merleau-Ponty, Helmuth Plessner, Michel Foucault etc.). Als wesentlicher theoretischer Ausgangspunkt für das rahmende Projekt wurden letztlich die historisch-soziologischen Großuntersuchungen von Norbert Elias gewählt. Elias hat in seiner Zivilisationstheorie bereits ein historisches Verständnis von Körperlichkeit (sich wandelnden Verhaltensstandards, Manieren, Trieben, Affekten etc.) entfalten können. Der Körper/Leib ist in dieser Perspektive – soviel lässt sich vereinfacht zusammengefasst sagen – historisch-diskursiv konstruiert. Das heißt, er ist nie einfach als etwas Fertiges oder klar Fassbares vorhanden, sondern er wird von Menschen im gegenseitigen Austausch miteinander konstituiert. Dieses Sprechen, Definieren, Kategorisieren und eben auch Schreiben über den (eigenen) Körper lässt über die Jahrhunderte hinweg ein immer ausgefeilteres Reflektieren

¹¹ Als zusammenfassende Überblicksdarstellung vgl. Lorenz 2000.

¹² Klein 2005, S. 73, sieht den neueren Diskurs um den Körper bereits einige Jahre vorher einsetzen: „Seit nunmehr fast 30 Jahren befindet sich der Diskurs um den Körper in einer Phase des Aufschwungs.“

und Wissen über dieses „seltsame Etwas“ entstehen. Autobiografien sind selbstverständlich nur eine Textsorte unter vielen anderen, die man für eine Behandlung der Körperdimension heranziehen kann.¹³ Es gibt allerdings Anzeichen dafür, dass schon anhand dieser einen Textsorte wesentliche Aspekte der im Zentrum des Interesses stehenden historischen Entwicklung aufgezeigt werden können.

1.4 Wahrhaftigkeit und Authentizität

Wahrhaftigkeit und Authentizität waren lange Zeit die Leitbegriffe, mit deren Hilfe Wissenschaftler versuchten, den Wert von autobiografischen Texten aller Art, allgemein spricht man heute von Ego-Dokumenten¹⁴ (Tagebüchern, Autobiografien, Briefen usw.), zu beurteilen. Meistens lief das darauf hinaus, dass den AutobiografInnen Wissenslücken, Irrtümer, Verzerrungen oder sogar bewusste Fälschungen ihrer Lebenserfahrungen und/oder der historischen Umstände vorgeworfen wurden. „Lebensgeschichten als ‚soziale Artefakte‘ zu entlarven“, so die selbstkritische Reflexion des Historikers Volker Depkat, ist „für Historiker die einfachste und seit langem praktizierte Übung im Umgang mit Autobiographien, und sie hat letztlich dazu geführt, daß dieses Quellenreservoir nur sehr unzureichend und bruchstückhaft für die historische Analyse nutzbar gemacht worden ist.“¹⁵ Die Lebensbeschreibungen dienten so etwa der Politikgeschichte nur als untergeordnete Quellen, um spezifische Einzelheiten über eine Person oder ein geschichtliches Ereignis aus einer individuellen Sicht herauszufinden – Autobiografien also quasi als subjektiv gefärbtes Reservoir für die Erkundung eines historischen Faktors, der sonst verhüllt bliebe.¹⁶ Über einen derartigen Missbrauch von Lebensgeschichten¹⁷ ist man natürlich heute weit hinaus.¹⁸

Die sozialwissenschaftliche Biografieforschung hat seit den 1980ern ein Instrumentarium entwickelt, das es ermöglicht, eine biografische Erzählung sequenziell-kritisch zu untersuchen (in der Regel arbeitet die Biografieforschung mit soge-

¹³ Zu einigen Aspekten des Konnexes zwischen Lebensgeschichte und Leiblichkeit siehe den Sammelband von Alheit/Dausien/Fischer-Rosenthal/Hanses/Keil 1999.

¹⁴ Schulze 1996.

¹⁵ Depkat 2003, S. 475.

¹⁶ Depkat 2003, S. 450, schreibt, dass „autobiographische Texte“ in diesem Verständnis „die Bereiche vergangener Wirklichkeit“ ausleuchten, „die entweder von den Akten nicht abgedeckt werden oder die überhaupt keinen schriftlichen Niederschlag gefunden haben. Autobiographische Texte führen in die Grauzone des Atmosphärischen hinter den verschlossenen Türen der Konferenz- und Verhandlungszimmer.“

¹⁷ Wie Depkat 2003, S. 445, moniert, begegnete man diesem Quellenmaterial lange Zeit „mit unpassenden Fragen“.

¹⁸ Um nur beispielhaft auf die innovative Auseinandersetzung der jüngeren und jüngsten historischen Forschung mit autobiografischem Quellenmaterial hinzuweisen, seien hier zwei Untersuchungen hervorgehoben: Doerry 1986; Malinowski 2004.

nannten narrativen Interviews). Das heißt, dass es durch die sequenzielle Analyse eines solchen Textes möglich wird, Ungereimtheiten und Unstimmigkeiten schon innerhalb des Textes selbst zu erkennen.¹⁹ Mit einiger Erfahrung sieht man sehr rasch, wo ein Autor/Interviewpartner „schummelt“, verschweigt oder sogar „lügt“. Natürlich wurde im Verlauf der Projektarbeit auch nach ergänzenden und korrigierenden Informationen außerhalb des Textes Ausschau gehalten. Der Abgleich mit solchen Informationen von Außen, d.h. z.B. von Interaktionspartnern, aus archivalischen Quellen oder aus der Forschung unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen, muss sich dabei an pragmatischen Machbarkeitskriterien orientieren, denn in Einzelfällen wie etwa bei Moritz oder Goethe ist der Umfang der Forschungsliteratur kaum mehr zu überschauen. Grundsätzlich steht die Person der AutobiografIn und einstigen ProtagonistIn im Vordergrund. Es geht um ihr Leben und ihre Sicht der Welt. Vor dem Hintergrund postmoderner Theorien wird eine Autobiografie wie jeder andere Text als (soziale) Konstruktion behandelt.²⁰ Das heißt, das dort schriftlich Niedergelegte ist das Ergebnis einer ganz individuellen Sicht, die allerdings ihrerseits aus einem bestimmten Milieu oder Wissenskontext heraus entstanden ist. Darin unterscheidet sich eine Lebensgeschichte nicht wesentlich von anderen literarischen Texten (Roman, Novelle etc.) oder von einem wissenschaftlichen Text (der meist von einem Gelehrten zusammengestellt und geschrieben wurde). Alles ist auf seine Weise (nur) Konstruktion bestimmter sozialer Akteure. Um die Wahrhaftigkeit wissenschaftlicher Texte einzuschätzen, schaue man sich nur einmal dergleichen aus vergangenen Tagen an. Wie wenig können wir heute gemeinhin etwa von 20-30 Jahre alten Texten noch uneingeschränkt als „wahr“ bezeichnen? Der Anspruch auf Wahrhaftigkeit soll damit keineswegs aufgegeben werden. Nur erscheint es unumgänglich, auf die Zeit- und Kontextgebundenheit jeder Art von Wahrheit Rücksicht zu nehmen.

1.5 Auswahl bestimmter sozialer Gruppierungen

Als ein weiteres Ergebnis des Prozesses der Quellenauswahl stellte sich heraus, dass bestimmte soziale Gruppierungen sich besonders für die Analyse eignen. Anhand der schriftlichen Produkte dieser Gruppierungen soll exemplarisch gezeigt werden, wie sich das Verhältnis der AutobiografInnen zu ihrem Körper geschichtlich entwickelt. Zur Veranschaulichung wurden die Texte dreier Gruppierungen ausgewählt: 1) Autobiografien von jüdischen AutorInnen²¹, 2) Autobiografien von KünstlerInnen²², 3) Aufsteigerautobiografien.

¹⁹ Vgl. Rosenthal 1995.

²⁰ Dazu Gergen 1998.

²¹ Dazu Alheit/Brandt 2007.

²² Dazu Alheit/Brandt 2006.

2. Zur vorliegenden Untersuchung

2.1 Untersuchungsgegenstand

In der vorliegenden Ausarbeitung geht es um die Gruppierung der sozialen AufsteigerInnen.²³ Im Verlauf der Projektarbeit zeigte sich schon bei der Behandlung des ersten Epochenabschnitts (um 1800), dass ein Wechsel der Erfahrungsbereiche bzw. der Lebenswelten in der Regel zu interessanten und oft folgereichen Entwicklungsprozessen führt. Das mag wenig spektakulär klingen, denn natürlich weiß man schon seit Langem, dass mit solchen (auf den ersten Blick hin) räumlichen Veränderungen des individuellen Daseins gewisse Irritationen, Verunsicherungen, Krisensituationen, aber eben auch neue Eindrücke, Perspektivwechsel, Horizonterweiterungen usw. verbunden sein können. Dies gilt in graduellen Abstufungen prinzipiell für jedes Individuum, das sich räumlich-geografisch bewegt, einerlei, wo es am Anfang seiner Entwicklung stand. Im weiteren Forschungsverlauf stellte sich dann heraus, dass die genannten (Bildungs-)Erfahrungen (Irritationen, Krisen etc.) gerade bei Personen, die nicht einzig räumlich, sondern auch bzw. zugleich sozial-vertikal mobil waren, bei der Analyse besonders aufschlussreiche Erkenntnisse zutage fördern. Sozialen bzw. BildungsaufsteigerInnen gelingt es zudem nicht selten, ihr Leben in sehr anschaulicher und präziser Weise zur Darstellung zu bringen. Einer gewissen Randständigkeit dieser AutobiografInnen mag es zuzuschreiben sein, dass sie (a) in einer ungewöhnlichen Weise über damals (b) durchaus außergewöhnliche Lebensverläufe zu berichten wussten. Ihr Schreiben unterscheidet sich in je spezifischer Art von dem etwa eines bürgerlichen Autors, der seine Lebensgeschichte aus einer eher etablierten gesellschaftlichen Position heraus verfasst. Ein Unterbürgerlicher wie Bräker – um bei dem schon erwähnten Beispiel zu bleiben – versuchte, selbst seine sinnlichen Leidenschaften zur Sprache zu bringen, einen Aspekt des leiblich-sinnlichen Erlebens, der im 18. Jahrhundert weitgehend tabuisiert war und den ein Gelehrter oder sonst ein bürgerlicher Autobiograf in der Regel nicht behandelte. Bei der Untersuchung von Autobiografien aus den beiden folgenden Epochenabschnitten (um 1900 und um 2000) bestätigte sich der Eindruck, dass sich die Erfahrungen sowie die Deutungs-, Handlungs- und Darstellungsformen sozial Aufstrebender in bestimmter Hinsicht von denen anderer Schreibender unterscheiden.

Überblickt man die drei untersuchten Epochenabschnitte, dann lässt sich eine bestimmte Entwicklung generell der Gattung „Autobiografie“ erkennen. Das

²³ Aus stilistischen Gründen wird diese Gruppierung im Folgenden unter verschiedenen Bezeichnungen angesprochen: als soziale AufsteigerInnen, als sozial Aufsteigende, als sozial Aufstrebende, als Aufstiegswillige und als sozial Mobile. Damit ist in der Regel immer dieselbe Gruppierung gemeint. Ein Mann wie Ulrich Bräker kann allerdings, wie erwähnt, nicht als sozialer Aufsteiger bezeichnet werden, da sich seine gesellschaftlich-berufliche Position nicht wirklich verbessert. Daher wird er als Aufstrebender oder als Aufstiegswilliger benannt.

Schreiben der sozial Aufsteigenden steht zu dieser generellen Genre-Entwicklung in einem etwas eigenartigen Verhältnis. Vergleicht man die Aufsteiger-Texte über die drei Jahrhunderte hinweg etwa mit den Lebensbeschreibungen von jüdischen AutorInnen, so erweisen sich Letztere als ein geradezu stabiler Korpus, der eine eigene Tradition begründet hat und in dem selbstreferenziell immer wieder auf Vorausgehendes zurückgegriffen wird. Im 20. Jahrhundert konnten so hoch komplexe und reflexive, nicht selten primär essayistisch angelegte jüdische Autobiografien entstehen.²⁴ Schreibende AufsteigerInnen fangen hingegen praktisch immer wieder ganz von vorne an, nehmen in der Regel nicht Bezug auf Texte anderer oder früherer AufsteigerInnen. Es hat sich für sie keine eigenständige Tradition autobiografischen Schreibens entfalten können, und dennoch spiegelt sich auch in ihren Texten eine der Genre-Entwicklung und dem allgemeinen soziokulturellen Wandel geschuldete Veränderung wider. Diesem eher formal-stilistischen Gesichtspunkt der Texte entspricht in inhaltlicher Hinsicht eine spezifische Entwicklung, die ebenfalls mit einem allgemeinen historisch-sozialen Wandel über die Epochenabschnitte hinweg zusammenhängt. Der sich wandelnde historisch-soziale Kontext verändert auch die Wahrnehmung und Ausdeutung der jeweils beschriebenen biografischen Erlebnisse.

Die Flugbahn von Aufsteigenden im sozialen Raum unterscheidet sich in der Regel signifikant von der etwa eines Adligen oder Bürgerlichen, die schon früh von einer bestimmten ständischen Höhe aus ihren Bildungsweg beschreiten. Anders als bei einem mobilen Bürgerlichen handelt es sich bei einem Aufsteigenden aus unterbürgerlichen Verhältnissen in der Regel nicht um einen standesüblichen Karriereweg in vertrauten beruflichen Bahnen, sondern um außergewöhnliche soziale Mobilität, um eine erhebliche Veränderung des sozialen Status. Daraus ergeben sich spezifische Problemkonfigurationen, die – mit gewissen epochenbedingten Modifikationen – über die Jahrhunderte hinweg immer wieder bei solchen sozial Mobilen auftauchen. Gerade diese Kontinuitäten, die sich über große Zeiträume hinweg in völliger Unkenntnis voneinander stets aufs Neue gewissermaßen in den Individuen manifestieren, ziehen die Aufmerksamkeit des Analysierenden auf sich und werfen Fragen nach dauerhaften strukturellen Barrieren und/oder wiederkehrenden individuellen Selbstbegrenzungen auf. An dieser Stelle sei gleich auf eine Einschränkung des Untersuchungsgegenstandes hingewiesen: Denn selbstverständlich wären auch viele Schreibende bürgerlicher Herkunft als sozial Aufsteigende mit entsprechenden Problemkonfigurationen anzusprechen. So lässt sich ja z.B. in der Figur des „Werther“ ein Alter Ego des aufstrebenden jungen Goethe erkennen, dem als Bürgerlichem zuweilen kein Zutritt zum Hofe gestattet war. Ein Mann wie Goethe, der nicht nur „Dichterstürst“ sondern auch Minister wer-

²⁴ Morten Brandt hat sich im Rahmen des Forschungsprojekts unter anderem mit dem autobiografischen Schreiben jüdischer AutorInnen zwischen dem 18. Jahrhundert und der Gegenwart beschäftigt (die daraus hervorgehende Publikation: Alheit/Brandt 2007).

den sollte, kann somit durchaus als ein Aufsteiger bezeichnet werden,²⁵ der teils ähnliche Zurückweisungen erlebte wie die sozial weiter unten ansetzenden Aufsteiger. Im Zentrum der vorliegenden Analyse sollen jedoch sozial Aufstrebende *aus einfachen Verhältnissen* stehen. „Aus einfachen Verhältnissen“ kann in den verschiedenen Jahrhunderten Unterschiedliches bedeuten. Im 18. Jahrhundert wird man etwa den Sohn eines Pfarrers auf dem Lande meist auch unter dieser Kategorie einordnen dürfen. Im späten 20. Jahrhundert wird man sich hingegen hüten, etwa die Tochter eines Arbeiters grundsätzlich derartig einzustufen. Denn zumindest in materieller Hinsicht (auf das Einkommen z.B. eines Facharbeiters bezogen) scheint es fragwürdig, ob der Begriff „einfach“ noch prinzipiell angemessen ist. Manch ein Facharbeiter mag sich sogar als wohlhabend betrachten. „Aus einfachen Verhältnissen“ wird daher für das Folgende auch an den Bildungsstand im Herkunftsmilieu gekoppelt. D.h. das Hauptinteresse gilt sozial Aufsteigenden aus möglichst *bildungsfernem Elternhaus*.²⁶ Dazu sei angemerkt, dass man durchaus nicht erst in einer „Wissensgesellschaft“ des 21. Jahrhunderts angelangt sein muss, um die Relevanz von Bildungs- bzw. kulturellem Kapital für den individuellen Lebenslauf angemessen einschätzen zu können. Aufstiegsambitionierte wie Johann Heinrich Voß und Gottlieb Hiller waren sich schon im 18. Jahrhundert, also zu Zeiten eines erst äußerst bescheidenen Einstiegs in ein meritokratisches Gesellschaftssystem, der immensen Bedeutung kultureller Kenntnisse und schulischer Bildungstitel bewusst. Und auch im 19. und 20. Jahrhundert scheint für die meisten AufstiegsautobiografInnen das eigene Fortkommen vornehmlich eine Frage der Bildung gewesen zu sein, was keineswegs heißen soll, dass es nicht von Vorteil war, wenn den Aufstrebenden eine gewisse materielle Grundausstattung, also ökonomisches Kapital, zur Verfügung stand. Über die Vorzüge verschiedener Formen sozialen Kapitals (eines einflussreichen Netzwerkes wechselseitiger sozialer Verpflichtungen) wird überdies eingehend zu handeln sein.

Die verwendete Begrifflichkeit der „Problemkonfigurationen“ und der verschiedenen Kapitalsorten – das sei hier zum theoretischen Hintergrund vorausgeschickt – deutet schon darauf hin, dass mit der vorliegenden Untersuchung an die soziologischen Theoriegebäude von Norbert Elias und Pierre Bourdieu angeknüpft wird. In den Werken dieser beiden Soziologen finden sich immer wieder interessante Ausführungen gerade zum Thema sozialer Aufstieg. Von Vorteil ist diesbezüglich, dass Elias und Bourdieu in gewisser Hinsicht sehr ähnlich dachten und argumentierten. Obwohl sie bei recht unterschiedlichen Forschungstraditionen ihren Ausgangspunkt haben und auch in der Folge relativ unabhängig voneinander ihre Theorien entwickeln, lassen sich in vieler Hinsicht Überschneidungen ihrer Theorien erkennen. Diese theoretisch-konzeptionelle Nähe spiegelt sich –

²⁵ Dazu Elias, *Studien*, 1998, S. 21f.

²⁶ Dieser Terminus ist einer Arbeit von Martin Schmeiser (1996, S. 135) entnommen, auf die später noch einzugehen sein wird.

wenn man es in einem Begriff zusammenfassen möchte – in einem „figurationssoziologischen“ Denken wider, das für die Arbeiten beider kennzeichnend ist. Bourdieu, der jüngere von beiden, spricht einmal im Rückblick davon, dass er und Elias „relational denken“²⁷. Bourdieu (mehr als drei Jahrzehnte nach Elias geboren) ist dabei offenkundig selbst überrascht von den vielfältigen Überschneidungen „bei gänzlich anderem Werdegang“. Dies lässt sich einem Interview von 1982 entnehmen, in dem er dies anhand des Feldbegriffes erläutert:

Pierre Bourdieu: „Unter allen lebenden Soziologen [...] steht Elias tatsächlich diesem meinem Ansatz am nächsten. Er hat die Existenz derartiger Strukturen objektiver Beziehungen, das was ich Feld nenne, in seinen Schriften glänzend dargestellt. Beim Lesen von Elias bin ich immer wieder frappiert, wie sehr unsere Positionen sich gleichen, und das bei gänzlich anderem Werdegang und ohne irgendwelche Anleihen. So wenn er die höfische Gesellschaft nachzeichnet oder das gesellschaftliche System generell. Das sind dann immer spezifische Welten, die durch Unterschiede funktionieren, die durch Beziehungen, wie soll ich sagen, konstituiert werden. Ich verwende in diesem Zusammenhang die Feldmetapher, in Anlehnung an den Begriff des Gravitationsfeldes, um daran zu erinnern, dass das Wesentliche eines sozialen Universums das ist, was man nicht sieht, d.h. die Beziehungen, analog den Beziehungen zwischen den Planeten, die ebenfalls unsichtbar sind und die doch alles in Bewegung halten. Auch dieses Faktum, dass das Unsichtbare das Wesentliche ist, ist von Elias glänzend aufgezeigt worden. Deshalb bin ich natürlich höchst geschmeichelt, in einem Atemzug mit ihm genannt zu werden. Ich bewundere ihn.“²⁸

An anderer Stelle (etwa 5 Jahre später) definiert Bourdieu „ein Feld als ein Netz oder eine Konfiguration von objektiven Relationen zwischen Positionen“²⁹. Die Begriffe „Netz“ und „Konfiguration“ oder Ableitungen dieser Termini begegnen häufig in den Werken von Elias. Die gedankliche Nähe scheint somit auch in eine terminologische Nähe übergegangen zu sein.³⁰

Noch einmal zurück zur thematischen Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes: Um Aufstiegsbewegungen, die schon in sozial gehobenen Mittelschichten oder Oberschichten ansetzen und oft in bereits institutionalisierten Berufslaufbahnen voranschreiten, soll es also nicht gehen. Die Fokussierung auf das gesellschaftliche Unten³¹ ist in gewisser Hinsicht provokanter: Denn eine moderne

²⁷ Bourdieu/Wacquant 1996, S. 127.

²⁸ Das Zitat entstammt einem Interview, das Bourdieu 1982 im Rahmen einer filmischen Dokumentation gegeben hat, die im Hessischen Rundfunk 3 am 03.11.1983 und am 25.02.1987 in voller Länge gesendet wurde: Die feinen Unterschiede und wie sie entstehen: Pierre Bourdieu erforscht unseren Alltag (Fernsehinterview mit Hans Dieter Zimmermann und Peter de Leuw). Das Zitat ist vom Verf. der vorliegenden Untersuchung nach der deutschen Übersetzung dieser Filmdokumentation transkribiert worden. Der französische Originalbeitrag von Bourdieu ist hierin von der deutschen Übersetzung direkt überblendet worden. Der entsprechende Auszug dieses Interviews in Buchform enthält leider gerade diese Passage zu Elias nicht mehr (Bourdieu 1992a, S. 31-47).

²⁹ Bourdieu/Wacquant 1996, S. 127. Bourdieu hat dies im Winter 1987 geäußert (Chicago-Seminar).

³⁰ Mehr zu den theoretischen Konzeptionen im folgenden Abschnitt.

³¹ Bergmann, Klaus (1991): Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der ‚kleinen Leute‘ und Außenseiter, Opladen, hat eine in mancherlei Hinsicht sehr interessante Untersuchung zur populären Autobiografie und damit zur biografischen Selbstdarstellung des gesellschaftlichen Unten vorgelegt. Wie bereits am Titel dieser Arbeit zu ersehen ist und wie es Bergmann selbst auch

Leistungsgesellschaft, wie es die Bundesrepublik Deutschland sein möchte, definiert sich gerade über das Sinnbild des möglichen Aufstiegs von „ganz unten“. Der Soziologe Michael Hartmann hat das „Mythische“ dieser Vorstellung kürzlich empirisch für das ausgehende 20. Jahrhundert nachgewiesen.³² In Anlehnung an diesen Befund soll unter anderem gezeigt werden, weshalb es vom 18. bis ins 21. Jahrhundert hinein so schwer für Aufstiegsambitionierte von „ganz unten“ war und ist, in eine wirklich gehobene berufliche Laufbahn einzumünden bzw. eine wirklich exponierte gesellschaftliche Position einzunehmen. Damit erhält die Untersuchung zweifelsohne eine gewisse politische Brisanz. Denn auf der Grundlage der autobiografischen Texte lässt sich aufzeigen, dass es eine auffällige historische Kontinuität von besonderen Erlebnissen und Problemen sozial Aufsteigender gerade in Deutschland gibt. Trotz der begrenzten Anzahl von Fallgeschichten, die im Rahmen einer qualitativen Forschungsarbeit eingehend behandelt werden können, lassen sich über die individuellen Erfahrungen der Protagonisten hinaus allgemeine Strukturbedingungen und kollektive mentale Befindlichkeiten erfassen, die für die jeweiligen Epochenabschnitte konstitutiv waren. Im Vergleich der autobiografischen Erzählungen aus allen drei Zeitabschnitten hat sich herausgestellt, dass sozial Aufsteigende mit bestimmten Kränkungen und Zurückweisungen, sozialstrukturellen Barrieren sowie sozialen Förderungs- und Ausschlussmechanismen über die historische Zeit wie über die eigene Lebenszeit hinweg immer wieder konfrontiert werden. Trotz Bildungsreform der 1960er Jahre, Studentenbewegung, BAföG-Einführung, Zivilisierungs- und Demokratisierungsprozessen gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts lässt sich eine Kontinuität des Abweisens und Ausschließens von nicht-etablierten Bevölkerungsgruppen bis in die Gegenwart hinein erkennen. Die soziologische Bildungs- und Mobilitätsforschung hat dies schon seit den 1960ern nachgewiesen. Einige Jahre vor PISA I (2000)³³ ist dieser Befund in den 1990ern erneut in einer ganzen Reihe von Stu-

zugesteht (ebd., S. 195), wird dabei allerdings ein sehr *heterogenes* autobiografisches Quellenmaterial behandelt (Biografien von Handwerksburschen, Arbeitern, sozialen Aufsteigern, Gefängnisinsassen usw.). So lassen sich einige soziale Mechanismen, auf die Bergmann eingeht, nur sehr bedingt generalisieren. Die des Öfteren erwähnten Stigmatisierungen und Selbststigmatisierungen etwa können je nach Herkunfts- und Sozialgruppierung der Biografieträger von höchst unterschiedlicher Qualität sein. Sie wirken sich daher auch sehr unterschiedlich auf das Selbstwertgefühl und die Selbstbeschreibung aus. Für eine Generalisierung eignet sich z.B. eher die folgende Erkenntnis Bergmanns (ebd., S. 192): „In den geschilderten Lebensgeschichten finden sich auffallend viele Brüche und Sprünge [...]“

³² Hartmann 2002.

³³ Lauterbach/Becker 2004, S. 429, finden die „Wirkung von PISA-2000 in der Öffentlichkeit und Wissenschaft“ denn auch „sehr verwunderlich“. „Denn die immer wieder auffälligen Leistungsschwächen und sozial selektiven Weichenstellungen des deutschen Bildungssystems sind Bildungsforschern keineswegs unbekannt, und sie wurden auch immer wieder angemahnt – nur fanden die Befunde kaum Gehör und schon gar nicht eine derartige Aufmerksamkeit, dass daraus bedeutsame bildungspolitische Konsequenzen gefolgt wären.“

dien bestätigt worden.³⁴ Einerseits muss man heute auf die herkunftsbezogenen Benachteiligungen bestimmter Schichten in der Bundesrepublik, die in PISA II (2003) noch einmal betont wurden, gar nicht mehr eigens abheben, da sie für jeden einigermaßen interessierten Zeitgenossen unübersehbar geworden sind.³⁵ Aber wie kommt es dazu, dass die Bundesrepublik sich andererseits offiziell als eine Aufsteigergesellschaft präsentieren kann,³⁶ wo sogar die Regierenden zu großen Teilen aus Aufgestiegenen bestehen (Bundespräsident Köhler, Ex-Bundeskanzler Schröder, Ex-Außenminister Fischer, Ex-Bildungsministerin Bulmahn, Ex-Wirtschaftsminister Clement, Ex-Verteidigungsminister Struck etc.)? Aus den Ergebnissen der vorliegenden Studie geht hervor, dass dieses widersprüchliche Bild mit einer bestimmten historischen Entwicklung in Deutschland zusammenhängt. Denn eine Kultur der weitreichenden Partizipation verschiedenen sozialer Schichten, insbesondere unterer Schichten – diese Feststellung sei hier schon vorweggenommen – hat sich in Deutschland kaum entwickeln können. Wenn die deutsche politische Spitze der 2002 wiedergewählten rot-grünen Regierungskoalition zum großen Teil aus AufsteigerInnen bestand, dann hängt das damit zusammen, dass das Feld der Politik bzw. der Parteien ein sozial relativ durchlässiger Bereich ist, in dem man über die altbekannte „Ochsentour“ einen hohen Sozialstatus erreichen kann, was in „härteren“ Berufsfeldern (etwa dem Justizwesen oder dem Topmanagement) kaum möglich ist.³⁷

Aus der im Folgenden dargebotenen historischen Perspektive, die zurückreicht bis kurz vor die weltgeschichtliche Zäsur, die durch die Französische Revolution gesetzt wurde, lässt sich unter anderem die Genese bestimmter sozialer Ungleichheitsstrukturen erschließen, die in der gegenwärtigen soziologischen Forschung kaum mehr einer genaueren Betrachtung unterzogen wird. Dabei hat Ralf Dahrendorf schon Mitte der 60er Jahre vorzuführen vermocht, wie nützlich es für soziologische Fragestellungen gerade mit Blick auf die deutschen Verhältnisse sein kann, weiter zurück in die Vergangenheit zu schauen, d.h. Entwicklungen vor dem politischen Systemwechsel 1945/49 auf ihre Nachhaltigkeit hin zu befragen.³⁸ Heute wird in der Regel ein ziemlich oberflächlich-schematisches Stufenmodell der Gesellschaft angeboten, das im Wesentlichen einen „Quantensprung“ zwischen der vormodernen ständisch gegliederten und der modernen funktional dif-

³⁴ Blossfeld/Yossi Shavit 1993; Ditton 1992; Kraus 1996; Müller/Haun 1994. Als neuere Befunde vgl. Noll 2001; Schimpl-Neimanns 2000.

³⁵ Adorno hat bereits Ende der 50er Jahre gerade im Hinblick auf „Bildung“ von einem „Schleier der Integration“ unterer Schichten geschrieben (Adorno [1959] 1972, S. 101).

³⁶ Niejahr 2002; Niejahr 2003.

³⁷ Hartmann 2002.

³⁸ Dahrendorf 1965b. Lepsius, um noch einen weiteren Beitrag in diesem Sinne aus soziologisch-historischer Perspektive hervorzuheben, hat in seinen teils bis zur Gründung des Kaiserreichs (1871) zurückreichenden Untersuchungen z.B. bezüglich der Entstehungsphase der BRD darauf hingewiesen, „daß mit einem Regimewechsel nicht ein ‚Typenwechsel‘ einer ganzen Gesellschaft und ihrer Kultur verbunden ist“. (Lepsius 1993, S. 138.)

ferenzierten Gesellschaft konstatiert.³⁹ Im eingeschränkten Horizont dieser soziologischen Modellbildung kann dann auch die deutsche Entwicklung der Chancenstrukturen im Großen und Ganzen in ein umgreifendes westliches Entwicklungsmodell eingeordnet werden, ohne dass dabei wesentliche Differenzen zu anderen vergleichbaren Industriegesellschaften der Gegenwart ersichtlich würden. Einsichten wie die folgende sind heute eher die Ausnahme: „Gesellschaft als Prozeß, das bedeutet auch, daß Strukturmerkmale, die man in abstrahierend-idealtypischer Betrachtungsweise einer bestimmten Entwicklungsphase zuordnet, sich in einem gegebenenfalls weit zurückreichenden Prozeß entwickelt haben. Die Ursachen für Gegenwartsphänomene liegen also unter Umständen in der Vergangenheit. Geschichte ist daher ein unverzichtbarer Teil der Gesellschaftstheorie, ohne sie ist die Gegenwart nicht erklärbar und verständlich.“⁴⁰ Auch die Resultate der historischen Bildungs- und Mobilitätsforschung unterliegen gewissen Beschränkungen, etwa in der Konzentration auf bestimmte Territorien, auf bestimmte Bildungsinstitutionen usw. Aber immerhin erhält man hier eine etwas detailliertere und differenziertere Sicht auf die Entwicklung über die letzten zwei Jahrhunderte hinweg. Unter anderem an diese Forschungsergebnisse kann daher im Folgenden angeknüpft werden.

2.2 Zur theoretischen Konzeptualisierung

Norbert Elias

Wie schon für das rahmende Projektthema erläutert, bedarf es für die Auseinandersetzung mit der leiblich-sinnlichen bzw. körperlichen Dimension menschlichen Daseins einer geschichtlich ausgerichteten theoretischen Konzeption. Da es im Weiteren jedoch um das Leibverhältnis von Menschen einer spezifischen sozialen Gruppierung geht, rücken auch ausdrücklich soziologische Konzeptionen zum Thema „sozialer Aufstieg“ ins Blickfeld. Norbert Elias⁴¹ (1897-1990) bietet mit seinen umfassenden Forschungsarbeiten ein Erklärungsmodell an, das sich schon explizit auf diese drei thematischen Aspekte bezieht. Denn z.B. in seiner Zivilisationstheorie zeigt sich bereits sehr deutlich, dass das Handeln und Verhalten eines Menschen, darin inbegriffen sein körperliches Gebaren und sein gesamtes Leibverhältnis, entscheidend von seiner sozialen Position innerhalb einer gesellschaftlich-historischen Figuration beeinflusst wird. Drei wesentliche Ebenen des Untersuchungsgegenstandes sind somit bei Elias ineinander verwoben: eine historisch-evolutionäre, eine soziokulturell-ständische und eine leibbezogene Ebene. Seinem Theoriegebäude ist mithin zu entnehmen, dass die Körperdimension sinnvoller

³⁹ Exemplarisch sei hier nur auf den systemtheoretischen Ansatz von Niklas Luhmann verwiesen.

⁴⁰ Meurer 1997, S. 402.

⁴¹ Zu Leben und Werk vgl. Baumgart/Eichener 1997.

Weise nicht für sich und nicht als quasi anthropologische Invariante behandelt, sondern als integraler Bestandteil individuell-biografischer und kollektiv-soziokultureller Verfasstheit und Dynamik menschlichen Daseins verstanden werden sollte.⁴²

In seiner Zivilisationstheorie ging es Elias darum, etwas über Wandlungsprozesse in der menschlichen Gesellschaft zu erfahren. Vor dem Hintergrund soziologisch fassbaren Wandels der äußeren Strukturbedingungen suchte er nach einem Weg, auch Veränderungen im Verhaltensrepertoire sowie in der Psyche des Menschen erschließen zu können. Dass ihm dies anhand einer spezifischen Art von Literatur (Manierbüchern) gelang, die aufgrund ihres normativen Charakters eigentlich kaum dafür geeignet scheint (denn wie viel Realität kann sich in solchen Verhaltensvorschriften widerspiegeln?), mag man im Nachhinein als Glücksgriff für die Wissenschaftsgeschichte bezeichnen. Jedenfalls wurde somit ein methodisches Instrumentarium entfaltet, um den allmählichen Wandel menschlichen Verhaltens aufzudecken und gleichsam etwas über Wandlungsprozesse auf verschiedenen Ebenen, die für das menschliche Dasein von Interesse sind, zu erfahren. Elias rekonstruierte so, indem er bis ins Mittelalter zurückblickte, eine bestimmte, relativ klar beschreibbare Entwicklung, innerhalb der sowohl äußere Strukturveränderungen als auch innermenschliche Prozesse beleuchtet werden konnten. Diese *äußeren* und *inneren* strukturellen Veränderungen stehen in einer bestimmten Relation zueinander. Historisch betrachtet lassen sich bestimmte psychische und soziale Strukturen einer bestimmten *Figuration*, d.h. einer bestimmten Verflechtung gesellschaftlicher Kräfte, zuordnen. Mit der Veränderung dieser Figuration im Verlaufe der Zeit, etwa durch eine Verschiebung der Machtdifferenziale innerhalb der Gesellschaft, geht in der Regel eine Veränderung der innerseelischen Strukturen einher.

Elias ist des Öfteren vorgeworfen worden, dass er Gesellschaft in seiner Zivilisationstheorie gewissermaßen nur von einem gesellschaftlichen Oben her, etwa von der aristokratischen Elite am Hofe her, zu beschreiben vermöge. Gesellschaftliche Dynamik und historischer Wandel erscheine somit stets von dieser oder anderen Eliten initiiert und vorangetrieben. Schon in seinem „Prozeß der Zivilisation“ lässt sich allerdings erkennen, dass gesellschaftliche Entwicklungen immer wieder auch durch Nicht-Etablierte, durch Randständige (z.B. durch Künstler), durch einstmals machtlose Gruppierungen oder Kollektive (z.B. durch die Arbeiterbewegung) entscheidend beeinflusst wurden. Aufschlussreich erscheint in diesem Zu-

⁴² Für Schroer, Einleitung, 2005, S. 25, ist der Körper das, „was in den verschiedenen Zeitaltern, Gesellschaften und Kulturen darunter verstanden wurde und wird“. Wie Klein 2005, S. 74, ausführt, wird der Körper heute „auf der für die Theorie der Moderne charakteristischen Folie des Verhältnisses von Natur und Kultur“ gedeutet: „der Körper, verstanden als eine Synthese aus biologischem Geschlecht, psychischer Struktur und physischer Erscheinung, wird als sozial geformt interpretiert. Als solcher repräsentiert er die jeweiligen Ordnungsmuster des Sozialen [...]“

sammenhang überdies, dass Elias aus eigener Erfahrung mit der Position eines Randständigen resp. Außenseiters vertraut war. Als Wissenschaftler kam er erst in den 1970er Jahren, als er bereits in einem hohen Alter war, zu einem gewissen Ruhm. Als deutscher Jude hatte er sich 1935 gezwungen gesehen, aus Deutschland nach London zu emigrieren. In der Folge war es für ihn keineswegs einfach, einen Platz in der akademischen Welt zu finden. Über einen langen Zeitraum hat er keine sozial gefestigte und akademisch etablierte Position inne gehabt. Wie die folgenden Fallanalysen zeigen werden, bestehen im Hinblick auf die Randständigkeit gewisse Ähnlichkeiten zu den biografischen Erfahrungen einiger sozial Aufstrebender. Elias' eigener Lebenslauf weist – in gewissen Grenzen vergleichbare – Spuren der Prekarität und des Draußenstehens auf, wie sie in den Biografien dieser im Folgenden analysierten Nicht-Etablierten zum Vorschein kommen.⁴³

Neben dem „Prozeß der Zivilisation“ sei noch auf einen weiteren wesentlichen Bezugsrahmen für die vorliegende Untersuchung hingewiesen: Elias' „Studien über die Deutschen“ sind zwischen den frühen 1960ern und den späten 80ern entstanden. Sie dürfen als das Ergebnis einer jahrzehntelangen Forschungserfahrung und einer sehr ausgereiften Theorie erachtet werden. Elias hat zweifelsohne schon aufgrund seiner eigenen biografischen Erfahrungen eine besondere reflexive Distanz zu Deutschland und dessen Geschichte wahren können, was ihn mit vielen Intellektuellen verbindet, die ebenfalls emigriert sind und bedeutende Beiträge zur Erforschung der deutschen Geschichte geliefert haben (erinnert sei diesbezüglich nur an den Historiker Fritz Stern und die Soziologen Theodor W. Adorno und Helmuth Plessner). Dass diese wie Elias Deutschland vornehmlich an westlichen Industrienationen „gemessen“ haben, die bereits auf eine jahrhundertalte parlamentarische und zumindest partiell demokratische Tradition zurückblicken können, ist schon deshalb nicht verwunderlich, weil sie selbst meist nach ihrer Auswanderung das Leben und den Alltag in diesen Ländern genauestens kennenlernten. Abgesehen davon, dass die meisten dieser Intellektuellen schon vorher eher einem liberal-demokratischen bis sozialistischen Spektrum zugerechnet werden konnten, war es wohl auch dem konkreten Kennenlernen westlicher Demokratien zuzuschreiben, dass gerade von dieser Gruppe von Emigranten die Sonderwegsthese weiterentwickelt worden ist. An dieser Stelle sei schon vorweggenommen, dass auch Vertreter einer jüngeren Generation von Wissenschaftlern den Sonderweg Deutschlands betonten. So stellte beispielsweise Ralf Dahrendorf, auf dessen Arbeiten einzugehen sein wird, ebenfalls Vergleiche mit Staaten wie England, Frankreich und den Niederlanden an. Er war allerdings aus freiem Willen im Laufe seiner akademischen Karriere in diese westlichen Staaten gekommen und mit den dortigen Verhältnissen vertraut geworden. Die Erfahrungen vor Ort,

⁴³ Es sei dazu angemerkt, dass er sich dieser Thematik auch in einer in Großbritannien entstandenen wissenschaftlichen Arbeit über „Etablierte und Außenseiter“ (engl. Original von 1965) gewidmet hat.

im alltäglichen Miteinander ließen für ihn und einige andere ForscherInnen seiner Generation die Differenzen zwischen Deutschland und dem „Westen“ deutlich hervortreten.⁴⁴ Man greift entschieden zu kurz, wenn man die These des Besonderen bzw. Eigentümlichen an den deutschen Verhältnissen schlichtweg auf abstrakte, theoretisch-philosophische Erwägungen oder gar ideologisch motivierte Konstrukte zurückführt, wie es Geschichtswissenschaftler des Öfteren tun.⁴⁵ Menschen wie Elias, Plessner und Dahrendorf haben das Leben im Westen ganz konkret als ein in vielerlei Hinsicht zivilisierteres erfahren.

Es ist geradezu eine Ironie der deutschen Geschichte – das sei noch zu Elias angefügt –, dass sie auf verschiedenen Ebenen als eine Geschichte des Aufstiegs gedeutet werden kann. Verglichen mit anderen europäischen Staaten hat sich Preußen relativ spät in die Weltgeschichte eingeschaltet, ist dann aber sehr rasch und angesichts seiner geringen Ursprungsfläche in beträchtlichem Ausmaß expandiert. Wie aus dem Nichts stellte es sich plötzlich neben die bestehenden Großmächte Frankreich, Russland und Österreich. Dieser machtpolitische Aufstieg setzte sich im 19. Jahrhundert auch in ökonomischer und wissenschaftlicher Hinsicht fort,⁴⁶ um im deutschen Kaiserreich politisch und geistig in Gigantomanie, imperialistisch-kolonialistischen Größenwahn und mythisch-nationalistische Selbstverherrlichung auszuarten. Elias weist darauf hin, dass die Kehrseite dieses Aufstrebens in einem fortwährenden Minderwertigkeitskomplex⁴⁷ des sich stets als von außen bedroht und zu spät gekommen⁴⁸ fühlenden Deutschland bestand (Plessner hatte schon vorher von der „verspäteten Nation“ gesprochen⁴⁹). Ein Teil der Gesellschaft, das Bürgertum, das in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert für sich zusehends mehr Einfluss reklamierte, wird überdies von Elias gewissermaßen als ein aufsteigender Stand beschrieben.⁵⁰ Aus spezifischen Gründen wurden diese Mittelschichten jedoch immer wieder „ausgebremst“ und blieben – abgesehen von kleinen Fraktionen (Bankiers, Großindustriellen, hohen Beamten) – von politischen und herrschaftlichen Funktionen ausgesperrt. Der Adel kann sich in Deutschland sogar noch über den verlorenen Ersten Weltkrieg und die kurz auf-

⁴⁴ Bei Jarausch 2004, S. 21, der selbst eher eine kritische Distanz zur Sonderwegsthese wahr, heißt es dazu: „Aufgrund positiver Austausch Erfahrungen mit den zivileren Formen westlicher Gesellschaften übernahm die jüngere Intellektuellengeneration die von Emigranten formulierte kritische Interpretation deutscher Vergangenheit.“

⁴⁵ So vor einiger Zeit neuerlich ersichtlich bei Doering-Manteuffel 2001, S. 460. Insgesamt erscheint die Sonderwegsthese heute in der Betrachtung der Geschichtswissenschaft stark relativiert. Vor allem die ‚Bielefelder Schule‘ hält sie noch in wesentlichen Punkten aufrecht. Dazu etwa Kocka 1998, S. 369f.

⁴⁶ Elias, Studien, 1998, S. 156.

⁴⁷ Elias, Studien, 1998, S. 416.

⁴⁸ Elias, Studien, 1998, S. 372.

⁴⁹ Plessner 1974 (erstmalig 1935 unter dem Titel „Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche“ erschienen).

⁵⁰ Elias, Studien, 1998, S. 182f.

flackernde Revolution von 1918/19 hinaus die entscheidenden Machtpositionen sichern.⁵¹ Wie erwähnt, wird sich in der vorliegenden Untersuchung zeigen, dass der Mangel an gesellschaftlicher und politischer Partizipation in der Folge, bis in die Bundesrepublik hinein für weitere Teile der Gesellschaft unterhalb der bürgerlichen Mittelschichten ein wesentliches Hemmnis für die individuelle Entfaltung darstellen sollte. Bis in die Gegenwart hinein fühlen sich individuell Aufstrebende fortwährend als zu spät Gekommene, sehen sich oft an einem bestimmten Punkt ihres Weges ausgebremst und kämpfen teils ihr Leben lang mit Minderwertigkeitskomplexen. Bestimmte Aspekte von Aufstiegsbewegungen begegnen also auf verschiedenen Ebenen: auf nationalstaatlicher, sozial-ständischer und individuell-biografischer Ebene. Elias versucht die Mikro- und die Makrophänomene als ineinander verflochtene darzustellen⁵² und darüber hinaus auch eine vergleichend-internationale Perspektive einzunehmen.

Pierre Bourdieu

Da die im Zentrum der vorliegenden Ausarbeitung stehende Gruppierung der sozialen AufsteigerInnen sich aus einem gesellschaftlichen Unten rekrutiert, in dem die für ein Fortkommen wichtigen Ressourcen meistens nur in sehr eingeschränktem Maße zur Verfügung stehen, liegt es nahe, sich auf den soziologischen Ansatz von Pierre Bourdieu (1930-2002) zu beziehen, der eben diese Ressourcenknappheit genauer zu fassen vermag. Dabei spricht allerdings nicht allein die Differenziertheit, die sich in den schon erwähnten verschiedenen Kapitalsorten ausdrückt, für diesen Ansatz, sondern auch der explizite Bezug auf die Praxis des Alltags, der sich insbesondere in seinem berühmtesten Werk „Die feinen Unterschiede“ manifestiert. Die Ergebnisse dieses quasi bis in die gesellschaftliche Gegenwart weiter ausdifferenzierten praxeologischen Theoriegebäudes sind implizit und explizit in die Einzelfallanalysen der vorliegenden Untersuchung eingeflossen. Bourdieu hat in der Auseinandersetzung mit der Praxis völlig unterschiedlicher Gesellschaftstypen (erinnert sei an seine ersten Studien über die quasi vormodernen Kabylen in Algerien, an die sich dann erst seine Arbeiten über den modernen Industriestaat Frankreich anschlossen) nicht nur ein äußerst differenziertes begriffliches Instrumentarium entwickelt, sondern mit seinem Habituskonzept auch einen Weg gefunden, den für sozialwissenschaftliche Untersuchungen so hinderlichen Dualismus von Gesellschaft und Individuum – dem ja auch Elias eine klare Absage erteilt⁵³ – zu überwinden. Es wird sich zeigen, dass gerade soziale Aufsteiger oft gesellschaftsstrukturelle Barrieren in recht eigenwillig-individueller Weise bearbeiten müssen, um ihren Bestrebungen zu entsprechen. Indes ist dem Werk

⁵¹ Elias, Studien, 1998, S. 34f.

⁵² Wie Greiffenhagen 2000, S. 245, erläutert, ist es für die Politische Kulturforschung bisher immer noch „weitgehend ungeklärt“, „auf welche Weise Mikro- und Makroebene verknüpft sind“.

⁵³ Elias, Die Gesellschaft der Individuen, 1987.

Bourdieu, das sich ja auf eine Vielzahl von sozialen Feldern und Schichten bezieht, zu entnehmen, dass die erwähnte Vermittlung zwischen Einzelem und Kollektivem als Aufgabe und Problem keineswegs nur sozial Mobile, sondern grundsätzlich in graduellen Abstufungen jedes menschliche Individuum betrifft. Betrachtet man das Gesamtwerk Bourdieus, dann tritt eine gewisse werkimmanente Entwicklung zutage. Als Ethnologe und Soziologe hatte er lange Zeit eher das Gesamte einer Gesellschaft in den Blick genommen, obwohl er dabei auch den Habitus von Angehörigen bestimmter Klassen und Schichten (unter anderem des Kleinbürgertums⁵⁴, aus dem sich soziale Aufsteiger in den meisten Fällen rekrutieren) zu beschreiben vermochte – allerdings stark typisierend. Erst mit seiner umfassenden Studie „Das Elend der Welt“ (das französische Original erschien 1993) kommen die konkreten Befindlichkeiten einzelner Individuen zur Sprache. Hier ist zumindest ansatzweise eine Verschiebung der Perspektive hin zum interviewten Biografieträger auszumachen. Bourdieu stellt in dieser Gesellschaftsanalyse unter anderem teils hochinteressante Aufstiegsgeschichten aus dem (post-)modernen Frankreich vor.⁵⁵

Kurz vor seinem Tod hat Bourdieu noch eine Art Autobiografie hinterlassen, die er als soziologischen Selbstversuch⁵⁶ bezeichnete und eher als „Anti-Autobiographie“⁵⁷ verstanden wissen wollte. Er zeichnet darin trotz weiterhin bestehender Vorbehalte gegen biografische Darstellungen seinen eigenen Aufstiegsweg nach (provinzielle Herkunft aus dörflich-ländlichen Verhältnissen, bildungsferne Eltern, eigene schulische Erfolge, Internatsdasein etc.).⁵⁸ Spezifische Mechanismen, die bei solch außergewöhnlichen Mobilitätsphänomenen zu verzeichnen sind, werden eingehend beschrieben. Ein kleiner Auszug mag das verdeutlichen:

„Tatsächlich habe ich nur sehr langsam begriffen, daß gewisse meiner alltäglichen Verhaltensweisen oft falsch gedeutet wurden, weil die Art und Weise, Tonfall, Stimme, Gebärden, Gesichtsausdruck, deren sie sich zuweilen bedienen, in der Mischung aus aufreizender Gehemmtheit und aufmüpfiger, sogar wütender Grobheit für bare Münze, also zu ernst genommen wurden und sich von der kühlen Selbstsicherheit der hochgeborenen Pariser so deutlich unterschieden, daß sie immer Gefahr liefen, angesichts solch unwillkürlicher oder manchmal fast gewohnheitsmäßiger Verstöße gegen die guten universitären und intellektuellen Sitten ihrerseits unkontrollierte und zänkische Verhaltensweisen hervorzurufen.“⁵⁹

Im Rückblick subsumiert Bourdieu sein damaliges Verhalten als „die Besonderheiten meines Habitus“. Er sei zwischen zwei „Welten und ihren unversöhnlichen

⁵⁴ Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 500ff.

⁵⁵ Bourdieu et al., Das Elend der Welt, 1998, S. 587ff., 659ff. u. 681ff.

⁵⁶ Bourdieu, Ein soziologischer Selbstversuch, 2002.

⁵⁷ Schultheis, Nachwort, in: Bourdieu 2002, S. 133.

⁵⁸ Sehr interessante weitere autobiografische Details insbesondere über die frühe Biografie Bourdieus (z.B. über die große Bedeutung der Schule und des Sports) finden sich überdies in einem Interview: Kneihns 1998.

⁵⁹ Bourdieu 2002, S. 101.

Werten gefangen“ gewesen.⁶⁰ Derartige Einsichten und Erkenntnisse werden auch für die nachfolgenden Fallanalysen der vorliegenden Studie von Bedeutung sein. Dass Bourdieu bereits in den 1960er und 70er Jahren Arbeiten publiziert hat, die der Erforschung sozialer Ungleichheit in den verschiedensten Bereichen bis in die Gegenwart hinein entscheidende Impulse verleihen, sei hier nur ergänzend nachgetragen.⁶¹

Selbst wenn Bourdieu sich, wie erwähnt, mit unterschiedlichen Gesellschaften und verschiedenen Zeitstadien von Gesellschaften beschäftigt hat,⁶² so bleibt die diachron-historische Sicht doch deutlich hinter der synchronen⁶³ Perspektive zurück.⁶⁴ Allerdings lässt sich eine strenge Trennung zwischen der synchronen und der diachronen Ebene, wie angedeutet, eigentlich nur zu analytischen Zwecken vornehmen. Denn bestimmte soziale Gegebenheiten, soziale Prozesse und Mechanismen der Macht- und Ressourcenverteilung, die Bourdieu auf bestimmte gesellschaftliche Figurationen bezogen – also auf synchroner Ebene – beschrieben hat, sind auch in anderen Gesellschaften und zu anderen Zeiten wirksam. Z.B. lässt sich die für das aufstrebende Kleinbürgertum des 20. Jahrhunderts charakteristische Bildungsbeflissenheit⁶⁵ – die sich insbesondere durch Eifer und Bemühen beim Wissenserwerb zu erkennen gibt – schon bei unteren bis mittleren sozialen Schichten des 18. Jahrhunderts finden. Nur offenbarte sie sich in der früheren Epoche in einer anderen Ausdrucksform oder Intensität. Ähnliche und vergleichbare Attitüden, mentale Dispositionen und kognitive Muster sind mitunter über die Epochenabschnitte hinweg ausfindig zu machen.⁶⁶ Es bietet sich daher für die Analyse der Aufsteigerbiografien an, die eher synchrone Perspektive von Bourdieu mit der historisch-evolutionären Sicht, die bei Elias vorherrscht, zu kombinieren.

⁶⁰ Bourdieu 2002, S. 112. Wie jetzt Rieger-Ladich 2006, S. 275f., ausführt, ähnelt die „eigentümliche Ortlosigkeit“ des sozialen Aufsteigers Bourdieu, die über die gesamte akademische Laufbahn von Bedeutung bleibt, „in gewisser Weise“ der „erzwungenen Heimatlosigkeit“, die das Intellektuellendasein von Hannah Arendt und Theodor W. Adorno im Exil kennzeichnet: Alle Drei entwickeln in ihrer jeweiligen „Deplaziertheit“ eine „privilegierte Perspektive“, eine „gesteigerte epistemologische Wachsamkeit“.

⁶¹ Zu dieser Thematik seien lediglich die schon vom Buchtitel her einschlägigen Arbeiten aufgeführt: Bourdieu/Passeron 1971 (frz. Originaltext partiell von 1966); Bourdieu 1974; Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998 (frz. Original von 1979). Für die Ungleichheitsthematik kommt in den 1980ern unter anderem noch hinzu: Bourdieu 1985.

⁶² Abgesehen von seinen Arbeiten zur Kabylei und zu verschiedenen Zeitstadien des modernen Frankreichs liegen auch Essays zu bestimmten Aspekten z.B. in der DDR, in Japan usw. vor.

⁶³ Manchen Kritikern erscheinen Bourdieus Gesellschaftsbeschreibungen sogar statisch.

⁶⁴ Auch eine neuere Untersuchung wie „Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes“ (2001, frz. Original von 1992), in der unter anderem eine historisch-generative Beschreibung des künstlerischen Feldes versucht wird, kann daran kaum etwas ändern.

⁶⁵ Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 500.

⁶⁶ Auf die deutschen Verhältnisse bezogen ist der Aspekt mentaler Dispositionen insbesondere bei der Frage nach einem Wandel derselben nach dem politischen Systemwechsel 1945/49 interessant. Für die westdeutsche Entwicklung vgl. Schwelling 2001; für die ostdeutsche Entwicklung: Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004.

Bourdieu selbst hat übrigens auch auf der ersten Textseite der „Feinen Unterschiede“ direkt auf Elias rekurriert („gestützt auf die Analysen von Norbert Elias“). Der damit verbundene kurze Hinweis auf eine „die Epochen und politischen Regimewechsel überdauernde und noch immer wirksame Existenz des aristokratischen Modells der ‚höfischen Gesellschaft‘, inkarniert in einer Pariser Großbourgeoisie, die alles Prestige und alle – gleichermaßen ökonomischen wie kulturellen – Adelsprädikate in sich vereint“⁶⁷, veranschaulicht noch einmal anhand eines konkreteren Beispiels die theoretische Verwandtschaft zwischen diesen beiden Soziologen.⁶⁸ Bourdieu deutet hier ein Epochen überdauerndes Modell an, das es wechselnden Eliten ermöglicht, über bestimmte Machtinstrumente und Kapitalsorten bzw. Ressourcenarten in eine privilegierte Position zu gelangen. Gesellschaften verändern sich, die Führungsschicht wird modifiziert und die Machtdifferenziale verschieben sich. Bestimmte Mechanismen des Machterwerbs und Machterhalts bleiben aber über die Zeit hinweg erhalten.⁶⁹

Eine entscheidende Übereinstimmung zwischen den Theoretikern Elias und Bourdieu besteht – das sei noch einmal zusammengefasst – darin, dass sie beide figurationssoziologisch argumentieren. Erhält man bei Bourdieu vornehmlich ein Verständnis der Klassenhabitus und mit gewissen Einschränkungen auch der biografischen Habitus, so bietet Elias, der ebenfalls Klassen- und Individualhabitus beleuchtet, seiner LeserIn darüber hinaus auch eine Vorstellung von nationalen Habitus.⁷⁰ Problemkonfigurationen von Aufsteigenden können auf der Basis die-

⁶⁷ Bourdieu, *feinen Unterschiede*, 1998, S. 11.

⁶⁸ In theoriegeschichtlichen Einordnungen der mittlerweile zu „Klassikern“ erhobenen beiden Autoren werden sie bereits des Öfteren explizit aufeinander bezogen. Schwingel 2003, S. 179, stellt die folgende Verbindungslinie her: „Die besten Anknüpfungspunkte für eine entwicklungssoziologische Erweiterung von Bourdieus Feldtheorie, vor allem bezüglich kultur- und machtsociologischer Fragestellungen, bietet nach meiner Einschätzung die Zivilisationstheorie, wie sie von Norbert Elias entwickelt wurde.“ Vgl. für eine solche Zusammenführung von Eliasscher und Bourdieuscher Theorie auch Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004 sowie Alheit 2005b. Als theoretische Vergleiche dieser beiden Soziologen siehe: Barlösius 2003; Döcker 1997.

⁶⁹ Kraus 2001, S. 40, verweist diesbezüglich als Ergebnis der „gegenwärtigen Globalisierung“ auf die „Internationalität der Bourgeoisie“: „Gibt es bereits eine ‚globale‘ oder ‚internationale‘ Bourgeoisie, vergleichbar der europäischen Aristokratie der Feudalgesellschaft? In der Tat gibt es renommierte Bildungsstätten, die Zulauf aus aller Welt haben, wie z.B. einige amerikanische Spitzen-Universitäten und verschiedene Business Schools mit internationalem Anspruch; berufliche Stationen im Ausland gelten dem Vernehmen nach inzwischen als absolutes ‚Muss‘ für eine erfolgreiche Karriere in den großen, international agierenden Unternehmen.“

⁷⁰ Der Grundbegriff des Habitus geht auf eine längere Verwendungstradition in der Philosophie und Soziologie zurück. Bourdieu 1992b, S. 30, selbst expliziert zu der Herkunft des Terminus: „Der Begriff ist von vielen, höchst unterschiedlichen Autoren vor mir benutzt worden: von Hegel, Husserl, Weber, Durkheim wie Mauss.“ Übernommen habe Bourdieu den Begriff „im Gefolge meiner Panofsky-Rezeption“, also von einem Kunsttheoretiker (Bourdieu 1992b, S. 30). Noch weiter in die Begriffsgeschichte zurückschauend, nennt er die mittelalterliche Scholastik, die den Terminus als Übersetzung für *hexis* bei Aristoteles eingesetzt habe (Fuchs-Heinritz/König 2005, S. 133).

ser beiden theoretischen Ansätze präziser und umfassender beleuchtet werden, als sie bisher von der Forschung behandelt wurden.

2.3 Forschungsarbeiten verschiedener Disziplinen zum Phänomen *sozialer Aufstieg*

Aus der Vielzahl von Forschungsarbeiten zum Thema „sozialer Aufstieg“ in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen können hier nur die angesprochen werden, die in unterschiedlicher Hinsicht für die vorliegende Untersuchung Anknüpfungsmöglichkeiten bereitstellten.

Eine erste historische Konturierung der allgemeinen Entwicklung von Bildungs- und Mobilitätschancen seit dem 18. Jahrhundert bietet der Historiker Kaelble.⁷¹ Seine Arbeiten zu diesem Thema sind bereits komparatistisch, d.h. mit den Verhältnissen in anderen westeuropäischen und nordamerikanischen Staaten vergleichend, ausgerichtet.

Einen genaueren Blick auf die Chancenstruktur an Bildungseinrichtungen gewährt ein Gemeinschaftsprojekt von Peter Lundgreen/Margret Kraul/Karl Ditt.⁷²

Eine explizit biografisch-soziologische Analyse von individuellen Aufstiegs Pfaden einer bestimmten Berufsgruppe (Akademiker) findet sich in zwei umfangreichen Studien von Martin Schmeiser,⁷³ dessen theoretischer Ausgangspunkt vor allem das Werk von Max Weber ist. Einige interessante Mechanismen und Termini (z.B. die Bildungsferne des Herkunftsmilieus, die soziale Patenschaft, das Doppelleben der Aufsteigenden) konnten aufgegriffen und weiterentwickelt werden. Schmeisers Arbeiten setzen trotz ihrer spezifischen Ausrichtung auf eine kleine Subgruppe von Aufsteigern bis in die Gegenwart hinein einen erkenntnistheoretischen Maßstab für das Phänomen sozialer Aufstieg im Allgemeinen.

Ausdrücklich am Kapitalkonzept von Bourdieu orientiert ist die jüngst erschienene historische Großuntersuchung von Simone Lässig zum sozialen Aufstieg von Juden im Deutschland des 19. Jahrhunderts.⁷⁴ An dieser spezifischen Gruppierung sozial Aufsteigender wird ersichtlich, dass eine institutionalisiert-gezielte Förde-

⁷¹ Kaelble, Hartmut (1983): Soziale Mobilität und Chancengleichheit im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen; Kaelble, Hartmut (1986): Gesellschaftsepochen und soziale Mobilität, in: Jürgen Bergmann u.a. (Hg.): Arbeit, Mobilität, Partizipation, Protest. Gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, Opladen, S. 66-95.

⁷² Lundgreen, Peter/Kraul, Margret/Ditt, Karl (1988): Bildungschancen und soziale Mobilität in der städtischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Göttingen.

⁷³ Schmeiser, Martin (1994): Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung, Stuttgart; Schmeiser, Martin (1996): Deutsche Universitätsprofessoren mit bildungsferner Herkunft, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 3, S. 135-183.

⁷⁴ Lässig, Simone (2004): Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert, Göttingen.

rung (etwa durch eigene jüdische Bildungseinrichtungen) Mobilitätsprozesse auf sehr breiter Ebene – geradezu als eine kollektive Erfahrung – ermöglicht. Insofern ist dieses jüdische Erfolgsmodell, dem leider nach 1933 durch den Rückfall des nicht-jüdischen deutschen Umfelds in die Barbarei der Boden entzogen wurde, eher als Kontrastmodell zu den ansonsten seltenen sozialen Aufstiegsfällen nicht-jüdischer Menschen in Deutschland interessant.

Ebenfalls ausgehend von Bourdieus praxeologischer Theorie ist eine Magistraarbeit von Inga Truschkat.⁷⁵ Hier wird mit einem biografiethoretischen Ansatz auf der Basis narrativer Interviews unter anderem nach habituellen Logiken von Studierenden gefragt, die zur Reproduktion von sozialer Ungleichheit beitragen.

Neben dieser Untersuchung liegen für das späte bis ausgehende 20. Jahrhundert noch zwei weitere hochinteressante Arbeiten vor:

In einer soziologischen Studie untersucht Sylvia Meichsner mit einem Bourdieuschen Instrumentarium die Karrierewege von Gerhard Schröder und Joschka Fischer,⁷⁶ die ja heute angesichts ihrer Herkunft aus kleinen Verhältnissen geradezu als Beleg für die Realisierung der Chancengleichheit in Deutschland herhalten müssen. Meichsner kommt zu dem Ergebnis, dass die beiden Karrieren, die durchaus als „Ochsentouren“ bezeichnet werden können, „unter geschickter Nutzung der vorhandenen Handlungsoptionen und Ressourcen völlig folgerichtig verlaufen sind“.⁷⁷

Eine in mancherlei Hinsicht aufschlussreiche Studie zum Bildungsaufstieg türkischer MigrantInnen aus der zweiten Generation hat Andreas Pott vorgelegt.⁷⁸ Der darin genutzte systemtheoretische Ansatz liefert vor allem im Hinblick auf räumliche und ethnische Segregations- und Ausschlussmechanismen, die bei MigrantInnen eine besondere Erklärungskraft erlangen, neue Erkenntnisse.

Das Phänomen des sozialen Aufstiegs ist offenkundig erst in den 1990er Jahren⁷⁹ als eine Fragestellung erkannt worden, die auf ganz verschiedene Bevölkerungs-

⁷⁵ Truschkat, Inga (2000): „Meine Eltern sind beide keine Akademiker“. Herkunftsbedingungen und habituelle Logiken von Studierenden als Reproduktionsfaktoren sozialer Ungleichheit. Eine biographisch-analytische Untersuchung, [Magistraarbeit] Göttingen 2000. [Publikation: Göttinger Beiträge zur erziehungswissenschaftlichen Forschung 23, Göttingen 2002].

⁷⁶ Meichsner, Sylvia (2002): Zwei unerwartete Laufbahnen. Die Karriereverläufe von Gerhard Schröder und Joschka Fischer, Marburg.

⁷⁷ Meichsner 2002, S. 151f.

⁷⁸ Pott, Andreas (2002): Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten Migrantengeneration, Opladen.

⁷⁹ Von den etwas älteren Arbeiten waren insbesondere die pädagogisch-soziologische von Haeberlin, Urs/Niklaus, Eva (1978): Identitätskrisen. Theorie und Anwendung am Beispiel des sozialen Aufstiegs durch Bildung, Bern/Stuttgart sowie die soziologische Studie von Ortmann, Hedwig (1971): Arbeiter und sozialer Aufstieg. Kritik einer bildungspolitischen Leitvorstellung, München und die psychoanalytische Untersuchung von Streeck, Ulrich (1981): Zwischen Drinnen und Draußen: Zur Doppelorientierung sozialer Aufsteiger, in: Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse 27, S. 25-44, in verschiedener Hinsicht hilfreich.

und Ursprungsgruppen bezogen werden kann. Es ist bezeichnend für das immer noch mangelhafte Interesse für dieses Forschungsgebiet als Ganzes, dass in historischen und selbst in soziologischen Nachschlage- und Standardwerken sowie Lexika der Begriff „soziale Mobilität“ oder „sozialer Aufstieg“ im Sachregister häufig nicht eigens verzeichnet ist.

Eine historisch-biografische Perspektive auf diesen Gegenstand, wie sie in der vorliegenden Ausarbeitung eingenommen wird, kann somit bereits als eine Erweiterung des Blickfeldes bezeichnet werden. Mit der Frage nach der Genese und Entwicklung, nach Veränderungen und Kontinuitäten von individuellen Aufstiegsbewegungen und rahmenden Strukturbedingungen über drei Epochenabschnitte hinweg wird epistemologisches Neuland betreten. Unter pädagogisch-bildungstheoretischen Gesichtspunkten ist überdies die besondere Aufmerksamkeit für das Leibverhältnis dieser sozialen Gruppierung als eine Vertiefung des biografischen Erkenntnisinteresses zu verstehen. Im Vergleich mit den anderen Beiträgen des rahmenden Forschungsprojekts lassen sich Gemeinsamkeiten und Differenzen zum Leibverhältnis und zu anderen biografiebezogenen Aspekten bei VertreterInnen anderer sozialer Gruppierungen erkennen. Die Frage nach dem Leibverhältnis von AufsteigerInnen hat überdies – das sei schon vorweggenommen – insbesondere für den Zeitabschnitt um 1900 zu einem überraschenden Ergebnis auch im Hinblick auf die Chancenstrukturen in Deutschland geführt.

2.4 Zum Quellenmaterial und zur Quellenauswahl

Aus der Quellensammlung des rahmenden Projekts konnten für die hier behandelte Sozialgruppe für die drei Epochenabschnitte in unterschiedlicher Anzahl Quellentexte verwendet werden:

- Für die Zeit „um 1800“ wurden neben den im Folgenden genauer untersuchten 7 autobiografischen Texten (2 von Frauen: Christina Gabriel, Caroline Rudolphi; 5 von Männern: Ulrich Bräker, Johann Christoph Händler, Christian Gottlob Heyne, Gottlieb Hiller, Johann Heinrich Voß) noch 2⁸⁰ weitere einer eingehenden Prüfung unterzogen. Von diesen insgesamt 9 Texten sind 2 von Frauen geschrieben.
- Für den Epochenabschnitt „um 1900“ konnten über die untersuchten 5 Autobiografien (1 von einer Frau: Christine Holstein; 4 von Männern: Franz Rehbein, Dietrich Schäfer, Herrmann Sudermann, Gustav Weise) hinaus noch

⁸⁰ Dinnendahl, Franz (1905): Das Lebensbild eines deutschen Kunstmeisters. Mit Einleitung und Ergänzungen von Conrad Matschoß, in: Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen 26, S. 3-52; Moritz, Karl Philipp (1994): Anton Reiser. Ein psychologischer Roman, Ditzingen [Original zuerst 1785-1790].

³⁸¹ weitere eingesehen werden. Von diesen insgesamt 8 Texten sind wiederum 2 von Frauen verfasst worden.

- Für den Zeitabschnitt „um 2000“³⁸² wurden neben den 3 analysierten Autobiografien (1 von einer Frau: Inge Viett; 2 von Männern: Bommi Baumann, Wolfgang Bittner) noch ³⁸³ weitere genauer betrachtet. 3 dieser insgesamt 6 Texte haben Frauen geschrieben.

Für die detailliertere Untersuchung wurden Quellentexte ausgewählt, die sowohl unter allgemein biografisch-bildungstheoretischen wie auch unter speziell körperbezogenen Aspekten die fruchtbarsten Ergebnisse zu versprechen schienen. Im Hinblick auf letztere Aspekte ging es nicht nur darum, dass der Leib/Körper besonders häufig thematisiert wird, sondern auch darum, wie die jeweiligen AutobiografInnen über ihn schreiben. Derart qualitative Kriterien haben bei der Auswahl der eingehender zu untersuchenden Texte in der Regel den Ausschlag gegeben. Die Qualität der vorgefundenen Leibthematisierung war auch mitentscheidend für die Auswahl der jeweils als zentral behandelten Texte. Abgewogen werden musste dieses Kriterium allerdings mit der Frage, wie weit es sich im Einzelfall jeweils um eine zeittypische Aufstiegsbewegung handelt. Denn in den zentralen Fallanalysen sollten sich wesentliche Charakteristika eines Epochenabschnitts im Hinblick auf Aufstiegspfade und Chancenstrukturen widerspiegeln. Die Entscheidung für einen bestimmten Fall als Zentralfall erwächst somit auch aus dem im Forschungsprozess erarbeiteten Wissen um die Gesamtheit von jeweils epochentypischen Phänomenen. Dass insgesamt nur knapp ein Drittel der ausgewählten Quellentexte von Frauen stammten, ist vornehmlich durch die Quellenlage bedingt. Besonders für die Zeit um 1800 lässt sich – wenn man alle sozialen Stände resp. Gruppierungen zusammennimmt – eine erheblich größere Zahl von Autobiografien auf Seiten der Männer feststellen.⁸⁴ In den beiden folgenden Epo-

⁸¹ Bürgel, Bruno H. (1919): *Vom Arbeiter zum Astronomen. Die Lebensgeschichte eines Arbeiters*, Berlin; Popp, Adelheid (1980): *Jugend einer Arbeiterin*, hg. und eingel. von Hans J. Schütz, Berlin/Bonn; Trutz, Nikolaus (1914): *Vom Wanderstab zum Automobil. Eines deutschen Handwerkers Streben und Erfolg*, Paderborn.

⁸² Eine Aufsteigerautobiografie ostdeutscher Provenienz, die als beispielhaft für die Verhältnisse in der DDR gelten könnte und für einen Vergleich fruchtbar gewesen wäre, konnte nicht ausfindig gemacht werden.

⁸³ Ateş, Seyran (2003): *Große Reise ins Feuer. Die Geschichte einer deutschen Türkin*, Berlin; Hahn, Ulla (2001): *Das verborgene Wort*, Stuttgart/München; die vier autobiografischen Einzeltexte von Innerhofer werden hier zusammen als ein Gesamttext angesprochen: Innerhofer, Franz (1974): *Schöne Tage*, Frankfurt a.M.; Innerhofer, Franz (1975): *Schattseite*, Frankfurt a.M.; Innerhofer, Franz (1977): *Die großen Wörter*, Salzburg/Wien; Innerhofer, Franz (1982): *Der Emporkömmling*, Salzburg/Wien. Die Lebensgeschichte von Ateş wird im Schlussteil im Hinblick auf bestimmte Aspekte etwas eingehender behandelt.

⁸⁴ Ein deutliches Kennzeichen für den Legitimationsdruck, unter dem weibliches Schreiben um 1800 stand, ist z.B. das in vielen Fällen vorausgehende Vorwort eines männlichen (bürgerlichen) Herausgebers. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass Unterbürgerliche wie auch Frauen

chenabschnitten ist dieses Missverhältnis zwischen den Geschlechtern schon deutlich weniger signifikant.

2.5 Aufbau der Untersuchung

Nach einem skizzenhaften Überblick über die Bildungs- und Mobilitätschancen etwa vom 18. Jahrhundert bis in die Zeit der postindustriellen Gesellschaft, der die Einleitung abschließt, werden in den drei Hauptteilen der Untersuchung die drei Epochenabschnitte um 1800, um 1900 und um 2000 mit Blick auf die biografischen Fallgeschichten in chronologischer Reihenfolge analysiert. Dabei kommt für jeden Zeitabschnitt erst einmal eine exponierte Persönlichkeit zu Wort, um einen kurzen Eindruck davon zu erhalten, wie die Themen „soziale Mobilität“ und „soziale (Un-)Gleichheit“ jeweils im Bewusstsein der Zeitgenossen verankert waren. Darauf folgt wiederum für jeden einzelnen Zeitabschnitt eine moderne figurationssoziologische Einordnung der bestehenden äußeren Strukturbedingungen und der inneren psychischen Strukturierungen der Menschen, d.h. insbesondere der sozial Aufstrebenden. Hierbei kann vornehmlich auf die entsprechenden Ergebnisse von Norbert Elias Bezug genommen werden. Nach diesen rahmenden historisch-soziologischen Einordnungen folgen die jeweils ausgewählten Fallanalysen, wobei es insbesondere darum gehen wird, das von den AutobiografInnen zur Darstellung gebrachte Leibverhältnis zu rekonstruieren. Wie sich zeigen wird, kann es sich dabei jedoch durchaus auch um ein kaum reflexiv durchdrungenes Verhältnis handeln. Dann gilt es, nach impliziten Bezügen auf den Körper, auf Gefühle oder Affekte zu fragen. Wichtig ist allerdings, dass der implizite und explizite Diskurs über die Leibdimension nichtsdestotrotz nur einen unter einer ganzen Reihe von Aspekten darstellt, die für die Fallanalysen von Interesse sind. Die Gewichtung der verschiedenen Aspekte richtet sich auch nach den jeweils wesentlichen äußeren sozialen Bedingungen sowie inneren Motivationen und Vorstellungen der ProtagonistInnen. Abgeschlossen wird jeder Epochenabschnitt mit einer Zwischenbilanz.

Im Ergebnisteil (Schluss) werden zusammenfassend einige Entwicklungslinien gezogen, die das Phänomen des sozialen Aufstiegs und das Schreiben von AufstiegsautobiografInnen nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet einzufangen vermögen, die sich im Laufe der Untersuchung herauskristallisiert haben.

um 1800 offenkundig dieser etablierten Fürsprecher bedürfen, um überhaupt schreiben bzw. publizieren zu können. Den *Außenseiter-Status* haben Frauen und Unterbürgerliche als Schreibende in dieser Epoche und teils auch noch um 1900 also gemeinsam.

2.6 Entwicklungsperioden der Bildungs- und Mobilitätschancen

Als Überleitung zu den drei Hauptteilen der Untersuchung mit den jeweils epochegebundenen Fallanalysen und Kontextbeschreibungen, soll nun ein Überblick über die äußeren, strukturellen Bedingungen dienen, denen Aufstiegswillige in den behandelten Epochenabschnitten gegenüberstehen. Für diesen Überblick kann auf entsprechende Ergebnisse der sozialgeschichtlichen Forschung zurückgegriffen werden. Lundgreen/Kraul/Ditt haben diesbezüglich ein grobes Raster erstellt, bei dem es sich, wie die ForscherInnen selbst betonen, lediglich um „Tendenzaussagen zur Geschichte des Ausmaßes an Bildungs- und Mobilitätschancen, ebenso zu den grundlegenden westeuropäischen, teilweise sogar atlantischen Gemeinsamkeiten“⁸⁵ handelt. Die vier Perioden seien „nicht exakt datierbar, sondern überlappen und vermischen sich durchaus“⁸⁶:

„1. Die Zeit vor der industriellen Revolution; die Periode der karitativen Bildungschancen
Mobilitätschancen: Wir wissen bisher nicht, wie groß oder klein, wie ungleich verteilt diese Chancen waren; aber die Vorstellung einer immobilen Gesellschaft ist vermutlich falsch, weil sich die verschiedenen Mobilitätsfaktoren (z.B. Berufs- und Sozialstruktur, demographische Entwicklung) gewandelt haben, wenn auch mit widersprüchlichen, keinem gleichsinnigen Trend folgenden Effekten.
Bildungschancen: Ihr Ausmaß war sehr gering, und bei enger Verkopplung, wie in Deutschland, zwischen Bildung und Amt (Kirche, Verwaltung, freie Berufe) stand neben der hohen Selbstrekrutierung der Eliten die eher zufallsgesteuerte Förderung des einzelnen begabten Kindes aus den Mittel- und Unterschichten. Für die übergroße Mehrheit der Berufsanfänger spielte Schulbildung keine selektierende Rolle, und der Zugang zur Bildung war noch relativ frei von Konkurrenz.

2. Die industrielle Revolution⁸⁷; Periode des Wettbewerbs um Bildungschancen ohne Bildungsexpansion

Mobilitätschancen: Das Ausmaß der Chancen muß kleiner, die Ungleichheit der Chancen größer angesetzt werden, als die geläufige Vorstellung eines goldenen Zeitalters sozialer Mobilität unter den Bedingungen der industriellen Revolution nahelegt. Denn die berufsstrukturellen Veränderungen reichten nicht weit genug, um negative Auswirkungen der sogenannten demographischen Transition auf die Chancen des einzelnen aufzufangen. Und solange der Eigentümer-Unternehmer in der Wirtschaft dominierte, waren dem sozialen Aufstieg in diese Berufsposition enge, sozial höchst ungleich verteilte Grenzen gezogen.

Bildungschancen: Die frühe Industrialisierung wirkte sich noch nicht oder kaum auf die Bildungschancen aus; innerbetriebliche Ausbildung und technischer Fortschritt ohne akademische Wissenschaft bestimmten die Welt der Wirtschaft. Wachstumsstörungen dieser sich nur langsam industrialisierenden Wirtschaft und stagnierender Arbeitsmarkt im öffentlichen Dienst leiteten über zum Wettbewerb um Bildungschancen unter restriktiven Bedingungen (Formalisierung des Hochschulzugangs; noch keine Zunahme der relativen Bildungsbeteiligung).

⁸⁵ Lundgreen/Kraul/Ditt 1988, S. 15. Die hierin dargebotene Periodisierung basiert auf den umfassenderen Ausführungen von Kaelble 1983.

⁸⁶ Kaelble 1983, S. 172.

⁸⁷ Als „Kernzeit der Industriellen Revolution“ in Preußen gibt Kaelble 1983, S. 27, die Zeit zwischen 1822 und 1861 an.

3. Der organisierte Kapitalismus; die Periode des Wettbewerbs um Bildungschancen bei leichter Bildungsexpansion

Mobilitätschancen: Sie verbesserten sich nach Umfang und Verteilung gegenüber der vorangegangenen Epoche, vor allem wegen der nunmehr deutlichen berufsstrukturellen Wandlungen (Zunahme der Angestelltenberufe), bis hin zum Manager-Unternehmer, dessen Berufsposition nicht mehr an Kapitalbesitz geknüpft war. Gleichzeitig expandierte der öffentliche Dienst im Zeichen zunehmender Staatsintervention, so daß sich die Berufs- und Aufstiegschancen vergrößerten, zumal sie kalkulierbar waren über das Kriterium erwerbbarer Bildungsabschlüsse.

Bildungschancen: Die Verschiebungen in der Berufsstruktur leiteten einen säkularen Wandel der Qualifikationsstruktur der Erwerbstätigen ein, dessen Anfänge, unter Bedingungen nur sehr langsamer Bildungsexpansion, durch verschärften Wettbewerb um Bildungschancen gekennzeichnet waren. Deutlicher Ausdruck dieses Wettbewerbs ist der bekannte Kampf um ‚Berechtigungen‘ zwischen den verschiedenen höheren Schultypen und Hochschultypen, ein Kampf um Zugang zu (oder Ausschluß von) den Arbeitsmärkten für Akademiker, Abiturienten und ‚Einjährige‘. Ob dieser langsam wachsende Markt, der die Bildungschancen durch Nachfrageimpulse leicht vergrößerte, zugleich die Chancenungleichheit der Bildung verringerte, ist allerdings zweifelhaft und höchstens für Sozialgruppen aus den Mittelschichten wahrscheinlich.

4. Die post-industrielle Gesellschaft; die Periode der wohlfahrtsstaatlichen Bildungschancen

Mobilitätschancen: Noch nie zuvor war das Tempo des berufsstrukturellen Wandels, vor allem das Wachstum des Dienstleistungssektors (Prozeß der ‚Tertiarisierung‘) so groß wie in der Epoche der post-industriellen Gesellschaft oder des modernen Wohlfahrtsstaates (vor allem seit Ende des Zweiten Weltkrieges). Die Berufs- und Aufstiegschancen der Mittel- und Unterschichten erreichten ungewohnt hohe Werte, waren allerdings weitgehend ‚erzwungen‘ (Strukturmobilität), und es ist keineswegs ausgemacht, ob man auch von Chancenumverteilung auf Kosten der Privilegierten sprechen kann.

Bildungschancen: Auch hier ist der zentrale Befund die Expansion dieser Chancen, ablesbar an den stark steigenden Quoten des relativen Schul- und Hochschulbesuchs, an der entsprechend expansiven Akademikerquote unter den Erwerbstätigen, überhaupt daran, daß die Schule jene „primäre soziale Dirigierungsstelle“ für Berufschancen geworden ist (Schelsky-These). Charakteristisch für diese Periode ist, daß die staatliche Bildungspolitik, nicht zuletzt unter dem Einfluß der politisch erstarkten (oder gar regierenden) Arbeiterbewegung, ‚Chancengleichheit‘ als Orientierung und Zielsetzung ihrer Maßnahmen begreift. Der Abbau von Ungleichheit in der schichtspezifischen Bildungsbeteiligung fiel allerdings langsamer und geringer aus, als vielfach erwartet.“⁸⁸

Der Hinweis von Lundgreen/Kraul/Ditt auf die „weitverzweigte Forschungsliteratur“, auf die sich dieses Raster stützt, deutet aufgrund seiner legitimierenden Funktion schon auf eine gewisse Problematik dieser Zusammenfassung hin. Die Überlappungen der Perioden stellen dabei noch das geringere Problem dar. Schwerer wiegt, dass die teils erheblichen nationalen Unterschiede im Hinblick auf das temporale Eintreten und das Ausmaß bestimmter Entwicklungsfaktoren auch innerhalb Westeuropas selbst nicht zum Vorschein kommen. Das erweist sich gerade mit Blick auf die deutschen Verhältnisse als ein Dilemma. Denn selbst wenn die Mehrheit der HistorikerInnen die sogenannte Sonderwegsthese heute ablehnt oder zumindest stark relativiert,⁸⁹ so wird man doch nicht darüber hinweg

⁸⁸ Lundgreen/Kraul/Ditt 1988, S. 13-15.

⁸⁹ Vgl. Kocka 1998.

sehen können, dass Deutschland sich in einzelnen Aspekten bis in die Gegenwart hinein in erheblicher Weise von anderen vergleichbaren Industrienationen unterscheidet. So hat Peter Lundgreen mit explizitem Bezug auf die Ergebnisse der PISA-Studie kürzlich eine bemerkenswerte Kontinuität sozial ungleicher Chancenverteilung in Deutschland seit dem späten 18. Jahrhundert hervorgehoben. Den gegenwärtigen Stand fasst er wie folgt zusammen:

„Betrachtet man die Verteilung von Bildungschancen, bei allen methodischen Schwierigkeiten, über längere Zeiträume, so zeigt sich in erster Annäherung ein erstaunlich stabiles Muster der Dreiteilung. Söhne (und Töchter) aus den bildungsnahen Oberschichten haben sehr hohe Chancen, um die 75%, den gleichen Bildungsstatus zu erreichen (Bildungsvererbung); Söhne (und Töchter) aus den Mittelschichten haben für beachtliche Minderheiten von 20-25% die Chance des Aufstiegs in die akademischen Eliten; Söhnen (und Töchtern) aus der bildungsfernen Arbeiterschaft ist diese Chance nach wie vor einer sehr kleinen Minderheit (ca. 5%) vorbehalten.“⁹⁰

Wiederum werden die „methodischen Schwierigkeiten“ bei derartigen Erhebungen nicht verschwiegen. In zahlreichen Untersuchungen, die teils mit unterschiedlichen Forschungsansätzen schon einige Jahre vor PISA vorgelegt wurden, konnte jedoch, wie erwähnt, die vergleichsweise hohe soziale Ungleichheit in verschiedenen Lebensbereichen in der BRD nachgewiesen werden. Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse der quantitativen Mobilitätsforschung mögen die folgenden Einzelfallanalysen sozial Aufsteigender in ihren jeweiligen historisch-sozialen Strukturzusammenhängen gesehen werden.

⁹⁰ Lundgreen 2003, S. 39.

Teil 1

Figuration des Phänomens *sozialer Aufstieg* um 1800

1. Die Stimme eines Zeitgenossen

Im Jahre 1797 schrieb Johann Gottfried Herder in einem Aufsatz über „Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes, oder des heiligen Geistes“ unter anderem folgende Zeilen:

„Als das Christenthum entstand, ward es sein unterscheidender Charakter, daß ohne Rücksicht des Alters und Standes ein neuer Geist auf alle ausgegossen ward und jede gute, jede nützliche Gabe ans Licht treten sollte [...]. Dadurch verband sich das Christenthum die Herzen der sonst vernachlässigten Stände, durch Herablaßung, durch Allgefälligkeit und Popularität. [...] Göttliche edle Talente im Menschen unbenutzt liegen, verrostet und sich selbst aufreiben zu lassen, ist nicht nur Hochverrath gegen die Menschheit, sondern der größte Schade, den ein Staat sich selbst zufügen kann: denn mit jedem dieser vergrabnen todten Capitale geht nicht nur, wie man glaubt, Capital und Zins verloren; sondern da diese lebenden Kräfte sich nicht eben immer wie todte Capitale begraben lassen, so gerathen sie an und durch einander und machen dem Gemeinwesen viel Verwirrung, viel Störung. Ein nicht angewandter Mensch ruht nicht, sondern weil er leben muß, zumal wenn er erbittert ward, kann er seine Gaben auch sehr übel anwenden; bis zuletzt alle diese lebendigen Räder in und durch einander gerathen und die ganze Maschine ein trauriges Schauspiel giebt. [...] Würde also diese Schule auch eine Werkstätte des prüfenden Geistes darinn, daß unter wohlbegabten Jünglingen nicht alle Einerlei beehrten, und sich führen liessen, wohin sie der Zeitgeist, der Hauch der Mode treibt. Alles drängt zu unsrer Zeit sich hinauf; zu viele wollen studiren; zu viele wollen Buchstabenmänner werden. O werdet Geschäftsmänner, liebe Jünglinge, Männer in

vielelei Geschäften; die Buchmänner sind die unglücklichsten von allen und müssen es nach Lage unsrer Zeit von Jahr zu Jahr immer mehr werden. Ein Handwerker, ein Künstler, ein Geschäftsmann ist gewiß der brauchbarere Mensch vor so vielen unnützen, halbgelehrten Buchstabenmahlern! [...] Wenn ihr einen dicken Meßcatalog in die Hand nehmt, so denkt, den größten Theil dieser Bücher hat der Hunger geschrieben, die Noth hat ihn dictirt. [...] O weckt andre Gaben in euch auf, ihr Lieben [...]. Thut was ihr tun könnt und sollt, das zu werden, wozu euch Gott, wozu die Natur euch bestimmt hat; und wählet nicht nach äußerem Rang und Anschein.“¹

Es kann hier nicht darum gehen, einer historischen Persönlichkeit in ihrer Individualität gerecht werden zu wollen. Es sei lediglich darauf hingewiesen, dass Herder gewiss einer der progressiveren und aufgeklärteren Denker seiner Zeit war. Die zitierten Zeilen sollen vielmehr exemplarisch eine gewisse Ambivalenz illustrieren, die für diesen Epochenabschnitt signifikant ist. Herder formuliert zunächst einen geradezu universalistischen Anspruch des Christentums, allen Menschen ohne Ansicht ihrer sozialen und biografischen Spezifika gerecht zu werden. Doch das kurz aufflackernde egalitäre Bild entpuppt sich im Weiteren als eine ideelle, noch zu schaffende Egalität der verschiedenen Begabungen und Talente, an die der Autor selbst kaum zu glauben vermag.

Die Gesellschaft als Ganzes scheint nur insofern einer Korrektur bedürftig zu sein, als sie diese unterschiedlichen Talente noch nicht wirklich als gleich bewertet. Würde sie dies tun, so Herders Gedanke, dann würden auch nicht so viele junge Männer – denn in dieser Zeit und noch ziemlich genau ein Jahrhundert länger dürfen in deutschen Territorien nur *männliche* Jugendliche höhere Schulen besuchen² – „hinauf“ drängen, da es ja kein Oben und Unten mehr gäbe. Prinzipiell steht für Herder aber fest, dass es nur wenigen Menschen vergönnt sein kann, ein Studium aufzunehmen und später Bücher zu schreiben. Denn „Gott“ und die „Natur“ haben die Menschen zu vielerlei, jedoch nicht alle zu ‚Buchstabenmännern‘ „bestimt“. Allerdings sprechen nicht nur göttliche und natürlich-biologische Gesetze offenbar dagegen, sondern auch Nützlichkeitsabwägungen des Staates: Der hier schon funktional differenziert gedachte Staat benötigt viele verschiedene Befähigungen seiner Untertanen, keineswegs nur akademisch gebildete Schreiberlinge. Überdies scheint auch schon eine staatlich-institutionelle Begrenzung der akademischen Kapazität an Studienplätzen anzuklingen („zu viele wollen studieren“).³ Herder ist sich zudem durchaus im Klaren darüber, dass eine Umwertung der Werte im Sinne einer Gleichbehandlung der Befähigungen de facto kaum realisierbar sein wird. Daher unterläuft ihm am Ende der dem erklärten Ideal widersprechende Ratschlag: „wählet nicht nach äußerem Rang und Anschein“. Der Einzelne orientiert sich an gesellschaftlich legitimierten Statuszuweisungen. Und äußerer Rang wird in dieser Gesellschaft nun einmal gerade dem Studierten

¹ Herder 1889, S. 233-236.

² Darauf wird im Teil 2 noch eingegangen.

³ Zu den Schließungsmechanismen im Bildungswesen des 18. Jahrhunderts siehe die immer noch eindrucksvolle Darstellung von Herrlitz 1973.

und Buchstabenmann zuerkannt – Herder selbst kann sich dieser Einstufung nicht wirklich entziehen. Der mitunter anklingende Bildungsdünkel untergräbt zuvor bereits den propagierten Ausgleich zwischen den Ständen („durch Herablassung ...“; „so vielen unnützen, halbgelehrten Buchstabenmahlern“; „wohin sie der Zeitgeist, der Hauch der Mode treibt“).⁴

Immerhin trifft man bei Herder bereits auf die Mahnung, die edlen Talente nicht gänzlich sich selbst zu überlassen, sie nicht zu „todten Capitale[n]“ werden zu lassen. Er versucht auch, die Beweggründe der Individuen zu berücksichtigen, sich in die Perspektive der Aufstrebenden hineinzudenken („den größten Theil dieser Bücher hat der Hunger geschrieben“). Allerdings dominiert das Interesse des „Gemeinwesen[s]“ bzw. des Staates („so gerathen sie an und durch einander und machen dem Gemeinwesen viel Verwirrung“; „wenn er erbittert ward, kann er seine Gaben auch sehr übel anwenden“). Eine Integration und Partizipation der „vernachlässigten Stände“ ist hier nur ansatzweise formuliert. Universalistische Prinzipien und die schulische wie akademische Praxis laufen weit auseinander.⁵ In dem Denken des mit den Verhältnissen genauestens vertrauten Zeitgenossen Herder spiegelt sich dies wider. Indes dient Schule als Anknüpfungspunkt, um zumindest ein neues intermediäres Verständnis verschiedener Befähigungen herauszubilden:

„Würde also diese Schule auch eine Werkstätte des prüfenden Geistes darinn, daß unter wohlbegabten Jünglingen nicht alle Einerlei begehren“.

Schule soll gewissermaßen Experimentierfeld für eine neue Vielfaltigkeit und Bewertung menschlichen Könnens sein. Indirekt kündigt sich hier bei Herder allerdings wohl auch schon jene Differenzierung des Bildungswesens an, die insbesondere im 19. Jahrhundert (humanistisches Gymnasium, Realgymnasium, Bürgerschule usw.), aber auch noch im 20. Jahrhundert vonstattengehen sollte (Dreigliedrigkeit, Gesamtschule, Gesamthochschule, Fachgymnasium usw.).

⁴ Wie Bollenbeck 1996, S. 159, erläutert, „befestigt“ das deutsche Deutungsmuster von „Bildung“ und „Kultur“ von Anbeginn an „die soziale Identität der Trägerschicht [d.h. des Bildungsbürgertums] und erlaubt Distinktionen ‚nach oben‘ und ‚unten‘ [...]“.

⁵ Wie Adorno 1972, S. 108, ausführt, hat die „bürgerliche Bildung“ „von je“ dazu geneigt, ihre „Träger“, jene, „die Latein konnten, vom Volk zu trennen“. „Nur konnten hinter den Mauern ihres Privilegs auch die humanen Kräfte sich regen, die [...] einen privilegierten Zustand verließen.“ Adorno, der sich selbst immer wieder darin verfängt, bezeichnet dies als „Dialektik der Bildung“. Auf die deutschen Verhältnisse im 18. Jahrhundert bezogen konstatiert Bollenbeck 1996, S. 111: „Der Bildungsbegriff der Aufklärungspädagogik stellt sich auf die ständische Gesellschaftsordnung ein und fällt so zurück hinter den universellen Anspruch der Aufklärung [...]“.

2. Eine moderne figurationssoziologische Einordnung

Hält man nach einer modernen soziologischen Beschreibung der damaligen Bedingungen und Problemlagen sozial Aufsteigender Ausschau, so bietet der figurationssoziologische Ansatz von Norbert Elias noch immer die aufschlussreichsten Ausführungen, da er – wie erwähnt – die äußeren, sozialstrukturellen Bedingungen mit den zeittypischen innerlich-psychischen Strukturierungen des Menschen verflochten darstellt. Insbesondere unter der Überschrift „Stärkere Bindung der Oberschicht – Stärkerer Auftrieb von unten“ behandelt Elias „aufsteigende Schichten“ und „individuell Aufsteigende“. Im 18. (und dann noch verstärkt im 19.) Jahrhundert sei es „mit dem Aufstieg berufsbürgerlicher Schichten zur Funktion der Oberschicht“ und dem allmählichen „Niedergang der reineren Aristokratie“, also im Zuge sozialer Veränderungen, auch zu einer Transformation auf psychologischer Ebene gekommen. Indem „generell in allen abendländischen Gesellschaften“ – mit gewissen zeitlichen Verschiebungen zwischen west- und mitteleuropäischen Ländern – „bürgerlich-mittelständische Züge schrittweise stärker in den Vordergrund“ treten, entwickeln sich „an den Menschen immer stärker und unmittelbarer diejenigen Verhaltensweisen und diejenigen Affektgestalten [...], die zur Bewältigung von Erwerbsfunktionen, zur Durchführung einer mehr oder weniger genau geregelten Arbeit notwendig sind“. Elias bezieht sich hier also auf die historische Übergangsphase, in der nach und nach „Gelderwerb und Beruf“ ins Zentrum der gesellschaftlichen Formierung rücken. Dabei übernimmt das Berufsbürgertum zunächst die Standards der Affektregulierung der höfischen Gesellschaft.⁶ Die „Intensität der Triebregulierung und -verwandlung“ ist beim Bürgertum allerdings „im Ganzen noch erheblich größer, als die entsprechenden psychischen Figuren, die ein Leben als höfischer Aristokrat erfordert“. Denn zum einen scheint die „Anspannung, die die Aufrechterhaltung der bürgerlichen, sozialen Existenz erfordert“, größer.⁷ Zum anderen erkennt der Bürgerliche „innerlich die Überlegenheit des höfisch-aristokratischen Verhaltens“ immer noch an. Elias veranschaulicht dies am Beispiel des ‚richtigen Sprechens‘: In der „höfischen Phase des Bürgertums“ versuchten der Sprechende und Schreibende gewöhnlich, nach jedem dritten oder vierten deutschen Wort ein französisches einzufügen. In adligen Kreisen habe man sich damals über diese Marotte der Bürgerlichen lustig gemacht. Der Bürgerliche suchte sich ‚fein‘ oder ‚höfisch‘ zu gebärden, ohne es zu können.⁸

Elias bezeichnet dies als eine Assimilationsphase (von ‚unten‘) bzw. eine Kolonisationsphase (von ‚oben‘): Viele einzelne Menschen der aufsteigenden Schicht sind

⁶ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 428. Eine vorzügliche Arbeit zur Lebenshaltung des Bürgertums (unter anderem zu den Erziehungsprinzipien und Sozialisationsbedingungen für den bürgerlichen Nachwuchs) bietet Sarasin 1997, dessen theoretischer Ausgangspunkt insb. Elias' Zivilisationstheorie ist.

⁷ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 429.

⁸ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 439.

sowohl „in ihrer gesellschaftlichen Existenz“ als auch „in ihrem Verhalten, in ihren Ideen und Idealen, selbst widerstrebend, von der höheren Schicht sehr abhängig“. Sie orientieren sich an der Verbotstafel, der Affektregulierung und dem Verhaltenscode der oberen Schicht, die dieses Modell selbst schon in einem viel höheren Maß durchgeformt und internalisiert hat. So kommt es nach Elias zu „einer der merkwürdigsten Erscheinungen im Prozeß der Zivilisation“:

„Die Menschen der aufsteigenden Schicht entwickeln in sich ein ‚Über-Ich‘ nach dem Muster der überlegenen und kolonisierenden Oberschicht. Aber dieses scheinbar nach dem Modell der Oberschicht gebildete Über-Ich der Aufsteigenden ist genau besehen in vieler Hinsicht recht verschieden von seinem Modell. Es ist unausgeglichener und rigoroser. Es verleugnet niemals die gewaltige Anspannung, die der individuelle Aufstieg erfordert; und es verleugnet noch weniger die ständige Bedrohung von unten, wie von oben, das Kreuzfeuer von allen Seiten, dem die individuell Aufsteigenden ausgesetzt sind.“⁹

Wenn Elias hier davon spricht, dass das Über-Ich der Aufsteigenden „unausgeglichener“ ist, dann heißt das zum einen, dass das Verhalten der Aufsteigenden in sich „noch ungeformt“¹⁰ wirkt. Zum anderen ist es auch wesentlich „rigoroser“. Im Gefühl der eigenen Unterlegenheit gegenüber der Oberschicht und im Wissen um die andrängende Konkurrenz von unten wird dem Aufstrebenden eine noch stärkere Selbstkontrolle abverlangt. Die „gewaltige Anspannung“ stellt gewissermaßen den Preis dar, den der Aufsteigende für seine Ambitionen zu zahlen hat.

„Bei den meisten Menschen der aufstiegsbegierigen Schichten führt das Bemühen [um völlige Assimilation nach oben] zunächst unvermeidlich zu ganz spezifischen Verkrümmungen des Bewußtseins und der Haltung.“¹¹

Das Verhaltensrepertoire des Aufsteigenden wird in der Regel immer von der Schicht, die er sich als Maßstab nimmt, abweichen. Man wird dem Aufstrebenden immer die Anstrengung ansehen, die ihm sein Vorhaben abverlangt. Der Ehrgeiz schlägt sich in Denken und Haltung nieder.

Wie Elias ausführt, finden sich solche Deformationsmerkmale („ganz spezifische[] Verkrümmungen“) vorwiegend „in den kleinbürgerlich-mittelständischen Kreisen“: „als ‚Halbbildung‘, als Anspruch etwas zu sein, was man nicht ist, als Unsicherheit des Verhaltens und des Geschmacks, als ‚Verkitschung‘ nicht nur der Möbel und Kleider, sondern auch der Seelen“.

„Alles das bringt eine soziale Lage zum Ausdruck, die zur Imitation von Modellen einer anderen, gesellschaftlich höher rangierenden Gruppe drängt. Sie gelingt nicht; sie bleibt als Imitation von Modellen erkennbar. Erziehung, Lebensstandard und Lebensraum der aufsteigenden und der Oberschicht sind in dieser Phase noch so verschieden, daß der Versuch, die Sicherheit des Verhaltens und dessen Abrundung nach dem Schema der Oberschicht zu erreichen, bei den meisten Menschen der aufsteigenden Schicht zu einer sonderbaren Falschheit und Unförmigkeit des Betragens führt, hinter

⁹ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 435f.

¹⁰ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 435.

¹¹ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 436.

der dennoch eine ganz echte und wahre Notlage ihrer sozialen Existenz steht, das Verlangen, dem Druck, der von oben kommt, und der Unterlegenheit zu entgehen.“¹²

Zweimal rekurriert Elias hier auf die spezifische soziale Lage, die sich hinter dem eigentümlich unförmigen Betragen der Aufsteigenden verbirgt. Die Grundbedingungen dieser Menschen sind von den Leitbild gebenden Schichten so weit entfernt, dass die Assimilationsversuche vergeblich bleiben müssen. Der Vorsprung der oberen Schicht kann gewissermaßen innerhalb der begrenzten Zeitspanne, die das Leben eines Individuums umfasst, nicht aufgeholt werden, zumal es sich um eine kaum überschaubare Vielfalt von schichtspezifischen Persönlichkeitsmerkmalen und Lebensbereichen handelt, denen es nachzueifern gilt. Das fortwährende Scheitern an dieser selbstgestellten Aufgabe stellt sich als eine „wahre Notlage“ dar, die dann auch Schamgefühle entstehen lässt:

„Diese Ausprägung des Über-Ich von der Oberschicht her läßt bei der aufsteigenden Schicht zugleich immer eine ganz spezifische Form von Scham- und Unterlegenheitsgefühlen entstehen. Sie sind sehr verschieden von den Empfindungen unterer Schichten ohne Chancen zu einem individuellen Aufstieg. Deren Verhalten mag gröber sein, aber es ist geschlossener, einheitlicher, ungebrochener und in diesem Sinne geformter; sie leben stärker in ihrer eigenen Welt, ohne Anspruch auf ein Prestige, ähnlich dem der Oberschicht, und dementsprechend mit einem größeren Spielraum für Affektentladungen; sie leben untereinander stärker nach ihren eigenen Sitten und Gebräuchen; ihre Unterlegenheit gegenüber der oberen Schicht, ihre Unterordnungsgesten, wie ihre Widerstandsgesten, sind klar, relativ unverhüllt gleich ihren Affekten, und durch bestimmte, einfache Formen gebunden. In ihrem Bewußtsein haben sie selbst und die anderen Schichten im Guten wie im Bösen ihre wohlunterschiedene Stellung.“¹³

Elias hebt hier die extraordinäre Position der Aufsteigenden hervor. Dadurch, dass sie sich fortwährend nach oben hin orientieren (und gleichsam auch nach unten hin abgrenzen), ohne wirklich oben anzukommen, stehen sie ständig unter „Anspannung“, kommen nie zur Ruhe. Diese von innerer Unruhe geprägte Lebensform unterscheidet sich auch fundamental von den Lebens- und Denkformen, die in den Schichten anzutreffen sind, die unterhalb der Aufsteigenden positioniert sind. Diese weiter unten angesiedelten Schichten, die keinerlei Aufstiegschancen oder auch keinerlei Aufstiegsambitionen haben (wie es insbesondere für proletarische Schichten signifikant ist), befinden sich in gewisser Hinsicht in einer günstigeren Lage. Denn sie verfügen über ein einheitlicheres und stabileres Weltbild. Für sie gibt es die „Bösen“ und die „Guten“ bzw. ein relativ klares Oben und Unten. Auch über die eigene Stellung innerhalb dieses gesellschaftlichen ‚Koordinatensystems‘ machen sie sich keine Illusionen. Daher wirkt auch ihr Verhaltenscode recht klar und eindeutig. Sie haben weniger Skrupel, ihren Emotionen freien Lauf zu lassen, zumal wenn es gilt, ‚die da oben‘ anzuprangern.

„Die Unterlegenheitsgefühle und -gesten der individuell aufsteigenden Menschen dagegen bekommen dadurch ihre besondere Tönung, daß sich diese Menschen bis zu einem gewissen Grade mit der oberen Schicht identifizieren; sie [...] erkennen mit einem Teil ihres Bewußtseins die Verbots- und

¹² Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 436f.

¹³ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 437.

Gebotstafeln, die Normen und Verhaltensformen der oberen Schichten als für sich selbst verbindlich an, ohne sich mit der gleichen Ungezwungenheit und Selbstverständlichkeit daran halten zu können, wie diese. Es ist dieser eigentümliche Widerspruch zwischen der Oberschicht in ihnen selbst, repräsentiert durch ihr eigenes Über-Ich, und ihrem Unvermögen, diese Forderung an sich selbst zu erfüllen, es ist diese beständige, innere Spannung, die ihrem Affektleben und ihrem Verhalten seinen besonderen Charakter gibt.“¹⁴

Der „eigentümliche“ innere „Widerspruch“, den Elias hier freilegt, wird im Folgenden bei den Fallanalysen – übrigens bis ins späte 20. Jahrhundert hinein – immer wieder von besonderem Interesse sein. Dabei wird sich allerdings zeigen, dass diese innere Zerrissenheit auch bei den behandelten Aufsteigenden aus bildungsfernen Schichten anzutreffen ist. Die Mechanismen, die Elias hier vorwiegend an dem Gegensatzpaar *Adel/Berufsbürgertum* beleuchtet, gelten in ähnlicher Weise etwa für das Gegensatzpaar *Bildungsbürgertum/Kleinbürgertum*. Aber Elias hat mit seinem Hinweis auf die Verhaltensdeformationen, die mitunter in ambitionierten „kleinbürgerlich-mittelständischen Kreisen“ begegnen, ja bereits auf einen erweiterten Kreis von Aufstiegsbegierigen angespielt. Wie im Folgenden zumindest angedeutet wird, dehnen sich die spezifischen Aufstiegsmechanismen über die Jahrhunderte hinweg auf immer weitere soziale Gruppierungen bzw. Milieus aus, die um Teilhabe an der Gesellschaft ringen.

Aufsteigende haben das Problem, so lässt sich zusammenfassend sagen, dass sie sich zu einem Teil mit dem Verhaltenskanon und der Lebenspraxis der oberen Schicht(en) identifizieren, sich aber zu einem anderen Teil nicht mit diesen Vorgaben zurechtfinden können. Im Wesentlichen handelt es sich um ein Dilemma, das aus ungleichen Startbedingungen resp. aus der Uneinholbarkeit des Höherstehenden resultiert. Für den Aufstrebenden erscheint es allerdings als sein eigenes „Unvermögen, diese Forderung an sich selbst zu erfüllen“. Das beständige Anschlusshalten-Wollen, das wohl begleitet wird von einem zumindest vagen Empfinden für die Vergeblichkeit dieses Vorhabens, führt zu einem dauerhaften inneren Angespanntsein. Elias sieht das Kernproblem der Aufsteigenden also in dem dialektischen Verhältnis zwischen einem Wollen und einem Nicht-Können. Bei einigen der im Folgenden vorgestellten Fallgeschichten wird überdies mitunter ein Widerstandspotenzial im jeweiligen Selbst hervortreten. Ein Teil des Selbst scheint sich nämlich gleichzeitig gegen eine vollständige Anpassung bzw. Assimilation an die obere Schicht zu sträuben. Das Wechselverhältnis von Wollen und Nicht-Können wird hier also noch um ein Nicht-Wollen des Subjekts ergänzt.

¹⁴ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 437.

3. Die Themen *sozialer Aufstieg* und *Leiblichkeit* im Spiegel verschiedener Autobiografien

Der hier im Zentrum der Analyse für die Zeit um 1800 stehende Fall des Schweizer Kleinbauern Ulrich Bräker (1735-1798) kann als Beispiel einer sich allmählich entwickelnden sozialen Mobilität auch im deutschsprachigen Raum betrachtet werden. Neben seiner Lebensgeschichte sind noch eine Reihe weiterer autobiografischer Texte von Bildungs- resp. sozialen AufsteigerInnen dieser Epoche überliefert. Auf die wohl berühmteste Autobiografie eines Aufsteigenden, auf die von Karl Philipp Moritz, soll hier nicht eigens eingegangen werden. Denn zum einen wird der Fall Moritz unter einem anderen thematischen Gesichtspunkt in einer weiteren Untersuchung des rahmenden Forschungsprojekts eingehend behandelt.¹⁵ Zum anderen hat er die Geschichte seines Alter Ego Anton Reiser eher als einen „Antibildungsroman“¹⁶ konzipiert, der statt einer Aufstiegsbewegung eher ein persönliches Scheitern zur Darstellung bringt (de facto lässt sich bei Moritz selbst ein durchaus erstaunlicher sozialer Aufstieg feststellen).¹⁷ Aufschlussreicher sind unter diesem thematischen Fokus weit weniger prominente Texte, die überwiegend bis heute noch nicht in modernen Ausgaben vorliegen. Es handelt sich um vier Texte von Männern und zwei Texte von Frauen, die als Vergleichsfälle zur Lebensgeschichte Bräkers kurz vorgestellt werden sollen.

Die beiden Autobiografien von Frauen haben eine signifikante Gemeinsamkeit mit der Darstellung von Moritz: Sie erzählen ebenfalls keine Aufstiegs geschichten. Wie der aus unterbürgerlichen Verhältnissen stammende Moritz (der Sohn eines Militärmusikers in eher prekären Verhältnissen) thematisieren auch die beiden Autorinnen explizit keine vertikale Mobilität, obgleich sie nachweislich sozial aufgestiegen sind. Die bestehenden sozial-ständischen Rahmungen werden von diesen Autorinnen höchstens implizit in Frage gestellt. Darin unterscheiden sich diese Texte auch erheblich von Bräkers Autobiografie, in der sozialstrukturelle Barrieren, die für Nicht-Etablierte, insbesondere für Unterbürgerliche, bestanden, immer wieder zum Vorschein kommen.¹⁸ Bräker kann zwar auch keinen sozialen Aufstieg zur Darstellung bringen, da sich seine ökonomische Misere letztlich nicht entscheidend verbessert. Bei ihm lässt sich aber zumindest eine Art innere Aufwärtsbewegung, eine erhebliche kulturelle Fortentwicklung, erkennen. Er kann diese geistig-intellektuelle Horizonterweiterung bereits kontrastiv zu seiner äußeren Lage, zu seiner fortbestehenden Prekarität behandeln. Die Diskrepanz zwischen einer gewissen geistig-kognitiven Emanzipation und einer kaum abge-

¹⁵ Alheit/Brandt 2006.

¹⁶ Schrimpf 1962, S. 120.

¹⁷ Dazu später noch einmal im Ergebnisteil dieser Untersuchung Genaueres.

¹⁸ Implizite und explizite Kritik an dem Machtgefälle zwischen Männern und Frauen in den verschiedensten Lebensbereichen findet sich hingegen schon um 1800 häufig in Autobiografien von Frauen. Vgl. dazu Niethammer 2000; Ramm 1998.

schwächten leiblich-körperlichen Eingebundenheit in eine vorgegebene gesellschaftliche Position tritt bei ihm deutlich zutage. Insofern ist in seinen Text ein gesellschaftskritischer Akzent eingelagert, der bei den analysierten weiblichen Autobiografien noch kaum zur Entfaltung kommen kann.

Christina Gabriel

Christina Gabriel¹⁹ (1766-1835) legte in einem Notizbuch²⁰, das erst im 20. Jahrhundert wiederentdeckt werden sollte, die geradezu deprimierend wirkende Geschichte ihrer ersten Lebenshälfte nieder.²¹ Die Autobiografin möchte, wie es in der Einleitung heißt, ihr „ganßes herze ausschütten“, sich „nur ergießen, und meine lebens geschichte hinschreiben in der Einfalt und der wahrheit“.²² Sie konzipiert ihre Biografie gewissermaßen als eine *Abstiegsgeschichte*. Die Metzgertochter hatte als Bedienstete („als kammerjungfer“) adliger Herrschaften einen sich später als völlig verantwortungslos erweisenden Hausangestellten resp. Bediensteten höheren Ranges kennengelernt, mit dem sie eine zutiefst unglückliche Ehe erleben sollte („dieser solte mich unglücklich machen“, „o. verhängniß“²³). Aus Archivmaterial hat die Forschung erschließen können, dass Gabriel mit 36 Jahren noch eine Art Zusatzausbildung als Hebamme erhalten hatte. Dies geschah, nachdem sie vom Gatten längst betrogen und verlassen worden war. Der relative berufliche Aufstieg – sie füllte in der Folge eine Position als Hebamme in städtischen Diensten (in Arnberg) aus (dieser Beruf war schon klar als eine institutionalisierte Instanz markiert) – wird jedoch nicht mehr zur Darstellung gebracht. Das autobiografische Fragment, das die Autorin im Alter von 63 Jahren mitten im Satz abbrechend hinterließ, verbleibt somit bei einer zutiefst negativen biografischen Bilanzierung. Die zweite, erfolgreiche Lebenshälfte ist praktisch ausgeblendet. So lässt sich immerhin darüber spekulieren, ob die Autorin diesen Part der Biografie

¹⁹ Da die Titel der Autobiografien und gegebenenfalls weiterer selbstverfasster Texte schon an sich etwas über die AutobiografInnen/AutorInnen aussagen, werden sie in den Fallanalysen bei der ersten Nennung in der Anmerkung vollständig aufgeführt: Gabriel, Christina (1999): *Meine Lebensgeschichte. Die autobiographische Lebensbeschreibung einer Dienstmagd, Näherin und Hebamme im Herzogtum Westfalen um das Jahr 1800. Dokumentation eines bewegten Frauenlebens mit zeitgeschichtlichen Hintergründen*, [bearb. von Christiane Vollmer, hg. im Auftrag der Stadt Arnberg und des Arnberger Heimatbundes e. V. von Michael Gosmann] Arnberg.

²⁰ Zu den Besonderheiten dieser Schrift gehört, dass die Verfasserin sie verteilt auf einen Zeitraum von etwa acht Jahren in einer Art Notizbuch niedergeschrieben hat, was eigentlich dafür spricht, dass sie nur für den Privatgebrauch (für die Autorin selbst und ihre Kinder) gedacht war. Auffällig ist allerdings, dass die Autorin an einigen Stellen implizit, aber auch explizit eine virtuelle Leserschaft anspricht, vgl. dazu etwa Gabriel 1999, S. 41 u. 75, also wohl doch eine Hoffnung hatte, dass „Meine lebensgeschichte“ irgendwann einmal einem breiteren Publikum zugänglich sein würde.

²¹ Ihre Erzählung bricht mitten im Satz ab, ist also Fragment geblieben.

²² Gabriel 1999, S. 17.

²³ Gabriel 1999, S. 21.

nicht beleuchten *wollte*, *konnte* oder *durfte*. Die zweite hier analysierte weibliche Autobiografie deutet, wie sich zeigen wird, darauf hin, dass das *Nicht-Dürfen*, d.h. spezifische zeitgenössische Schreibkonventionen gerade für Frauen, von beträchtlicher Bedeutung war.

Eine bestimmte Bildebewegung, die sich auf eine sich entwickelnde Relation des Individuums zu seiner Leiblichkeit bezieht und die insbesondere für sozial aufsteigende signifikant zu sein scheint, lässt sich somit bei Christina Gabriel nicht nachzeichnen. Nur implizit kann über ihren Text auf eine in späteren Lebensjahren entwickelte Reflexivität, die sich auch auf ihr Leibverhältnis bezogen haben mag, geschlossen werden. Denn allein aufgrund der Tatsache, dass Gabriel trotz eines in engen Grenzen bleibenden kulturellen Kapitals²⁴ ihre Lebensgeschichte niederschreibt, ist zu erkennen, dass sie eine bestimmte Distanz zu ihrer früheren Lebensweise und damit wohl auch zu ihrer damaligen sozialen, mentalen und leiblich-sinnlichen Eingebundenheit aufzubauen vermochte. Welche Gestalt die angedeutete Bildebewegung von sozial Aufstrebenden in der Regel hat, werden die folgenden Fallgeschichten zeigen.

Caroline Rudolphi

Bei Caroline Rudolphi (1754-1811),²⁵ deren nur 62 Seiten umfassende Selbstbeschreibung erst nach ihrem Tod veröffentlicht wurde, erscheint nur der Anfang der Erzählung in trist-dunkler Tönung gemalt („Dann ging es wieder tief ins graue Alltagsleben hinein“²⁶). Diese Tochter eines Lehrers, der an einer Potsdamer Mädchenschule unterrichtet hatte und relativ früh verstorben war, lässt eingangs zumindest schemenhaft durchscheinen, in welch erbärmlichen Verhältnissen sie und ihre Mutter sich nach einer quasi zweifachen kontingenten Einwirkung von außen (durch den Siebenjährigen Krieg 1756-1763²⁷ und durch den plötzlichen Verlust des Vaters und Ehemanns) durch Nahaarbeiten über Wasser halten mussten:

Am Ende des Siebenjährigen Krieges, als Caroline etwa 8 Jahre alt ist, stirbt der „geliebte] Vater“ und hinterlässt „seiner tiefgebeugten Familie [in Potsdam] zur traurigen Erbschaft den zerrüttetsten häuslichen Zustand, eine natürliche Folge dieses verheerenden Krieges, der, einem Vampyre gleich, einzelnen Menschen wie ganzen Ländern, alles Lebensblut ausgesogen [hatte]“²⁸.

²⁴ Was sich immer noch z.B. in ihrer eigenwilligen Orthografie zeigt. Vgl. zu den verschiedenen Kapitalien, insbesondere zum kulturellen Kapital erläuternd im Sinne von Bourdieu: Kraus 1983.

²⁵ Zu Rudolphis Person und Werk vgl. Rüdiger 1903 und Hardach-Pinke 1996, S. 267ff.

²⁶ Rudolphi, Caroline (1835): Aus meinem Leben, in: Schriftlicher Nachlaß von Caroline Rudolphi. Mit dem Portrait der Verfasserin, Heidelberg, S. 17. Die Niederschrift der Selbstbeschreibung erfolgte zwischen 1802 und 1809. Die Autorin schreibt über sich in der dritten Person.

²⁷ Im Folgenden wird der Siebenjährige Krieg partiell bei Ulrich Bräker noch aus einer anderen Perspektive beleuchtet werden.

²⁸ Rudolphi 1835, S. 7.

„Einzig auf ihre einsamen Spiele, auf Spinnrädchen und Nährahmen beschränkt, lachte ihr kein Wechsel in dieser Einförmigkeit entgegen, als der, dessen auch der ärmste Tagelöhner sich freut [...]“²⁹

Das Ausmaß der sozialen Notlage wird nur knapp angedeutet. Der „zerrüttetste[] häusliche[] Zustand“ wird gleich in ein kollektives Katastrophenszenarium des Krieges und seiner Folgen eingebettet. Eigentlich scheint nur die „Einförmigkeit“ der Beschäftigung mit dem Einerlei einer Tagelöhner Tätigkeit verglichen zu werden. Nur wenn man diese und einige wenige andere eingestreuten Hinweise auf die soziale Situation von Mutter und Tochter zusammenfügt und daraus seine Schlüsse zieht, wird die elende Ausgangsposition der beiden greifbar.³⁰ Der Verweis auf den „ärmste[n] Tagelöhner“ ist dennoch ein Fingerzeig auf die persönliche soziale Misere.

Deutlicher erkennbar wird, wie mühsam es für Rudolphi selbst war, sich ein wenig *Bildung* anzueignen. Zugang zum geschriebenen Wort erhielt die sechsjährige Caroline, indem sie „vom A B C Buche unmittelbar zur Bibel“ übergehen musste. Dabei erwies sich die Bibel als ein durchaus zwiespältiges „Bildungsmittel[]“: Die wiederholte Lektüre erzeugte einerseits Überdruß („Der Wissensdurst war stumpf“); das „Unverständliche“ und die „unbegreifliche[n] Vorstellungen“ stellten aber andererseits auch eine Herausforderung dar (die Bibel als „unerschöpflicher Nahrungsquell für ihr Herz“).³¹ Darüber hinaus bemühte sich ihr älterer Bruder kurzzeitig, wenn er „von der hohen Schule“ einmal heimgekehrt war, „dem Mangel einer gründlichen Kenntniß bei seiner Schwester abzuhelfen“³². Die zeitgenössische Geschlechterkonstruktion ist, was hier nur angedeutet werden kann, in dieser Autobiografie wie in nahezu allen weiblichen Selbstdarstellungen geradezu allgegenwärtig. Dass Mädchen und Frauen den Männern gegenüber in nahezu jedem Lebensbereich im Nachteil waren, ist hinlänglich bekannt. Rudolphi belässt es allerdings bei der Erwähnung der schulischen Hilfestellung des Bruders. Anders als so manche Autobiografin aus bürgerlichen Verhältnissen, z.B. Friderika Baldinger (1739-1786)³³, klagt Rudolphi auch die geschlechtsbezogene Benachteiligung von Frauen ihrer Zeit nicht an. Sie stellt die Sachlage ihres persönlichen Werdeganges dar, ohne sie weiter zu kommentieren. Eigentlich beginnt ihr Text

²⁹ Rudolphi 1835, S. 14f.

³⁰ Rüdiger 1903, S. X, schreibt bedauernd-verständnisvoll über die spärlichen Angaben Rudolphis: „Sie verstand zu schweigen.“

³¹ Rudolphi 1835, S. 9f.

³² Rudolphi 1835, S. 23.

³³ In einer ironisch gebrochenen Formulierung zur zeitgenössischen Geschlechterkonstruktion heißt es einmal bei Baldinger: „Ich glaube ich wäre gelehrt geworden, wenn mich die Vorsehung nicht für den Kochtopf bestimmt hätte; und ich finde immer noch, daß man auch bei weiblichen Geschäften den Verstand der Männer aus ihren Büchern brauchen kann.“ Baldingers Selbstbeschreibung mit dem Titel „Versuch über meine Verstandeserziehung. An einen meiner Freunde“, die zwischen 1778 und 1782 entstanden ist, wurde erst 1791, also posthum, veröffentlicht. Sie liegt in einer Neuausgabe vor: Baldinger 1994. Das Zitat ebd. auf S. 22. Vgl. dazu auch Heuser 1996.

somit erst beim Abgleichen mit anderen Quellentexten dieser Epoche zu sprechen, wird dann sogar zu einem aufschlussreichen Kommentar weiblicher Möglichkeiten und Chancenstrukturen.

Carolines „kleine[s] Gärtchen“ vor dem Haus diente ihr als „einziger Aufenthalt in den Spielstunden“. In ihm „keimten ihre Gefühle“ und versank sie „in sinnendes Staunen“ über Flora und Fauna. Zwar fehlte es „ihrer sehr armen Sprache an Worten, ihre Gefühle auszudrücken“, aber gerade dieser Mangel hat zu wichtigen Reflexionen etwa über das Verhältnis von Sprache und Emotionen geführt, die ihren mehrfach hervorgehobenen „Wissensdrang“ auf eigene Weise voranschreiten ließen. Die zitierten Wendungen lassen erkennen, dass die Autorin für ihre Entwicklung seit der Kindheit eine gewisse *Balance zwischen geistig-kulturellen und naturbezogenen Komponenten* für konstitutiv hält und dass das Fehlen von „Gespielinnen“, das Auf-sich-allein-gestellt-Sein, zu einer spezifischen Selbstreflexivität führte („Ihre süßen Träume blieben also ganz in ihr verschlossen, und mußten sich dadurch tiefer in ihr Wesen verweben“). Der Rahmung des Gartens bzw. insbesondere der Pflanzenwelt kommt hier übrigens eine besondere Bedeutung zu. Denn gerade der Garten stellt bis in die (heutige) Gegenwart hinein – was sich z.B. schon im Titel eines autobiografischen Textes der Schauspielerin Erika Pluhar manifestiert³⁴ – nicht selten einen vielfältigen Bezugspunkt weiblicher Aktivität dar, ist also gewissermaßen weiblich konnotiert.

Zugang zur weltlichen Literatur bekam Caroline im 13. Lebensjahr in einer benachbarten Familie, wo unter anderem prominente Autoren (Gellert, Gleim, Goethe, Kleist, Klopstock, Wieland etc.) gelesen wurden.³⁵ In „poetischen Nächten“ im Garten wird das so gewonnene sprachlich-poetische Material wesentliche Anregungen für die „ersten Morgenlieder“ gegeben haben.³⁶ Durch das Ineinandergreifen äußerer Natureindrücke und ihrer inneren Bearbeitung mit poetischen Mitteln geriet sie so allmählich selbst auf den Weg zur Dichterin. Ihre Liebe galt vor allem Klopstocks Werken:

„[...] von nun an war sie wie in eine höhere Welt versetzt. Wie viele schöne Nächte wurden bei der *Messiade* durchschwärmt! Mit welchem Eifer später seine Oden studirt! [...] Ihre Verehrung des Schriftstellers überhaupt grenzte damals nahe an Vergötterung. Es war genug, wenn jemand ein kleines Werklein mit Geist, Witz oder Laune an's Licht gestellt hatte, um in ihren Augen ein Heros zu seyn.“³⁷

Dass sich ihre Hochachtung nur auf männliche Schriftsteller bezog, stellt für die Protagonistin wie für die Autobiografin keinerlei Irritation dar. Künstlerische und geistige Größe scheinen uneingeschränkt den Männern vorbehalten zu sein. Man wird es der Internalisierung gesellschaftlicher Wertmaßstäbe zuschreiben können, dass weibliches Schreiben für (die junge) Caroline praktisch nicht existiert.

³⁴ Pluhar, Erika (1997): *Am Ende des Gartens*, Hamburg.

³⁵ Rudolphi 1835, S. 15f.

³⁶ Rudolphi 1835, S. 17f.

³⁷ Rudolphi 1835, S. 27.

In eine etwas spätere Phase fallen Kontakte zu zwei etwas älteren Frauen, die bereits kleine Kinder hatten und einen gutbürgerlichen Lebensstil pflegten. Der Umgang und Austausch mit diesen Freundinnen war gewiss sehr förderlich für ihren weiteren Weg. Wie vorteilhaft es gerade in der Ständegesellschaft des 18. Jahrhunderts für Emporstrebende („jenes heilige Ahnden von etwas Höherem“³⁸) war, das Wohlwollen anerkannter bzw. höher positionierter Personen zu genießen und über eine gewisse Kenntnis des ungeschriebenen formalen Regelwerks der gehobenen Stände zu verfügen, wird sich noch bei den nachfolgenden Analysen zu männlichen Aufsteigenden zeigen. Auch im 19. und selbst noch im 20. Jahrhundert ist unübersehbar, dass jedes Mehr an *sozialem Kapital* für VertreterInnen dieser Gruppierung entscheidend sein kann, um weiterzukommen resp. emporzusteigen.³⁹ Im Falle Rudolphis lässt sich vermuten, dass sie die beiden bürgerlichen Frauen zunächst aus geschäftlichen Gründen kennenlernte, als sie für Näharbeiten ihre Häuser frequentierte. Die Freundschaften, also ein *informelleres* Verhältnis zu ihnen, werden sich erst mit der Zeit ergeben haben. Der erstaunliche soziale und berufliche Aufstieg, der Caroline im Weiteren durch einen bemerkenswert selbstständigen Weg als Erzieherin gelang, kommt in ihrer Autobiografie wie schon bei Gabriel nicht explizit zur Sprache. (Übrigens ist ihr geradezu ‚pädagogischer Habitus‘ zumindest teilweise wohl auf den Einfluss des vorbildgebenden Vaters zurückzuführen. Gleiches gilt für ihren Bruder, den es „zur geliebten Pädagogik“⁴⁰ drängte.) So erscheint ihr Weg als eine Bildungsgeschichte, in der die Akteurin vornehmlich *kulturelles Kapital akkumuliert*. Dass sie in deren Verlauf auch neue Wege als Erzieherin einschlägt, ja sogar selbst erst entsprechende institutionelle Innovationen schafft, wird eher als Begleiterscheinung dieser Entwicklung und folgerichtige Umsetzung ihrer eigenen Interessen geschildert. Der *etappenweise* Aufbau eines eigenen Erziehungsinstituts für Mädchen erscheint nicht als Signum von gesellschaftlichem Fortkommen oder gar Statusgewinn. Selbst im Erziehungswesen, dem ‚weichen‘ Bereich beruflichen Wirkens, der bis in die Gegenwart hinein von der Gesellschaft eher Frauen als Männern zugeordnet wird (für um 1900 wird im Folgenden noch eine weitere Lebensgeschichte einer Erzieherin, Christine Holsteins, vorgestellt), war damals eine beruflich-soziale Erfolgsgeschichte noch kaum präsentierbar.⁴¹ Nur über eine *künstlerische* Betätigung, das

³⁸ Rudolphi 1835, S. 16. Allgemein zum Streben nach „Höherem“, womit Bildung, Kunst, Dichtung, Lebensstil etc. gemeint sein kann und das häufig in Aufsteigerautobiografien erwähnt wird, vgl. Bergmann 1991, S. 166ff.

³⁹ Dies darf wohl unter anderem als ein Indiz dafür gewertet werden, dass ständische Dispositionen, Mentalitäten und Strukturen in einem bestimmten Kulturkreis nicht zwangsläufig mit rechtlich-institutionellen Veränderungen und politisch-staatlichen Systemwechseln Schritt halten.

⁴⁰ Rudolphi 1835, S. 46.

⁴¹ Ob es gewissermaßen einem selbstbewusst-emanzipatorischen Gegenimpuls gegen männlich dominierte Berufskonventionen zuzusprechen ist, dass Rudolphi die durchaus vorhandene persönliche und berufliche Nähe zu Johann Heinrich Campe und dem Philanthropismus in ihrem Text mit keinem Wort erwähnt, sei dahingestellt. Zu den Kontakten zu Campe vgl. Rüdiger 1903, S. 62-65.

Wirken als Dichterin („Sängerin“⁴² heißt es antikisierend), das für Rudolphi später eher ein zweites Standbein darstellte, konnte eine gewisse soziale Anerkennung erreicht und von ihr schriftlich festgehalten werden, die über das Übliche hinausragte. Das Feld der Kunst bietet hier ein Forum der *Vermittlung* zwischen Oben und Unten, zwischen Außenseitern und Etablierten, das auf institutionell-beruflicher Ebene noch längst nicht vorhanden ist. Die erwähnte Freundschaft zu den beiden bessergestellten Damen darf wohl als ein eher ungewöhnliches Entgegenkommen von oben erachtet werden. Es war eine sich zumindest im privaten Rahmen anbahnende intermediäre Sphäre, in der Standesunterschiede ein wenig in den Hintergrund rücken konnten.

Wie noch zu sehen sein wird, können Frauen ihren sozialen Aufstieg teils noch bis ins 20. Jahrhundert hinein kaum angemessen thematisieren. Ob dieses Ergebnis der Analyse genrebedingt ist, also auf Grenzziehungen und Tabus der Gattung *Autobiografie* beruht, oder auf die Gegebenheiten der alltäglichen Praxis übertragbar ist, lässt sich schwer einschätzen. Man wird aber vermuten dürfen, dass eigentlich nur die Menschen, die sich in gesellschaftlicher Nähe zu Rudolphi befanden, sie auch oder vor allem als leitende Erzieherin und als Verfasserin einer umfangreichen Erziehungsschrift⁴³, also aufgrund ihrer besonderen *beruflichen Qualifikation*, zu schätzen wussten. Eine allgemeine Anerkennung für Frauen mit spezifischen Berufskarrieren ist erst im Entstehen begriffen.

Johann Christoph Händler

Männer aus einfachen Verhältnissen hatten insgesamt schon weniger Legitimationsprobleme als Frauen, eine Erfolgsgeschichte zu präsentieren. Im Einzelfall lassen sich jedoch ebenfalls erhebliche Barrieren für ihr Schreiben ausmachen. So war etwa Johann Christoph Händler (1744-1816),⁴⁴ Sohn eines durchaus angesehenen Nürnberger Schneidermeisters, offenbar schon froh, dass er seine Lebensgeschichte überhaupt als Buch veröffentlichen konnte, wenn auch ohne seinen Namen auf der Titelseite zu sehen. Er erzählt sein Leben zunächst als typische Bildungsgeschichte eines Aufstrebenden. Er hatte Privatlehrer („ein Hausinformator“⁴⁵ etc.), erhielt Unterricht auf dem elterlichen Klavier und besuchte die Lateinschule. Als er studieren wollte, wurde er allerdings ausgebremst. Schon zuvor hatten verschiedene Bekannte in seinem Umfeld versucht, seinen höheren Bildungsambitionen ein Ende zu setzen („heute müste er mir noch aus der Schule und zu einem braven Handwerk“; „Nun wurde beschlossen, daß ich nicht mehr in

⁴² Rudolphi 1835, S. 4.

⁴³ Rudolphi, Caroline (1807): *Gemälde weiblicher Erziehung*, 2 Teile, Heidelberg.

⁴⁴ Zu Händler vgl. den ausgezeichneten Aufsatz von Schlumbohm 1997.

⁴⁵ [Händler, Johann Christoph] (1798): *Biographie eines noch lebenden Schneiders*, von ihm selbst geschrieben, 1. Teil, S. 2.

die Classe durfte, um mich zu einer Lebensart zu bequemen wovon ich mich der-einst als ein nützlicher Bürger nähren konnte, alleine die Lust zur Schule war in mir zu stark eingewurzelt⁴⁶). Weitere Geschwister seien ja noch zu versorgen, erklärte man ihm. Und der Vaterbruder, als Pfarrer selbst ein Aufsteiger, verweiger-te Johann ein in seiner Obhut stehendes *Stipendium*, indem er auf ein altbekann-tes Sprichwort zurückgriff:

„Schuster bleibe bei deinem Leist, und Schneider bei deiner Scheer“⁴⁷.

Alle Bemühungen der Lehrer („meinen beiden Beförderern“, „mein Wohlthä-ter“⁴⁸) konnten nichts daran ändern, dass der offenkundig begabte Junge von einer Gelehrtenkarriere Abschied nehmen und sich in das Schneidermetier des Vaters einreihen musste. Wie eine Art Naturgesetz kommt hier in altbekannter Form die Selbstrekrutierung des väterlichen Berufsstandes zum Tragen. Johanns Gegenwehr war anfangs heftig, aber er versuchte sich zu arrangieren, wobei er mitunter über seine musischen Interessen einen inneren Ausgleich zu finden hoffte („Wenn mir nun bisweilen die Grillen im Kopf kamen, so nahm ich meine Zu-flucht zu meinem Klavier“⁴⁹). Allerdings zog es ihn im Anschluss selbst als wan-dernden Gesellen noch eher zu einigen „Studiosis“⁵⁰, die ihm auf dem Weg be-gegneten, als zu seinen Handwerkskollegen. Die bereits erwähnte Bildebewegung sozial Ambitionierter zeichnet sich hier als Figur bereits deutlich ab: Die eigentlich an der elterlichen Lebensform orientierte und damit gesellschaftlich vorgezeichne-te Laufbahn der Kinder erhält für eine gewisse Zeit einen anderen Akzent, dem die Heranwachsenden meistens sehr bereitwillig große Aufmerksamkeit schenken. Der damit überwiegend einhergehenden Richtungsverschiebung ihrer weiteren Zielsetzung ist dann kaum mehr entgegenzusteuern, es sei denn mit Repressionen von außen („leidet er doch den Zwang“⁵¹). Wie zu sehen sein wird, handelt es sich in der Regel um eine soziale, berufsbezogene Verschiebung, die direkt an eine sich verändernde Leibrelation gekoppelt ist: den *Wechsel von einer handwerklich-mannellen Tätigkeit in ein eher geistig-kognitives Betätigungsfeld*.

Auch in der Folge wird Johann sich noch des Öfteren bemühen, über den Schnei-derberuf hinauszugelangen. Als Hochzeitslader und Leichenbitter verdient er zu-mindest etwas besser. Und kurzzeitig kann er sogar für einen Adligen als Bedien-ter, Schreiberling und Vorleser („Haussekretär“⁵²) wirken. Der ‚Bildungstrieb‘ („starken Trieb“⁵³) bleibt ihm stets erhalten: Bei Rückschlägen sucht er Zuflucht am Klavier, im Theater oder in der Lektüre von Büchern. Und mit seinen Latein-

⁴⁶ Händler, 1, 1798, S. 10 u. 14f.

⁴⁷ Händler, 1, 1798, S. 21.

⁴⁸ Händler, 1, 1798, S. 15f.

⁴⁹ Händler, 1, 1798, S. 24.

⁵⁰ Händler, 1, 1798, S. 31.

⁵¹ Händler, 1, 1798, S. 25.

⁵² Händler, 1, 1798, S. 111.

⁵³ Händler, 1, 1798, S. 92.

kenntnissen⁵⁴ verblüfft er nicht nur die Kleinbürger seines Umfeldes, sondern manchmal auch die feineren Bürgerlichen und Adligen, mit denen er bei seinen Geschäften in Kontakt kommt. Letztlich wird er aber immer wieder zurückverwiesen auf seine ungeliebte Schneidertätigkeit. In einer Art *Ständekritik* heißt es denn auch über die Möglichkeiten eines Mannes, „der weiter nichts als Talente“ besitzt:

„Ueberall wo er sich hinwendet, versperren ihm Familienverhältnisse, Convenienz und der ganze Appendix, theils läppischer, theils schurkischer Gebräuche den Zutritt, denn [sic] ihm Vernunft und Billigkeit zu versprechen scheinen. Sobald er diese traurige Erfahrung nun gemacht hat; [...] lernt und fühlt er bald, daß das Zeitalter der Griechen und Römer, nach welchem seine Lehrer ihn zu bilden suchten, nur in Büchern; nicht aber in der wirklichen Welt zu suchen sey. Er lernt aus eigener Erfahrung, daß seine Erziehung das wirksamste Mittel zu seinem Unglück gewesen; daß er es ihr allein verdankt, wenn er den ganzen Umfang seiner drückenden Lage so deutlich sieht, welche die Unwissenheit seinen andern Mitmenschen glücklicher Weise verbirgt.“⁵⁵

Indem Händler seine Autobiografie eines Handwerkers veröffentlicht, kann dem einstigen Anspruch auf Bildungsbeteiligung und Status- sowie Prestigegewinn doch noch in begrenztem Ausmaß entsprochen werden. Der Text selbst wird geradezu zu einem Ersatz des verpassten sozialen Aufstiegs, obwohl der Autobiograf Händler *keinerlei künstlerischen Anspruch* erhebt. Die Differenz zwischen dem aufgeklärt-humanistischen Bildungsethos seiner Zeit und der im Alltag erlebten ständischen Formalität, die ihn weitgehend *auf seine körperlich-handwerklichen Fähigkeiten festlegt*, führt den Schneider und Autor immer wieder auf die gleichen Reflexionen über seine „Irrwege“ und „Fatalitäten“⁵⁶ zurück. Wie die zuletzt zitierte Textpassage zeigt, sucht Händler die Ursachen für seinen Misserfolg letztlich in äußeren Umständen („der ganze Appendix, theils läppischer, theils schurkischer Gebräuche“). Der mitunter aufkommende Gedanke an ein Selbstverschulden („Irrwege“) wird gewissermaßen nach *außen* verlagert. Stets aufs Neue sich wiederholende *Ausschluss- und Divergenzerfahrungen* im Alltag („versperren ihm [...] den Zutritt, denn [sic] ihm Vernunft und Billigkeit zu versprechen scheinen“) legen ein solches Deutungsmuster allerdings auch nahe („Sobald er diese traurige Erfahrung nun gemacht hat; [...] lernt und fühlt er bald ...“).

Mehr als ein gelegentliches Glänzen mit Gelehrsamkeit ist dem verhinderten Aufsteiger nicht möglich. Höhere Bildung wird in dieser Version als falsches Versprechen angeklagt, denn ohne sie, so überlegt Händler mitunter, wäre er wie seine „andern Mitmenschen“ wahrscheinlich „glücklicher“. Sein gutgläubiges Setzen auf „Vernunft und Billigkeit“, das man einem jungen Mann nicht verdenken kann, ist allerdings Teil der persönlichen Misere. Es verwundert nicht wirklich, dass Händler das eine oder andere Mal in seinem Leben an *Selbstmord* denkt:

⁵⁴ Lateinische Sprachkenntnisse waren um 1800, wie Schlumbohm 1981, S. 282, ausführt, in der Regel „Symbol für eine gehobene soziale Stellung“.

⁵⁵ Händler, 1, 1798, S. 86f.

⁵⁶ Händler, 1, 1798, S. 97 u. 137.

„Ich gieng [...] spazieren, um den sogenannten Bleicherweiher, und kam mir der schauerhafte Gedanke durch einen jähen Sprung könntest du dir von allen deinen Leiden auf einmal abhelfen.“⁵⁷ Der Suizidgedanke, der noch in anderen Autobiografien sozial Ambitionierter begegnen wird, verweist hier explizit auf eine Kumulation von persönlichen Niederlagen, Zurücksetzungen und Enttäuschungen („von allen deinen Leiden“), die auf rational-strategische Weise nicht mehr zu verarbeiten waren. Der Wunsch, über das mehr oder weniger als belanglos empfundene eigene Wirken und Leben in einem stark leibgebundenen Schaffensbereich hinauszugelangen, bleibt bestehen. Als eine letzte Hoffnung mag er Menschen wie Händler auch über den genannten Akt der Verzweiflung immer wieder hinweg geholfen haben.

Johann Heinrich Voß

Zwei autobiografische Fragmente, die relativ unbekannt geblieben sind, wurden zumindest von prominenteren Autoren verfasst. Der posthum publizierte Text⁵⁸ des Dichters und Altphilologen Johann Heinrich Voß (1751-1826) erzählt die Jugendgeschichte eines jungen „Träumer[s]“ mit einer blühenden Fantasie und schier „unersättliche[r] Wißbegierde“.⁵⁹ Dieser Sohn eines Pächters in adligen Diensten in Mecklenburg, der sich einst selbst allmählich als „Kammerdiener“ zum „Liebling der Herrschaft“ aufgeschwungen und sich nebenbei als Schreiber und „Sachwalter“⁶⁰ etwas dazuverdient hatte, ist schon früh von Lehrern, Musikern und Geistlichen unterstützt und gefördert worden. Im Gefolge des geschäftstüchtigen Vaters lernte er angesehene Vertreter des Bürgertums und des ländlichen Adels kennen. Aber auch bei benachbarten und verwandten Handwerkern – sein Oheim war Klaviermacher – verschaffte er sich Kenntnisse und Fertigkeiten. *Körperliche Robustheit* gehört zur Welt dieser Männer⁶¹, erscheint zudem als Selbstverständlichkeit des durch Abschauen und Imitation Übenden: „wo man nachpfuschen konnte, da ward keine Schwiele, kein Schnitt in die Hand geachtet.“⁶²

Ein frühes *Hervorstechen* in der Schule („als der grauhaarige Schulmeister mir meines fertigen Gedächtnisses wegen den obersten Sitz anwies“⁶³), eine „unbändige Lesesucht“, ein „unruhige[r] Trieb nach Beschäftigung“⁶⁴, ein sich selbst nachträglich im Sohne verwirklichender Vater („es sei schade, daß ein so offener Kopf

⁵⁷ Händler, 1, 1798, S. 146.

⁵⁸ In einer modernen Fassung von 1977 umfasst er 24 Seiten.

⁵⁹ Voß, Johann Heinrich (1977): Erinnerungen aus meinem Jugendleben, in: Erlebtes und Erfahrenes. Autobiographien von Seume bis Keller, hg. von Peter Goldammer, Rostock, S. 106.

⁶⁰ Voß 1977, S. 102.

⁶¹ Um 1900 wird der Aspekt der körperlichen Robustheit und des Hartseins als Teil der ‚Männerwelt‘ in der industriellen Produktion vor allem bei dem Aufstiegsambitionierten Gustav Weise begegnet.

⁶² Voß 1977, S. 106.

⁶³ Voß 1977, S. 104.

⁶⁴ Voß 1977, S. 108.

nicht studiert habe“⁶⁵), eine liebende, aber strenge und protestantisch-pflichtbewusste Mutter, „der Mut zu beharrlicher Selbsttätigkeit“⁶⁶, ein hartnäckiger Eigensinn („ich Eigensinn“⁶⁷) und eine außergewöhnliche Liebe für „Zahlenverhältnisse“⁶⁸, Rhythmik, Verse, Latein, Griechisch, aber auch Buchgeschenke, Kostgeld und „Freitische“⁶⁹ von Gönnern – all dies führte dazu, dass Voß als knapp Sechzehnjähriger schließlich auf eine Akademie gehen konnte. Schon als „Autodidaktos angekündigt“⁷⁰, fühlte er sich dort unter den Mitschülern als „Fremdling“⁷¹. Allein durch die Anrede wählte er sich bereits *zurückgesetzt*. Rückblickend lautet der ironische Kommentar des Autors dazu:

„Nach dem bewillkommenden Ihr ward ein Schüler allmählich mit Man oder Wir angeredet, bis ihm ein Er zukam. Des feineren Sie genossen nur Adlige, und zwar ohne Vorkost; Bürgerlichen ward es für die Abschiedsstunde gespart.“⁷²

Abgesehen von dieser sich schon in der alltäglichen Anrede ausdrückenden Differenzierung zwischen Neulingen und Etablierteren, zwischen Niedrig- und Hochgeborenen, blieb auch eine substantielle Unterscheidung zwischen dem jungen Voß und den Mitschülern spürbar. Denn die Angewiesenheit auf die „Mildtätigkeit“ seiner „Wohltäter“, die gönnerhaft für die leiblichen Grundbedürfnisse aufkamen („Freitische“), zwang ihn zu fortwährendem „Gehorsam“⁷³. Einerseits erstreckt sich *Formalität* hier nicht nur auf den akademischen, sondern auch auf den privaten Bereich. Andererseits fand auch das Pauken in der Schule zuweilen einen informelleren Ausklang:

„Man begreift, daß nach acht dumpfen Lehrstunden des Tags die heitere Stunde des Gesangs und der Musik bei unserm [Konrektor] Bodinus ein Labsal war.“⁷⁴

Anstatt sich weiterhin selbsttätig mit alten Sprachen beschäftigen zu können, musste Voß nun das Gelernte, „nicht ohne häufige Verweise, [...] gehörig verdaut in Saft und Blut“ übergehen lassen.⁷⁵ Auf den *Leib* wird für diese Phase gewissermaßen nur noch sprichwörtlich angespielt („verdaut in Saft und Blut“). Angeln, Ballspiel, Kriegsspiel⁷⁶ etc. waren noch auf den Körper bezogene Leidenschaften des Kindes. Ab dem 14. Lebensjahr hieß es, „mich der Gelehrsamkeit zu widmen“⁷⁷, und zwar nahezu ausschließlich. „Violinspielen“, „Paukenschlagen“ und „Gesang[]“⁷⁸ sollten nur gelegentlich der Abwechslung dienen.

⁶⁵ Voß 1977, S. 102.

⁶⁶ Voß 1977, S. 109.

⁶⁷ Voß 1977, S. 110.

⁶⁸ Voß 1977, S. 115.

⁶⁹ Voß 1977, S. 119.

⁷⁰ Voß 1977, S. 124.

⁷¹ Voß 1977, S. 121.

⁷² Voß 1977, S. 121f.

⁷³ Voß 1977, S. 121.

⁷⁴ Voß 1977, S. 123.

⁷⁵ Voß 1977, S. 123.

⁷⁶ Voß 1977, S. 105, 112 u. 113.

⁷⁷ Voß 1977, S. 116.

⁷⁸ Voß 1977, S. 123.

Der schon früh zum „Philosophus“⁷⁹ Berufene hat leider sein Emporsteigen nur bis zum Akademiebesuch, bis etwa zum 17. Lebensjahr aufgezeichnet. Das Niedergeschriebene reicht jedoch hin, um zu ersehen, dass der junge Voß immer wieder versuchte, ein wenig in Distanz zu den eigenen und den Erwartungen seines Umfelds sowie der Bildungsinstitutionen zu treten, wenn diese allzu belastend wurden. Eine *blühende Fantasie* und allerlei *kognitiv-geistige* sowie *spielerisch-künstlerische Interessen* verhalfen ihm, Abstand zu gewinnen und eine Basis für neue Aktivitäten zu schaffen:

„So sehr der Schulmeister mein Gedächtnis lobte, so unzufrieden war er mit meinem träumerischen Wesen, welches er Dusselei nannte.“⁸⁰

„Aber wie war mir einsam Träumenden so innig wohl, wenn in unserem Wiesengarten ich rücklings an einem Baum gestreckt aufschauete und, die heitere Höhe wie unter mir sehend, mit kindlichem Geist vom Erdenrande hinabstieg, dort in der blauen Tiefe den Mond und die Sterne zu erwarten! [...] Oder wenn ich für mich nachsann, wie das, was Baum sei, auch *Arbor* genannt werden könne!“⁸¹
 „Ich schwärmte in den Abenteuern des Robinson Crusoe, dem ich gegen die Wilden [...] beizustehen träumte [...].“⁸²

„Wenn sie [die Mutter] zu gröberen Handdiensten in Haus und Garten mich von den Büchern rief, zeigte ich sowenig Geschick als Neigung.“⁸³

„[...] o wie fremd, wie verloren ich da mich fühlte! [...] wie vereinsamt in der weiten Welt! Ich unterhielt mich mit meinen Klavier [...].“⁸⁴

Insbesondere die Musik, die selbst in dem handwerklichen Umfeld seines klavierbauenden Oheims beständiger Bezugspunkt gewesen war, diente Voß meist zur Herstellung einer neuen *inneren Balance* („den Märschen, die ich auf dem Klavier klimperte“⁸⁵). Ähnlich wie Rudolphi gelang es Voß überdies in jungen Jahren, in etwas (vermeintlich) Gegebenes, z.B. in Aspekte der *Natur* („wenn in unserem Wiesengarten ich rücklings an einem Baum gestreckt aufschauete und, die heitere Höhe wie unter mir sehend ...“), einen neuen Sinn hineinzulegen und sich somit alternative Modelle und *Gegenwelten* zu schaffen. Wie hilfreich derartige Distanzierungstechniken für das Individuum sein können, wird sich vor allem im Fall Bräkers zeigen. Die Ausgangs- und Rahmenbedingungen (etwa der handwerkliche Erfahrungsbereich in der Nachbarschaft: „die mannigfaltigen Arbeiten des kunstreichen Oheims und alle mir zugänglichen Werkstätten“⁸⁶) waren bei Voß zweifellos ungleich günstiger als etwa bei Rudolphi und Bräker.

⁷⁹ Voß 1977, S. 105.

⁸⁰ Voß 1977, S. 105.

⁸¹ Voß 1977, S. 105f.

⁸² Voß 1977, S. 107.

⁸³ Voß 1977, S. 110.

⁸⁴ Voß 1977, S. 120f.

⁸⁵ Voß 1977, S. 106.

⁸⁶ Voß 1977, S. 106.

Christian Gottlob Heyne

Das zweite zu nennende (gleichfalls erst post mortem erschienene) autobiografische Fragment⁸⁷ von einem ebenfalls nicht unbekanntem Autor ist von dem Altphilologen und Bibliothekar Christian Gottlob Heyne (1729-1812) verfasst worden.⁸⁸ Dieser bemerkenswerte Text überrascht mitunter durch eine für diese Epoche ganz ungewöhnliche, beinahe *klassenkämpferische* Schärfe des Ausdrucks, die weit über das hinausreicht, was sich in dieser Richtung bei dem ebenfalls nicht selten die sozialen Verhältnisse beleuchtenden Bräker finden lässt:

„Das erstmal, da ich in der Schule von Tyrannenmord hörte, ward die Vorstellung lebhaft in mir, ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft in Mangel hatten schmachten lassen [...]“⁸⁹

Als junger Mann sei Christian von „Grimm“ über die „Reichen“ erfüllt gewesen, „die sich von gedarbten Brosamen so vieler Hunderte nährten“. Obwohl die Mutter und die Kinder beim Verkauf der Ware mit den Kaufleuten bis auf den „Groschen“ feilschten, reichte es nie hin, um von den Produkten des Vaters, eines „Leinweber[s]“, zu leben. „Kleinmüthigkeit“, „Armuth“ und „Noth“ hätten die Eltern bis ins Alter begleitet. „Elend“ kennzeichnete die Orte „in Sachsen“, „wo Leinwandmanufakturen waren“.⁹⁰ Schon als Zehnjähriger erteilte Christian, der sich in der Vorstadtschule hervortat („Ich erhielt das Lob, daß ich Alles geschwind begriffe; und viel Lust zum Lernen hätte“), einem Nachbarskind „Unterricht im Lesen und Schreiben“, „um das Schulgeld aufzutreiben“.⁹¹ Das bei sozial Aufstrebenden immer wieder zu beobachtende *Hervorstechen vor anderen* gerade im schulischen Bereich ist hier bereits sehr früh an eine eigene Art von *Lehrfähigkeit* gebunden. In dieser Hinsicht war der junge Heyne schon sehr viel weiter gelangt als Bräker und Gottlieb Hiller, bei denen sich ein ähnliches Hervortun im geistig-kognitiven Bereich andeutet, ohne dass sie in ihrer Schulzeit daraus auch nur ein geringes *ökonomisches Kapital* zu ziehen vermochten, das der häuslichen Notlage ein wenig entgegengewirkt hätte.

Um weiter zu kommen, bedurfte es bei Heyne eines *Gönners*, der ihm Privatstunden in Latein finanzierte. Ein erster „großmüthiger Pathe“ fand sich in dem „Halbbruder“ der Mutter, einem wohlhabenden Bäcker.⁹² Die nächste Stufe, die „sehnlich“ erwünschte „lateinische Stadtschule“, wurde mithilfe eines zweiten Paten, der „Pastor in der Vorstadt“ war, erklommen. Dieser zahlte zwar das

⁸⁷ In dem von seinem Freund, Kollegen und Schwiegersohn Arnold Herrmann Ludwig Heeren, Historiker in Göttingen, herausgebrachten Druck ist der Text 20 Seiten lang.

⁸⁸ Zu Heyne vgl. Klinger 1937; Der Vormann der Georgia Augusta. Christian Gottlob Heyne zum 250. Geburtstag. Sechs akademische Reden (1980), Göttingen.

⁸⁹ Heyne, Christian Gottlob, biographisch dargestellt (1823), in: Arnold Herrmann Ludwig Heeren, Historische Werke, 6. Teil, Göttingen, S. 12f.

⁹⁰ Heyne 1823, S. 11f.

⁹¹ Heyne 1823, S. 13.

⁹² Heyne 1823, S. 13f.

Schulgeld, quälte den Jungen aber mit unnützen pädagogischen Versuchen „in der Latinität“, die er selbst einst zu beherrschen geglaubt hatte. Schulbücher musste der Junge sich von seinen Mitschülern ausleihen. *Gegen den Willen seines Vaters*, der „einen erwachsenen Sohn zum Gehülfen seiner mühseligen Arbeit“ wünschte, schritt Christian fort auf dem Weg zur Gelehrsamkeit. Auf der Lateinschule fiel es ihm zunächst schwer, die Achtung seiner „Commilitonen“ zu erlangen.⁹³ Heyne bringt dies direkt mit seiner *körperlichen Konstitution* in Verbindung, die aufgrund seiner spezifischen Herkunftsbedingungen geradezu *sozialstrukturell bedingt* sei:

„Schwächlich von jeher, von Kummer und Elend gedrückt, ohne frohen Genuß des kindlichen Alters und der frühen Jugend, war ich von sehr kleinem Wuchs geblieben.“⁹⁴

In dieser Deutung erscheint die eigene *Körpergröße*, also eine äußerliche Komponente des Menschen, der in der damaligen wie in der heutigen Gesellschaft als einer Art *symbolischen Kapitals* eine immense Bedeutung zukommt (man denke etwa an die ‚langen Kerls‘ in der Armee von Friedrich dem Großen oder an Körperlänge als nicht unwesentliches Kriterium bei der Partnerwahl), als *entscheidend beeinflusst von sozialen und psychischen Notlagen*. Wiederum spornte Christian das Lob seiner Lehrer dazu an, die „Kränkungen“ durch Mitschüler zu überwinden und sich vor den anderen hervorzutun. Vom „Dämon[] der Versifikation“ erfasst, entwickelte er sich zu einer Art Gelegenheitsdichter, der bei allen erdenklichen Feierlichkeiten „lateinische Verse“ zum Besten gab.⁹⁵ Dieses „Emporstreben“ („mich nicht in den Staube strecken zu lassen“) wurde ihm nun von den Mitschülern „bald zu Stolz und Hochmut gedeutet“ – er war offenbar als *Streber* verschrien. Einen gewissen Übermut muss sich der Autobiograf indes auch eingestehen, denn als ihm das Pensum des Latein- und Griechischunterrichts nicht mehr ausreichte, borgte er sich einige „Classiker[]“ und bat sogar um „Privatstunden“.⁹⁶

Aber trotz des Entgegenkommens seiner Lehrer und seiner fortwährenden *autodidaktischen* Studien blieb eine deutliche Unsicherheit⁹⁷, ein Widerspruch zwischen Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitsgefühlen, bestehen:

„der drückende Mangel; das Gefühl, jedem Andern nachzustehen, ließ in mir keinen frohen Gedanken, kein Gefühl von Werth aufkeimen. Ein schüchternes, leutescheues, linkes Betragen mußte mich noch mehr von allen Empfehlungen im Aeußerlichen entfernen. Wo konnte ich Sitten, Anstand; wo gute Denkungsart, wo einige Bildung des Geistes und des Herzens erhalten?“⁹⁸

⁹³ Heyne 1823, S. 15f.

⁹⁴ Heyne 1823, S. 16.

⁹⁵ Heyne 1823, S. 18.

⁹⁶ Heyne 1823, S. 20f.

⁹⁷ Kell 1994, insb. S. 192 u. 197f., führt diese Verhaltensunsicherheit am Beispiel *bürgerlicher Aufsteiger am Hofe* vor Augen. Im 18. Jahrhundert etwa glaubte der „im Herzogtum Pfalz-Zweibrücken tätige Maler und Architekt Johann Christian Mannlich“ sich „ein einwandfreies Betragen auferlegen zu müssen“. Und noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts berichtet der Hofmaler Wilhelm von Kügelgen, in Diensten der Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg, von den Schwierigkeiten des „zeremonielle[n] Teil[s] meines Dienstes“ und der „Angst, etwas falsch zu machen, als offizieller Gesandter“ seiner Herrin.

⁹⁸ Heyne 1823, S. 22.

Das „bittere Gefühl der Niedrigkeit, des Mangels einer guten Erziehung und Bildung im Außen“ verließ Heyne auch später als Student nicht. In der Rückschau diagnostiziert der Autor bei sich „das Bewußtseyn des Linkischen im gesellschaftlichen Leben.“⁹⁹ *Verhaltensunsicherheit* kann als ein zentrales Problem sozial Aufstrebender erachtet werden. Implizit lässt sich dies bei allen AutobiografInnen dieser Gruppierung feststellen. Aber nicht allen AutorInnen gelingt es, diese wichtige Komponente im Einzelnen darzustellen oder sogar sie zum Gegenstand tieferer Reflexionen zu machen. Dass dies manch einer der Schreibenden schon um 1800 vermag (wie etwa Heyne und Hiller) erscheint auf den ersten Blick hin vielleicht erstaunlich. Beim vergleichenden Blick auf die weitere Entwicklung in den folgenden beiden Epochenabschnitten wird jedoch klar, dass der Reflexionsdruck bezüglich des eigenen Verhaltens gerade in einer sich unverhohlen als Ständegesellschaft verstehenden Figuration wie der um 1800 besonders hoch ist. Um 1900 und um 2000 werden noch weitere Sachverhalte sowie äußere und innere Zwänge für eine reflexive Bearbeitung anstehen.

Christian Heyne war sich überdies bereits bewusst, dass es ihm damals an einer klaren *Zielsetzung*, an einer Art Lebensentwurf, mangelte:

„An Plan im Studieren war nicht zu gedenken.“¹⁰⁰

Dies war schon in der Lateinschule so gewesen. Seine Zukunftsperspektive war und blieb höchst *diffus*:

„Empor strebte ich gleichwohl. Ein Gefühl von Ehre, ein Wunsch von etwas Besserem, ein Streben, aus der Niedrigkeit mich herauszuarbeiten, begleitete mich unablässig; aber ohne Richtung, so wie es war, führte es mich mehr zum Trotz, zum Menschenhaß, und zur Rusticität.“¹⁰¹

Wieder sorgte das Entgegenkommen eines Bessergestellten für eine Wende. Einer der „Senatoren“ verschaffte Christian eine Stelle als *Nachhilfeler* bei Verwandten. Das schon bekannte Muster der Verknüpfung von Studium und Lehrtätigkeit konnte somit fortgesetzt werden. Einen Teil des so verdienten Geldes konnte er sogar seinen Eltern zukommen lassen. Und das Problem seiner *ungeschliffenen Umgangsformen* („Rusticität“, „linkes Betragen“), seiner „sonderbaren Falschheit und Unförmigkeit des Betragens“, wie es bei Elias heißt, schien sich nebenbei gleich mit beheben zu lassen:

„[...] sah ich nun öfter Menschen von einer bessern Erziehung. Ich erwarb mir die Zuneigung der Familie, so daß ich auch außer den Lectionen in ihr lebte. Dieser Umgang verschaffte mir einige Bildung; erweiterte meine Vorstellungen und Begriffe; und schliff das Rohe auch im Außenlichen ein wenig ab.“¹⁰²

Die Sorge um sein äußeres Erscheinungsbild und sein Auftreten in besseren Kreisen wird Heyne in der Folge nie ganz ablegen können. Auch von einem Professor an der Universität lässt er sich noch „einige Lehren über das Schickliche und Unschickliche“ erteilen.

⁹⁹ Heyne 1823, S. 27.

¹⁰⁰ Heyne 1823, S. 26.

¹⁰¹ Heyne 1823, S. 23.

¹⁰² Heyne 1823, S. 23f.

Der Mangel an erzieherischen und lebenspraktischen „Grundsätze[n]“ wird in dieser Phase zugleich als ein *Fehlen von geeigneten Vorbildern* gedeutet:

„ohne Freund, Führer, Rathgeber, verstehe ich die Stunde noch nicht, wie ich in diesem hülflosen Zustande ausgedauert habe.“¹⁰³

Heyne hat insofern durchaus schon eine Art Theorie dazu, was ihm etwa im Vergleich zu bessersituierten Studenten fehlte. Dass er ohne „Rathgeber“ in dieser Phase dennoch weiter fortgestrebt hatte, mag er sich im Nachhinein als besondere Leistung zugute gehalten haben. Sein zweiter Pate, jener im Lateinischen dilettierende Geistliche, hatte ihm niemals „Führer“ sein können. Da Christian sich immer wieder dazu gezwungen sah, ihn um finanzielle Unterstützung zu bitten, geriet er zuweilen „aus aller Fassung“. In diesem Zusammenhang wird – aus strukturell durchaus vergleichbaren Gründen wie bei Johann Christoph Händler – von einer latenten *Suizidgefahr* berichtet:

„Verzweiflungsvoll suchte ich den Tod auf allen Wegen.“¹⁰⁴

Als sich das Finanzierungsproblem aufgrund der zu zahlenden Professoren-Honorare im Studium verschärft, bleibt ihm nichts anderes mehr übrig, als *nebenher* eine feste Hofmeisterstelle zu übernehmen. Es manifestiert sich somit eine *Doppelexistenz* (in diesem Fall zugleich als Studierender mit Blick auf eine künftige Elitenzugehörigkeit und als Hofmeister quasi im Bediensteten-Status), wie sie für diese Aufsteigenden signifikant ist. Wohl aus Prestige Gründen hatte Christian sich lange Zeit dagegen verwahrt, in eine solche Position als eine Art gebildeter Lakai einzutreten. Vor dem Hintergrund seiner Studien, die ihn zumindest an der Sphäre des Klassisch-Gelehrten teilhaben lassen, sind seine Ansprüche schon wesentlich höher als etwa die des einstigen Lateinschülers Händler, der in seiner kurzzeitigen Anstellung als Bedienter, Schreiberling und Vorleser eines Adligen durchaus zufrieden war.

In seinen altphilologischen Studien überschreitet Christian Heyne dann erneut die Grenzen des Üblichen. Dabei nimmt er auch *keinerlei Rücksicht auf die eigene Gesundheit*, sucht sogar seine *Leiblichkeit komplett zu ignorieren*:

„So unsinnig war aber mein Eifer im Lesen, daß ich länger als ein halbes Jahr die Woche nur zwei Nächte schlief; bis ich endlich in ein Fieber fiel, von dem ich nur mit Mühe genas.“¹⁰⁵

Heynes autobiografischer Text endet schon etwa nach den ersten beiden Studienjahren, also in der Mitte seines Universitätsstudiums. Das hinterlassene kurze Fragment genügt aber allemal, um interessante Vergleichsmomente zu anderen Aufsteigergeschichten herzustellen.

¹⁰³ Heyne 1823, S. 26f.

¹⁰⁴ Heyne 1823, S. 29.

¹⁰⁵ Heyne 1823, S. 28.

Gottlieb Hiller

Als letzter Vergleichsfall dieses Zeitabschnitts für den zentralen Text von Bräker sei noch auf die Autobiografie Gottlieb Hillers (1778-1826) eingegangen.¹⁰⁶ Auch hier begegnen zahlreiche Aspekte, die als geradezu typisch für Aufstrebende erachtet werden können. Hilfreich für einen Vergleich zu schon genannten Aufsteigern erscheint Hiller bereits dadurch, dass er im Kontrast zu dem späteren Akademiker und Gelehrten Heyne sowie dem späteren Akademiker und Dichter Voß sein Leben als ein relativ Unbekanntes beendet und in seiner Eigenschaft als Dichter auch bis in die Gegenwart hinein völlig unbedeutend geblieben ist. Seine Lebensbeschreibung darf sogar als wesentlich aufschlussreicher bezeichnet werden, was nicht zuletzt einfach daran liegt, dass er sie in zwei umfangreichen, in sich abgeschlossenen Bänden niedergelegt hat (wobei der zweite, längere Teil eher eine Reisebiografie darstellt).

Hiller, der Sohn eines früh verstorbenen Fuhrmanns, erlebte anfangs einen ähnlich furiosen Bildungsaufstieg wie Voß und Heyne. Wie der Leinwebersohn Heyne und der Schneidersohn Händler kommt Hiller aus einem bildungsfernen Elternhaus. Sein Stiefvater verdingte sich anfangs meist als Tagelöhner. Seine Mutter scheint allerdings als Tochter eines „ziemlich reich gewesenen Oekonomen und Windmüllers“, der sich „durch sein unruhiges Wesen längst ruiniert“ hatte,¹⁰⁷ immer noch über ein gehobenes Selbstwertgefühl und einen *Hang zum Feinen* zu verfügen. Sie las Gottlieb zuweilen aus der Lokalpresse vor, legte ihm „die politischen Begebenheiten“ aus und achtete auch sonst darauf, „sich eine feinere Bildung zu geben“.¹⁰⁸ Die Mutter war es in diesem Fall auch, die ihren Sohn schon sehr früh mit einer Art „*Aufstiegsenergie*“¹⁰⁹ versah, die eine sehr nachhaltige Wirkung auf sein weiteres Werden haben sollte:

„Ob sie gleich die niedrigsten Arbeiten thun mußte, so schwebte ihr doch ihr besserer Stand vor der Seele, und sie lehrte mich nach solchen Maximen zu handeln, daß ich mich schon von der frühesten Jugend an vor den Knaben meines Gleichens auszeichnete.“¹¹⁰

Noch in dieser indirekten Wiedergabe des *mütterlichen Appells* ist der *ambitiöse* Charakter unverkennbar. Wenn dieser *Grundimpuls*, der hier früh auf Gottlieb übertragen wird, zunächst als strategischer Vorteil etwa seinen Klassenkameraden gegenüber erscheint, so trägt er in der Folge aber durchaus dazu bei, dass der Junge in ein Dilemma gerät. Denn er wird zugleich auch immer wieder an die eng gesteckten Grenzen seines ökonomischen Hintergrundes erinnert: Der für den Unterhalt der Familie aufkommende Stiefvater steht ihm von vornherein als ein Mann vor Augen, der das bildungsferne Tagelöhner- und Handarbeiterdasein verkörpert.

¹⁰⁶ Zu Hillers Person vgl. Bäntsch 1803; Döhring 1978; Lüsebrink 1987; Spehr 1969; Ulbrich 1993.

¹⁰⁷ Hiller, Gottlieb (1805): *Gedichte und Selbstbiographie*, 1. Teil, Cöthen, S. 9.

¹⁰⁸ Hiller 1805, S. 11f.

¹⁰⁹ Der Autobiograf benutzt übrigens selbst einmal, Hiller 1805, S. 10, den Begriff „Energie“: „die Energie, mit welcher ich meinen Willen geltend zu machen weiß“.

¹¹⁰ Hiller 1805, S. 11.

Dieser Stiefvater mag den Ambitionen Gottliebs eher unbeteiligt bis missbilligend gegenübergestanden haben. Auf jeden Fall weist schon der elterliche ‚Auftrag‘ an den Sohn einen *in sich widersprüchlichen* Inhalt auf. Zugespitzt lässt er sich als eine verwirrende *Doppelbotschaft* verstehen: Werde etwas Besseres als deine gleichaltrigen Mitstreiter, aber versuche in Anbetracht deiner begrenzten ökonomischen Voraussetzungen nicht, über den Status eines handwerklich-körperlich Arbeitenden hinauszugelangen.

Als Gottlieb dann von der vorstädtischen Winkelschule in die Fürstliche Freischule (Stadtschule) überwechseln konnte, setzte sich das Bildungsvorhaben zunächst wie erhofft fort. Übermotiviert und scheinbar voller Selbstvertrauen („[...] Beweiß, daß mich die Natur mit einer Anlage für das Wissenschaftliche beschenkt hat“; „hielt mich für besser, als meine Kammeraden“¹¹¹) gelang ihm ein fulminanter Einstieg, in dem er mit verschiedenen Wissenserfolgen alle Stadtjungen hinter sich lassen konnte („als ich mit einem Sprung über 30 Schüler emporgehoben wurde“¹¹²). Das schon von Voß und Heyne bekannte *Sich-Hervortun* in der Schule hat bei Hiller noch viel deutlicher den Geruch eines kleinbürgerlichen Emporkömmlings¹¹³: es findet einen quantitativen Ausdruck, der dem Stolz eines den Tagesgewinn nachzählenden Krämers gleichzukommen scheint („mit einem Sprung über 30 Schüler emporgehoben“).

Die erste Lobrede seines Lehrers musste Gottlieb seinen Mitschülern jedoch gleich verdächtig machen:

„Seht ihr großen R. – der Junge kommt vom Bärthore herein, und weiß mehr, wie ihr, ob’s euch gleich alle Tage [...] vorgepredigt wird.“¹¹⁴

Auch Hiller haftete also bald die Attitüde des *Strebers* an („Im Bibellesen war ich Primus“¹¹⁵). Und ein Hang zum *autodidaktischen* Weiterdenken und Lernen wird ihm sein Leben lang bleiben:

„Dieß wenige Rechnen, welches bloß in den fünf Spezies mit unbenannten Zahlen bestand, machte, daß ich die übrigen Rechnungsarten von selbst lernte. Als ich schon lange aus der Schule war, habe ich mich immer bei meinen Arbeiten im Kopfe damit beschäftigt.“¹¹⁶

Er erkämpfte sich sogar die Teilnahme am Lateinunterricht. Sein Lehrer hatte ihm in diesem Zusammenhang zunächst die bitterböse Frage gestellt, was er, der vom „Bärthore“ (aus der Vorstadt) kommt, denn eigentlich mit Latein wolle, da er doch sowieso später einmal nur „Pferdeknecht“ werde. Um 1800 stellte es eben durchaus keinen Widerspruch dar, den besonderen Wissensstand eines Schülers hervorzuheben und ihn zugleich aufgrund seiner niedrigen Herkunft zu exkludie-

¹¹¹ Hiller 1805, S. 18 u. 16.

¹¹² Hiller 1805, S. 16.

¹¹³ Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 503, umschreibt das „Verhältnis des Kleinbürgertums zur Kultur“ als „Bildungseifer als Prinzip“.

¹¹⁴ Hiller 1805, S. 15f.

¹¹⁵ Hiller 1805, S. 18.

¹¹⁶ Hiller 1805, S. 25.

ren. Im (institutionellen) Alltag haben die ‚Regeln‘ der Ständeordnung in deutschen Territorien noch kaum Modifikationen erfahren. Gottliebs Mitschüler spotteten zudem über seine einfache Kleidung („ich mit meinen hölzernen Pantoffeln“).¹¹⁷ Die *Demütigungen* und *Zurückweisungen* durch Mitschüler und die Institution Schule (insbesondere in Form von körperlichen Bestrafungen) sind in diesem Text wesentlich breiter ausgeführt als in den sonstigen Aufsteigergeschichten. Ein Beispiel der beschriebenen ‚schwarzen Pädagogik‘ mag dies verdeutlichen:

„Meine Lehrer haben mir alle mögliche [sic] Beschimpfungen angethan, ich mußte auf Erbsen knien, bald den Stiefelknecht eine Stunde lang empor halten, bald wieder eben so lange auf einem Fuße stehen, wobei ich, wenn ich wankte, jedesmal einen Hieb bekam, man sperrte mich ein, setzte mich herunter, aber alles war vergebens.“¹¹⁸

Man wundert sich bei der Lektüre dieser Passage, wie beiläufig der Autobiograf diese schikanösen Erniedrigungen aufzählt. Man könnte sogar meinen, er halte diese Bestrafungen angesichts seines ihm selbst unerklärlichen ‚Versagens‘ beim Auswendiglernen des Katechismus für angemessen. Er scheint den ‚Fehler‘ in der Tat bei sich selbst gesucht zu haben, was ein wenig in den Hilflosigkeit ausdrückenden Worten „aber alles war vergebens“ mitschwingt. Andererseits klingt aber in dem Ausdruck „alle möglichen Beschimpfungen angethan“, besonders in dem *Antun*, auch eine gewisse Empörung über die Lehrer mit, die ihm dieses Leid zufügten.

Als Gottlieb mit 14 Jahren in die zweite Klasse versetzt worden war, fand er endgültig vor den Selektionsmechanismen der Institution Schule kein Erbarmen mehr. Da seine Eltern kein Geld für die erforderlichen Lateinbücher hatten, konnte er am Lateinunterricht nicht mehr teilnehmen. Auch der Versuch, seine Lateinstudien auf *autodidaktischem*¹¹⁹ Wege fortzusetzen, blieb nur Episode. Erschwerend kam hinzu, dass Gottlieb nur im Winter die Schule besuchen konnte, da er seinen Stiefvater im Frühling und Sommer bei der Feldarbeit oder bei sonstigen *körperlichen Arbeiten* unterstützen musste. Mitunter war Gottlieb genötigt, seinen Bildungsambitionen im Verborgenen nachzugehen („wenn ich in die Kirche gieng, steckte ich dieses Buch statt des Gesangbuchs ein, kroch hinter die Orgel und las, damit mich Niemand stöhren sollte“¹²⁰). *Nebenbei* – wieder zeigt sich eine *doppelte Orientierung*¹²¹ des Akteurs – versuchte er sich noch in allerlei handwerklichen Betätigungen (Töpfer-, Schmiede-, Schneider- und Holzarbeiten sowie Taubennestflechten), die er überwiegend „durch bloßes Absehen“¹²² erlernte. Schon mit 15 Jahren ging er gezwungenermaßen von der Schule ab. Bis zu diesem Zeitpunkt scheinen manuell-handwerkliche (Holzarbeiten etc.) und kognitiv-intellektuelle

¹¹⁷ Hiller 1805, S. 18f.

¹¹⁸ Hiller 1805, S. 17.

¹¹⁹ Zum Autodidakten siehe Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 513ff.

¹²⁰ Hiller 1805, S. 21.

¹²¹ Vgl. dazu Streeck 1981, S. 40.

¹²² Hiller 1805, S. 23.

Betätigungen (Lateinlernen) nur im Wechsel oder *strikt getrennt voneinander* möglich gewesen zu sein. Das Rechnen „im Kopfe“ etwa, das er während seiner (manuellen) „Arbeiten“ übte, also quasi die Gleichzeitigkeit von geistiger und körperlicher Betätigung, ist ausdrücklich für die Zeit nach seinem Schulabgang festgehalten. Ein *Zusammengeben von Geistigem und Körperlichem*, von Kopf und Hand, wird für die Jugendzeit des Protagonisten also noch nicht explizit ins Spiel gebracht.

In den folgenden fünf Jahren verdingte er sich als eine Art Tagelöhner „unter den rohesten Menschen“, unter den Fuhrleuten. Da er auch in diesem proletoiden Umfeld versuchte, sich „den Geschmack an Wissenschaften zu erhalten“, wurde er von den Arbeitskollegen bald als eine Art „Narr“ betrachtet.¹²³ Von seinem 20. bis zum 23. Lebensjahr war er für den Stiefvater tätig, der einen eigenen Fuhrbetrieb erworben hatte. Letztlich war Gottlieb aber auch hier wiederum gezwungen, sich nebenbei mit Tagelöhnerarbeiten, mit Landarbeit und Botengängen, aber vor allem mit dem Flechten von Taubennestern, etwas dazuzuverdienen. Die *Mehrfachbelastung* ist gerade in dieser Phase offenkundig. Als er einen Einblick in das Lehmstreichen erhielt, konnte er aus dem Fuhrbetrieb seines Vaters aussteigen und seinen Lebensunterhalt mit einer kleinen „Lehmsteinfabrik“, die er sich wohl nach und nach aufgebaut hatte, (eigenständig) bestreiten. Schon zu dieser Zeit reagierten die meist bessersituierten Kunden mit „Verwunderung“, „wenn sie der Lehmarbeiter mit ziemlich gebildeter Rede unterhalten hatte“.¹²⁴ Die nunmehr freien Sonntage nutzte er zum Lesen religiöser und zusehends auch historisch-literarischer (weltlicher) Bücher. Geradezu eine Entdeckung stellte für ihn das Werk von Christoph Martin Wieland dar. Durch diese Lektüreerfahrungen sei es ihm gelungen, die „Bigotterie“¹²⁵, an die er von Haus aus gewöhnt war, zu überwinden.¹²⁶

¹²³ Hiller 1805, S. 28.

¹²⁴ Hiller 1805, S. 23.

¹²⁵ Hiller 1805, S. 38.

¹²⁶ Es sei hier nur am Rande daran erinnert, dass Wieland auch zu den von Caroline Rudolphi gelesenen Autoren gehörte. Gerade ein Bildungsroman wie der „Agathon“ von Wieland, dessen Lektüre Hiller 1805, S. 39, als eine außergewöhnliche Bildungserfahrung beschreibt („Dieses Buch erhob meine Seele, ich fühlte, daß ich auch ein Mann sey. Ich verglich die Systeme des Hippias und Architas und aus beiden zog ich mir eine eigene Lebensphilosophie, deren Ausübung mich bisher nicht unglücklich gemacht hat“), mag für AufsteigerInnen wie ihn und Rudolphi über den kognitiven und ästhetischen Reiz hinaus auch kompensatorische oder sonst wie sublimierende Funktionen erfüllt haben. Wie Hettling 2000, S. 326, ausführt, beschreiben Bildungsromane die „Phantasie der Integration von unterschiedlichen Eigenschaften“. Sie illustrierten das Illusionäre der bürgerlichen Lebensführung, die zweckfreie Kreativität mit zweckgebundener Nützlichkeit in ein harmonisches Verhältnis bringen wollte. Sie veranschaulichten diese „Utopie einerseits durch Flucht in die Idylle oder durch ironische Brechung, oder sie zeigen andererseits das Scheitern derartiger Versuche.“ Unterbürgerliche resp. Aufstrebende werden vielleicht eher die darin zur Darstellung gebrachten *Ambivalenzen* und *Widersprüchlichkeiten* angesprochen haben.

Als etwa Dreiundzwanzigjähriger wunderte sich Gottlieb eines Tages im Spätherbst über eine immer noch „grüne Schote“ und schrieb dazu ein paar Verse nieder. Ein Predigerkandidat lobte seine Verse, was wie ein „Signal“ für Gottlieb wirkte. Er dichtete nun, wo immer es ihm möglich war, und schon bald zirkulierten seine Gelegenheitsgedichte in seiner Heimatstadt und darüber hinaus. Es erschien sogar ein „ehrenvoller Aufsatz“ über ihn, den „Naturdichter“, in der Lokalpresse. Schnell fanden sich „einige vornehme Gönner“ bereit, ihm die Druckkosten für seine Gedichte vorzuschießen.¹²⁷ Auch der erste Kontakt zum Hochadel, zum Landesfürsten von Anhalt-Köthen, wurde geknüpft. Hiller genoss nun öffentliche Aufmerksamkeit, führte aber weiterhin eine Art *Doppelleben*: Er erhielt einerseits Aufträge für Gelegenheitsgedichte, bestritt aber andererseits seinen Lebensunterhalt weiterhin vornehmlich durch Handarbeiten (Taubennestflechten und Lehmsteinproduktion). Im Unterschied zu Heyne, der sich ja schon in wesentlich jüngeren Jahren und meist in einem engeren schulischen Rahmen in lateinischer Sprache als Gelegenheitsdichter bei allerlei feierlichen Anlässen hervorgetan hatte, musste Hiller alles daransetzen, möglichst viel materiellen Gewinn aus seinen Gedichten zu ziehen. Was bei Heyne ein eher spielerisches Sich-Erproben in zeremoniell-gelehrtem Kontext war, erscheint bei Hiller als existenziell bedingter Zubrot-Erwerb. Hillers Dichtertum ist gewissermaßen *existenziell-leiblich fundiert*.

Als er mit etwa 24 Jahren dem Fürsten von Anhalt-Dessau vorgestellt wurde, ermutigte dieser ihn zu einer „poetische[n] Reise“¹²⁸ an den Bernburger Hof (einer Art Musenhof). Dies war wahrscheinlich der entscheidende Anstoß dafür, dass Hiller aus seiner Heimatstadt und seiner Herkunftswelt *heraustrat*. In der Folge verschaffte er sich die Anerkennung von weiteren Fürsten, Adligen verschiedenen Ranges, gehobenen Bürgerlichen, Gelehrten sowie Literaten und Künstlern. In den folgenden fünf Jahren wird er weitere poetische Reisen unternehmen, die ihn in immer weiter entfernte Gegenden führen (schließlich sogar nach Österreich, Ungarn und an die russische Grenze). Bei seiner Rückkehr in die Heimat kann er sich stets als Stütze („Retter“) seiner Eltern fühlen, die weiterhin in „Armuth“ leben.¹²⁹ Alle diese Reisen nutzt er, um *weitere Kontakte zu knüpfen* und Käufer seiner Gedichte zu werben. Aber selbst wenn ihn seine „Geschäfte“¹³⁰ viel Zeit kosten, so findet er noch hinreichend Gelegenheit, um diverse Städte und Ortschaften sowie die verschiedensten Veranstaltungen, Einrichtungen, Institutionen und Gesellschaftskreise kennen zu lernen. Immer wieder bekommt er auf diesen Reisen Bücher geschenkt. Den Höhepunkt einer seiner Reisen (den „höchsten Moment[] [s]eines Lebens“) bildet der Besuch „im Königl. Schlosse“, wo er den „Majestäten“ von Preußen (Friedrich Wilhelm III. und seiner Gattin Luise) eines sei-

¹²⁷ Hiller 1805, S. 41f.

¹²⁸ Hiller 1805, S. 59. Er bezeichnet diese als die „erste[] poetische[] Reise“.

¹²⁹ Hiller 1805, S. 59.

¹³⁰ Hiller 1805, S. 60.

ner Gedichte vorträgt und auch kurz seine Lebensgeschichte erzählen darf. Dabei fühlt er sich „über 10000 [s]einer Erdenbrüder empor gehoben“.¹³¹ Im Überblick betrachtet verbindet sich mit jeder neuen Reise auch eine qualitative Erweiterung seiner Kenntnisse. In diesem *Reisen* verbindet sich somit *Geschäftsstrategie (ökonomisches Kalkül)* mit einer vielschichtigen *Akkumulation von sozialem und kulturellem Kapital*. Die Erzählung seiner Erlebnisse endet im zweiten Teil seiner Selbstbiografie Mitte 1807, als er 29 Jahre alt ist.

Auffällig ist – das sei hier noch im Zusammenhang mit seinem Besuch bei den preußischen „Majestäten“ nachgetragen –, dass Hiller sehr genau um die diffizilen *strategischen Implikationen* seines Weges weiß und darüber auch recht kompetent Auskunft zu geben vermag. Als die Königin von Preußen (jene legendenumwobene Luise) während der dritten poetischen Reise bei dem – gerade erwähnten – Besuch Hillers im Potsdamer Schloss¹³² fragte, ob er sehr viel gearbeitet habe, um es in so kurzer Zeit so weit zu bringen, antwortete er:

„Nicht allzuviel, Ihre Majestät! Ich kenne keine Uebereilung, ich gehe langsam, aber gewiß, ich thue keinen Schritt vorwärts, bis derjenige, den ich gethan habe, erst gesichert ist. Da ich ein Freund strenger Ordnung bin, so thue ich wenige vergebliche Arbeiten, daher führt mich jedes, was ich thue, einen Schritt vorwärts. Und so war’s mir möglich, in einem Jahre vom Staube einen Gang bis an den Thron von Preußen nach und nach zu gehen.“¹³³

Was der Protagonist der Königin und der Autobiograf seiner Leserschaft hier in höchst konzentrierter Form bieten darf wohl als Quintessenz seines eigenen Weges, zugleich aber auch als eine Art ‚Anleitung für Aufsteiger‘ betrachtet werden. Am Anfang steht ein Bescheidenheitstopos, denn dass Hiller „nicht allzuviel“ gearbeitet habe, darf man getrost als krasse Untertreibung bezeichnen. Es wird gewiss Vertreter aus unterbürgerlichen Verhältnissen in Gottliebs Umfeld gegeben haben, die er kannte und die in ihrer Kindheit und Jugend noch stärker in die häusliche Ökonomie eingespannt waren und auf den ersten Blick hin auch mehr schufteten mussten. Da Hiller aber, wie gezeigt wurde, schon relativ früh seine Aktivität auf zwei sehr unterschiedliche Sozialwelten und Betätigungsfelder verteilt hat, wird man seine Gesamtleistung alles andere als niedrig einschätzen dürfen. Der Autobiograf scheint sich hier beim Stichwort *Arbeit* vornehmlich auf seine körperliche/manuelle Arbeitsleistung zu beziehen. Aber selbst diese wird man eher hoch einstufen müssen. Dann heißt es weiter, er „kenne keine Übereilung“, „gehe langsam, aber gewiß“; er „thue keinen Schritt vorwärts, bis derjenige“, den er „gethan habe, erst gesichert ist“. Hierin kommt nun sowohl langjährige Erfah-

¹³¹ Hiller 1805, S. 84ff. Hiller ist insofern schon lange vor dem Niederschreiben seiner Autobiografie ein relativ geübter Erzähler seines Lebens. In gewissen Grenzen ist ihm das Sich-Präsentieren – in Anbetracht des formellen Rahmens dieser Szenerie – ebenfalls längst vertraut.

¹³² Es sei hier stellvertretend für zahlreiche weitere Besuche Hillers bei „gefürsteten Häuptern“ noch auf eine spätere Audienz beim österreichischen „Kaiser Franz dem Zweiten“ verwiesen (Hiller, Gottlieb (1807): Gottlieb Hillers Reise durch einen Theil von Sachsen, Böhmen, Oesterreich und Ungarn. Als zweiter Theil seiner Gedichte und Selbstbiographie, Köthen, S. 189).

¹³³ Hiller 1805, S. 87.

rung als auch ein sich daraus entwickelndes Selbstbewusstsein des Protagonisten zum Ausdruck. Das in seiner Beschreibung angedeutete internalisierte Verhaltensmuster der *voranschauenden Absicherung* bedarf einer *eigenen Temporalität*. Es ist ein *bestimmtes Zeit-Management* erforderlich. Da Hiller angesichts seiner eingeschränkten soziokulturellen und ökonomischen Ressourcenlage schon früh und immer wieder aufs Neue erkennen musste, wie nahe er sich eigentlich am gesellschaftlichen Abgrund befand, entwickelte er eine Art *Theorie des schrittweisen Vorankommens*¹³⁴, was man im Sinne Schmeisers auch als ein *Stufenklettern* definieren kann. Schmeiser bezeichnet einen solchen Aufsteiger als „Stufenkletterer“¹³⁵. Ein allzu rasches und wenig fokussiertes Vorstoßen in neue Unternehmungen und Betätigungsfelder würde das Risiko bergen, sich angesichts der fortwährend zu berücksichtigenden *Doppelausrichtung des Lebensvollzugs* vollends zu verzetteln und womöglich zu einem Zusammenbruch der Handlungsfähigkeit führen. Daher ist es auch wichtig, „vergebliche Arbeiten“ möglichst zu vermeiden. Somit hat Hiller sich zwangsläufig zu einem „Freund strenger Ordnung“ entwickelt, denn ohne Zweifel bedurfte es schon erheblicher *Koordinierungsanstrengungen*, fortwährend zweigleisig zu fahren. Insgesamt erscheint dieses Vorgehen als eine sehr *bedächtige* („keine Uebereilung“) und *strenge Selbstdisziplin* („strenge[] Ordnung“) erfordernde Strategie. Gerade hier manifestiert sich eine beachtliche *Zivilisierung* des Protagonisten. Und selbst wenn Hiller manche Komponenten dieser Strategie von (etwa in der Literatur) überlieferten Verhaltensmustern und -„anleitungen“ übernommen haben sollte, so mussten sich diese Vorgaben erst im alltäglichen Vollzug des Lebens bewähren. Betrachtet man diese Biografie als Gesamtleistung und Gesamtkonstruktion, dann hat man durchaus den Eindruck, dass sich diese Strategie des Stufenkletterns für den Protagonisten bis zu einem bestimmten Punkt bewährt hat. Insofern war es eine sinnvolle und erfolgreiche Strategie. Sie konnte nur in fortwährender Selbstreferentialität auf die individuellen biografischen Erfahrungen entwickelt werden.

Interessant ist überdies, dass Hiller der Besuch beim König als das eigentliche Richtmaß seines Aufstiegs gilt – eine freilich recht eigenwillige Konstruktion: Da es für den Dichter(-beruf) kein institutionalisiertes Ablaufmuster und damit auch keinen Zielpunkt desselben gibt, wird die ehrenvolle Audienz bei einem Mächtigen als Gradmesser der Aufstiegsbewegung genommen („vom Staube einen Gang bis an den Thron von Preußen“). Die Aufstiegsbewegung selbst wird dabei in mehrfacher Weise spezifiziert und auch in unzutreffender Weise verkürzt. Zu Recht wird explizit herausgestellt, dass es sich um ein Sich-Erheben „vom Staube“ handelt – der Protagonist weiß, wie groß der Abstand zwischen seinem Her-

¹³⁴ Hiller mag diesbezüglich auch durch das Konzept der Abfolge von (mitunter krisenhaften) Stationen, die ein Individuum auf seinem Lebensweg durchschreitet, beeinflusst sein, wie er es in Wielands „Agathon“ vorgestellt bekam.

¹³⁵ Schmeiser 1994, S. 105ff. Ders., ebd., S. 146, hebt „das sukzessive Eliminieren von Aufstiegsrisiken“ hervor.

kunftsmilieu und den Kreisen, in denen er nun verkehrt, ist. Als eine Verkürzung seines komplexen Weges wird man allerdings seine Formulierung bezeichnen können, er sei „in einem Jahre [...] einen Gang bis an den Thron von Preußen“ gegangen. Hiller hat hier lediglich seine zweite und dritte poetische Reise bis zum Besuch beim Königspaar im Blick. Zudem klingt es natürlich auch spektakulärer, wenn frau/man hört, dass die Kurve der Aufstiegsbewegung innerhalb eines einzigen Jahres steil nach oben verlief. Hiller lässt dabei nicht nur seine erste poetische Reise, mit der er ja erstmals für längere Zeit aus seinem Milieu und seinem Heimatort heraustreten konnte, außer acht, sondern er übergeht auch die gesamte Vorzeit dieser Reisen, die ja die Grundlage und einen ganz wesentlichen Bestandteil dieses Aufstiegs darstellt. Wie aufgezeigt wurde, haben sich die Annäherung an ein anderes Milieu und die Herausbildung jener spezifischen Form von Doppelexistenz bereits lange vor den poetischen Reisen ereignet. In dem diese Passage abschließenden Ausdruck „nach und nach“ wird die erhebliche Dauer der Aufstiegsbewegung wie auch das schrittweise Fortkommen wiederum aufgegriffen. Hiller weiß sehr genau um die *Mechanismen* und *strukturellen Bedingungen* seiner Flugbahn im sozialen Raum Bescheid. Dass ihm dieses Wissen letztlich, wenn man die fortbestehende prekäre Lage seiner Existenz betrachtet, nicht zu einer gesicherten Position verhilft, verweist weniger auf sein eigenes Unvermögen als auf die generellen Chancenstrukturen dieser Epoche. Hiller erscheint aufgrund seiner *strategischen Reflexivität* wesentlich weiter als beispielsweise Händler zu sein, aber im Ergebnis führt ihn dies nicht aus der Prekarität hinaus.

Bilanzierend lässt sich Folgendes zu Hiller sagen: Nach dem Erreichen einer gewissen Berühmtheit und somit einer gewissen Fallhöhe muss er darauf hoffen, dass er auch weiterhin hinreichend Förderer und Abnehmer seiner schriftstellerischen Produkte findet. Ein Anschmiegen an die Wünsche und Befindlichkeiten seines Publikums und seiner Gönner wird weiterhin unerlässlich sein. So bleibt es eine insgesamt recht konventionelle Form des sozialen Aufstiegs, die auf allerlei Rücksichtnahmen¹³⁶ und einem *vielschichtigen Mäzenatentum* basiert. Dies ist noch weit entfernt von einer modernen Aufstiegsbewegung, in der das Individuum Laufbahnchancen wahrnimmt und die eigene Persönlichkeit im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten zu entfalten sucht. Aber angesichts der noch relativ eingeschränkten funktionalen und institutionellen Differenzierung um 1800 bieten sich einem Mann wie Hiller, dem im Gegensatz zu Heyne und Voß kein Studium vergönnt war, eben auch noch nicht wirklich viele Erfolg versprechende Berufschancen.

¹³⁶ Mit Bourdieu 1992a, S. 67, ließe sich von einer permanenten „Beziehungsarbeit“ sprechen.

cen.¹³⁷ Für einen solchen Mobilen gab es in der starren Ständegesellschaft dieser Epoche schlichtweg keinen Platz.¹³⁸

Goethe hatte Hiller 1806 in einer Rezension zum ersten Teil seiner Selbstdarstellung zwar einerseits attestiert, dass er, der „auf seinen Reisen als ein Meteor glücklich in alle Kreise eindringt“¹³⁹, die gesellschaftlichen „Verhältnisse recht gut“¹⁴⁰ sehe, seinen Gedichten aber eigentlich jeglichen Wert abgesprochen („in einer Art von Poesie“; „Beseitigen wir doch den Dichtertitel“¹⁴¹). Nur in der Position eines *Hofnarren* konnte er sich „diesen besondern Mann“¹⁴² vorstellen („sollte doch wohl geeignet sein, eine Stelle zu bekleiden, die sonst an Höfen nicht leicht ausgehen konnte“¹⁴³). „Ihn dem Ackerbau widmen, der Scholle zueignen, wäre unerlaubt“¹⁴⁴. So sorgte Goethe sich denn auch um Hillers Zukunft, sah angesichts fehlender Grundvoraussetzungen („Seine Geburt, sein Herankommen, sein Stand, seine Beschäftigung, sein Wesen, seine Neigungen“¹⁴⁵) und „falsche[r] Hoffnungen seiner Freunde“ eigentlich für ihn keine Chance „zu einer bürgerlichen Existenz“.¹⁴⁶ Hiller hat wohl bis zu seinem Tode mehr schlecht als recht von seiner Schriftstellerei existieren können. Es liegt die Vermutung nahe, dass er sich so manches Zubrot auch im reiferen Alter noch durch verschiedenste *Nebentätigkeiten*, die vornehmlich *handwerklich-körperlichen* Charakter gehabt haben dürften, erwerben musste. Der mitunter als durchaus gelungen erscheinende Versuch, eher manuell-körperliche Tätigkeiten und primär geistige Beschäftigungen im Wechsel miteinander zu verbinden oder sogar gleichzeitig durchzuführen (etwa wenn er während eines Auftrags als Fuhrmann Zeitungen liest), zielt auf ein *Arrangement zwischen*

¹³⁷ Mooser 1981, S. 185, schreibt, dass berufliche Alternativen noch bis weit ins 19. Jahrhundert „angesichts des geringen Grades gesellschaftlicher Arbeitsteilung“ selten waren.

¹³⁸ An eine Hofkarriere wie etwa bei den ‚bürgerlichen‘ Hofkünstlern Johann Christian Mannlich (Maler und Architekt) und August Wilhelm Iffland (Schauspieler) ist bei dem ‚unterbürgerlichen‘ Kleinkünstler Hiller gar nicht zu denken. Vgl. zu diesen bürgerlichen Höflingen Kell 1994.

¹³⁹ Goethe (1970): Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie [eine zunächst unveröffentlichte Rezension von 1806], Bd. 17, S. 430.

¹⁴⁰ Goethe 1970, S. 430.

¹⁴¹ Bei Goethe 1970, S. 427, heißt es im vollen Wortlaut: „Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die sich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu sich heraufzogen [...]. Wie dieser auf alle Fälle bedeutende Mensch in Köthen wuchs und ward, und was er in einer Art von Poesie geleistet, wird ein jeder Deutscher aus der Selbstbiographie und aus den hinzugefügten Gedichten erfahren. Es ist eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, sondern die man selbst kennen sollte.“ Ebd., S. 426, heißt es: „Beseitigen wir doch den Dichtertitel [...] und halten uns an die Person.“

¹⁴² Goethe 1970, S. 429.

¹⁴³ Goethe 1970, S. 430.

¹⁴⁴ Goethe 1970, S. 429.

¹⁴⁵ Goethe 1970, S. 429.

¹⁴⁶ Beide Zitate Goethe 1970, S. 428. Ders., ebd., schreibt: „Es ließen sich höchst traurige, ja tragische Beispiele anführen, wie vorzügliche Menschen, aus einem niedern Zustande durch verwundernde, betuliche und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück geraten sind, bloß darum, weil man nur halb tat, was zu tun war.“

*Pflicht/Notwendigkeit*¹⁴⁷ und *Neigung/freiwilliger Aktivität*. Hiller entwickelt in dieser Hinsicht eine gewisse Virtuosität, die über das hinausgeht, was bei den anderen genannten Aufsteigenden ersichtlich wird. Im Unterschied zu den angehenden Gelehrten Heyne und Voß, die sich irgendwann doch auf eine vornehmlich geistig-wissenschaftliche Lebensweise konzentrieren können, verbleibt Hiller in einem *fortwährenden Hin und Her zwischen Hand- und Kopfarbeit*, zwischen (schon als solchen verschiedenen) äußeren Erwartungen/Anforderungen und eigenen Ansprüchen, zwischen Notwendigkeit und Emanzipationsstreben. Diese *besondere innere Anspannung* scheint ihn sein Leben lang begleitet zu haben. Sie mag dazu beigetragen haben, dass er nur ein mittleres Lebensalter erreichen sollte (er starb mit 47 Jahren).

Auf einer weiter gefassten Ebene bieten Hillers autobiografische Texte überdies interessante Einblicke in die zeitgenössischen Konfigurationen von *Macht* und *Status*. In einer historischen Umbruchphase, in der von Frankreich her wesentliche soziale Veränderungen auch auf deutsche Territorien einwirkten, stellte ein einfacher Mann wie Hiller unzweideutig fest, wie wichtig es in deutschen und preußischen Gebieten immer noch war, eine „berühmte Ahnenstütze zu haben“. Er wollte sich nichts vormachen, und er hielt es offenbar auch geradezu für naturbedingt, dass die Menschen so großen Wert auf Namen, Titel und Geburt legten. Dass ein sozialer und mentaler Umbruch bisher kaum realisiert war, spiegelt sich im Denken des Autobiografen wider. Dieses Denken befindet sich selbst im *Übergang*.

Danach „liegt es in der menschlichen Natur, daß man für eine vornehme Geburt durchaus günstigeres Vorurtheil besitzt, als für erworbenes Verdienst; wir sehen dieß alle Tage.“¹⁴⁸

Weder in Frankreich, aber noch viel weniger auf preußisch-deutschem und österreichischem Boden sind die überkommenen Stratifikationskriterien der Ständegesellschaft um 1800 durch ein bürgerliches Leistungsprinzip wesentlich tangiert worden. Hiller ist keineswegs überrascht von diesem Umstand. Und in gewisser Hinsicht scheint er persönlich – wie angedeutet wurde – von einem bestimmten Zeitpunkt an ja auch durchaus seinen Nutzen aus dieser Starrheit des Ancien Régime gezogen zu haben. Die Verheißungen der sich schon deutlich abzeichnenden bürgerlichen Gesellschaft, den Menschen vorwiegend entsprechend seiner Leistung anzuerkennen und zu befördern, hat er ähnlich wie der Schneidersohn Händler schon recht früh – als er, der Klassenbeste, in der Institution Schule mangels finanziellen Rückhalts nicht mehr am Lateinunterricht teilnehmen konnte – als fadenscheinige Versprechungen erfahren. Später versucht er daher, auf einem spezifischen Pfad, als Kleinkünstler und gewissermaßen freischaffender ‚Hofnarr‘, die mannigfaltigen Barrieren für einen in dieser gesellschaftlichen Figuration Aufstrebenden zu unterlaufen.

¹⁴⁷ Zum Begriff der *Notwendigkeit* vgl. Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 290ff.

¹⁴⁸ Hiller1807, S. 40.

Ein Pendant zu den „äußern Umstände[n]“, dem „ungünstige[n] Schicksal“, das ihn „doch etwas zu lange im Staube nieder gehalten“ habe¹⁴⁹ – das sollte Hiller durch den Wechsel zwischen den verschiedensten Lebenswelten und Territorien erfahren – stellen die *inneren Regelsysteme* der Menschen in einer bestimmten gesellschaftlich-historischen Figuration dar. Immer wieder musste Hiller feststellen, dass er die Menschen, denen er insbesondere auf seinen Reisen begegnete, durch sein eigenes Verhalten irritierte. Was sich schon bei Heyne im Rekurs auf das eigene „linke[] Betragen“, das „Linkische[] im gesellschaftlichen Leben“ ankündigte, wird bei Hiller eingehend erörtert und reflektiert. In adligen Kreisen wurde Gottlieb meistens geradezu dazu herausgefordert, sich unbefangen zu geben. In Bürgerhäusern war man hingegen eher pikiert, wenn er allzu offen daherredete und seinem Verhalten nicht die erwarteten Zwänge auflegte, wenn er etwa in Diskussionen widersprach oder schon unangemeldet hereinstolzierte war. Anders als für den zeitgenössischen Gelehrten oder den etablierten Künstler gab es für den aus einfachen Verhältnissen stammenden Naturdichter *kein klar umrissenes Verhaltensrepertoire*. Hiller fiel es jedenfalls sichtlich schwer, eine Art inneres Richtmaß zu entwickeln, mit dem er sein eigenes Verhalten steuern konnte. Aufgewachsen in kleinen Verhältnissen, war er zum einen weder mit den Verhaltensstandards der mittleren, noch mit denen der oberen Schichten vertraut. Zum anderen waren auch die Erwartungen, die an ihn als „Naturdichter“ gestellt wurden, allzu unterschiedlich: der eine mochte das ‚wild daherredende Naturkind‘ erwarten, die andere den verständlich dichtenden Autodidakten. Ein dritter mochte ihm mit wieder anderen Hoffnungen begegnen. Das häufig dargestellte *Befremden der Interaktionspartner* zeugt davon, dass Hiller nur selten den rechten Ton traf – ein Problem übrigens, dem sich Aufsteigende bis in die Gegenwart hinein stellen müssen.

Wie schwierig es allerdings gerade um 1800 war, eben diesen richtigen Ton zu treffen, verdeutlicht der Autobiograf einmal sehr plastisch am Beispiel der Wiener Gesellschaft. Es geht dabei um den Gebrauch von *Anredeformen*, ein Thema, dem, wie sich noch zeigen wird, insbesondere in Aufsteigertexten – auch noch im späten 20. Jahrhundert – höchste Aufmerksamkeit gewidmet wird:¹⁵⁰

„Als ich hier das adeliche Wörtchen von vor meinen Namen bekam, schmeichelte das meinen Ohren nicht wenig. Jedoch ist dis Wörtchen beim gemeinen Mann ohne alle Bedeutung, dieser nennt alles von was nur Frack und Schapodel trägt. Aber in bürgerlich-vornehmen Häusern ist es immer ein Barometer der Achtung und der Gunst, nach welchem ich mich gar bald richten lernte. Begrüßte man mich mit dem Herr von Hiller, so war ziemlich gutes Wetter, fiel aber das Prädikat weg, so gab’s, wo nicht Regen, doch unbeständig Witterung. [...] Manche andre hier übliche Redensarten von Höflichkeitsbezeugungen, sind mir Anfangs sehr schwer über die Zunge gegangen. So zum Beispiel, dacht ich alles gethan zu haben, wenn ich angesehene Bürgers- und Beamtenfrauen – ‚Gnädige Frauen‘ hieß, welchen Titel aber sich jede gewöhnliche Handwerkerin zueignet. Als ich nun die gnädige Frau mit ‚Ew. Gnaden‘ umtauschen mußte, da bin ich oft roth geworden bis an die Fingerspitzen; nun aber fließt es mir geschmeidiger zwischen den Lippen hindurch, und ich bin

¹⁴⁹ Hiller 1807, S. 185 u. 237.

¹⁵⁰ Vgl. dazu etwa die erwähnten Ausführungen bei Voß.

nicht mehr so entsetzlich karg mit ‚Ew. Gnaden‘, ob ich es gleich nicht allgemein anzubringen suche. ‚Unterthänigster Knecht‘ habe ich durchaus nicht erwidert, sondern bin stets bei meinem gehorsamsten Diener geblieben [...].“¹⁵¹

Der Autor zeigt am Beispiel der Titel resp. Anredeformen, welche immense Bedeutung diesen Kennzeichnungen gerade in einer Ständegesellschaft zukommt.¹⁵² Hiller war anfangs überfordert von der Willkür der standesspezifischen Anwendung etwa des nobilitierenden Signums „von“, konnte aber bald zumindest eine gewisse Systematik feststellen. Die eigene Eitelkeit („schmeichelte das meinen Ohren“) verriet ihm allmählich auch, welcher Reiz für alle Welt von diesen Formen ausging. Es fiel ihm zusehends leichter, sich auf dieses Spiel um Rang und Prestige einzulassen. Insbesondere die von den Damen des gehobenen Bürgerturns erwarteten Ehrbezeugungen hielt er zunächst für ziemlich anmaßend, konnte sich jedoch auch hier mit der Zeit anschmiegen („fließt es mir geschmeidiger zwischen den Lippen hindurch“), ja sie ironisch kommentieren. Die Grenze war für ihn allerdings da erreicht, wo er selbst sich in unangemessener Weise erniedrigen sollte. Als „gehorsamster Diener“ mochte er sich empfehlen, aber sich als „untertänigster Knecht“ seinem Gegenüber – wenn auch nur in verbaler Ritualisierung – zu unterwerfen, erschien ihm unter seiner Würde. Hillers Haltung gegenüber einer gesellschaftlichen *Formalität*, die von manchen besonders statusorientierten ZeitgenossInnen noch eigenmächtig weiter getrieben wurde, blieb *ambivalent*. Wenn jemand sich selbst wichtiger nahm als es ihm eigentlich zustand, dann mochte das noch hingehen. Wenn Hiller aber auch noch sein schwer erkämpftes Selbstwertgefühl ablegen sollte, dann hieß es, sich zu verweigern. Als „Dichter“ glaubte er, darüber selbst entscheiden zu können und zu müssen. Dass Hiller die in Anredeformen sich offenbarenden Geltungs- und Statussüchte gerade am Beispiel der Wiener Gesellschaft aufzeigt, überrascht auch die heutige RezipientIn wohl kaum, da ja selbst im Österreich des 21. Jahrhunderts die Hervorhebung von Bildungs- und Berufstiteln noch eine durchaus gängige Praxis darstellt. Um 1800 wird der inflationäre Gebrauch von Statuskennzeichnungen in Österreich besonders ausgeprägt gewesen sein. Aber die Überspitzung dieses prestigösen Verhaltens verweist auf ein generelles Zeitphänomen dieser Umbruchsphase. Insbesondere die mittleren Schichten sehen sich veranlasst, den Andrang von unten abzuwehren. Sie sind sich dabei nicht zu schade, sich selbst in geradezu lächerlicher Weise mit den Insignien adliger Vormachtstellung zu versehen. Dies war in preußisch-deutschen Territorien, wo man sich gerade im Abwehrkampf gegen Napoleon und die mit ihm einbrechenden revolutionären politischen und sozialen Veränderungen befand, nicht wesentlich anders als in Österreich.

¹⁵¹ Hiller 1807, S. 272f.

¹⁵² Ob bürgerliche EmpfängerInnen seiner (fiktiven) Briefe sehr erbaut darüber gewesen sind, dass Hiller sie im zweiten Teil seiner Selbstbiografie mitunter als „geschätzte Freundin“ oder „theuerste Freundin“ ansprach (Hiller 1807, S. 316 u. 348), darf bezweifelt werden. Er selbst empfiehlt sich hier z.B. als „Ihr treu Ergebner“ (S. 316).

Hiller lässt in seinen Darstellungen zuweilen durchblicken, wie weit ausgedehnt die *Spanne zwischen Formalität und Informalität*, die im Eliasschen Sinne als eine Art Gradmesser für die Zivilisierung einer Gesellschaft erachtet werden kann,¹⁵³ gerade im Einflussbereich preußischer Herrschaft war. (Wenn Hiller auf seiner Reise durch Ungarn feststellt, dass hier in bestimmten Bereichen, z.B. im hierarchischen Gefälle zwischen Mann und Frau, immer noch geradezu „barbarische[]“ Verhältnisse herrschen,¹⁵⁴ dann lernt er eine noch weiter ausgedehnte Formalitäts-Informalitäts-Spanne in anderen Ländern seines Zeitalters kennen.) Um die immense Weite dieser Spanne im Vergleich zu nachfolgenden Epochen einschätzen zu können, reichen schon Hinweise auf Einzelerlebnisse, die dem Text wie beiläufig eingefügt scheinen:

Auf der Fahrt von Berlin nach Frankfurt an der Oder wurde Hiller „auf einmal“ durch „eine gräßliche Erscheinung“ aus seinen „liebliche[n] Träume[n]“ aufgeschreckt:

„Es war nichts anders als der Galgen, welcher als Trophäe der Gerechtigkeit auf einem Hügel, zur Zierde der Landstraße stand. Ein Rad war noch mit Menschengerippen durchflochten, ich wünschte dieses wenigstens nicht in diesem Augenblick gesehen zu haben.“¹⁵⁵

Selbst beim Niederschreiben dieser Zeilen weiß der Autor offensichtlich immer noch nicht recht, wie er sich zu dem Geschauten stellen soll. Er schwankt zwischen Abscheu und ironischer Distanzierung („zur Zierde der Landstraße“) angesichts dieser demonstrativ zur Schau gestellten Formalität der juristisch-staatlichen Macht. Demgegenüber kommt gelegentlich eine als gesellschaftlich durchaus legitim wirkende Selbstverständlichkeit im Umgang mit den Trieben und Affekten zum Vorschein. Allerdings waren es vor allem Männer aus gehobenen Kreisen, die sich diese *Informalität* z.B. durch den *Besuch von Freudenhäusern* zugestanden. Hiller weiß wiederum nicht recht, wie er dazu stehen soll:

„[...] da ich nicht blöde bin, so schäckerte ich mit ihr ganz artig, weil ich sie immer noch für ein sittliches Mädchen hielt, jedoch wollte mir das nicht recht gefallen, daß sie so manches freiwillig zum Genusse darbot. – Endlich foderte mich Freund Y. auf, welcher in der andern Ecke des Kanapees mit einer Schwester [einer Prostituierten, die zunächst als Schwester ausgegeben wird] sponsierte, ich möchte doch das Boudoir der Mamsell besuchen, da würde es mir gewiß gefallen! Nun gingen mir die Augen auf, ich merkte, wo ich war. Ich raffte mich zusammen und zürnend hob ich mich vom Kanapee.“¹⁵⁶

¹⁵³ Elias geht davon aus, dass man in einer spezifischen gesellschaftlichen Figuration zum einen Ereignisbereiche findet, in denen der gesellschaftliche Kanon ein *formelles* Verhalten verlangt, und zum anderen Ereignisbereiche, in denen dem Kanon gemäß *informelles* Verhalten am Platze ist. Je größer die Differenz des geforderten Verhaltens zwischen diesen beiden Ereignisbereichen ist bzw. je weiter die *Spanne* zwischen Formalität und Informalität innerhalb einer Figuration ist, desto weniger lässt sich diese Gesellschaft als *zivilisiert* bezeichnen. In der Regel ist z.B. die Formalitäts-Informalitäts-Spanne in vielen fortgeschrittenen Industriestaaten relativ klein, während sie hier in früheren Epochen größer war bzw. in weniger fortgeschrittenen Staaten noch in der Gegenwart größer ist. Vgl. dazu Elias, *Studien*, 1998, S. 41f.

¹⁵⁴ Hiller 1807, S. 340ff.

¹⁵⁵ Hiller 1805, S. 95.

¹⁵⁶ Hiller 1805, S. 114f.

Als Hiller sich daraufhin auf seine „Ehre [...] als Dichter“ beruft, die ihm diesen „Genuss[]“ nicht „erlaubt“, stellen seine Freunde mit deutlichem Verweis auf ihren eigenen Status klar, dass „ihnen der Gang in solche Häuser keine Schande bringe“ und somit „auch nicht zum Nachtheil meiner Ehre gereichen“ würde.¹⁵⁷ In ihren Augen hat der ‚Möchtegern-Dichter‘ sich lächerlich gemacht und seinen eigenen Rang erheblich überschätzt. Um ein eigenes Selbst zu finden, ist Hiller auf die Achtung der anderen angewiesen. Aber welchen Regeln folgen diese anderen? Er ist mit einer solchen *Vielfalt von anderen in den verschiedensten sozialen Kontexten* konfrontiert, dass er die oftmals sich widersprechenden Verhaltensregeln nicht mehr zu einem überschaubaren Ganzen zusammenbinden kann. Es gelingt ihm nicht wirklich, aus der Vielfalt der Haltungen, die ihm bei den Akteuren in den jeweiligen Handlungsfeldern begegnen, einen *generalisierten Anderen* zu konstituieren. Dieser generalisierte Andere wäre eine Art Summe der generellen Erwartungen aller anderen in bestimmten Situationen, die eine Orientierung in der Gesellschaft, z.B. als Übernahme einer bestimmten sozialen Rolle, eines bestimmten Berufs, erst ermöglicht.¹⁵⁸ Hiller kreist somit weiter in der Welt umher, ohne Plan, *ohne einen wirklich geeigneten Standard des Verhaltens* und damit auch ohne Aussicht auf eine stabile soziale Verortung – erinnert sei diesbezüglich noch einmal an ähnliche Ausführungen bei Heyne, der sich „ohne Freund, Führer, Rathgeber“ sowie „ohne Richtung“ empfand. Das Fehlen fester Zielpunkte und eindeutiger Bezugspersonen (z.B. von Autoritätspersonen) – das sei hier schon im Vorgriff auf nachfolgende Beispiele (auch im 20. Jahrhundert noch) erwähnt – kann bei Aufstrebenden manchmal auch dazu führen, dass Wege beschritten werden, die andere nie einzuschlagen wagen würden. Ohne legitimierte Leitvorstellungen sind in spezifischen Fragen und Lebensbereichen die Hemmschwellen einfach geringer. Auch bei der zentralen Fallanalyse dieses Epochenabschnitts, bei Bräker, wird sich zeigen, dass er häufig die Grenzen des in seinem Umfeld Üblichen weit überschreitet (Aufsteigende können in diesem Sinne als *soziale GrenzverletzerInnen* bezeichnet werden). Er spürt jedoch ebenso, dass es ihm in vielerlei Hinsicht an einem geeigneten Richtmaß oder Vorbild mangelt. In diesem Dilemma werden sich Aufstiegswillige (besonders in Deutschland) – eine solche Prognose sei hier in Anbetracht der erkennbaren *longue durée* bestimmter Strukturen erlaubt – wohl noch bis in eine kaum absehbare Zukunft befinden.

Zum Liebesleben sozial Aufsteigender

Es sei an dieser Stelle auf einen Aspekt hingewiesen, der einen ganz wesentlichen Teil des *Gefühlslebens* der ProtagonistInnen betrifft. Es hat sich herausgestellt, dass beinahe alle hier behandelten AufsteigerInnen, die eine wirkliche soziale Auf-

¹⁵⁷ Hiller 1805, S. 115.

¹⁵⁸ Dazu Abels 2001, S. 30f.

wärtsbewegung zur Darstellung bringen, *Liebesbeziehungen* kaum oder gar nicht thematisieren. Nur der später zum Professor aufgestiegene Heyne erwähnt kurz eine Verliebtheit in die Schwester eines seiner Nachhilfeschüler¹⁵⁹ während seiner Studienzeit.

Christina Gabriel beschreibt ausführlich das anfängliche Glück und die spätere Misere ihrer Ehe. Ihr Aufstieg zur Hebamme in städtischen Diensten fällt jedoch, wie erwähnt, in eine spätere Lebensphase, von der sie nicht mehr berichtet. So lässt sich nur noch vermuten, dass ihre zweite Ehe, die lediglich in archivalischen Quellen verzeichnet ist, glücklicher verlief als die erste.

Caroline Rudolphi erwähnt ein einziges, recht ‚unschuldig‘ wirkendes Liebesverhältnis zu einem adligen Offizier („Er wagte, obgleich sie ganz allein waren, nichts weiter als einen Kuß auf ihre Hand und einen Blick voll strömender Innigkeit“), für den sie aber aufgrund des Standesunterschieds niemals als Gattin in Frage gekommen wäre.

„An eine Verbindung war schon deshalb nicht zu denken, weil er Militärsmann, adelig und ohne alles Vermögen war.“¹⁶⁰

Außerdem stand für sie das eigene berufliche Fortkommen als Erzieherin stets im Vordergrund. Eine Ehe erschien ihr diesbezüglich offenbar als Hindernis.

Das autobiografische Fragment von Voß ist womöglich so früh abgebrochen, dass er auf sein Liebesleben noch nicht eingehen konnte.

In den Prosatexten und Gedichten des Naturdichters Hiller gibt es einige Passagen, die vermuten lassen, dass er eine *homosexuelle Neigung* hatte.¹⁶¹ Ähnlich wie bei Moritz kann dies allerdings nicht mit letzter Sicherheit nachgewiesen werden.¹⁶² Eine offen gelebte Form der Homosexualität (und ein damit verbundenes persönliches Glück) war in dieser Zeit noch undenkbar.¹⁶³

Insgesamt scheint sozialer Aufstieg um 1800 schwer vereinbar gewesen zu sein mit Liebesbeziehungen oder ehelichen Verbindungen. Denn die einzigen Autoren, die das Verhältnis zu ihren Geliebten bzw. Ehefrauen ausführlich behandeln, sind der Schneider Händler und der Kleinbauer Bräker (beide erzählen von mehreren Liebesverhältnissen und von ungeliebten Ehefrauen; beide haben mehrere Töchter und Söhne). Sie verkörpern jedoch beide den *verbinderten* bzw. *verpassten* Aufstieg, ein berufliches und ökonomisches Scheitern. Vertikale Mobilität und ‚Glück in der Liebe‘ ließen sich offenbar noch kaum miteinander verknüpfen. Ähnlich schwierig war es für die VertreterInnen dieser sozialen Gruppierung, manuelle

¹⁵⁹ Heyne 1823, S. 24.

¹⁶⁰ Rudolphi 1835, S. 30.

¹⁶¹ Vgl. dazu Hiller 1805, S. 94f. u. 137-140 sowie Hiller 1807, S. 149-150 u. 222.

¹⁶² Die germanistische Forschung hat diesbezüglich im Hinblick auf Moritz beachtliche Anstrengungen unternommen. Peters 1997 glaubt, eine homosexuelle Neigung für Moritz nachgewiesen zu haben.

¹⁶³ Es wäre möglich, dass bei Hiller zwei Formen von Außenseitertum zusammentrafen: zum einen als sozialer Aufsteiger, zum anderen als Homosexueller. Beide Formen der ‚Abweichung‘ mögen sich wechselseitig beeinflusst haben.

Arbeit und Bildungsinteressen, Leiblichkeit und Geistigkeit, Gefühl und Verstand in ein ausgewogenes Verhältnis zu bringen. Wenn im Folgenden gerade Bräkers Selbstdarstellung ausführlich analysiert wird, dann weil hier zum einen zumindest eine erstaunliche Horizonterweiterung, also eine interessante geistig-kulturelle Entwicklung (eine Bildungsgeschichte) veranschaulicht wird. Zum anderen spart er auch seine Gefühlswelt, seine Fantasien, Vorlieben, Leidenschaften und Affekte nicht aus. Sein Text hat zudem den Vorzug, dass er beinahe die gesamte Lebenszeit umspannt.

Ulrich Bräker

„Mir ist meine Geschichte sonderbar genug“¹⁶⁴, heißt es gleich im Vorwort von Ulrich Bräkers¹⁶⁵ (1735-1798) „Lebensgeschichte“, die 1789, also im Jahr des Ausbruchs der Französischen Revolution, veröffentlicht wurde. Und in seinem „Anhang (1788)“ schreibt der Autobiograf von „meiner sondertrutschen [d.h. sonderbaren] Geschichte“¹⁶⁶. Kurz zuvor ist bereits zu lesen: „Es ist ein Wirrwarr – aber eben meine Geschichte“¹⁶⁷. Noch etwas konkreter auf die Situation des Schreibbeginns und den Inhalt abhebend:

„Als ich dies Büchel zu schreiben anfang, dacht’ ich wunder, welch eine herrliche Geschicht’ voll der seltsamsten Abenteuer es absetzen würde.“¹⁶⁸

Es scheint ein ganz *individuelles Bedürfnis* gewesen zu sein, das zur Niederschrift führte. Ein irgendwie gearteter Anspruch auf Fürsprache für ein bestimmtes Kollektiv – wie ein Jahrhundert später bei dem ebenfalls nicht einer etablierten Schicht angehörenden Franz Rehbein, der sich als ‚Vertreter‘ der aufstrebenden Arbeiterbewegung zu Wort meldet – ist im 18. Jahrhundert noch nicht erkennbar. Am Anfang des Schreibprozesses scheint ein gewisses Erstaunen über die Eigenart und Vielschichtigkeit der Erlebnisse („Abenteuer“) zu stehen, die diese Biografie ausmachen, was sich in Bräkers Betonung des Sonder- und Wunderbaren manifestiert. Aufgrund der Reichhaltigkeit der Ereignis- und Erfahrungskomponenten scheint dieses Leben bereits hinreichend mitteilenswert. Aber die Hervorhe-

¹⁶⁴ Bräker, Ulrich (1997): Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des Armen Mannes im Tockenburg, (Reclam-Ausgabe), Ditzingen, S. 9. Da es immer noch der leichteste Zugriff für die RezipientIn ist, wird die vorliegende Analyse auf der Grundlage dieser erstmals 1965 erschienenen Ausgabe vorgenommen. Die wesentlichen Unterschiede zu der nun vorliegenden Neuauflage (Bräker 2000) bestehen in der Interpunktion und in der Groß- und Kleinschreibung. Da die Handschriften der Lebensgeschichte im Gegensatz zu anderen Schriften Bräkers nicht überliefert sind, mussten die Herausgeber für ihre Neubearbeitung auf die 1788 und 1789 erschienenen Drucke zurückgreifen. Der Reclam-Ausgabe liegt ebenfalls der Füssli-Druck von 1789 zu Grunde.

¹⁶⁵ Vgl. zu Leben und Werk: Böning 1998; Klaus-Detlef Müller 2004; Pestalozzi 1985; Rupp 1989; Siegrist 1981.

¹⁶⁶ Bräker 1997, S. 234.

¹⁶⁷ Bräker 1997, S. 231.

¹⁶⁸ Bräker 1997, S. 194.

bung des Sonderbaren mag noch auf einen anderen Aspekt dieser Geschichte hinweisen. Denn hier traut sich ein Mensch, zu schreiben und über sich zu reflektieren, der selbst dies für Leute seiner Herkunft – selbst in Anbetracht der revolutionären Ereignisse in Frankreich, die die überkommenen Hierarchien und Machtverhältnisse gänzlich umzuwälzen versprechen – noch kaum als statthaft empfindet:¹⁶⁹ ein Unterbürgerlicher, ein der Schweizer Einöde entsprungener und ihr weiterhin verhaftet gebliebener Dörfner,¹⁷⁰ dem es unter mehr oder weniger spezifischen Umständen gelungen war, sich über Jahrzehnte hinweg *autodidaktisch weiterzubilden*. Diesem *Sonderling* bzw. *Außenseiter* geht es mit dem Erzählen seiner ‚eigentümlichen‘ Bildungsgeschichte über die Tradierung des selbst Erlebten („das Merkwürdigste in dieser Erzählung aufbehalten“; „meiner Kinder wegen“) hinaus vornehmlich um ein nochmaliges Eintauchen in dieses Erleben:

„Ich möchte meine Lebenstage durchwandern [...]“

„[...] so macht’s doch mir eine unschuldige Freude und außerordentliche Lust, so wieder einmal mein Leben zu durchgehen.“

„Mit Wonne kehr ich besonders in die Tage meiner Jugend zurück und betrachte jeden Schritt, den ich damals und seither in der Welt getan.“¹⁷¹

Der Akt des Schreibens wird gleichgesetzt mit einem neuerlichen Durchgang durch die eigene Geschichte, und zwar auffälligerweise in einer *Metaphorik körperlicher Bewegung* („durchwandern“; „durchgehen“; „kehr [...] zurück“; „jeden Schritt ...“). Zudem ist das Zurückkehren in die Jugend als solches, das erinnernde Betrachten von Erfahrungsdetails bis in die Schreibgegenwart hinein für den Autor ein ausgesprochen *lustvolles* Erlebnis („außerordentliche Lust“; „Mit Wonne“). Das

¹⁶⁹ Wie Pestalozzi 2004, S. 23, ausführt, „kann man an Bräker wie an kaum einem anderen Autor seiner Zeit studieren, was reflektiertes Lesen und Schreiben zur Herausbildung und Stabilisierung einer individuellen Ich-Identität beitragen können, wo das traditionelle Rollenverständnis verlassen wird.“

¹⁷⁰ Zu den Verhältnissen in der damaligen Schweiz: Die Alte Eidgenossenschaft ist im Jahre 1735, in Bräkers Geburtsjahr, ein „bunt zusammengewürfeltes politisches Gebilde“, in dem unterschiedlichste politische Systeme nebeneinander bestehen. Die in der Ostschweiz gelegene Heimat Bräkers, die Landschaft Toggenburg, ein für den Fußgänger „zwölf Stunden langes Tal“ bei einer „Breite von drei bis fünf Stunden“, ist Teil der Fürstabtei St. Gallen. Anders als in dem unmittelbar angrenzenden Appenzell, das zumindest über eine demokratische Verfassung verfügt, sind die Toggenburger „nicht mehr als Untertanen eines geistlichen Fürsten, des Fürstabetes von St. Gallen“. So entbehren die Menschen im Toggenburg aber nicht nur einer politischen Partizipation, sondern sie bekommen auch „schwerwiegende wirtschaftliche Nachteile“ zu spüren. „Reiche Ernten hätten alle Toggenburger bequem mit Getreide versorgen können, doch zogen die Diener der Kirche an Zehnten und Lehnzinsen soviel davon aus der Landschaft, dass das benötigte Brotkorn für teures Geld aus Schwaben eingeführt werden musste.“ Viele Bauern verfügten lediglich über ein versetztes oder verschuldetes Gut (Böning 1998, S. 17). Wie Bräkers Autobiografie zu entnehmen ist, können auch er selbst und zuvor schon sein Vater sich eigentlich nie sicher vor den Forderungen von Kreditoren fühlen.

¹⁷¹ Alle drei Zitate Bräker 1997, S. 9.

Schreiben wird schon im Vorwort sogar explizit mit einem körperlich-psychischen Zustand konnotiert: als „Schreibsucht“.¹⁷²

Die *leibbezogene Begrifflichkeit*, die sich hier bereits an die gemeinhin eher mit Geistigkeit und Gelehrsamkeit verbundenen Tätigkeiten des Erinnerns und Schreibens heftet, deutet schon darauf hin, dass in diesem Fall ein etwas anderer Deutungs- und Symbolisierungshorizont beleuchtet werden kann als etwa bei Schriftstellern bürgerlicher Herkunft. Aber selbst im Vergleich zu sozialen AufsteigerInnen desselben Jahrhunderts (z.B. zu Caroline Rudolphi, Karl Philipp Moritz und Gottlieb Hiller), die etwa die eigene *Sinnlichkeit* (Leidenschaften, Liebesbeziehungen) kaum thematisieren, sticht der Bildungsaufsteiger¹⁷³ Bräker in dieser Hinsicht deutlich hervor. Als – insbesondere *literarischer – Außenseiter* wagt er Empfindungen, Situationen und Sachverhalte zu beschreiben oder zumindest anklingen zu lassen, die etabliertere AutobiografInnen eher umgehen oder gar nicht für mitteilenswert erachten. Zuweilen scheinen ihm derartige Mitteilungen allerdings auch schlichtweg zu *unterlaufen*, da sie für den Autor mit seiner Lebenswelt unmittelbar verwoben erscheinende Sachverhalte wiedergeben. Interessant ist sein Text zudem gerade dort, wo sich – im Sinne des ‚Körperhistorikers‘ Philipp Sarasin – die „Grenze“ der dem Autor zur Verfügung stehenden „symbolischen Strukturierungen“ zeigt, „wo das Netz der Repräsentationen reißt“, und zwar insbesondere bei der Thematisierung sinnlich-leiblicher Erfahrungen.¹⁷⁴ So, wenn Bräker z.B. zu beschreiben versucht, wie er bis ins reife Alter hinein mit seinen Leidenschaften ringt und wie er immer noch von seinen ‚wilden‘ Fantasien geplagt wird, oder wenn er sich im Rückblick, das Sagbare auslotend, zu dieser oder jener Liebschaft zu bekennen sucht, aber auch etwa, wenn er sich in Worte zu fassen bemüht, was er einst beim

¹⁷² Bräker 1997, S. 9f. Unter diesem Titel liegt nunmehr auch ein Sammelband mit Beiträgen zu Bräkers autobiografischen Schriften (Tagebücher und Lebensgeschichte) vor: Messerli, Alfred/Muschg, Adolf (Hg.) (2004): Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735-1798), Göttingen.

¹⁷³ Es sei hier im Voraus schon angemerkt, dass Bräker zu Unrecht sowohl von Zeitgenossen als auch von späteren Interpreten gelegentlich als *sozialer Aufsteiger* eingestuft wurde. Der Pfarrer Imhof, den Bräkers Herausgeber Füßli im Vorbericht zur Lebensgeschichte zitiert, hatte Bräker richtiger Weise schon als eine Art autodidaktischen Bildungsaufsteiger eingeordnet: „ein braver Sohn der Natur, der, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, sich einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat. Den Tag bringt er mit seiner Berufsarbeit zu. Einen Teil der Nacht [...] liest er [...]“ (Bräker 1997, S. 5). Wie sich zeigen wird, hat Bräker es insgesamt nicht vermocht, seine soziale Position wesentlich zu verändern.

¹⁷⁴ Unter anderem auf autobiografische Texte bezogen heißt es einmal bei Sarasin 2003, S. 120: „Das meiste, was in so genannten Ego-Dokumenten als ‚Erfahrung‘ des sprechenden Subjekts erscheint, verweist schlicht zurück auf die diskursiven Bedingungen, die diese Erfahrung formten. Aber solche Texte zeigen häufig auch die Grenze dieser symbolischen Strukturierungen, zeigen den Ort, wo das Netz der Repräsentationen reißt.“ Anders, aber durchaus in einem vergleichbaren Verständnishorizont hat es kürzlich Bette 2005, S. 307, formuliert: „Sprache und Bilder, mit denen Menschen sich im Alltag orientieren und durch deren Entschlüsselung und Verstehen sie an der Kommunikation von Gesellschaft teilhaben, können die Komplexität und Vielschichtigkeit körperlich-sensorischer Erfahrungen nur unzureichend einholen [...]“

Ersteigen eines Berges empfunden hat. Als Bildungsaufsteiger und *Outcast* hat Bräker schlichtweg ein anderes Verhältnis zu bestimmten Lebensbereichen (wie Sinnlichkeit, sinnliche Wahrnehmung etc.), die in bürgerlichen Kreisen gewissen Tabuisierungen unterliegen oder als Teil der Privatsphäre dem Publikum nicht zugänglich gemacht werden. Bräkers Semantik ist (wie) selbstverständlich gekennzeichnet von seiner *Wanderung durch unterschiedliche Lebens- und Sozialwelten*. Trotz sprachlicher Glättungen durch den bürgerlichen Verleger Füßli dringen diese semantischen Anteile ‚fremder‘ Sozialwelten immer wieder an die Oberfläche. Die vielschichtigen Einflüsse in den verschiedensten Lebenswelten, die der Autobiograf auf seinem verzwickten Lebensweg auf sich einwirken ließ, geben zu der Vermutung Anlass, dass in dieser Lebensgeschichte recht eigenwillige „Übergänge vom Symbolischen zum Realen“¹⁷⁵ zum Vorschein kommen.

Um die Niederschrift seiner Biografie und ihre Veröffentlichung zu begründen, bedurfte es allerdings noch weiterer Legitimationen:

„Was mich dazu bewogen? Eitelkeit? – Freilich! [...] Ich möchte aus meinen Papieren, von denen ich viele mit Ekel ansehe, einen Auszug machen. [...] Ist's Hochmut, Eigenliebe? Freilich! Und doch müßt' ich mich sehr mißkennen, wenn ich nicht auch andere Gründe hätte. Erstlich das Lob meines guten Gottes, meines liebevollen Schöpfers, meines besten Vaters, dessen Kind und Geschöpf ich ebensowohl bin als Salomon und Alexander. Zweitens meiner Kinder wegen. Ich hätte schon oft weiß nicht was darum gegeben, wenn ich so eine Historie meines sel. Vaters, eine Geschichte seines Herzens und seines Lebens gehabt hätte. Nun, vielleicht kann's meinen Kindern auch so gehen, und dieses Büchlein ihnen so viel nützen, als wenn ich die wenige daran verwandte Zeit mit meiner gewohnten Arbeit zugebracht hätte.“¹⁷⁶

Hier ist zu spüren, wie der Autor versucht, sich mit den Schreibkonventionen, die für das gewählte Genre *Autobiografie* in dieser Zeit bestehen, zu arrangieren. Er benennt stichwortartig die Vorwürfe, die man nicht nur, aber gerade ihm, dem *Nichtetablierten*, machen könnte („Eitelkeit“, „Hochmut, Eigenliebe“). Denn wie kommt eigentlich einer wie er dazu, zu meinen, sein kümmerliches Dasein würde eine breitere Öffentlichkeit interessieren? Nicht ohne *Selbstironie* bekennt er sich sogleich offen und betont selbstbewusst – mit einem recht forschenden Doppel-„Freilich“ und nachfolgenden Ausrufungszeichen – zu diesen negativ besetzten Eigenschaften („Was mich dazu bewogen? Eitelkeit? – Freilich! [...] Ist's Hochmut, Eigenliebe? Freilich!“). Ist nicht jeder auf seine Weise eitel und selbstverliebt?! scheint Bräker sagen zu wollen. Die sich anschließende Ehrerbietung gegenüber seinem göttlichen Schöpfer ist ebenfalls von Ambivalenz gekennzeichnet. Denn eigentlich stellt er sich hierbei in seinem Menschsein gewissermaßen auf die gleiche Stufe mit den Königen und Herrschern „Salomon und Alexander“, was uns heute mit Blick auf die welthistorischen Ereignisse im Hintergrund ja auch durchaus angebracht erscheinen mag. Letztlich streicht er dann noch den *Nutzen* seines Büchleins für die Nachfolgeneration hervor. Dabei wirkt es eher wie eine

¹⁷⁵ Sarasin 2003, S. 120.

¹⁷⁶ Bräker 1997, S. 9.

Untertreibung der eigenen Leistung, wenn er seiner Schrift die dafür verloren gegangene Arbeitszeit gegenüberstellt. Bräker *spielt* hier geschickt mit den bestehenden Schreibkonventionen. Er versucht gewissermaßen, die für jede/n Schreibende/n spürbare *Formalität* dieser spezifischen historischen Figuration mit *Witz* und *Strategie* zu unterlaufen. Als einer Randfigur, die sich selbst mitunter als „Narren“ stigmatisiert (aber des Öfteren auch von anderen als ein solcher bezeichnet wird), wird die Mehrzahl der zeitgenössischen RezipientInnen Bräker diese sich „unschuldig“ gebenden *Grenzverletzungen* wohl zugestanden haben („eine unschuldige Freude“).

Herkunftsverhältnisse, Kindheit, Jugend, Schulbildung

Der Autobiograf glaubt sich noch erinnern zu können, dass er als Zwei- oder Dreijähriger jedes Mal „ein Mordigeschrei anfang“, wenn sein Vater von der Arbeit nach Hause kam und ihn „auf den Arm“ nehmen wollte.

Der Vater „brennte hie und da im Land und an benachbarten Orten Salpeter. Wenn er dann wieder nach Hause kam, war er mir fremd. Ich floh ihn. Dies verdroß den guten Mann so sehr, daß er mich mit der Rute zahm machen wollte.“ „Aber die Mutter und Großmutter nahmen mich in Schutz.“¹⁷⁷

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn scheint schon früh durch eine tiefe Ambivalenz gekennzeichnet. Der kleine Ulrich wird wohl nicht zuletzt von dem schmutzigen Äußeren seines salpetersiedenden Vaters abgeschreckt gewesen sein. Der Autor Bräker weiß den Verdruss des „guten Mann[es]“ über diese Abwehrreaktion seines Sohnes besser einzuschätzen und kann auch von anderen Erlebnissen berichten, in denen der Vater ihn „herzte und küßte“, ja „Freudentränen weinte und Gott dankte“, als der Junge einmal einer großen Gefahr entronnen war.¹⁷⁸

„Sobald ich die ersten Hosen trug, war ich meinem Vater schon lieber. Er nahm mich hie und da mit sich.“

„Um diese Zeit waren alle Lebensmittel wohlfeil, aber wenig Verdienst im Lande. [...] Erst zu End' der dreißiger Jahre ward das Baumwollenspinnen in unserm Dorf eingeführt; und meine Mutter mag eine von den ersten gewesen sein, die Lötligarn [per Lot, nicht per Pfund an die Weber verkaufte feines Baumwollgarn] gesponnen. [...] In meinen Kinderjahren sind auch die ersten Erdäpfel in unserm Ort gepflanzt worden.“¹⁷⁹

Geradezu nebenbei erfährt man hier etwas über den Beginn eines bedeutsamen allgemeinen wirtschaftlichen Wandels. Vater und Mutter, aber zusehends auch die Kinder werden in diesen Prozess involviert:

„Unsre Haushaltung vermehrte sich. Es kam alle zwei Jahr' geflissentlich ein Kind, Tischgänger genug, aber darum noch keine Arbeiter. Wir mußten immer viel Tagelöhner haben. Mit dem Vieh war mein Vater nie recht glücklich, es gab immer etwas Krankes. [...] Der Zins überstieg alle Jahr' die Losung [d.h. den Erlös]. Wir reuteten viel Wald aus, um mehr Mattland und Geld von dem Holz zu bekommen, und doch kamen wir je länger, je tiefer in die Schulden [...]. Im Winter sollten ich und die ältesten, welche auf mich folgten, in die Schule; aber die dauerte zu Krynau nur zehn Wochen, und davon gingen uns wegen tiefem Schnee noch etliche ab. Dabei konnte man mich schon zu

¹⁷⁷ Bräker 1997, S. 14f.

¹⁷⁸ Bräker 1997, S. 17.

¹⁷⁹ Bräker 1997, S. 15f.

allerlei Nutzlichem brauchen. Wir sollten anfangen, winterzeit etwas zu verdienen. Mein Vater proibte aller Gattung Gespunst: Flachs, Hanf, Seiden, Wollen, Baumwollen; auch lehrte er uns letztre kämbeln [i.e. kämmen], Strümpfstricken und dergleichen. Aber keins warf damals viel Lohn ab. Man schmälerte uns den Tisch, meist Milch und Milch, ließ uns lumpen und lempen [zerlumpt und liederlich dahergehen], um zu sparen.“¹⁸⁰

Die Verhältnisse sind kümmerlich. Man spart an allen Ecken und Enden und kommt dennoch auf keinen grünen Zweig. Die vielen Kinder sind zunächst einmal eine Last („Tischgänger“) und eigentlich erst dann „zu allerlei Nutzlichem [zu] brauchen“, wenn sie als „Arbeiter“ eingesetzt werden können. Neben den Eltern lernen die Kinder vornehmlich Tagelöhner kennen. Der Alltag wird von einem kühlen *Utilitarismus* dominiert.

Auch der *Schulbesuch* muss noch hinter dem Arbeitsalltag zurückstehen.

„Ich bin in meinen Kinderjahren nur wenige Wochen in die Schule gegangen; bei Haus hingegen mangelte es mir gar nicht an Lust, mich in mancherlei unterweisen zu lassen. Das Auswendiglernen gab mir wenig Müh'. Besonders übt' ich mich fleißig in der Bibel, konnte viele darin enthaltene Geschichten aus dem Stegreif erzählen und gab sonst überhaupt auf alles Achtung, was mein Wissen vermehren konnte. Mein Vater las auch gern etwas Historisches oder Mystisches.“¹⁸¹

Selbst wenn in diesem bäuerlichen Dasein nur wenige Freiräume für die Auseinandersetzung mit Literatur im weitesten Sinne vorhanden sind, versucht man an der *geistigen Welt* teilzuhaben. Auffällig ist, dass Bräker hier von einer Unterweisung „bei Haus“ berichtet, wohl nicht ganz ohne dabei an die Erziehungsbedingungen in besseren Verhältnissen – die Hauslehrer und Hofmeister in bürgerlichen und adligen Häusern – zu denken. In dem kleinbäuerlichen Umfeld Bräkers war es schon wichtig, „überhaupt“ sein „Wissen vermehren“ zu können. Das *Unsystematische* dieser Bildungsprozesse wird in mehrfacher Hinsicht erkennbar. Weder wird im ersten zitierten Satz die Quelle bzw. der Vermittler des Wissens genannt (auffällig ist die Passivkonstruktion „mich [...] unterweisen zu lassen“), noch wird die Grundlage des Wissenserwerbs genauer spezifiziert („in mancherlei“). Man wird wohl davon auszugehen haben, dass vorwiegend der Vater die Vermittlerrolle übernahm. Im Mittelpunkt dieses Lernens stand die Bibel („Besonders übt' ich mich fleißig in der Bibel“). Zudem hörte Ulrich „manche liebe Stunde“, wie sein Vater und ein Nachbar sich über allerlei religiöse Fragen (den „prophezeiten Fall des Antichrists und die dem End' der Welt vorgehenden nahen Strafgerichte“¹⁸²) austauschten, oder er war „sehr aufmerksam auf alle Diskurse“, die sich zwischen dem Vater und dem Pfarrer aus dem nahe gelegenen Ort ergaben, wenn Letzterer einmal zu einem Besuch vorbeikam.

„Das ging dann in meinem Sinn so hin und her, bis ich's etwa wieder vergaß und andern Phantasien nachhing.“¹⁸³

¹⁸⁰ Bräker 1997, S. 24.

¹⁸¹ Bräker 1997, S. 44.

¹⁸² Bräker 1997, S. 44.

¹⁸³ Bräker 1997, S. 46.

Ein Anregungspotenzial, sich selbst weiter mit bestimmten geistig-intellektuellen Themen zu beschäftigen, war also durchaus auch in dieser kleinbäuerlichen Lebenswelt vorhanden. Zuweilen wunderte der Junge sich, dass sein Vater dem Pfarrer „so frech [...] widersprechen dürfe“. In dieser kargen Schweizer Berglandschaft ist man gewissermaßen darauf angewiesen, dass das Wissen um die Welt da draußen seinen Weg irgendwie auch einmal ins eigene Haus nimmt – und sei es in Gestalt eines Dorfpfarrers.

Das *Bildungskapital*, das Ulrich sich hier hat aneignen können, wird kaum vergleichbar sein mit dem, was Jungen seines Alters in bürgerlichen bzw. bildungsbürgerlichen Familien haben erwerben können. Und auch im Vergleich mit dem Fuhrmannssohn Hiller und dem Schneidersohn Händler erscheint das Angebot an kulturellem Kapital für Bräker sehr viel eingeschränkter. Insofern sind die Ausgangsbedingungen schon unter diesem einen, aber eben sehr wesentlichen Gesichtspunkt der Bildung für eine denkbare Aufstiegsbewegung von vornherein ungünstig. Dieser Sachverhalt wird auch dadurch nicht relativiert, dass Ulrich sich einige Zeit später im Konfirmandenunterricht vor anderen Jungen *hervorzutun* vermag. Dieses Sich-Hervortun unterscheidet sich erheblich von dem etwa bei Hiller erwähnten Hervorstechen in der städtischen Lateinschule. Denn Bräker wurde im engen dörflichen Konfirmandenkreis offenbar zusammen mit Gleichaltrigen unterrichtet, die kaum über den Status des Analphabetentums hinausgekommen waren. Dass Bräker überdies bis auf die oben zitierten Textstellen nichts weiter über die Schule bzw. den Unterricht, den er besucht hat, ausführt, deutet darauf hin, dass es darüber kaum Berichtenswertes zu sagen gibt. Zu Hause hat er mehr, zumindest interessanteres kulturelles Wissen mitbekommen. Zumindest in diesem Bereich hat sein Vater, der sich eben mitunter auch weltlichen Stoffen zuwandte („Historisches“), einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf ihn gehabt.¹⁸⁴ Der Umgang mit dem *Bildungsgut Buch* ist nicht nur wesentlicher Bestandteil des Alltags, sondern stellt auch ein Anschlusspotenzial für individuelle Lektürewünsche dar.¹⁸⁵ Dennoch bleibt das Verhältnis zwischen Vater und Sohn bis über die Jugendzeit Ulrichs hinaus ambivalent.

¹⁸⁴ Für eine spätere Zeit, als Ulrich bereits etwa 19 Jahre alt ist und weitere Geschwister dazugekommen sind, wird der väterlich Einfluss explizit angesprochen, Bräker 1997, S. 67: „Der Vater [...] las uns etwa an den Abenden aus David Hollatz, Böhm und Meads *Beynabe-Christ* die erbaulichsten Stellen vor und erklärte uns, was er für unverständlich hielt, aber eben auch nicht allemal am verständlichsten. Ich las auch für mich.“

¹⁸⁵ Ob das Leseverhalten des Vaters mit dem Begriff der „*intensiven Wiederholungslektüre*“ zutreffend beschrieben ist, muss offen bleiben. Denn über die Menge der von ihm gelesenen Bücher ist der Autobiografie nichts zu entnehmen. Intensive Wiederholungslektüre meint nach Wittmann 1999, S. 187, dass nur eine kleine Anzahl von Büchern oder gar nur ein einziges ein Leben lang immer wieder gelesen wurde, „als Reproduktion eines im Gedächtnis bereits vorgegebenen Inhalts, im rückversichernden und verstärkenden Nachvollzug vertrauter Orientierungsmuster zur Bewältigung weltlicher und geistlicher Probleme“. Nicht selten habe bei den einfacheren Leuten bis etwa 1740/50 sogar eine „mechanische sinnentleerte Repetition eines sehr begrenzten Kanons“ vorgeherrscht.

Ein wesentliches Element dieser Lebenswelt stellt – wie sich schon beim Lesestoff zeigt – die *Religion* dar. Diese wirkt auch auf einer pragmatisch-reelleren Ebene direkt auf den jungen Ulrich ein. Denn schon als etwa Fünfjähriger wird er von seiner Großmutter zu „Zusammenkünften“ von sektiererisch-pietistischen Glaubenseiferern in der Nachbarschaft mitgenommen. Der *strikte Verhaltenskodex* dieser Gemeinschaft („Ich mußte sitzen oder gar knien. Dann gab’s unaufhörliche Ermahnungen und Bestrafungen“) schreckt ihn ab, und er ist jedes Mal froh, wenn sein Großvater ihn vorzeitig mit sich herausführen kann.¹⁸⁶ Ähnlich wie Bräker diese Form religiöser Praxis eher verstört als angezogen hat, so sollten die pietistischen Moral- und Verhaltensregeln insgesamt, die das Leben der Familie Bräker mitprägten, zeitlebens einen eher hemmenden Einfluss auf ihn haben. Sie wirken, wie noch zu zeigen sein wird, nicht selten als *innere Barrieren*, die einem Fortkommen des Akteurs, etwa einem Fortgehen in die Fremde, entgegenstehen.

Die Natur als Bildungshorizont und Gegenwelt

Von kaum zu überschätzender Bedeutung für die Bildebewegung Bräkers ist der Erfahrungsbereich *Natur*. Schon als er noch ein kleiner Junge war, diente ihm die Natur als eine Art Zufluchtsort vor den sektiererischen Glaubenseiferern mit striktem Verhaltenskodex in seiner Nachbarschaft, zu denen, wie erwähnt, auch seine Großmutter gehörte. Der Großvater konnte ihn mitunter vorzeitig aus diesen „Zusammenkünften“ herausnehmen, um ihm auf den Weiden „allerlei Vögel, Käfer und Würmchen“ zu zeigen: „da war’s mir erst recht gekocht [d.h. behaglich]“¹⁸⁷, kommentiert der Autobiograf knapp, was er damals empfand.

Ein wesentliches Element dieser spielerischen Auseinandersetzung mit der Natur bildet ein *leiblich-sinnliches Einfühlen*, ein Mit-der-Natur-Sein. Im Rahmen der Arbeitsroutine des Großvaters lernte Ulrich sowohl die belebte und unbelebte Natur als auch den *rationell-instrumentellen Umgang mit dieser Natur* kennen. Wie in diesem Beispiel im Hinblick auf die pietistischen Sektierer gelang Ulrich schon bald – nun allerdings aus einem völlig eigenständigen Antrieb heraus – eine ähnliche Art der *Distanzierung von der Arbeitswelt seines Vaters*.

„Wenn mich der Vater nur mit langanhaltender oder strenger Arbeit verschonte oder ich eine Weile davonlaufen konnte, so war mir alles recht. Im Sommer sprang ich in der Wiese und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab und machte Sträuße wie Besen; dann durch alles Gebüsch, den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume und suchte Nester. Oder ich las ganze Haufen Schneckenhäuslein oder hübsche Stein’ zusammen.“¹⁸⁸

„Das Buch, oft über Generationen vererbt und verehrt, besaß zeitlose Autorität; es wurde als unmittelbar praxisbezogene, normative Anleitung konsultiert“. Der kleine Ulrich bekommt in der Tat nach dem Tode seiner Großmutter ein solches Buch vererbt. „Sie vermachte mir ein Buch, Arndts Wahres Christentum, apart“, kommentiert Bräker 1997, S. 23, nicht ohne ironischen Unterton.

¹⁸⁶ Bräker 1997, S. 18f.

¹⁸⁷ Bräker 1997, S. 18f.

¹⁸⁸ Bräker 1997, S. 25.

Erst wenn „der Vater durch den Finger pffiff“, merkte der Junge dann, „[d]aß es Zeit über Zeit war“¹⁸⁹. Die leiblich-sinnliche und vor allem *spielerische* Auseinandersetzung mit der Natur, die ein Einfühlen, Erforschen und Gestalten in und mit der Natur einschließt, steht hier der *Notwendigkeit* familiärer Arbeit gegenüber. Der Hinweis auf ein bestimmtes akustisches Signal (den Pfiff des Vaters), das Ulrichs Naturerlebnissen ein jähes Ende setzen konnte, deutet beispielhaft den formell-funktionalen Rahmen der häuslichen Ökonomie an,¹⁹⁰ an den der Junge immer wieder aufs Neue erinnert werden musste.

Als Geißbub seines Vaters (zwischen dem 8. und 11. Lebensjahr) erlebte Ulrich in der Folge eine Phase, in der er seinen Arbeitsalltag selbst mitgestalten konnte.¹⁹¹

„Immer hatt' ich“, heißt es, „eine kleine Axte bei mir und fällte junge Tännchen, Weiden oder Ilmen [Ulmen]. Dann kamen meine Geißen haufenweis und kafelten [d.h. nagten] das Laub ab [...] Alles Laub und Kräuter, die sie fraßen, kostete auch ich, und einige schmeckten mir sehr gut.“

„Und welch Vergnügen machte mir nicht jeder Tag, jeder neue Morgen, wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Herde entgegenstieg, dann jenen haldigen Buchenwald und endlich die Wiesen und Weidplätze beschien. [...] Wann dann alle anliegenden Gebüsche von jubelnden Vögeln ertönten und dieselben um mich her hüpfen. – O! was fühlt' ich da! [...] – Halt süße, süße Lust! Da sang und trillerte ich dann mit, bis ich heiser ward.“¹⁹²

Bräker konstruierte sich hier die Natur gewissermaßen zum Zwecke der Selbsterhaltung und Selbstbildung zu einer ‚zweiten Welt‘ neben der Sphäre des Zwangs, der Notwendigkeit und der Enge seiner Herkunftswelt. Dabei erscheint es durchaus erstaunlich, dass es ihm gelingt, die Natur selbst, die ja zunächst auch für ihn etwas schlichtweg Gegebenes ist, in dieser Weise zu ‚erhöhen‘. Die *Gegenwelt*, die er sich so schafft, hat eine ähnlich *heilende* Funktion wie bei der Aufsteigerin Rudolphi, die in der Natur unter anderem „ihre Trösterin“¹⁹³ sah. Als Geißbub konnte Ulrich nun „Vergnügen“, „süße Lust“ und „Wonne“¹⁹⁴ empfinden. Dabei geht der Austausch mit der Natur weit über eine Art *leibliche Kommunikation* mit derselben hinaus, wenn Ulrich etwa das Laub und die Kräuter „kostete“, die seine Geißen fraßen. In solchen Momenten suchte er sich gewissermaßen partiell in das Dasein dieser ihm anvertrauten Kreaturen *einzu fühlen*. Überdies verknüpfte sich – eine weitere Parallele zu Rudolphi – auch sein Inneres immer wieder mit dieser Naturwelt, was insbesondere in der Formulierung der „jubelierenden“ Vögel zum Ausdruck kommt. Bräker überträgt dabei offenkundig sein eigenes Hochgefühl, sein inneres Jubeln, auf die Tiere.

¹⁸⁹ Bräker 1997, S. 25.

¹⁹⁰ Als Rezipient mag man dabei heute an eine ähnlich formelle Akustik moderner Institutionen erinnert werden, wie etwa die Pausenklingel in der Schule oder das Heulen der Fabriksirene.

¹⁹¹ Aber auch für diese Zeit werden die ökonomischen Zwänge, die Formalität des Arbeitsprozesses, erkennbar. Am deutlichsten vielleicht dort, wo Bräker 1997, S. 34, auf die Schläge seines Vaters anspielt, wenn der Junge die Geißen abends nicht mit dem „rechte[n] Bauchmaß“ heimbrachte.

¹⁹² Beide Zitate Bräker 1997, S. 31.

¹⁹³ Rudolphi 1835, S. 10.

¹⁹⁴ Bräker 1997, S. 31.

Gegen Ende seiner „Lebensgeschichte“ wendet sich der im gesetzteren Alter stehende Bräker an einen seiner Söhne:

„Also, lieber Junge! wünsch ich dir, dass du bei all diesen Gegenständen nur das empfinden möchtest, was ich dabei schon empfunden habe und noch täglich empfinde, dass du mit ebendieser Wonne und Wollust den Höchstgütigen in allem findest und fühlst, wie ich ihn fand und fühlte – so nahe bei mir – rings um mich her und – in mir, wie er dies mein Herz aufschloß, das er so weich und so fühlend schuf [...]. Beschreiben kann ich's nicht. Aber mir war schon oft, ich sei verzückt, wenn ich all diese Herrlichkeit überschaute und so, in Gedanken vertieft, den Vollmond über mir, dieser Wiese entlang hin und her ging, oder an einem schönen Sommerabend dort jenen Hügel bestieg – die Sonne sinken – die Schatten steigen sah – [...] die Vögel ihr sanftes Abendlied anhuben. Wenn ich dann vollends bedachte: ‚Und dies alles vor dich, armer schuldiger Mann? – Und eine göttliche Stimme mir zu antworten schien: ‚Sohn, dir sind deine Sünden vergeben.‘ O! [...] – wie ich dem Strom meiner Freudentränen freien Lauf ließ und alles rings um mich her – Himmel und Erde hätte ich umarmen mögen [...].“¹⁹⁵

Bräker hatte schon früh – geleitet von den traditionellen Glaubensvorstellungen seines Umfelds – Gott beständig in allem wirken sehen. Hier erwähnt er aber erstmals den eigenen Prozess des Findens und Fühlens dieses allgegenwärtigen Gottes – was wiederum mit „Wonne und Wollust“ verbunden war. Noch bis in die Gegenwart des Autobiografen hinein seien das Überschauchen der „Herrlichkeit“ und die tiefen „Gedanken“ während des abendlichen Spaziergangs in der Natur eng verknüpft. Wie bei Rudolphi gehen sinnliche Wahrnehmung, Verzückung angesichts der geschauten „Herrlichkeit“ und Gedankenversunkenheit ineinander über. Und auch Bräker kommt darauf zu sprechen, dass die Eindrücke und Empfindungen, die sich mit diesen Naturerlebnissen verbinden, *sprachlich kaum vermittelbar* sind („Beschreiben kann ich's nicht“). Im Sinne Sarasins geschah hier etwas, „was sprachlos macht und eine mühsame nachträgliche Symbolisierung erzwingt“¹⁹⁶. „Menschen machen Erfahrungen, die nicht bereits diskursiv (vor)geformt sind, sondern in die Leerstellen der Repräsentationssysteme einbrechen, Symbolisierungen erzwingen und so die Repräsentationen verändern.“¹⁹⁷

„Aber mir war schon oft, ich sei verzückt, wenn ich all diese Herrlichkeit überschaute [...].“¹⁹⁸

Der Zustand zwischen Verzückung und Entrückung wird letztlich in körperbezogenen Metaphern ausgedrückt: Die „Freudentränen“, gegen die Bräker nicht ankämpfen wollte („wie ich dem Strom meiner Freudentränen freien Lauf ließ“) und das Umarmen von Himmel und Erde, das korrekterweise im Konjunktiv gesetzt werden musste („hätte ich umarmen mögen“), verweisen auf die *leiblich-sinnliche Fundierung dieser Naturerfahrungen*. Hier gehen Pantheismus und bäuerlich-ländliches Naturverständnis sowie Naturerlebnis eine eigenwillige Verbindung ein. Selbst wenn der Autor dabei seiner Neigung, die Natur zu verklären, nachgibt, so ver-

¹⁹⁵ Bräker 1997, S. 230f.

¹⁹⁶ Der ganze Satz lautet bei Sarasin 2003, S. 118f.: „Je nach den symbolischen Systemen, die die eigene Wahrnehmung formen, kann es Verschiedenes sein, was sprachlos macht und eine mühsame nachträgliche Symbolisierung erzwingt.“

¹⁹⁷ Sarasin 2003, S. 120.

¹⁹⁸ Bräker 1997, S. 231.

weist gerade dies auf den teils leidvollen biografischen Erfahrungshintergrund, der diesem Naturverständnis entgegen kam. Natur und göttliche Fügung waren die Bezugspunkte, die diesem in vielerlei Hinsicht zerrissenen Dasein zumindest einen gewissen Halt verleihen konnten. Das besondere Verhältnis, in dem Bräker zeitlebens zur Natur stehen wird, lässt sich indes zu einem gut Teil auf sein *Hineinwachsen* in diese Erscheinungswelt zurückführen. Gerade die Schroffheit und Kargheit der schweizerischen Gebirgswelt, in der er aufwuchs, zwangen ihn schon früh zu einem *Eingehen* (Hinhören, Hinsehen, Einfühlen etc.) auf dieses Nahe und doch so Andere. Insofern ließe sich durchaus von einem herkunftsbedingten, zunächst vormodernen, inkorporierten Mit-der-Natur-Sein sprechen, das allerdings nicht zuletzt aufgrund der häufigen und für einen Kleinbauern ungewöhnlichen Wechsel der Erfahrungsräume immer wieder deutlich überformt wurde.

Die reflexive Vergegenwärtigung des In-der-Natur-Seins in Bräkers Autobiografie hat also noch eine weitere Ursache: Sie erscheint als Ausdruck zunehmender Distanzierung von der Selbstverständlichkeit des umgebenden sozialen Rahmens. Der hintergründige Kontrast *Natur-Gesellschaft* ist für den Autobiografen der ‚Rohstoff‘ seiner Selbstthematisierung. Im reflexiven Wissen um sein Einssein mit der Natur kann er sich als soziales Individuum erfahren. Dass dabei ‚Gesellschaft‘ nicht explizit zum Thema wird, dass Bräker die ständischen Grenzen, in denen er leben muss – wenn auch nicht ohne Leidenserfahrungen –, akzeptiert und immer wieder zu ihnen zurückkehrt, macht seine noch kaum durchschauten Bindungen an eine vormoderne Lebenswelt transparent.

Mobilität – in die Fremde geben, weiterkommen, zurückkehren

An eine traditionelle Chronistik anknüpfend, rekurriert Bräker am Beginn seiner „Lebensgeschichte“, wobei er seine Kinder anredet, auf seine „Voreltern“.

Er habe „nicht Ursache [...], ahnenstolz zu sein. Alle unsere Freunde und Blutsverwandte sind unbemittelte Leute“ und so auch „unsere Vorfahren“¹⁹⁹. Er weiß „noch von keinem B., der studiert hätte“ oder „der das geringste Ämtli bekleidete“, höchstens als „Mesmer“.²⁰⁰

Auch über seinen Vater berichtet der Autor, dass er „keinen Pfennig erbt; dass ihn die Not sein Leben lang drückte“²⁰¹. Ulrich selbst stammt aus dem Näppis, „einem elenden Nest von zwei armseligen Hütten“²⁰² und „wurde rauh und hart, in einer wüsten Einsamkeit gebildet“²⁰³ bzw. „wuchs halbnackend und wild auf“²⁰⁴. Aber er „schäm[e]“ sich seiner „Eltern und Voreltern bei weitem nicht“, denn sie alle seien brave Leute gewesen.²⁰⁵ Nichtsdestotrotz: es war schon früh zu

¹⁹⁹ Bräker 1997, S. 12.

²⁰⁰ Bräker 1997, S. 11f.

²⁰¹ Bräker 1997, S. 12.

²⁰² Bräker 1997, S. 238.

²⁰³ Bräker 1997, S. 224.

²⁰⁴ Bräker 1997, S. 238.

²⁰⁵ Bräker 1997, S. 12.

erkennen, dass Ulrich „aus seiner Bettelfamilie hervorragen will“²⁰⁶. Später wird er diesen Wunsch resp. Drang, sich aus der Enge seiner Herkunftsverhältnisse, wenn schon nicht *physisch fortzubewegen*, so doch zumindest *im Geiste darüber hinaus zu gelangen*, zumeist negativ konnotieren: als „Herzenstücke, solch einen Wust von spanischen Schlössern, türkischen Paradiesen, kurz Hirngespinsten“²⁰⁷.

„Ich suchte mein Glück in der Ferne und in der Welt, [...] flattere in einer idealischen Welt herum“²⁰⁸. Doch bereits am Anfang seiner Geschichte sucht er nach dem Ursprung dieses Verlangens und glaubt ihn schon bei seinem Vater erkennen zu können:

„Mein Vater hatte einen Wanderungsgeist, der zum Teil auch auf mich gekommen ist.“²⁰⁹

Und noch genauer:

„Er [sein Vater] war ein hitziger Mann, voll warmen Blutes. O ich habe schon tausendmal drüber nachgedacht und mir bisweilen einen anderen Ursprung gewünscht, wenn flammende Leidenschaften in meinem Busen tobten und ich den heftigsten Kampf mit ihnen bestehen mußte. Aber sobald Sturm und Wetter vorbei war, dankt' ich ihm doch wieder, dass er mir sein feuriges Temperament mitgeteilt hat, womit ich unzählige schuldlose Freuden lebhafter als so viele andere Leute genießen kann.“²¹⁰

Ob Bräker hier seinem Vater, den er einmal als „eine redliche Seele und braven Biedermann“²¹¹ bezeichnet, nicht ein allzu lebhaftes Temperament zuschreibt, bleibe dahingestellt. Denn in der weiteren Skizzierung dieses Mannes erscheint er kaum als sonderlich vitale oder schillernde Persönlichkeit. Es drängt sich vielmehr die Vermutung auf, dass Bräker hier in einer ziemlich kühnen Projektion die eigenen „flammende[n] Leidenschaften“ schon auf den Vater überträgt, um diese oftmals überschüssigen Energien vor sich und seinem Umfeld rechtfertigen zu können. Er selbst, so scheint er sagen zu wollen, hat diese „Grillen“ zu einem gut Teil schlichtweg *vererbt* bekommen. Zur Erklärung der eigenen ökonomischen Misere des Garnhändlers Ulrich Bräker heißt es später einmal explizit auf den Vater verweisend:

„Vielleicht ruht gar dein geheimer Fluch auf mir? – O entsetzlich!“²¹²

Man wird dieses Erklärungsmodell des Autors wohl vornehmlich als den Versuch verstehen können, die eigene prekäre Situation zu heilen. Denn Bräker bekam die Missgunst seines näheren Umfeldes praktisch täglich zu spüren. Die „Natterzunge[n]“ und „Pharisäer“²¹³ seines Dorfes übten unentwegt eine *soziale Kontrolle* auf diesen *Sonderling* aus. Dieser Bücher lesende und sogar Bücher schreibende Kleinbauer und Garnhändler war ihnen stets ein Dorn im Auge. Denn „wo hat je einer

²⁰⁶ So heißt es in freilich zugespitzter Form in dem an die Lebensgeschichte angefügten fingierten Dialog „Peter und Paul“ aus der Sicht des Neiders Peter (Bräker 1997, S. 239).

²⁰⁷ Bräker 1997, S. 215.

²⁰⁸ Bräker 1997, S. 206.

²⁰⁹ Bräker 1997, S. 19.

²¹⁰ Bräker 1997, S. 13.

²¹¹ Bräker 1997, S. 155.

²¹² Bräker 1997, S. 182.

²¹³ Bräker 1997, S. 242.

im Tockenburg etwas mit Schreiben erworben, außer Amts wegen²¹⁴. Schon als Neunzehnjähriger hatte Ulrich erfahren, wie ungewöhnlich es für sein Umfeld war, überhaupt auf den Gedanken zu kommen, diese ‚kleine Welt‘ in der Ostschweizer Gebirgslandschaft verlassen zu wollen. Als er sich damals „in ein Gelobt Land“ aufmachte, um „Speis’ und Lohn [...] auf eine leichtere Art [...] zu verdienen“ und sein „Glück machen“ zu können²¹⁵, kehrte er noch kurz in einem Gasthaus ein:

„Alles gaffte mich an, als wenn sie nie einen jungen Tockenburger oder Appenzeller gesehen hätten, der in die Fremde ging – und doch nicht wußte wohin und noch viel minder recht warum.“²¹⁶

Er glaubte, *in den Augen* dieser Menschen *lesen* zu können – diese Befähigung klingt des Öfteren an –, was sie von seinem Vorhaben hielten: ‚Das tut man nicht‘. Sich einfach aufzumachen, fortzugehen, das war in dieser Sozialwelt nicht opportun. Hinzu kam: er wusste damals selbst nicht „wohin und noch viel minder recht warum“. Es gab durchaus allgemeinverständliche Gründe, weshalb es den Jungen aus seiner Heimat hinausdrängte. Jeder wusste, wie viele schon in dieser Zeit auswanderten und ihr Glück z.B. im fernen Amerika suchten. Ulrich war vor allem die Eintönigkeit in der häuslichen Arbeitswelt als Handlanger („Handbub“²¹⁷) des Vaters zuwider:

„[S]obald er mich allein an ein Geschäft schickte, war ich faul und lässig, staunte Himmel und Erde an [...]. Im Heuet besonders gab’s bisweilen fast unerträgliche Bürden. Oft streckt’ ich mich vor Mattigkeit und fast zerschmolzen von Schweiß der Länge nach auf dem Boden und dachte: Ob’s wohl auch in der Welt überall so mühselig zugehe? Ob ich mich grad itzt aus dem Staub machen sollte? [...] ich hätte [...] beim Geißhüten mehrere Bursche gesehen, denen’s außer ihrem Vaterland, wie sie mir erzählten, recht wohl gegangen [...]. Dann aber fand ich wieder: Nein! es wäre Sünd’, von Vater und Mutter wegzulaufen.“²¹⁸

Das schlechte Gewissen bzw. die internalisierten religiösen Normen verhinderten ein plötzliches *Ausbrechen* aus dem Alltag, aus der Heimat.²¹⁹ Hier klingt ein ganz wesentliches Element dieser Biografie an. Denn ein allzu forsches Ausscheren aus der bisherigen Lebenswelt²²⁰ kann es für Bräker nicht geben. In seinem noch in der Vormoderne verharrenden Modell ist die Rück- bzw. Heimkehr ein unverzichtbarer Bestandteil der zu vollziehenden Bewegung im sozialen Raum. Dieser Gedanke an eine Rückkehr hat zudem noch andere Hintergründe, was z.B. in den verheißungsvoll klingenden Worten eines Bekannten durchscheint, dass Ulrich „nach Jahr und Tag heimkommt gestiefelt und gespornt und Geld hat wie

²¹⁴ Bräker 1997, S. 237.

²¹⁵ Bräker 1997, S. 74f.

²¹⁶ Bräker 1997, S. 79f.

²¹⁷ Bräker 1997, S. 23.

²¹⁸ Bräker 1997, S. 41f.

²¹⁹ Laut Esselborn 1996, S. 20, ist es für Bräkers Lebensgeschichte signifikant, dass „die abweichende Individualität wieder in die moralische Normalität zurückgenommen“ wird.

²²⁰ Ein Ausscheren, wie es im 19. Jahrhundert etwa in der Autobiografie des ebenfalls bäuerlich-ländlichen Verhältnissen entstammenden Emil Hansen, der später unter dem Namen Nolde als Maler Berühmtheit erlangte, als „Loslösung von der Scholle“ ersichtlich wird (Nolde, Emil (1932): *Das eigene Leben*, Berlin, S. 51.).

Hünd“²²¹. Das Ansinnen, sich eines Tages als angesehener und vermögender Mann den Eltern und Bekannten präsentieren zu können, ist keineswegs frei von Eitelkeit. Einmal malt Ulrich sich schon aus, wie er „mit Ehr’ und Gut beladen, wie ein Herr nach Haus kehren“²²² wird. Diese beschriebene *Schleifenbewegung* des Protagonisten wird durch den gesamten autobiografischen Text hindurch immer wieder thematisiert. Während seiner Militärzeit etwa sagt er sich:

„Ach! könnt’ ich ein Vöglein sein und [...] in meine Heimat fliegen!“ Und: „geliebtes, liebes Tocken-burg! Du wirst mir immer vorzüglich wert bleiben!“²²³

Im Hinblick auf eine Krisensituation später als Garnhändler heißt es:

„irgendeinen Ort aussuchen, wo der Baumwollengewerb noch nicht floriert und wo man ihn doch gern einrichten möchte [...]. Dann kehrst du nach einigen Jahren geehrt und reich zurück in dein Vaterland, zahlst deine Schulden“²²⁴.

Der Gedanke an eine *endgültige Flucht*, der dabei aber stets präsent bleibt, wird zusehends dämonisiert: Den „Teufel“²²⁵ im Alter von etwa 50 Jahren anredend, heißt es einmal:

„O du Lügengeist! Schon vor dreißig Jahren hast du mir so wie heute von lauter guten Tagen vorgeschwätzt, mir einen güldnen Berg nach dem andern gezeigt – und mich betrogen, immer in tiefere Labyrinth verwickelt“²²⁶.

Mit 19 Jahren hatte er sich nämlich durchaus noch vorstellen können, sein „Schätzgen“ (seine Freundin Ännchen) zu sich „in ein Gelobt Land ab[zu]holen“²²⁷.

Mitunter unterhielt sich sogar sein Vater mit einem Nachbarn über ein anderes „Kanaan“ als das, was Ulrich bisher gekannt hatte:

So „hört’ ich sie oft vom Neufunden Land, Carolina, Pennsylvani und Virgini sprechen, ein andermal überhaupt von einer Flucht, vom Auszug aus Babel, von Reisekosten und dergleichen. Da spitzt’ ich dann die Ohren wie ein Has’. Einmal, erinnr’ ich mich, fiel mir wirklich ein gedrucktes Blatt in die Hände, das einer von ihnen auf dem Tisch liegenließ und welches Nachrichten von jenen Gegenden enthielt. Das las ich wohl hundertmal; mein Herz hüpfte mir im Leib bei dem Gedanken an dies herrliche Kanaan, wie ich mir’s vorstellte. Ach, wenn wir nur alle schon da wären, dacht’ ich dann.“²²⁸

Der Vater hielt mit der Mutter „oft heimlich Rat“ und sprach mit ihr über eine „Wanderung ins Gelobte Land“. Es war allerdings nur eines von „hundert unausführbaren Projekten“, worüber die Eltern von nunmehr bereits acht Kindern sich vor dem Hintergrund ihrer Schuldenlast „den Kopf zerbrachen“.²²⁹ Die „Nachrichten von jenen Gegenden“ scheinen den Jungen sehr fasziniert zu haben, aber er war auch von dem „gedruckten Blatt“ selbst, das ihm da „in die Hände“ gefal-

²²¹ Bräker 1997, S. 72.

²²² Bräker 1997, S. 74.

²²³ Bräker 1997, S. 115.

²²⁴ Bräker 1997, S. 180.

²²⁵ Bräker 1997, S. 185.

²²⁶ Bräker 1997, S. 180f.

²²⁷ Bräker 1997, S. 74.

²²⁸ Bräker 1997, S. 45.

²²⁹ Bräker 1997, S. 50.

len war, ergriffen. Die „Nachrichten“ bewegten ihn gleichsam *mental* und *physisch-leiblich*:

„Da spitzt' ich dann die Ohren wie ein Has“; „mein Herz hüpfte immer im Leib bei dem Gedanken ...“²³⁰

Die Idee „einer Flucht“, der Gedanke, einfach aus der gewohnten Lebenswelt auszubrechen, hatten also auch schon längst die Erwachsenen in seinem Umfeld erfasst. Sie motivieren diese *Ausstiegsszenarien*, die Auswanderung nach Nordamerika, ebenfalls explizit biblisch-religiös: als „Auszug aus Babel“ und „Wanderung ins Gelobte Land“. Zugleich hat aber auch diese Flucht-Figur einen höchst *diffusen* Charakter. Denn „ebensowenig“ wie Ulrich wussten seine Eltern und jener Nachbar, wie man auch nur eines von diesen „Projekten“ durchführen sollte („wußten [...] weder Steg noch Weg, [...] noch minder, wo das Geld herzunehmen“), sodass letztlich alles „nach und nach von selbst“ „entschlief“²³¹. Ulrich sah also, dass es die Erwachsenen um ihn herum aus der ständigen Bedrängnis, aus der heimatischen Einförmigkeit hinauszog. Er konnte sich in seiner eigenen „Hoffnung“ auf etwas Besseres („das Glück ist kugelfund“), in seinem „Vorhaben“²³², in die Fremde zu gehen, gewissermaßen bestätigt sehen. Es verwundert daher auch nicht, dass der neunzehnjährige Ulrich dann auf den „Einfall“ eines ihm bekannten „Rechen- und Gabelmacher[s]“ hin die Gelegenheit beim Schopfe griff und kurzerhand entschied: „Ich geh ins Tirol.“²³³

Vom Bediensteten zum Soldaten

Nach diesem für die ganze weitere Biografie so wichtigen Schritt, dem Auszug in die Fremde, kommt es zunächst einmal zu einer Reihe von Erfahrungen, die dem Protagonisten einen deutlichen Auftrieb verschaffen. Schon auf der ersten Station seiner Reise, in Schaffhausen, wird er sich mit einem Herrn Markoni²³⁴ einig, künftig für ihn als „Bediente[r]“ zu wirken.²³⁵ Am folgenden Tag stand er bereits „gestieft und gespornt, nagelfunkelneu vom Scheitel bis an die Sohlen“.

²³⁰ Bräker 1997, S. 45.

²³¹ Bräker 1997, S. 45.

²³² Bräker 1997, S. 77.

²³³ Bräker 1997, S. 74f. Kloosterhuis 2004, S. 144, erklärt, es sei „die soziale Not im Elternhaus gewesen, die den Burschen [...] nach Schaffhausen trieb“.

²³⁴ Laut Kloosterhuis 2004, S. 145ff., handelt es sich um den „Sekondleutnant Arnold Friedrich v. Marck“ (1719-1758), der sich „unter dem Decknamen ‚Johann Markoni‘“, einem „Nom de Guerre“, in einem Gasthaus eine Werbestation gesucht hatte.

²³⁵ In der Bräker-Forschung ist es zu einer Kontroverse darüber gekommen, ob Bräker wirklich so ahnungslos in den Militärdienst hineingeraten war, wie er schreibt. Er betont immer wieder, dass Markoni ihn übertölpelt habe, indem er ihm den eigentlichen Zweck seiner Indienstnahme verschwie. Zuletzt hat Kloosterhuis 2004, S. 151, von einer „brüchigen Betrugsversion“ Bräkers gesprochen. Kloosterhuis' Argumentation ist selbst nicht frei von Widersprüchen. Denn einerseits gesteht er dem Toggenburger zu, dass die Werber ihm noch auf dem gemeinsamen Marsch bis nach Berlin garantiert hätten, „dort vor dem direkten Soldatendienst sicher zu sein“ (S. 152). Andererseits ist er der Meinung, Bräker habe schon von vornherein in Schaffhausen in Anbetracht der „Messlat-

„Sackerlot! Da bildet' ich mir kein kaltes Kraut ein. [...] Als ich so das erstmal über die Straße ging, war's mir, als ob ganz Schaffhausen mein wäre. Auch rückte alles den Hut vor mir. Die Leut' im Haus begegneten mir wie einem Herrn.“²³⁶

Schritt für Schritt wächst in dieser Phase Ulrichs Selbstwertgefühl. Seinen Dienst ist er „bald gewohnt“²³⁷ und auch sonst führt er ein recht angenehmes Dasein („spazierenzufahren, auf die Vögeljagd zu gehen und dergleichen“²³⁸). Als ein immanenter Bestandteil dieses Dienstverhältnisses kann aber auch eine *erhebliche Horizonterweiterung*²³⁹ für den Dienstleistenden, die wiederum zunächst durch bestimmte körperliche Reaktionen markiert ist, betrachtet werden:

„In Straßburg muß ich Maul und Augen aufsperrn; denn da sah ich die erste große Stadt“²⁴⁰.

Auch ein tieferer Einblick in die Welt der höheren Stände wird ihm gewährt:

„Markoni besuchte, bald hic, bald da, alle Edelleut' in der Runde. Ich mußte überall mit; und es tat mir freilich in der Seele wohl, wenn ich sah, wie er ordentlich Hoffart mit mir trieb“²⁴¹.

In solchen Textpassagen sind bereits Ansätze einer Reflexion über die Prozesse, die in der eigenen Innenwelt vor sich gehen, zu erkennen. Einerseits fühlte Bräker sich damals merklich beflügelt, andererseits scheint er aber auch schon befürchtet zu haben, die Bodenhaftung zu verlieren (man trieb „Hoffart“ mit ihm). Erneut zeigt sich, wie fest Ulrich in seinem traditionellen Glaubens-, Denk- und Wertesystem, hier in religiös-moralischer Hinsicht, verwurzelt ist.

te“, unter die er gestellt wurde, wissen können, dass man ihn „nicht wie erwünscht an einen zivilen Brotwerb [sic] vermitteln, sondern in die verschrienen Militärdienste verschachern wollte“ (S. 148). Später habe Bräker dann angesichts der Vorwürfe seiner Schweizer Mitbürger, er sei ein ausgerissener Soldat, nur über die „Werbe-Betrugsversion“ und den behaupteten „Zwangscharakter der Eidabnahme“ in Berlin mit sich selbst „ins Reine kommen“ können (S. 157). Überzeugend wirkt diese Interpretation keineswegs. Denn Bräker hat in vieler Hinsicht ganz individuelle Wege beschritten, ohne sich groß um das Urteil anderer Leute zu scheren. Kloosterhuis geht aber noch weiter, wenn er behauptet, Bräker habe im Grunde genommen erst im Nachhinein als Autobiograf allen seinen Erfahrungen während seines Militärdienstes eine sehr negative Färbung gegeben, obwohl er in seinem Innersten bis zu seinem Tode ein großer Verehrer Friedrichs II. und des preußischen Militärs geblieben sei. Anhand der Tagebücher Bräkers, die zahlreiche Hinweise für eine Identifikation mit dem preußischen Militär bis ans Lebensende enthalten, wird versucht, dies zu belegen. Da Kloosterhuis zugleich allerdings mehrfach die „große[] Redlichkeit“ hervorhebt (S. 143, 163, 172), mit der Bräker in seiner Lebensgeschichte selbst die kleinsten militärischen Details wiedergibt, scheint auch dieses Argument hinfällig. Es hat den Anschein, dass Kloosterhuis die *double-bind-Situation* Bräkers nicht wirklich durchschaut. Er erwähnt zwar die Identifikation des Armen Mannes mit der glorreichen preußischen Armee bei gleichzeitigem Abgestoßen-Sein von dem Zwangscharakter des Systems (S. 181), die „faszinierenden“ und die „abschreckenden“ Seiten des Systems (S. 186), aber eine analytische Schlussfolgerung vermag er daraus nicht zu ziehen.

²³⁶ Bräker 1997, S. 83.

²³⁷ Bräker 1997, S. 86.

²³⁸ Bräker 1997, S. 83.

²³⁹ Wie Bürgi 2004, S. 120, ausführt, habe Bräker unter Markoni zu sehen bekommen, „dass noch ein anderes Leben vorstellbar ist als das bisher geführte, ein Leben mit einer Zukunft, in der einer sein Glück machen kann und nicht in den Fußstapfen des Vaters die gleichen kargen Jahre durchleben muss.“

²⁴⁰ Bräker 1997, S. 91.

²⁴¹ Bräker 1997, S. 95.

Was dann nach der Ankunft in Berlin passiert, kann, obwohl Ulrich zuvor schon dieses oder jenes Warnsignal erhalten hatte, geradezu als ein *Realitätsschock* bezeichnet werden. Aus „Markonis Lakai“, der den ‚Dörfler‘ schon abgelegt zu haben glaubt, wird kurzerhand „ein Soldat“ gemacht.²⁴² Seine Gegenwehr ist aussichtslos. „Itzt soll Er dem König dienen“, muss er sich von einem Major sagen lassen.²⁴³ Erst allmählich gesteht er sich ein, dass Markoni ihn hinters Licht geführt hat („verfluchte Verräterei“²⁴⁴). Bräker erlebt nach der schlagartigen Vereinnahmung seiner Person bereits am ersten Tag in dieser *totalen Institution* Militär²⁴⁵ einen fortschreitenden Verlust an Handlungsautonomie. Er gerät in eine *Verlaufskurve*²⁴⁶.

Als ihm in der ersten Woche schon beim bloßen Anblick der die Soldaten prügeln den Offiziere der „Angstschweiß“ ausbrach, übte er sich im Voraus im Quartier „im Exerzieren“ und „las im Hallischen Gesangbuch oder betete“²⁴⁷. Er bat den Allmächtigen flehentlich um Hilfe.

„Auf dem Exerzierplatz“ musste Ulrich dann selbst „oft ganzer fünf Stunden lang, in [...] Montur eingeschnürt, wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen“ und „das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem furiosen Gesicht und aufgehobnem Stock [...] alle Augenblick‘ wie unter Kabisköpfe [Kohlköpfe] dreinzuhauen drohete“²⁴⁸.

Immer wieder thematisiert der Autobiograf für diese Lebensphase die *Drangsalierung, Schikanieierung und Instrumentalisierung des Körpers*.²⁴⁹ Vor einer Desertion schreckt der Soldat Bräker aus verständlichen Gründen noch zurück:

„Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, [...] dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch zweihundert Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spießruten laufen ließ, bis sie atemlos hinsanken – und des folgenden Tags aufs neue dran mußten, die Kleider ihnen vom

²⁴² Bei Foucault 1994, S. 173, heißt es einmal: „In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Soldat etwas geworden, was man fabriziert. Aus einem formlosen Teig, aus einem untauglichen Körper macht man die Maschine, deren man bedarf; Schritt für Schritt hat man die Haltungen zurechtgerichtet, bis ein kalkulierter Zwang jeden Körperteil durchzieht und bemeistert, den gesamten Körper zusammenhält und verfügbar macht und sich insgeheim bis in die Automatik der Gewohnheiten durchsetzt. Man hat also den Bauern ‚vertrieben‘ und ihm die ‚Art des Soldaten‘ gegeben.“

²⁴³ Bräker 1997, S. 102f.

²⁴⁴ Bräker 1997, S. 109.

²⁴⁵ Zu „den Technologien sozialer Normierung“ in den verschiedensten Ausformungen totaler Institutionen, insbesondere beim Militär, vgl. Bröckling 1997, S. 23f. sowie Foucault 1994, S. 207, zu den „Disziplinartechniken“ des 18. Jahrhunderts.

²⁴⁶ Vgl. dazu Schütze 1981, insb. S. 88-103.

²⁴⁷ Bräker 1997, S. 107.

²⁴⁸ Bräker 1997, S. 113f. Vgl. dazu auch Foucault 1994, S. 203: „Schritt für Schritt lehrt man die Positur, das Marschieren, die Handhabung der Waffen, das Abfeuern und geht erst dann zu einer Tätigkeit über, wenn die vorhergehende vollständig ‚sitzt‘“. An anderer Stelle schreibt Foucault 1994, S. 197, von einer „instrumentellen Codierung des Körpers“.

²⁴⁹ Dazu Foucault 1994, S. 212: „Der Körper wird auf seine Funktion reduziert und gleichzeitig wird dieser segmentierte Körper seinerseits als ein Segment in einer Gesamtheit eingefügt.“

zerhackten Rücken heruntergerissen und wieder frisch drauflosgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über die Hosen hinabgingen.“²⁵⁰

Aus anderen Quellen ist bekannt, dass solche Strafaktionen oft mit dem Tod des Delinquenten endeten. Ulrich selbst fürchtete mehr die sich während des Spießbrutenlaufens hinziehenden körperlichen Qualen als den Tod. *Körperliches Leid* lernte er – wenn auch nicht am eigenen Leib – zudem im Lazarett kennen, wo er zusammen mit einem Schweizer Kameraden Landsleute besuchte, die es ebenfalls in die preußische Armee verschlagen hatte und die nun nach Bordellbesuchen hier *Geschlechtskrankheiten* auszukurieren hatten.

Dort sahen die beiden „das traurigste Spektakel unter der Sonne“, wo einem „die Lust auf Ausschweifungen bald vergehen muß: In diesen Gemächern, so geräumig wie Kirchen, wo Bett an Bett gereiht steht, in deren jedem ein elender Menschensohn auf seine eigene Art den Tod und nur wenige ihre Genesung erwarten, hier ein Dutzend, die unter den Händen der Feldscherer ein erbärmliches Zetergeschrei erheben, dort andere, die sich unter ihren Decken krümmen wie ein halb-zertretener Wurm; viele mit an- und weggefalteten Gliedern, und so fort“²⁵¹.

Die Darstellung der *Verletzbarkeit und Hinfälligkeit des menschlichen Körpers*, die die gesamte Erzählung über die Militärzeit durchzieht, scheint hier auf die Spitze getrieben. Die Institution Militär vermag es nicht, die in ihren Diensten stehenden und ihrer Ordnung unterworfenen Soldaten auch nur annähernd zu versorgen: weder materiell noch medizinisch noch mental. Überdies wird in Bräkers Erzählung ersichtlich, an welch *unterschiedlichen Örtlichkeiten*, die alle mittelbar oder unmittelbar mit der Institution Militär in Verbindung stehen, die *Leibdimension* in den Vordergrund der Aufmerksamkeit rückt: auf der „Hauptwache“, wo man die Rekruten „kreuzweise schließt“ und „fuchtel“, dass ihnen „die Rippen krachen“; „auf dem Exerzierplatz“, wo man unter anderem „wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen“ muss; beim Spießbrutenlaufen, wo eingebrachte Deserteure zu Tode gequält werden; in Bordellen, wo Rekruten sich der „Lust auf Ausschweifungen“ hingeben; und in Lazaretten, wo neben Kriegsverletzungen eben auch Geschlechtskrankheiten behandelt werden.²⁵² Nach den bedrückenden Besuchen im Lazarett bemühten Bräker und sein Kamerad zumeist ihre „Einbildungskraft“, die sie „unwillkürlich“ ins „Schweizerland“ zurückführte, und sie erzählten sich einander von ihrer „Lebensart bei Hause: wie wohl’s uns war, wie frei wir gewesen [...]. Dann machten wir Plane zu unserer Entledigung“²⁵³. Erneut wird – im Sinne jener ‚Figur‘ der *Rückkehr* – auf das Erfahrungsfeld *Heimat* angespielt, das für einen seelischen Ausgleich herbeizitiert werden muss. Bräker verdrängt dabei allerdings, dass er auch in der einförmigen Arbeits- und Alltagswelt zu Hause keines-

²⁵⁰ Bräker 1997, S. 113.

²⁵¹ Bräker 1997, S. 112.

²⁵² Verbindungslinien zwischen verschiedenen Institutionen und Organisationsformen über den eigentlichen militärischen Bereich hinaus deutet Foucault 1994, S. 180, an: „[...] die Kontrolle über die kleinsten Parzellen des Lebens und des Körpers [...] im Rahmen der Schule, der Kaserne, des Spitals oder der Werkstätten“.

²⁵³ Bräker 1997, S. 113.

wegs zufrieden war. Dort war er ja stets in die freie Natur geflohen, um einen Ausgleich zu finden. Angesichts des absoluten Zugriffs des Militärs auf die eigene Person wird der Gedanke an eine *Flucht* durchgespielt. „Wo wir konnten, klagten, überlegten, beschlossen, verwarfen [wir]“²⁵⁴. Eines Tages wagte Ulrich, einen Soldaten anzusprechen, den er schon des Öfteren auf der Bank vor dem nahe gelegenen „Tollhaus“ hatte sitzen sehen. Neben „unverständige[m] Zeug“ kam mitunter „höchst Vernünftiges“ aus dessen Mund:

„Der König allein ist König; seine Generals, Obersten, Majoren sind selber seine Bedienten – und wir, ach! wir – so hingeworfene verkaufte Hunde – zum Abschmieren im Frieden, zum Totstechen und Totschießen im Krieg bestimmt.“²⁵⁵

Zu Bräkers Fluchtvorhaben meinte er knapp: „Vielleicht kömmt du nahe an eine Türe; geht sie dir auf – so tu, was du willst“²⁵⁶. Der Autor lässt sein Vorhaben hier gewissermaßen durch einen anderen Leidgeprüften legitimieren. Er weiß nur zu gut, wie sehr sich seine zeitgenössischen Leser an militärischem Pflichtbewusstsein orientieren.²⁵⁷ Dass die Führungselite direkt unterhalb des Königs lediglich als Bedientengruppe angesprochen wird, kann auch als eine *Kritik* am einzig auf den Herrscher ausgerichteten militärischen Subordinationsprinzip gelesen werden.

Der einfache Soldat²⁵⁸ *dient* ebenfalls, aber eigentlich nur als ‚Kanonenfutter‘. Dies veranschaulicht Bräker in seiner Darstellung der „Schlacht bei Lowositz“ (am 1.10.1756)²⁵⁹:

„Um sechs Uhr ging schon das Donnern der Artillerie [...] so gewaltig an, dass die Kanonenkugeln bis zu unserem Regiment [...] durchschnurrten. Bisher hatt’ ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwischen; jetzt sah ich keine Ausflucht mehr [...] in den Bauch der Erde hätt’ ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe las man bald auf allen Gesichtern [...]. Die geleerten Branzfläschgen [...] flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meisten sofften ihren kleinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgens vielleicht keinen Fusel mehr! [...]. Potz Himmel! Wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen weg – fuhren bald vor, bald hinter uns in die Erde, dass Stein und Rasen hoch in die Luft sprang – bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn’s Strohhälme wären. [...] Nun rückte auch unsre Kavallerie an [...]. Da hätte man das Spektakel sehen sollen: Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andre, die ihr Gedärm der Erde nach schleppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen eilf Uhr [...] der Walplatz [war] bereits mit Toten und Verwundeten übersät [...] Preußen und Panduren lagen überall durcheinander, und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging, wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen, wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und

²⁵⁴ Bräker 1997, S. 116.

²⁵⁵ Bräker 1997, S. 118.

²⁵⁶ Bräker 1997, S. 118.

²⁵⁷ Kloosterhuis 2004, S. 183, hebt insbesondere die „Popularität Friedrichs des Großen in der Schweiz“ hervor.

²⁵⁸ Zum einfachen Soldaten vgl. Foucault 1994, S. 200.

²⁵⁹ In der Schlacht bei Lobositz (auch Lowositz geschrieben) am 1.10.1756 besiegte Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg die Österreicher. Es standen sich 70000 Österreicher und 33000 Preußen gegenüber.

herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordioegeul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages alle Sinnen betäubte!²⁶⁰

In der Metapher der Soldaten, die wie „Strohhalme“ weggespickt wurden, findet sich einer von vielen Verweisen auf ein *ländliches Bezugssystem* bei der Behandlung der Militärzeit. Der Autobiograf bedient sich auch für diesen Bereich der Terminologie, die ihm am vertrautesten ist. Gerade die Schlichtheit der verwendeten Begrifflichkeit trägt entscheidend dazu bei, dass der Eindruck eines stimmigen Nachempfindens dieser erinnerten Ereignisse entsteht. Die überwiegend lautmalenden Ausdrücke *donnern, durchschnurren, saufen, sausen, krachen* und *rumpeln* etwa lassen das Erzählte aufgrund ihrer je spezifischen *sinnlichen* Konnotation viel näher an den Leser heranrücken, als wenn der Autobiograf sich gewählterer Begriffe oder ausgefeilterer Stilmittel bedient hätte. Er vermeidet jegliche Überhöhung militärischen Geschehens. In Bezug auf militärisch-strategische Operationen beschränkt er sich auf wenige Andeutungen. Wichtiger erscheint ihm die Wiedergabe der unmittelbar erlebten Eindrücke, die sich vorwiegend auf das *sinnliche Empfinden* und die *Leibdimension* – bei Mensch und Tier („Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andre, die ihr Gedärm der Erde nach schleppten“) – beziehen. Im Zentrum seiner Darstellung steht die „Angst“. Sie erzeugt „Todesblässe“ und lässt die Soldaten zur Branntweinflasche greifen. Die Soldaten trinken sich Mut („Courage“) an, wobei wohl auch die betäubende Wirkung des „Fusel[s]“ willkommen geheißen wird. Von einer betäubenden Wirkung wird explizit am Ende dieser Textpassage gesprochen: Der Lärm des Krieges, der sich aus einem eigentümlichen Gemisch aus Kanonendonner, „Feldmusik“, Kommandogebrüll und Opfergejammer zusammensetzt, habe „alle Sinne betäubt“. Der willentlichen Selbstbetäubung durch den „Fusel“ folgt also später eine andere Art von Betäubung, in der zum Ausdruck kommt, dass die Komplexität unterschiedlichster Sinneseindrücke auf dem Schlachtfeld vom Subjekt nicht mehr verarbeitet werden kann.²⁶¹

Der von Bräker gezeichnete einfache Soldat auf dem Schlachtfeld ist ein zu Gehorsam und Disziplin getrimmtes²⁶², von Todesangst getriebenes, von Verwundenen und Toten umgebenes Wesen, das trotz eines allgegenwärtigen umfassenden Disziplinierungs-, Kontroll- und Strafsystems stets in Versuchung gerät, die Gefolgschaft zu verweigern und damit die Kriegsmaschinerie als Ganzes zu fliehen. Die Institution Militär erscheint insgesamt als eine unerträgliche Einrichtung. Eine Art der *Kompensation* für die weitgehende Einengung der eigenen Individualität und Handlungsautonomie stellt schon in der Garnisonsstadt die Flucht in den Alkohol

²⁶⁰ Bräker 1997, S. 129-132.

²⁶¹ Bürgi 2004, S. 121, schreibt, mit der Schlacht „wurde ein Erlebnis in dieses Leben hineinkatapultiert, das inkommensurabel ist, das nie zur Erfahrung werden kann, weil es mit nichts vergleichbar ist, was diese Biographie bisher geprägt hat und noch prägen wird.“

²⁶² Dazu Foucault 1994, S. 177: „Die Disziplin fabriziert [...] unterworfenen und geübten Körper, fügsamen und gelehrigen Körper.“

dar („Ruhiner- oder Gollwitzer-Bier“²⁶³); eine andere Art von Kompensation haben die Rekruten offenbar in sexuellen „Ausschweifungen“, im Bordellbesuch, gesucht. Später, im Kampf, soll der Alkohol für die nötige Betäubung sorgen (aber wohl auch als eine Art Allheilmittel wirken). Die Feldmusik, die eigentlich „herzerhebend“ sein soll, ist eben auch „herzzerschneidend“. Die Institution Militär erscheint insgesamt als eine Einrichtung, in der a) der einzelne unter Anwendung verschiedener Disziplinierungstechniken gezwungen wird, seine Individualität aufzugeben, b) der Körper des Rekruten geformt und schikaniert wird,²⁶⁴ c) der Rekrut selbst zusehends dazu neigt, *sich von seiner Leiblichkeit zu distanzieren*, da sein Körper immer mehr zum Instrument einer undurchsichtigen Maschinerie zu werden droht. Bei der Analyse des Textes gilt es allerdings, diese durchgehend negative Bewertung des Militärs durch den Autobiografen selbst von der Bedeutung dieses Lebensabschnittes für die gesamte Biografie zu unterscheiden. Denn immerhin hat Bräker während dieses zwölf Monate andauernden Auszugs in die Fremde (wenn man seine Bediensteten- mit der Militärzeit zusammennimmt) seinen Horizont in beträchtlichem Maße erweitert. In seiner Zeit als Bediensteter eines Werbeoffiziers und in der anschließenden Militärdienstzeit erschließt sich ihm zu einem gut Teil auch die Welt der höheren Stände. Gewissermaßen nebenbei lernt er mit der Soldatenstadt Berlin auch „de[n] größte[n] Ort in der Welt“ als eine Art kulturelle Sensation kennen. In der Ständegesellschaft des 18. Jahrhunderts stellten diese Erfahrungen schon eine *ungewöhnliche Grenzüberschreitung* für einen Mann aus kleinbäuerlichen Verhältnissen dar. Als *Biografiegenerator*²⁶⁵ war die Institution Militär somit von erheblicher Relevanz. Bräker selbst kann die durch das Militär in Gang gesetzte Entwicklung selbstverständlich nur als eine *institutionell erzwingene* sehen und ihr daher nichts Positives abgewinnen. Aus seiner Sicht wurde in der gesamten Militärzeit nur von außen über ihn verfügt. Erst mit seiner Desertion, die noch am Tag der beschriebenen „Schlacht bei Lowositz“ erfolgt,

²⁶³ Bräker 1997, S. 111.

²⁶⁴ Kloosterhuis 2004, S. 172, schreibt allen Ernstes im Hinblick auf die militärischen Ausbildung „im Infanterieregiment Nr. 13“, wie Bräker sie schildert, von einer „Regimentskultur“, die ihn „zeitlebens auf jenes Waffenhandwerk stolz“ bleiben ließ, „das ihm auf dem Dönhoffplatz in den Reihen einer Elitetruppe beigebracht worden war“. Kloosterhuis weiß auch zu berichten, dass es sich bei Bräkers Vorgesetzten gerade nicht um „prügelsüchtige[] Jünkerlins“, wie Bräker sie nennt, gehandelt habe. Einer seiner Vorgesetzten, der „Graf von Schlieben“ sei z.B. in einem anderen Quellentext „als Paradebeispiel für einen geduldigen, verständigen, prügelaussetzenden Rekruten-Ausbilder“ aufgeführt worden (S. 166): „er ‚hatte studiert und war ein überaus großer Liebhaber und Freund der Gelehrten und der Wissenschaften““ (S. 167). Überhaupt stellten die Zwangsmittel „Fluchen und Karbatschen“ ja nur die eine Seite der Ausbildung dar. Auf der anderen Seite stünden hingegen „geduldige[] Anleitung, verständnisvolle[] Menschenführung“ (S. 172). Hier versucht ein Militärhistoriker ganz offenkundig, Preußen und sein Militärwesen im Nachhinein schönzureden. Damit nicht genug, wird dem Armen Mann auch noch ein „Elitebewusstsein“ (S. 181) unterstellt: „So war er [...] zeitlebens stolz darauf, sich unter der zeitgenössischen Militärauslese der preußischen ‚langen Kerls‘ behauptet zu haben“ (S. 185).

²⁶⁵ Hahn 1987, S. 16; Hahn 1988, S. 98.

gelingt es ihm, „sein Schicksal selbst“²⁶⁶ zu bestimmen. Die Institution bot ihm in ihrer konkreten alltäglichen Erscheinungsform kaum eine Möglichkeit, sich mit ihr zu identifizieren. Was ihm für sein weiteres Leben von der preußischen Armee und Friedrich II. bleibt, ist eine *zweispaltige* Haltung zum Militär: Zum einen weiß er, dass ihm selbst damals im Soldatenrock eine besondere Aufmerksamkeit und Achtung zuteil wurde, wenn er so gewandet in der Fremde oder in der Heimat (gleich bei seiner Rückkehr nach der Desertion) ‚Zivilisten‘ gegenüberstand. Er schließt sich dabei gewissermaßen dem anerkennenden Blick der anderen und dem idealisierten Urteil der Zeitgenossen über das preußische Militärwesen an. Zum anderen bleiben ihm aber die schikanösen und instrumentalisierenden Erfahrungen dieser totalen Institution präsent. Gerade sie haben sich ihm eingepägt, und zwar nicht nur *geistig-mental* durch eine nachträgliche reflexive Bearbeitung, sondern auch *sinnlich-leiblich* in Form einiger deutlich von der Alltagswelt differenter Habitualisierungen. Bei der Fallanalyse Rehbeins wird ersichtlich werden, dass in dem einfachen Soldaten im 19. Jahrhundert noch nicht einmal das idealisiert-überhöhte Bild des Militärs fortleben kann. Unter Rückgriff auf ein spezifisches politisches Instrumentarium kann Rehbein es als Ideologie, als „Militarismus“ einordnen und sich somit unzweideutig davon distanzieren.

Heirat, berufliche Neuorientierung und Familienalltag

Nach der vollzogenen Rückkehr aus Preußen gestaltet sich der Neuanfang in der Heimat schwierig. Schon nach kurzer Zeit, als Bräker sich neuerlich mit der „schmutzige[n]“ und „strenge[n] Arbeit“ für seinen Vater konfrontiert sieht, lässt er seinen „Geist wieder in die Welt fliegen“ und geht „wirklich manche Stunde mit“ sich „zu Rat“, ob er „nicht aufs neue den Weg unter die Füße nehmen wollte“: „Frankreich, Holland, Piemont, die ganze Welt“ brauche Soldaten. Auch habe er als Soldat „manch lustiges Tügel“ gehabt. Der Autobiograf wundert sich im Hinblick auf diese Gedankenspiele selbst, „wie veränderlich [...] das Herz des Menschen“ ist.²⁶⁷ An diesem Punkt kommt der *Bruch*, der für diese Biografie signifikant ist, am deutlichsten zum Ausdruck. Es erscheint dem Protagonisten fast beliebig, wofür er sein weiteres Dasein hergibt. Beides, die Knochenarbeit zu Hause und das Militär, erscheint letztlich inakzeptabel, aber Bräker sieht für sich sonst keinerlei Optionen, und schon gar *keine Ziele*, da er ja auch – bis auf seine „Montur“ – über nahezu keine Ressourcen (vor allem über „kein Geld“²⁶⁸) verfügt, auf denen er aufbauen könnte.

Erst als er die Bekanntschaft seiner späteren Ehefrau macht, rücken ganz neue Aktivitäten ins Blickfeld, die aber in sich bereits wieder ein gegenläufiges Element tragen: Er bestärkte sich „immer mehr in einer gewissen Überzeugung: Diese

²⁶⁶ Kloosterhuis 2004, S. 177.

²⁶⁷ Bräker 1997, S. 141f.

²⁶⁸ Bräker 1997, S. 142.

Person wird dein Nutzen sein – wie die Arznei dem Kranken“. Er setzte auf ihren „Verstand“, denn sonderlich schön sei das „Mädchen“ nicht gewesen. Gerade dass ihre „Seelen eben nicht gleichgesinnt waren“, schien ihm von Vorteil.²⁶⁹ Es sind deutlich *utilitaristische* Prinzipien, nach denen er seine künftige Gattin auswählt. Aber er sieht in dieser Frau auch „einen Arzt“²⁷⁰, der gewissermaßen seine ‚Krankheit‘ heilen könnte. Er möchte sich heilen lassen – ein *passives* Element ist hier von vornherein immanent. In der Tat sollte er sich im Hinblick auf die zweckrationale Grundorientierung in dieser Frau nicht getäuscht haben. Zunächst gefiel ihr die „dreckelige Hantierung mit Salpetersieden“, mit dem Ulrich zu dieser Zeit sein Auskommen bestritt, „gar nicht“. Stattdessen fängt er also mit ihrer finanziellen Unterstützung „ein kleines Händelchen“ an. Mit dieser *beruflichen Neuorientierung* („als ich nun so den Herrscherr spielte“) geht eine Veränderung der Ansprüche und des Lebensstils einher, denn seine Künftige trieb ihn auch dazu, sich in einem ökonomisch äußerst riskanten Unternehmen ein Haus zu bauen (sie wollte keinen zu ihrem Ehemann nehmen, „der nicht sein eigen Haus hat“). Sogar von „eigenen Plänen“ wird nun berichtet.²⁷¹ Nach der Hochzeit geht sein Handel dann „bald gut, bald schlecht“²⁷². Allmählich gesteht er sich zudem ein, dass es seiner Gattin *an Zärtlichkeit und Sinnlichkeit mangelt*, dass aber die „Begierden und Leidenschaften“ in ihm weiter brodeln. Es rächt sich in gewisser Hinsicht, dass er das *romantische Muster der Liebe*, das er noch als Jugendlicher mit Ännchen erfahren hatte („Sie führt mich in ihr Kämmerlin, setzt sich aufs Bett, zieht mich wild an ihren Busen, und – ach! ich muß einen Vorhang über diese Szene ziehn, so rein sie übrigens war und so honigsüß mir noch heute ihre Vergegenwärtigung ist“²⁷³), gegen ein *pragmatisch-selbsttherapeutisches Konzept der Ehe* eingetauscht hat. Er versucht daher nun, seine innere Unruhe zu kanalisieren, indem er jeden freien „Augenblick [...] aufs Lesen“ verwendet und sogar „ein Büchlein“ zu schreiben beginnt. Er wird „des Garnhandels bald überdrüssig“.²⁷⁴ Vor allem in den 1770er Jahren kam es zu immer „neuem Schuldenmachen“²⁷⁵. „Ich hatte itzt fünf Kinder und wehrte mich wie die Katz’ am Strick“²⁷⁶. Und erstmals „wankte“ sein „Zutrauen“ in die göttliche Vorsehung: „Der Zweifel, ob der [der Himmel] mich auch hören wollte, ging itzt zum erstenmal mir durch Mark und Bein“²⁷⁷.

²⁶⁹ Bräker 1997, S. 145f.

²⁷⁰ Bräker 1997, S. 209.

²⁷¹ Bräker 1997, S. 147f.

²⁷² Bräker 1997, S. 157.

²⁷³ Bräker 1997, S. 77.

²⁷⁴ Bräker 1997, S. 159-161.

²⁷⁵ Bräker 1997, S. 171.

²⁷⁶ Bräker 1997, S. 184.

²⁷⁷ Bräker 1997, S. 169.

Der Protagonist ist hier bereits in einen Strudel geraten (der „Zweifel“ geht mit „Verzweiflung“²⁷⁸ einher), der ihn unweigerlich in die Tiefe zu ziehen scheint. Aber es bahnt sich wieder etwas Neues an.

Das Hin und Her zwischen „Büchergesellschaft“ und „Geschäft“

Zu seiner großen Freude wird er von einem „Mitglied der Moralischen Gesellschaft“, das eher zufällig an seinem Haus vorbeigekommen war, als eine Art *literarische Sensation* entdeckt. Die „Herren“ des Lesezirkels sind verblüfft, dass dieser einfache Mann Tagebuch schreibt und Geschichtsbücher liest. Sie übergeben ihm in der Folge sogar „den Preis von einer Dukate“ für die eingesandte Schrift „über den Baumwollengewerb und den Kredit“, zu der er sich hatte animieren lassen. Er darf überdies die *Bibliothek* der Lesegesellschaft nutzen („die Begierde reizte, an der schönen Lesekommun der Gesellschaft um ein geringes Geldlein Anteil zu haben“). Doch er weiß auch, dass einige Mitglieder Vorbehalte gegen ihn (diesen Mann „von armer Familie“ und „dazu ein ausgerißener Soldat“) geäußert haben. Er „errötete“ selber bei dem Gedanken, „ein eigentliches Mitglied einer gelehrten Gesellschaft zu heißen“. Bräker umschreibt seinen damaligen inneren Zustand wiederum mit einem Bild: Es sei ihm ergangen „wie dem Raben, der mit den Enten fliegen wollte“. Er fühlte sich also wie ein *Außenseiter unter lauter Etablierten*. Überdies setzen ihm seine „Treiber“ bzw. Gläubiger nun noch „stärker“ zu: „Da hieß es: Hast du Geld, dich in die Büchergesellschaft einzukaufen, so zahl auch mich.“ Die Mitgliedschaft, von der er sich so viel erhofft hatte (z.B. dass die Gelehrten ihm „zu manchen wichtigen Dingen nützlich sein“ würden),²⁷⁹ verschärft eher seine prekäre Lage und treibt ihn immer weiter in die Isolation, denn auch die „Neidharte“²⁸⁰ seines heimischen Umfeldes sehen in ihm jetzt den „läppische[n] Hochmutsnarr[en]“²⁸¹. Die interaktive Dynamik, die sich hier aufgrund eines *fortwährenden Hin- und Hergleitens* des Protagonisten zwischen unterschiedlichen Erfahrungsräumen und Handlungsfeldern entwickelt, kann von ihm selbst nicht mehr gesteuert resp. zum Stillstand gebracht werden. Vielmehr denkt Bräker nunmehr erstmals an die radikalste Form der Flucht, die er sich vorstellen kann: daran, sich „in den Strom“ zu stürzen.²⁸² Es ist der Tiefpunkt in dieser Biografie. Wie erwähnt, lassen sich Suizidabsichten schon für das 18. Jahrhundert in verschiedenen Autobiografien von Aufstrebenden finden (z.B. bei Händler und Heyne). Bei Bräker wird auch der *Selbstmordgedanke* zur eigenen Entlastung als eine Eingebung des „Satan[s]“ ausgelegt („lispelte mir der Teufel [...] ein“).²⁸³ Der Suizidgedanke spielt über die Jahrhunderte hinweg für Aufsteigende immer wieder eine gewisse Rolle.

²⁷⁸ Bräker 1997, S. 185.

²⁷⁹ Bräker 1997, S. 174-176.

²⁸⁰ Bräker 1997, S. 232.

²⁸¹ Bräker 1997, S. 239.

²⁸² Bräker 1997, S. 179. Vgl. auch Bräker 1997, S. 185.

²⁸³ Bräker 1997, S. 185.

Vornehmlich Identitätskrisen treiben diese Wanderer zwischen den Welten an derartige Abgründe (erinnert sei diesbezüglich an ein prominenteres Beispiel: Der Schriftsteller Franz Innerhofer, 1944 geboren, der sich immer wieder verkannt und missverstanden fühlte, setzte seinem Leben im Jahre 2002 in einem Alter, in dem er schon eine Vielzahl von Krisen bewältigt hatte, dennoch selbst ein Ende).

Eine kurze Wende tritt Ende der 1770er Jahre ein, als Bräkers „kleine Geschäfte“ sich „zu mehren“ beginnen und er selbst wieder „Zuversicht“ gewinnt.²⁸⁴ Selbst seine „Denkungsart“ habe sich dann Anfang der 1780er Jahre „merklich geändert“: zum einen verlor sich sein „nährlicher Schreibhang [...] um ein gut Teil“, zum anderen gab ihm sein „Geschäft je länger, je mehr zu denken und zu tun“.²⁸⁵ Es ist jedoch wiederum nur ein mittelfristiger Aufschwung und so kehrt auch wieder der „alte[] Schlendrian“²⁸⁶ ein. Immerhin, er hat jetzt ein anderes Verhältnis zu seinen „Schlauraffen-Ländereien“: Er „lache“ sich diesbezüglich „selber [...] aus“.²⁸⁷ Es scheint so, als habe er im Alter in einer neuen Weise, mit einem gewissen Sarkasmus, *zu sich selbst in Distanz treten* können. Denn nach wie vor ging es für ihn nur im „Krebsgang“²⁸⁸ weiter. Versöhnliches klingt gegen Ende der Autobiografie in einem expliziten Verweis auf seine persönliche Befindlichkeit in dieser Ständegesellschaft an:

„Überhaupt genieß ich ein Glück, das wenigen Menschen meiner Klasse zuteil wird: arm zu sein und doch keinen Mangel zu haben an allen nötigen Bedürfnissen“.²⁸⁹

So ist er sich seiner „platonischen Geliebten in [s]einem Stübchen“, „der Hirngeburten“ der „besten und weisesten Männer[] aller Zeiten“, gewiss.²⁹⁰ Dieser Anthropomorphismus, der die Bücher zu „platonischen Geliebten“ stilisiert, offenbart, wie zwiespältig das *Lesen* für den Protagonisten ist. Es erweist sich als intellektuell anregend, und nicht selten werden wohl gerade die Romane seinem Bedürfnis nach Sinnlichkeit entgegengekommen sein. Anders als mit einer „Geliebten“ aus Fleisch und Blut kann es jedoch für diesen Bücherliebhaber nur zu „platonischen“ Beziehungen kommen. Die *Körper-/Leibdimension* lässt sich den Büchern nur künstlich anheften: in ihrer verbalen Verleiblichung als „Hirngeburten“. Und wo ist Bräker letztlich, mit 54 Jahren, beim Abschluss seines autobiografischen Textes, hingeraten? Es gebe „Menschenfreunde in der Nähe und Ferne genug“, die ihm „unentgeltlich“ Schriften zukommen lassen. Aber wie lebt es sich in seinem „Edelsitz am Fuß eines Berges“, in seinem „hölzernen Häuschen“, ohne „innige Freunde [...] in der Nähe“? Das Lesen hat ihn zu sich selbst geführt, ihm die Bekanntschaft mit allerlei Prominenz eingebracht, ihn allerdings auch zu einem

²⁸⁴ Bräker 1997, S. 187.

²⁸⁵ Bräker 1997, S. 190.

²⁸⁶ Bräker 1997, S. 227.

²⁸⁷ Bräker 1997, S. 218.

²⁸⁸ Bräker 1997, S. 171.

²⁸⁹ Bräker 1997, S. 233.

²⁹⁰ Bräker 1997, S. 229 u. 233.

Einsamen im eigenen Dorf, zu einem *Fremden im Vertrauten* gemacht. Der Aufbau eines gewissen *Netztes* zumindest zu einzelnen Persönlichkeiten des Bürgertums hat seine Situation eher komplizierter gemacht. Dieses durch die Außenbeziehungen hinzugewonnene *soziale Kapital* kann den deutlich spürbaren Verlust des sozialen Kapitals im Hinblick auf die Herkunftswelt nicht wirklich ausgleichen. Denn die *Rückwirkungen* seines soziokulturellen Ressourcenzugewinns auf die Ursprungswelt sind, so wie Bräker es bilanzierend bewertet, eher *negativ*.

Identitätskrisen und Brüche

Die Substanz der Ereigniswelt ging offenkundig nach der Rückkehr des Protagonisten vom Militär seinem eigenen Empfinden nach zusehends verloren. Zumindest gelingt es dem Autor Bräker von diesem Punkt seiner Erzählung an nicht mehr, die zuvor (im Rahmen seiner Möglichkeiten) hergestellte *Balance zwischen Innen- und Außenswelt* aufrecht zu erhalten. Günter Niggel hat daher zu Recht von einer „Verlagerung des Akzents ganz auf die Selbstdarstellung“ gesprochen.²⁹¹ War zuvor die Tragfähigkeit der Erzählung bereits durch den substantiellen Gehalt der erlebten Außenwelt garantiert, so hätte der Autor nunmehr stärker auf die Beschreibung der Prozesse, die in seiner Innenwelt vonstattengehen, fokussieren müssen. Denn das Interesse des Protagonisten Bräker verlagerte sich vom Zeitpunkt seiner Heimkehr an (in Form einer Wendung nach Innen) zusehends auf die Welt der Literatur. Der berufliche Alltag, sein Garnhandel, lief als eine unliebsame Notwendigkeit eher nebenher. Den sich scheinbar für eine aufschlussreiche Darstellung anbietenden Kontrast resp. *inneren Konflikt zwischen den geistigen Ambitionen und den ökonomischen Bedrängnissen* vermochte Bräker jedoch nicht mehr in gleicher Weise zu dramatisieren wie seine Erlebnisse zuvor in der Kindheit und Jugend. Das mag zum einen daran liegen, dass der Arbeitsalltag von einem zähen und über einen langen Zeitraum andauernden Auf und Ab geprägt war, dass also nunmehr eine andere Dynamik und Temporalität hätte aufgezeigt werden müssen. Zum anderen verfügte der Autor aber auch nur begrenzt über die schriftstellerischen Möglichkeiten, eine nun erforderliche Psychologisierung seiner Darstellung vorzunehmen.

Der Autobiograf hat dies allerdings weitgehend selbst erkannt und die Reflexionen über dieses Problem auch in seinen Text mit aufgenommen:

„Je mehr ich das Gickelgackel meiner bisher erzählten Geschichte überlese und überdenke, desto mehr ekelt mir's davor. Ich war daher schon entschlossen, sie wieder von neuem anzufangen, ganz anders einzukleiden, vieles wegzulassen, das mir itzt recht pudelnärrisch vorkommt, anderes, Wichtigeres hingegen, worüber ich weggestolpert oder das mir bei dem ersten Konzepte nicht zu Sinn gekommen, einzuschalten, und so fort.“²⁹²

²⁹¹ Niggel 1977, S. 85f. Eine weitere Veränderung auf der Darstellungsebene, auf die hier nur kurz hingewiesen werden kann, besteht darin, dass die Kapitel 65-76 „in traditionell annalistischer Bündelungstechnik“ verfasst sind.

²⁹² Bräker 1997, S. 193.

Und an anderer Stelle erklärt Bräker:

„Daß ich in meiner obigen Geschichte über die allerernsthaftesten Szenen meines Lebens: wie ich an meine Dulzinea kam – ein eigen Haus baute – einen Gewerib anfang, und so fort, so kurz hinweggeschlüpft, kömmt wahrscheinlich daher, dass diese Epoche meines Daseins mir unendlich weniger Vergnügen als meine jüngern Jahre gewährten und darum auch weit früher aus meinem Gedächtnis entwichen sind.“²⁹³

Der Autor hatte also bereits vor, das Ganze noch einmal neu „einzukleiden“, nur mangelte es ihm an „Zeit dazu“²⁹⁴. Er habe die Geschichte „zum Beispiel nach dem Modell eines Heinrich Stillings“ umgießen wollen, sich „gerne so gut und fromm schildern mögen“, sah aber, dass dies nicht ging, „ohne zu lügen“. „Und das wollt’ ich nicht“²⁹⁵. Das Unverbundene des Erzählten soll nicht künstlich geglättet werden. Bräker selbst erklärt die nicht vollzogene Überarbeitung bzw. die für ihn selbst unbefriedigende Gestalt des Textes also mit Zeitmangel, Erinnerungslücken und mit dem Hinweis auf seinen eigenen *Wahrheitsanspruch*. Der Mangel an Kohärenz auf der Darstellungsebene – das „kunterbunt Zeug“ oder „Geschmier“²⁹⁶, wie Bräker selbst es nennt – entspricht der *Inkohärenz*, durch die das gelebte Leben selbst gekennzeichnet ist.²⁹⁷ Wenn Bräker in der erwähnten Zwischenreflexion über seine „bisher erzählte[] Geschichte“ sagt, vieles davon komme ihm „itzt recht pudelnärrisch“ vor, dann kommt darin auch ein gewisser *Selbstzweifel* zum Ausdruck. Als „Narrnspossen“ erscheint „sein Geschreib“²⁹⁸ dem Neider Peter in dem an die „Lebensgeschichte“ angefügten fingierten Dialog („Peter und Paul“²⁹⁹) über den „Näbis-Uli“. „Was nützt dem Narrn sein Schreiben?“³⁰⁰ fragt dieser Peter überdies. Bräker ist sich im Klaren darüber, dass seine Nachbarn ihn für einen *Narren* halten – an dieser Stelle sei an Hiller erinnert, der wegen seines fortbestehenden Wissensdrangs von seinen Arbeitskollegen, den Fuhrleuten, ebenfalls als Narr betrachtet wird. Nicht selten fragt Bräker sich selbst: „Und wozu am End’ alle dies Tintenverderben? Wirst doch dein Lebtag kein eigentlicher Autor werden!“³⁰¹

²⁹³ Bräker 1997, S. 205.

²⁹⁴ Bräker 1997, S. 193.

²⁹⁵ Bräker 1997, S. 194f. Zudem tritt der Einfluss Rousseaus – trotz expliziter Abgrenzung Bräkers – im Kapitel 79 („Meine Geständnisse“, Bräker 1997, S. 195ff.) deutlich zutage. In „zwei nochmaligen Durchgängen durch die Lebensgeschichte“ werden „zuerst die eigenen Fehler und Schwächen [...], sodann die guten Eigenschaften“ des Autobiografen angesprochen (Niggel 1977, S. 86) – auch dies beeinträchtigt die Gesamtgestalt der „Lebensgeschichte“.

²⁹⁶ Bräker 1997, S. 234.

²⁹⁷ Dazu auch Bürgi 1998, S. XXXII: „Blickt man auf dieses Leben von dessen Ende her, so hält darin das Geglückte dem Mißlungenen nicht die Waage. Wo ein Faden aufgenommen wird, reißt er bald ab; es waltet kein Plan, der die Enden zum schließlich sinnvollen Ganzen verknüpfte.“

²⁹⁸ Bräker 1997, S. 236.

²⁹⁹ Dieses Gespräch ist eine von Bräkers Herausgeber Füßli „geänderte Version“ des Gesprächs „Baltz u. Andreß“, das Bräker bereits in einem Tagebuch verfasst hatte (Holliger 2000, S. XL).

³⁰⁰ Bräker 1997, S. 237.

³⁰¹ Bräker 1997, S. 191.

Oder er spricht von einem „nährliche[n] Schreibhang“ und über „das ganze schöne Spinnweb“ meiner Autorkonzepte³⁰². Diesen Momenten des Zweifels an seiner Schriftstellerei – der Verweis auf die Fragilität („Spinnweb“) seiner „Autorkonzepte“; die Unsicherheit, ob er vielleicht nur Tinte verschwendet – ging bereits einige Jahre zuvor die noch wesentlich grundsätzlichere Frage voraus, was denn eigentlich seine Beschäftigung mit geistig-intellektuellen Gegenständen überhaupt bringen sollte:

„Aber jenes ewige Studieren zumal, was nützt es dir? Bist ja immer der alte Mensch und kein Haar besser als vor zehn Jahren, da du kaum lesen und schreiben konntest.“³⁰³

Es ist die Frage, mit welcher Legitimation er, der einstige Kleinbauer und spätere „Garnbettler“, sich eigentlich „auf lauter gelehrte Possen“ legt³⁰⁴ und nicht stattdessen seiner Position im sozialen Raum entsprechend handelt, d.h. einzig seinen „Geschäften“ nachgeht und für den Unterhalt seiner Familie sorgt.

In der fest gefügten Ständegesellschaft des 18. Jahrhunderts ist eine solche *Zwitter-Existenz*, wie Bräker sie zu führen versucht, schlichtweg nicht konsensfähig. Fortwährend bekommt er von seinem sozialen Umfeld signalisiert, dass seine Lebensform ein Unding ist. Er kann es wiederum *in den Augen, den Blicken lesen*.

„Meine Nachbarn [...] und Bekannten, kurz meinesgleichen, sahen mich, wo ich stund und ging, überzwerch an.“³⁰⁵

Und er vermag sich diesen Mahnungen gegenüber auch nicht gänzlich zu verschließen, zumal seine Gattin ihm ebenfalls „verdiente Vorwürfe“ macht, die in die gleiche Richtung gehen.³⁰⁶ Aber er ist selbstbewusst genug, sich gegen diese soziale Kontrolle zur Wehr zu setzen, oder zumindest, sich ihr möglichst zu entziehen, indem er jene Kleingeister „vermied und Gespannen suchte, die mehr nach seinem Geschmacke waren“³⁰⁷. Hatten ihm aber nicht auch einige gelehrte Herren jener Moralischen Gesellschaft unzweideutig zu verstehen gegeben, was sie von ihm hielten? Ein „ausgerißner Soldat“ sei er, „von dem wenig zu erwarten sei“³⁰⁸. Und wieder pflichtet er dem Verdikt bei („so manche begründete Einwendungen“ der Mitglieder³⁰⁹). Worauf konnte er sich eigentlich berufen? Wer war er eigentlich?

„Schon seit langem hab ich mir viele Mühe gegeben, mich selbst zu studieren, und glaubte wirklich zum Teil mich zu kennen [...], zum Teil aber bin ich mir freilich noch immer ein seltsames Rätsel“³¹⁰.

„Was [...] für ein Gewirre und für Widersprüche in meinem Inwendigen“³¹¹.

³⁰² Bräker 1997, S. 190.

³⁰³ Bräker 1997, S. 161.

³⁰⁴ Bräker 1997, S. 238f.

³⁰⁵ Bräker 1997, S. 176.

³⁰⁶ Bräker 1997, S. 185.

³⁰⁷ Bräker 1997, S. 241.

³⁰⁸ Bräker 1997, S. 175.

³⁰⁹ Bräker 1997, S. 186.

³¹⁰ Bräker 1997, S. 214.

³¹¹ Bräker 1997, S. 159.

Bräker ist nicht nur „sozial ortlos geworden“³¹², sondern auch *innerlich zerrissen*. Dem äußerlichen Hin-und-hergetrieben-Sein zwischen den Sozialwelten entspricht eine Haltlosigkeit im Innern. Wie der Begriff schon sagt, ist die „idealische Welt“, zu der er immer wieder Zuflucht nimmt, alles andere als ein fester Bezugspunkt. Woran sollte er sich also orientieren? Wonach streben? Auch sein Garnhandel bot ihm kaum Sicherheiten, war vielmehr stets bankrottgefährdet. Ein Kennzeichen dieser Biografie sind die *durchgängigen Diskontinuitäten*. Selbst wenn von „Projekten“ die Rede ist, wird noch das Attribut ‚eitel‘ (‚eiteln Projekten“³¹³) vorangestellt und somit dieses „Planmachen und Projekteschmieden“³¹⁴ sogleich wieder diskreditiert. Als er den „Handelsherr[n] spielte“³¹⁵, wurde ihm durchaus bewusst, dass ein längerfristiges Denken, eben das *Planen*,³¹⁶ nun eigentlich zu seinem merkantilen Metier gehört hätte. Aber es ist eben nur eine „Rolle“³¹⁷, von der er weiß, dass er sie nicht ausfüllen kann,³¹⁸ in die er aber auch gar nicht ganz hineinschlüpfen möchte:

„Denn erstlich hatt’ ich nie gelernt, recht mit dem Geld umzugehn, auch hatte es nie keine Reize für mich, als wiefern ich’s alle Tag’ zu brauchen wußte.“³¹⁹

Ein „sorgloses In-den-Tag-hinein-Leben“³²⁰ ist eher seine Sache.

Das entscheidende Erlebnis des Protagonisten – gewissermaßen den *Wendepunkt* in dieser Biografie – stellt seine Militärzeit dar. In dieser Phase erhält er Einblicke in eine ganz andere Welt, aber es ist zugleich eine schwerwiegende *Divergenzerfahrung*:

„Als mich [...] das Verhängnis in Kriegsdienste führte, und vorzüglich in den sechs Monaten, da ich noch auf der Werbung herumstreifte, ja, da geht’s über alle Beschreibung, wie ich mich nun fast gänzlich im Getümmel der Welt verlor“³²¹.

Das Erlebte sträubt sich hier bereits gegen eine Beschreibung, und Bräker sah sich schon zu diesem Zeitpunkt weitestgehend in die äußeren Verhältnisse hineingezogen, ja war seiner selbst nicht mehr sicher. Selbst wenn er sich nur beinahe „verlor“, so war er von diesem Zeitpunkt an doch auch ein Anderer. Er kehrt dann gewissermaßen zugleich als Einheimischer und als Fremder in seine Heimat zu-

³¹² Pestalozzi 1985, S. 101.

³¹³ Bräker 1997, S. 157.

³¹⁴ Bräker 1997, S. 162.

³¹⁵ Bräker 1997, S. 147.

³¹⁶ Schlumbohm 1981, S. 281f., verweist auf die „Internalisierung“ bestimmter Normen und Lebenshaltungen, die – anders als im kleinen Bürgertum oder in unterbürgerlichen Schichten – im gehobenen Bürgertum schon vom frühen Kindesalter an ganz entscheidende Wirkung entfaltet.

³¹⁷ Bräker 1997, S. 226.

³¹⁸ Dazu mehr im nächsten Abschnitt.

³¹⁹ Bräker 1997, S. 167. Ob die doppelte Verneinung „nie keine Reize für mich“ lediglich durch eine dialektspezifische Ancienisierung erklärt werden kann, erscheint zumindest nicht ganz sicher. Es könnte auch so gemeint sein, dass die Negation noch einmal betont werden soll.

³²⁰ Bräker 1997, S. 185.

³²¹ Bräker 1997, S. 199.

rück. Dieses *Sich-selber-Fremdwerden*³²² ist der Ausgangspunkt der weiteren leidvollen Entwicklung, aber es ist eben auch Ansatzpunkt eines Ausschlerens des Protagonisten aus den herkömmlichen, vormodernen Bahnen. Der *gelebte Widerstand* gegen die Eindeutigkeiten, gegen die erwartete Einordnung in ein Ständesystem – und sei es zunächst nur die „Rebellion“³²³ gegen die sozialkonformen „Verhaltensbefehle“³²⁴ der Ehefrau – trägt bereits dazu bei, dass es zu einem Wandel der gesellschaftlichen Formation kommen kann. Wenn AutobiografInnen wie Bräker um 1800 – es seien hier noch einmal nur Caroline Rudolphi, Gottlieb Hiller und Karl Philipp Moritz genannt, die anders als Bräker in der Tat als soziale AufsteigerInnen bezeichnet werden können³²⁵ – solche unkonventionellen Lebensverläufe zudem einem größeren Publikum präsentieren, werden auch auf einer breiteren gesellschaftlichen Ebene *mentalitäre Veränderungen* vorangetrieben.

Berufsleben – zwischen äußerer Abhängigkeit und Bildungshunger

„Ja! ja! sagte jetzt eines Tages mein Vater: Der Bub wächst, wenn er nur nicht so ein Narr wäre, ein verzweifelter Lappe, auch gar kein Hirn. Sobald er an die Arbeit muß, weißt [sic] er nicht mehr, was er tut.“³²⁶

Schon der achtjährige Ulrich wird von seinem Vater in einer Weise charakterisiert, die dann später bis in die Begrifflichkeit hinein in der Selbstcharakterisierung des Autors übernommen wird. Er selbst sieht sich als *Narren* und nimmt für sich einen „angeborenen Leichtsin“³²⁷ in Anspruch. Auf seinen Einstieg ins Händlerdasein (im Alter von Anfang Zwanzig) bezogen schreibt Bräker einmal, er „dachte itzt an leichtere Arbeit mit aufrechtem Rücken und fing, auf Anraten meiner Braut, einen Baumwollen- und Garngewerb an, ohne dass ich das geringste von diesem Handwerk verstund.“³²⁸ Ohne Einwirkung seiner späteren Ehefrau hätte er sich nie in dieses „Handwerk“ begeben. Er bekennt sich offen dazu, eine *für seinen Körper leichtere und weniger schädigende Tätigkeit* vorgezogen zu haben. Zugleich deutet er an, dass es unbedacht und eigentlich viel zu riskant war, sich von einem Tag auf den anderen an ein Metier heranzuwagen, das ihm weitgehend unbekannt war, zumal er durchaus zu spüren schien, dass er die fehlende Vertrautheit nicht ‚im Schnellkurs‘ würde erlangen können. Auch bei dieser Entscheidung hätte er demnach also im Sinne des (oben zitierten) väterlichen Diktums wenig „Hirn“ gezeigt. Der reife Bräker weiß, dass er sich selbst damals „zu einer ängstlichen Sparsamkeit hätte bekehren“ müssen, um

³²² Damit ging ein Fremdwerden auch für andere einher, denn weder seine Geschwister noch seine Mutter erkannten den heimkehrenden „preußischen Soldaten“ zunächst wieder, Bräker 1997, S. 139f.

³²³ Bräker 1997, S. 159.

³²⁴ Bräker 1997, S. 149.

³²⁵ Dass Hiller, Moritz und Rudolphi – in einer je spezifischen Ausformung – der soziale Aufstieg gelang, hängt gewiss damit zusammen, dass sie bereits in einem städtischen Kontext lebten und wirkten. Bräker hat seinen ländlichen Kontext hingegen nicht hinter sich lassen können bzw. wollen.

³²⁶ Bräker 1997, S. 28.

³²⁷ Bräker 1997, S. 163.

³²⁸ Bräker 1997, S. 184.

„vielleicht auf den heutigen Tag ein sogenannter bemittelter Mann heißen und sein“ zu können. Aber dieses „Talent [...] ward mir eben nie zuteil und wird es wohl nimmer werden, solange ich in dieser Zeitlichkeit walle“³²⁹. Auch war ihm der „zeitliche[] Plunder“ nie viel „wert“ erschienen, hatten doch „geistige Beschäftigungen weit mehr Reize“ für ihn.³³⁰ Mit seinen eigenen Worten beschreibt der Autor hier das, was wir heute als einen spezifischen *biografischen Habitus* bezeichnen würden. Zu diesem Habitus gehört auch ein bestimmtes *kulturelles Kapital* („das Zimmern, Tischlern und so fort wie ein Meister; hast schon Webstuhl, Trög' und Kästen und Särg' bei Dutzenden gemacht“), nur ist sich Bräker zugleich darüber im Klaren, dass ihm diese Fertigkeiten für seinen Handel wenig nützen („Neun Handwerk', zehn Bettler, lautet das Sprüchwort“³³¹). Seine Dispositionen gehen zudem grundsätzlich in eine andere Richtung (wider den „zeitlichen Plunder“). Er verfügt schlichtweg nicht über einen kaufmännischen Habitus³³² und sieht auch eigentlich keine Chance, den „Handelsmann“ jemals zu verkörpern („war immer ein Stümper und werd es ewig bleiben“³³³). Er habe „diese Art Handel und Wandel“ zwar „von Jahr zu Jahr lieber gewonnen“, aber wirklich zu Hause fühlt er sich bis zum Schluss in dieser „Rolle“³³⁴ nie.

Insofern ließe sich der Fall Bräker als ein Beleg dafür lesen, dass eine ‚*Habitus-Metamorphose*‘ in der Regel nicht vorkommt.³³⁵ Allenfalls zeigt sich eine gewisse *Modifikation* seines Habitus, die jedoch innerhalb bestimmter Grenzen verbleibt.³³⁶ Einerseits vermag Bräker die frühen Einflüsse seiner Erziehung und Sozialisation (Pietismus, väterliche Berufswelt, materielle und kulturelle Ressourcenknappheit, Nützlichkeitsabwägungen etc.) nie hinter sich zu lassen, obwohl er seinen Horizont besonders in kultureller Hinsicht erheblich erweitert. Andererseits findet er

³²⁹ Bräker 1997, S. 192.

³³⁰ Bräker 1997, S. 207.

³³¹ Bräker 1997, S. 161.

³³² Vgl. dazu Tanner 1985, S. 61. Tanner 1985, S. 62, urteilt in seiner vorzüglichen Analyse: „[...] trotz seines Umganges mit Männern aus der aufgeklärten und besitzenden Oberschicht und einer gewissen Angleichung an deren Wertvorstellungen und Leitbilder, blieb Ulrich Bräker in seinem ökonomischen Denken und Verhalten, in seiner Lebensgestaltung und Mentalität seinem kleinbäuerlichen Herkunftsmilieu weiterhin stark verhaftet.“

³³³ Bräker 1997, S. 226.

³³⁴ Bräker 1997

³³⁵ Alheit 1995 stellt fest, „daß selbst in neuen kulturellen Milieus ‚Habitus-Metamorphosen‘ erstaunlich selten sind“ und konstatiert eine „Langlebigkeit inkorporierter sozialer Verhaltens- und Deutungsmuster in neuen Vergesellschaftungsformen, die eher auf Tiefenstrukturen von Klassenmentalitäten verweisen“.

³³⁶ Vgl. dazu Bourdieu 1992a, S. 33: „Wer den Habitus einer Person kennt, der spürt oder weiß intuitiv, welches Verhalten diese Person verwehrt ist. Mit anderen Worten: Der Habitus ist ein System von Grenzen. Wer z.B. über einen kleinbürgerlichen Habitus verfügt, der hat eben auch, wie Marx einmal sagt, Grenzen seines Hirns, die er nicht überschreiten kann. Deshalb sind für ihn bestimmte Dinge einfach undenkbar, unmöglich; es gibt Sachen, die ihn aufbringen oder schockieren. Aber innerhalb dieser seiner Grenzen ist er durchaus erfinderisch, sind seine Reaktionen keineswegs immer schon im voraus bekannt.“

aber auch *keinerlei Rückhalt* für seine vielschichtigen Ausflüge in andere Sinnsysteme und fremde Sozialwelten in seinem primären Bezugssystem, in seinem dörflichen Umfeld. Dieses Umfeld zeigt sich desinteressiert an den thematischen Horizonten des neuen Bezugssystems und verschließt sich geradezu gegenüber diesen neuen Einflüssen, gibt sich gewissermaßen *modernisierungsresistent*. Es versucht sogar mit kaum verdeckten verbalen und körperlichen Signalen, die Aktivitäten Bräkers einzuschränken, ihn wieder an die dorfeigene Normalität zurückzubinden. Da Bräker seinerseits nicht ganz mit diesem Umfeld brechen möchte, versucht er sich zu arrangieren, indem er nach einer Art *Mittelweg* Ausschau hält. Der Handlungsspielraum, der ihm so verbleibt, ist folglich relativ eng bemessen. In Anbetracht der Beschränkungen dieses sozialen Hintergrundes, mit dem er aus Gründen der Selbsterhaltung nicht einfach brechen kann, ist der Zuwachs an Autonomie des Protagonisten für sein alltägliches Dasein relativ gering.³³⁷

Aber Bräker sucht die Gründe für seine unbefriedigende Situation auch noch in anderen, gewissermaßen außersozialen, ja metaphysisch-transzendenten Faktoren:

„Und doch ging von jeher, und noch itzt, alles seinen ordentlichen natürlichen Lauf, und Glück und Unglück richteten sich immer teils nach meinem Verhalten, das in meiner Macht stund, teils nach den Zeitumständen, die ich nicht ändern konnte.“³³⁸

Und an anderer Stelle:

„Aber es liegt nicht an jemens Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Verhängnis, an Zeit und Glück!“³³⁹

Hier wird gleich ein ganzes Bündel von *Einflussfaktoren* genannt, von denen jeder einzelne für sich, aber auch das Zusammenspiel aller relevant erscheinen. Dem ‚klassisch-bürgerlichen‘ Bildungsideal eines autonomen Handelns sowie eines teleologischen Entwurfs wird hier quasi eine aus den eigenen Glaubens-, Denk- und Handlungsmustern resultierende bzw. aus der biografischen Erfahrungsaufschichtung generierte *Sicht von unten* gegenübergestellt. So sei der Erfolg von Bräkers Geschäften nur „teils“ von seinem eigenen Tun resp. Handeln („Verhalten“,

³³⁷ Alheit 2000 verweist in einer Arbeit über biografische Strategien von „Non-traditional students“ beim Übergang in die Universität mit Blick auf die heutige Gegenwartsgesellschaft darauf, wie wichtig als „Grundlage“ für Handlungsautonomie für solche StudentInnen aus einfachen Verhältnissen ein „soziales Kapital“ sein kann, „auf das sie immer wieder zurückgreifen“ können: „die Beziehung zu alten Freunden, der Kontakt zu den Eltern“ etc. Einer spezifischen Gruppe von (nicht selten verspäteten) bildungsambitionierten Studierenden, die Alheit 2000, S. 25, als „Integrations-Typus“ bezeichnet, gelingt es überdies, „Angebote des Sinnuniversums ‚Universität‘ in den angestammten lebensweltlichen Horizont zu integrieren und diesen Horizont damit qualitativ zu erweitern.“ Hier-von wird eine andere Studierendengruppe, der „Aufstiegs-Typus“, unterschieden, der „bewußt den Preis der Loslösung vom angestammten Herkunftsmilieu“ bezahlt, um „an einer ‚höheren Sinnwelt‘“ bzw. Sozialwelt teilhaben zu können. „Der Verlust der sozialen Heimat ist nicht im mindesten eine Garantie dafür, sich im angestrebten Sinnuniversum nun auch zu Hause zu fühlen“ (ebd., S. 15). Dazu auch Truschkat 2000, S. 130ff. Es sei in diesem Zusammenhang im Voraus schon angedeutet, dass sich ein Muster des *sozialen Heimatverlustes* für solche Bildungsaufsteiger offenbar bis in die postmoderne Gesellschaft fortsetzt.

³³⁸ Bräker 1997, S. 189.

³³⁹ Bräker 1997, S. 161.

„Wollen und Laufen“) abhängig gewesen, zu einem anderen Teil aber von den *strukturellen Bedingungen* („Zeitumständen“). Und letztlich scheint in dieser Deutung sowieso alles der *göttlichen Fügung* („Gottes Verhängnis“) zu unterliegen. Eng verknüpft mit Letzterem ist ferner der Gedanke an „mein Schicksal“³⁴⁰ und „Unglück“. Der Verweis auf die äußeren Bedingungen („Zeitumstände“), Bräkers Gottvertrauen („die gütige Vorsehung“³⁴¹), das in seiner Interpretation rasch in „Gottes Verhängnis“ umschlagen kann, und eine *Neigung zum Fatalismus*³⁴² kreuzen sich denn auch im Text immer wieder:

„Der Handel nahm ab, so wie die Fruchtpreise stiegen [...]. Nun tröstete ich freilich die Meinigen und mich selbst mit meinem: ‚Es wird schon besser kommen!‘“³⁴³

„Und sagte alleweil: ‚Der Himmel wird schon sorgen und noch alles zum besten lenken!‘“³⁴⁴

Aber dann auch wieder die Frage: „Darf ich Tor auf Wunder hoffen?“ In seiner „gute[n] Hoffnung“³⁴⁵ wird Bräker „immer in tiefere Labyrinth verwickelt“³⁴⁶, bis er schließlich „vom Felsen herab scharf in die Tiefe“ blickt.³⁴⁷

Das Verlaufskurvenpotenzial dieser Biografie ist insofern *religiös fundiert*, als der Protagonist allzu lange auf „Gottes Güte“ setzt, was er sich im Rückblick auch eingesteht, wenn er von „meinem sonderbaren Vertrauen auf die göttliche Vorsehung“³⁴⁸ spricht. Aber überwindet er nicht diese Krise? Und erreicht er nicht schließlich ein „leidliche[s]“³⁴⁹ Wohlbefinden, eine gewisse Zufriedenheit? Zum einen tendiert Bräker bis zum Ende dazu, seine prekäre Situation rosiger darzustellen, als sie eigentlich war. Zum anderen lässt er sich in seinem Gottvertrauen so weit treiben („betete zu dem, der die Herzen wendet“, er möge auch seine „Gläubiger“ wenden), dass er letztlich in äußerster Not dazu gezwungen ist, betteln zu gehen:

So „fand sich zuletzt, freilich nach unermüdlichem Suchen und Anklopfen, noch irgendeine gutmütige Seele, meist in einem unverhofften Winkel“.³⁵⁰

In der Folge bemühte er sich, „das Ding so ziemlich geheimzuhalten“ vor seinen „Nachbarn“ und sich „wohlauf zu stellen“³⁵¹. In diesem Sinne dürfte auch das bekundete „leidliche“ Wohlbefinden gegen Ende der Erzählung (bezogen auf seine Situation im Jahre 1789) deutbar sein. Blickt man einmal über dieses Textende hinaus, so erfährt man aus anderen Quellen, dass Bräker im Frühjahr 1798, neun Jahre nach Erscheinen der Autobiografie und nur wenige Monate vor sei-

³⁴⁰ Bräker 1997, S. 189.

³⁴¹ Bräker 1997, S. 226.

³⁴² Für Esselborn 1996, S. 206, bleibt Bräker „der Spielball des Zufalls“.

³⁴³ Bräker 1997, S. 164.

³⁴⁴ Bräker 1997, S. 165.

³⁴⁵ Bräker 1997, S. 167 u. 165.

³⁴⁶ Bräker 1997, S. 181.

³⁴⁷ Bräker 1997, S. 185.

³⁴⁸ Bräker 1997, S. 163.

³⁴⁹ Bräker 1997, S. 226.

³⁵⁰ Bräker 1997, S. 171.

³⁵¹ Bräker 1997, S. 171f.

nem Tod, doch noch den *Bankrott* erklären musste.³⁵² Eben davor hatte er sich sein Leben lang gefürchtet („Banqueroute von so viel Tausenden [...] gesehn“³⁵³). Er hatte allerdings „im Herzen“ schon immer gewusst: „Auch du steckst ebenso tief im Kot!“³⁵⁴ Von einer aktiven Strukturierung des Lebens kann hier nicht die Rede sein. Es war überwiegend ein „In-den-Tag-hinein-Leben“³⁵⁵ bzw. ein „Sich-Durchwursteln“³⁵⁶. Dazu gehörte zuweilen auch ein *Sich-lenken-Lassen* (von seiner Gattin und von Gott). Selbst in der Verteidigung dieser Daseinsform vor seinem Umfeld handelte Bräker im Alltag eher reaktiv als aktiv. Erst als Autobiograf macht er seine Daseinsform offensiv zu einer Art *Alternativmodell*, das freilich seinem Umfeld wenig reizvoll erschienen sein wird.

Von einem sozialen Aufstieg wird man trotz einer partiell vollzogenen Anknüpfung an gehobene Lebens- und Sozialwelten nicht sprechen können. Vielmehr hat bei Bräker eine *kulturelle Öffnung* stattgefunden, sodass man ihn allenfalls als einen *Bildungsaufsteiger* bezeichnen könnte, sofern der Bildungsbegriff optional von institutionellen Implikationen abgekoppelt verstanden wird. Denn z.B. sein vertrauter Umgang mit Büchern ist eher auf Eigeninitiative über das gesamte Leben hinweg zurückzuführen als etwa auf den Einfluss staatlicher oder sonstiger Institutionen. Er ist durch den häufigen Wechsel der Erfahrungsräume der Welt gegenüber bewusster geworden und kann diese Erfahrungen teilweise auch durchaus in seinen ländlichen Lebensbereich miteinbringen, wobei allerdings einschränkend festzuhalten bleibt, dass dieses Umfeld sich überwiegend diesen soziokulturellen Neuerungen gegenüber verschließt. Bei Bräker ist es insbesondere zu einer geistig-intellektuellen Erweiterung gekommen. Diese Entwicklung ist jedoch ebenso von *zahlreichen Krisen und Brüchen* gekennzeichnet, die von dem Protagonisten nur unzureichend bearbeitet werden konnten. In Bräkers Text spiegelt sich damit auch ein Sachverhalt wider, der hier zwar in extremer Ausformung vorliegt, der aber im 18. Jahrhundert nicht nur für Vertreter aufsteigender Schichten gilt: Die verschiedenen Diskurse, mit denen die AutobiografInnen in Berührung kommen, sind – das offenbart sich bereits im Vergleich mit dem 19. Jahrhundert – noch nicht in einer als solchen neuen inneren Einheit des Selbst verschmolzen. Die Diskurse bleiben häufig unverbunden nebeneinander stehen. Neue Sinnkonstruktionen, die für eine größere Selbstentfaltung wichtig wären, können so allenfalls fragmentarisch aufscheinen.

³⁵² Holliger 2000, S. XLII.

³⁵³ Bräker 1997, S. 207.

³⁵⁴ Bräker 1997, S. 167.

³⁵⁵ Bräker 1997, S. 185.

³⁵⁶ Schimank 1988, S. 67.

Räumliche und sozial-ständische Implikationen von Leiblichkeit und Sinnlichkeit

Das zentrale Problem der Kindheit und Jugend des Protagonisten war es, dass er schon von früh auf in die Arbeitswelt des Vaters „eingespannt“ wurde. In dem Bild „eingespannt [...] ins Joch“³⁵⁷ drückt sich aus, wie weit die *Funktionalisierung* und *Instrumentalisierung* Ulrichs für seinen Vater ging. Wie ein geschundenes Tier, wie ein Ochse ist er sich mitunter vorgekommen. Schon mit acht Jahren ist er froh gewesen, dass sein Vater ihm die mit Risiken, aber eben auch mit mancherlei Freiräumen verbundene Aufgabe des Geißenhütens übertragen hatte („da bist du frei, da wird dir der Vater nicht immer pfeifen und dich von einer Arbeit zur andern jagen“³⁵⁸). Dabei gelingt es ihm, die vertikal-räumliche Distanznahme, wenn er mit seiner Herde in die Gebirgslandschaft auszieht, in einer Weise produktiv zu machen, die ihn anfangs selbst zu überraschen scheint: Ein besonderes Vergnügen bereitet es ihm, den sonnigen Hügeln entgegen zu steigen.³⁵⁹ „Stolz“ und „Lust“ empfand er, wenn er zuweilen den „Sieg“ über den Nebel errang, wenn er das „große Weltmeer von Nebeln“ und „einen hervorragenden Berg wie eine Insel“ unter seine Füße bekam und wenn sich sein Auge nicht daran sattsehen konnte, „wie die Sonnenstrahlen auf diesem Ozean spielten und Wogen von Dünsten in seltsamsten Figuren sich drauf herumtaumelten“.³⁶⁰ Hier wird versucht, das Gesehene in vertrauten Bildern einzufangen und die Empfindungen in Worte zu fassen. Der Autor gerät dabei an die Grenzen der für ihn verfügbaren Repräsentations- bzw. Symbolisierungssysteme. „Stolz“ und „Lust“ z.B. wirken auf den ersten Blick hin als eher unbeholfene Umschreibungen seiner Emotionen. Die Bilder, Worte und Metaphern, in die die *sinnlich-leiblichen Erfahrungen* gekleidet werden, verleihen den Erlebnissen einen deutlich *ästhetischen Charakter*.

Unterschwellig scheint jedoch noch ein anderer Aspekt von Bedeutung. Der „Sieg“ über den Nebel, der freie Blick von der *Höhe* herab und vor allem der dabei empfundene „Stolz“ weisen darauf hin, dass in diesen Erlebnissen auch eine *soziale* resp. *Statusproblematik* bearbeitet wird. Es geht gleichsam darum, etwas hinter sich oder unter sich zu lassen, es aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten bzw. überhaupt eine *andere Perspektive* zu bekommen. Deutlicher wird dies in einer anderen Textstelle:

„Auch mein Bruder Jakob verrichtete um die nämliche Zeit ähnliche Knechtendienst'. Die Kleinen [Bräkers andere Geschwister] hingegen mußten in den Stunden neben der Schule spinnen. Unter diesen war Georg ein besonders lustiger Erzvogel. Wann man ihn an seinem Rädchen glaubte, saß er auf einem Baum oder auf dem Dach und schrie: Guckuck! ‚Du fauler Lecker!‘ hieß es dann etwa von

³⁵⁷ Bräker 1997, S. 41.

³⁵⁸ Bräker 1997, S. 29. Das Muster jener biografisch bedeutsamen Schleifenbewegung wird hier als integraler Bestandteil des Arbeitsalltags im kleinen Maßstab geradezu inkorporiert, Bräker 1997, S. 32: „Welch Vergnügen dann am Abend, meine Herde auf meinem Horn zur Heimreise zu blasen! [...] Wie stolz war ich dann, wann mich der Vater lobte, dass ich so gut gehütet habe!“

³⁵⁹ Bräker 1997, S. 31.

³⁶⁰ Bräker 1997, S. 33.

Seiten der Mutter, wenn sie ihn so in den Lüften erblickte, und von seiner: ‚Ich will kommen, wenn du mich nicht schlagen willst; sonst steig ich dir bis in Himmel auf! Was war da zu tun? Man mußte meist des Elends lachen.‘³⁶¹

Ähnlich wie der mit seinen Geißen ausziehende Ulrich flieht auch der kleine Georg aus dem Einerlei des Arbeitsalltags. Auf „einem Baum oder auf dem Dach“ sitzend, droht er von erhöhter Position herab damit, notfalls sogar noch „bis in Himmel“ zu steigen. In beiden Szenarien (im Berg-Ansteigen und im Aufs-Dach-Klettern) spiegelt sich das Bemühen wider, die eng gesteckten Grenzen der bäuerlich-ländlichen Alltagswelt zu überschreiten und sich selbst einen Überblick und Ausblick auf etwas anderes zu verschaffen. Wichtig ist dabei, dass die *Leibdimension der Erfahrung* hier eine besondere Rolle spielt, denn die ‚Figur‘ des Sich-Erhebens³⁶² impliziert (noch) das *Bewegen/Erheben des Leibes selbst* und eben nicht nur des Geistes (Letzteres wird ja später für den reiferen Bräker von größerer Bedeutung sein). Diese ‚Figur‘ des Sich-Erhebens bzw. Höhe-Gewinnens begegnet aber auch in späteren Lebensphasen noch in entscheidenden Krisensituationen. So z.B. als Bräker nach frustrierenden Erfahrungen in seiner Militärzeit anfing, „Trübsal zu blasen“, und „wie der Schatten an der Wand“ umherging. Nachts „guckte“ er „weinend in den Mond hinauf und erzählte dem mein bitteres Elend: [...] Ach! könnt ich ein Vöglein sein und dir nach in meine Heimat fliegen!“³⁶³ Hier verbindet sich die ‚Figur‘ des *Sich-aus-dem-Elend-Erhebens* mit dem zuvor beschriebenen *Muster des Heimkehrens* in signifikanter Weise. Und in Bezug auf eine noch spätere Lebensphase, als er infolge „unerwarteter Widerwärtigkeiten“ sich „wieder aufs Grillenfängen legte“ und seine „Berufsgeschäfte nur so maschinenmäßig [...] und oft ganz verkehrt verrichtete“, habe sein „Geist“ „wie in einer andern Welt“ „immer in Lüften“ geschwebt, „sich bald die Herrschaft über goldene Berge, bald eine Robinsonsche Insel oder irgendein andres Schlauraffenland“ erträumt. Ulrich habe sich vor allem weitgehend „aufs Lesen“ verlegt: „auf die Geschichte“, „die Philosophie“ und „gar auf die verwünschten Romane!“³⁶⁴ Hier wird die ‚Figur‘ des *Höhe-Gewinnens* explizit in die Beschreibung einer *geistig-reflexiven Distanznahme* hineingeholt resp. mit dieser parallel gestellt. Bräker antwortet im Prozess der eigenen Weiterentwicklung und ‚Fortbildung‘ mit immer neuen *Strategien der Distanznahme* zu den akuten Problemlagen. Je dichter er sich im Laufe der Zeit an bildungsbürgerliche Kulturgüter anschließt, vor allem nach seiner Aufnahme in die Lesegesellschaft, desto mehr entfaltet er die Fähigkeit, sich zumindest für begrenzte Zeiträume *reflexiv* von seinen Bedrängnissen zu entfernen. Die dabei entstehende Eigendynamik, insbesondere durch die Romanlektüre, führt

³⁶¹ Bräker 1997, S. 57.

³⁶² Die gleiche ‚Figur‘ findet sich übrigens Anfang des 20. Jahrhunderts in Strittmatters Roman „Der Laden“ (1984), S. 363. Gerade im ländlichen Lebenszusammenhang scheint diese gewissermaßen vormoderne ‚Figur‘ bis in die Moderne hinein von erheblicher Bedeutung zu sein.

³⁶³ Bräker 1997, S. 115.

³⁶⁴ Bräker 1997, S. 205.

indes nicht selten zu noch „größerem Verdruß“³⁶⁵. Da die Chance zur unmittelbaren Befriedigung der eigenen Bedürfnisse und Triebe für den *Erwachsenen* und den Garnhändler Bräker ungleich beschränkter ist als einst für das *Kind* Ulrich, schafft er sich – in Elias' Sinn betrachtet – „für das, was im Alltag fehlt, im Traum, in Büchern und Bildern einen Ersatz“. Der „Kriegsschauplatz“, wie es in der Elias-schen Terminologie heißt, „ein Teil der Spannungen und Leidenschaften“, die einstmals unmittelbar zum Austrag kamen, wird so „in gewissem Sinne nach innen verlegt“.³⁶⁶ Erschwerend kommt hinzu, dass – verglichen mit den quasi vom ersten Lebenstag an soziokulturell eingefügten Bürgerlichen (etwa in jener Lesegesellschaft) – die „Einpassung“, die „Transformation des ganzen, psychischen Apparates“³⁶⁷ bei Bräker biografisch relativ *spät* erfolgt.

Interessant ist im Fall Bräker aus analytischer Perspektive die *Wechselseitigkeit der unterschiedlichen Distanzierungsstrategien*. Denn von den 1780er Jahren an unternimmt Bräker, zunächst geschäftlich, dann aber auch zusehends zum eigenen Vergnügen, teils recht weite Fußwanderungen.³⁶⁸ Erfassbar wird somit insgesamt ein Wechselverhältnis zwischen *horizontal-geografischer Bewegung* (im Fortgehen und Reisen) sowie *vertikal-räumlicher Bewegung* (im Höhe-Gewinnen) auf der einen Seite und *geistig-reflexiven Distanzierungsversuchen* (im Schreiben und Lesen) auf der anderen Seite.³⁶⁹ Der *Leibdimension* kommt dabei ein je spezifischer Modus zu. Beim Klettern (auf das Dach) und beim Bergsteigen (als Geißbub) scheint es dem Subjekt möglich, vornehmlich ein Bei-sich-Sein (eine Art *zentrische Positionalität*) zu empfinden, obwohl diese Vorgänge im Akt des Ausblick-Nehmens von der Höhe aus dann auch zu einer ästhetisch-reflexiven Erfahrung werden können. Im Akt des Schreibens und Lesens dominiert hingegen eher die *exzentrische Positionalität*³⁷⁰ – mitunter explizit als eine Selbstdistanzierung beschrieben: „zum Teil aber bin ich mir [...] ein seltsames Rätsel“. Da es Bräker aufgrund seiner ökonomischen Zwänge nie gelingt, sich gänzlich seinem „Geschmack am Denken, Lesen und Schreiben“ hinzugeben, ja sich darauf zu kaprizieren, wird er letztlich immer wieder auf seine *leibliche Verankerung in der Welt* zurückverwiesen. Eine positive „Lustbilanz“³⁷¹ scheint für ihn unerreichbar.

³⁶⁵ Bräker 1997, S. 206.

³⁶⁶ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 341.

³⁶⁷ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 346.

³⁶⁸ Vgl. dazu insbesondere die zahlreichen Berichte in den Tagebüchern. Bürgi 1998, S. XXII, sieht in diesen Reisen „einen Fluchtimpuls“. Man müsse „Bräkers vermehrtes Reisen [...] auch als Ausdruck innerer Not“ betrachten. Schon in der „Lebensgeschichte“, 1997, S. 227, wird von „nicht wenig kostbare[n] Reisen“ berichtet.

³⁶⁹ Bürgi 2004, S. 119, sieht „Gemeinsamkeiten von Reisen und Schreiben“. Beides lasse „die eigene Existenz neu träumen, neu denken und [...] neu ausprobieren“.

³⁷⁰ Plessner 2000, S. 9ff.

³⁷¹ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 346.

Es fällt auf, dass der Autobiograf gerade gegen Ende seines Textes im Zusammenhang mit seiner „Phantasie“ und seinen „Grillen“ öfter auf seine „Sinnlichkeit“ zu sprechen kommt. Er schreibt von „so viele[n] Herzenstücke[n]“, „phantastischen Hirnbruten“ und „sonderbare[n] Lieblingsideen“. Und so gelte es selbst noch für den „alten Toren“, dieser oder jener „Klippe auszuweichen“. Ganz erstaunlich ist diesbezüglich die folgende Passage:

„Wenn ich z.B. seit einiger Zeit so meine Straße ziehe und noch itzt bisweilen heimlich wünsche, dass ein Kind meiner Phantasie mir begegnen möchte – und ich mich denn dem Plätzchen nähere, wo ich darauf stoßen sollte – und es ist nicht da – wie bin ich so froh! – Und doch hatt’ ich’s erwartet. Wie reimt sich das? Gott weiß es, ich weiß es nicht; nur das weiß ich, daß ich’s ihm danke, daß es mich auf sein Geheiß ausweichen mußte. – Einst stund wirklich eine solche Geburt meiner Einbildungskraft – und doch gewiß ohne mein Zutun da, gerade auf der Stelle, die ich im Geist ihm bestimmt hatte. Himmel, wie erschrak ich! Zwar näherte ich mich demselben, aber ein Fieberfrost rannte mir durch alle Adern. Zum Unglück oder Glück stunden zwei böse Buben nahe bei uns, kickerten und lachten sich Haut und Lenden voll; und noch auf den heutigen Tag weiß ich nicht, was ohne diesen Zufall aus mir geworden wäre. Ich schlich mich davon wie ein gebissener Hund. Die Buben piffen mir nach, so weit sie mich sehen konnten. Ich brannte vor Wut. Über wen? Über mich selbst – und übergab meine Sinnlichkeit dem T... und seiner Großmutter zum Gutenjahr [d.h. als Neujahrgeschenk]. In diesem Moment hätt’ ich mir ein Ohr vom Kopf für den verwünschten Streich abhauen lassen. Bald nachher erfuhr ich, daß, da man mich wegen meinem ungenierten Wesen im Verdacht hatte, diese Falle mir mit Fleiß gelegt worden und daß jene Bursche ausgesagt, sie hätten mich so und so ertappt. Das Gemümel war allgemein. Meine Feinde triumphierten. Meine Freunde erzählten mir’s. [...] Gleichwohl zeigte man mit dem Finger auf mich. Diese Wunde hat mich bei Jahren geschmerzt [...]“³⁷²

Die etwas umständliche und gewundene Erzählweise lässt an sich schon erkennen, dass der geschilderte Vorgang eine gewisse Brisanz besitzt. Bräker tut sich immer noch schwer, darüber zu berichten. Und es scheint eigentlich auch nur deshalb möglich, weil er dahinter seinen „guten Schutzgeist“ (Gott) vermutet, der ihm so die Chance gab, jener „Versuchung“ zu widerstehen. Sieht man einmal von dieser fromm-religiösen Auflösung des Ganzen ab, dann erscheint das ‚irdisch-weltliche‘ Gerüst des Geschehens überaus bemerkenswert. Offenbar hatten die „Buben“ tatsächlich eine Frau dazu überreden können, sich ihm in den Weg zu stellen und ihm schöne Augen zu machen. Jedenfalls reagierte Bräker – oder zugespitzter: sein Körper – auf diese Situation ausgesprochen heftig („ein Fieberfrost rannte mir durch alle Adern“). Die Szene ist mehrfach *sexuell konnotiert* („ein Kind meiner Phantasie“, „lachten sich Haut und Lenden voll“, „piffen mir nach“, „übergab meine Sinnlichkeit dem T[eu]fel“). Der Autor gesteht hier zum einen ein, dass er insgeheim gehofft hatte, dass „eine solche Geburt meiner Einbildungskraft“ eines Tages wirklich vor ihn treten würde. Zum anderen gibt er preis, dass seine Umwelt ihn schon längst eines ausschweifenden Lebenswandels verdächtigt hatte („da man mich wegen meinem ungenierten Wesen im Verdacht hatte“) und seine Zügellosigkeit dann gegen ihn ausspielte („diese Falle mir mit Fleiß gelegt worden“). Nach dem Vorfall fühlte er sich erst recht gezeichnet. Jeder konnte ihn nun offen

³⁷² Bräker 1997, S. 215-218.

ausgrenzen („zeigte man mit dem Finger auf mich“). Bräkers „gekränkte[] Ehrliche“ findet wiederum vornehmlich auf der *Leibebene* ihren Ausdruck („Ich brannte vor Wut“; „hätt’ ich mir ein Ohr vom Kopf für den verwünschten Streich abhauen lassen“; „Diese Wunde hat mich bei Jahren geschmerzt“). *Prestigeverlust wird somit körperbezogen ausgedeutet*. Die Sozialwelt bleibt für den Protagonisten leiblich fundiert.

„[...] die gesellschaftlich notwendige Selbstregulierung [wird] immer wieder von neuem mit einer schweren Anspannung zur Bewältigung von entgegengerichteten Triebenergien, mit hohen Unkosten an persönlicher Befriedigung erkaufte oder die Bewältigung dieser Energien, der Verzicht auf ihre Befriedigung, gelingt überhaupt nicht, und oft genug ist schließlich überhaupt keine positive Lustbilanz mehr möglich, weil die gesellschaftlichen Gebote und Verbote nicht nur durch andere Menschen, sondern auch durch den derart Geplagten selbst repräsentiert werden, weil eine Instanz in ihm selbst verbietet und bestraft, was die andere möchte.“³⁷³

Mit diesen Worten umschreibt Elias einmal *nicht als gelungen geltende individuelle Zivilisationsprozesse*, und zwar im Gegensatz zu einem als gelungen geltenden, in dem sich eine funktionierende Gewohnheitsapparatur von Selbstzwängen und zugleich eine *positive Lustbilanz* ausbilden. Für Bräker wird man in diesem Sinne wohl von einem deutlich erkennbaren „Widerstand gegen die Einpassung in den vorgegebenen Zivilisationsstandard“ sprechen können. Da die „Mehrzahl der Zivilisierten“ zwischen den genannten Extremen eines gelungenen und eines nicht gelungenen individuellen Zivilisationsprozesses „auf einer mittleren Linie“ lebt,³⁷⁴ wird man Menschen wie Bräker nun nicht einfach dem Pol des Unzivilisierten zuordnen können. Aber er hat als ein Randständiger dieser aristokratisch beherrschten Ständegesellschaft, in der das Bürgertum sich bemüht, in immer weiteren Bereichen zumindest den Ton anzugeben, ganz erhebliche *Probleme, sich an den Verhaltensstandard anzupassen*. Die Leitbilder, die Spezialisten für eine ansozialisierte Triebregulierung, sind gewissermaßen nicht in greifbarer Nähe, zumindest nicht für eine hinreichende Dauer – wie angedeutet, sehen sich mehr oder weniger alle sozial Mobilen dieser Schwierigkeit ausgesetzt. Und die ängstlichen, teils überangepassten ‚Kleingeister‘ vor Ort, die benachbarten, wenig gebildeten Dörfler, haben für Bräker alles andere als eine Leitbildfunktion. Wie soll hier also ein Einmünden in die gesellschaftlichen Standarde – Elias benutzt mitunter diese Pluralform – vonstattegehen?

„Das schöne Geschlecht“, heißt es einmal, „war freilich von jeher meine Lieblings Sache“³⁷⁵. Leider wisse seine Gattin „nichts von Sinnlichkeit, da hingegen mich die meinige so viel tausend Torheiten begehen ließ“³⁷⁶. An anderer Stelle erklärt der Autor, er sei „zufrieden mit mir selber, daß gewiß kein Weibsbild unter der Sonne [...] sagen kann, ich habe sie verführt [...] – höchstens bisweilen in mei-

³⁷³ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 345f.

³⁷⁴ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 346.

³⁷⁵ Bräker 1997, S. 212.

³⁷⁶ Bräker 1997, S. 210.

ner Phantasie“. „Herzlich gern“ hätte Bräker seinem „Weib“ „alles ersinnliche Vergnügen gemacht und ihr, wie sie nur immer gelüstete, zukommen lassen“³⁷⁷, nur leider war sie „nichts weniger als zärtlich“³⁷⁸. Er gibt jedoch zu, dass diese Ehe auch für ihn a priori eine Zweckverbindung war, dass „mich eigentlich bloß politische Absichten zu meiner Heirat bewogen haben und ich nie jene zärtliche Neigung zu ihr verspürt, die man Liebe zu nennen gewohnt ist“³⁷⁹. Bräker selbst wusste, wie erwähnt, seine eigenen Triebe und Affekte nicht auszubalancieren. Oft hatte er „Skrupel über Skrupel“, und manchmal wollte er „das Fleisch mit allen seinen Gelüsten [...] kreuzigen“³⁸⁰ und – wie schon ausgeführt – seine „Sinnlichkeit dem T...“ übergeben.³⁸¹ Insbesondere bei „bemittelte[n] Jungfern“, die „über mir standen“, habe ihn seine „Feigheit“ nie verlassen, seine „angeborene Schüchternheit, Schamhaftigkeit“³⁸² ihn gehindert. Man wird die *Skrupel* wohl eher auf seinen spezifischen religiös-pietistischen Hintergrund zurückführen können. Aber auch die *Standesfrage* spielt wieder mit hinein. Bräker „will [...] nicht verbergen“, dass seine „zügellose Einbildungskraft ein paarmal über glänzende Damen und Mamselles brütete“. Einer Annäherung an solche „Damen“ stand unter anderem sein Habitus entgegen:

„Aber mir so viele Mühe geben – kriechen, bitten, seufzen und verzweifeln – konnt’ ich eben nicht.“³⁸³

Auch im Hinblick auf seine *Sinnlichkeit* baut er sich Luftschlösser, um „den Bengel höher“ werfen zu können: Die „Damen“ üben einen viel größeren Reiz auf ihn aus als die „Kinder[] meines Standes“.³⁸⁴ Wieder scheint er sich in seiner Fantasie auf eine höhere Ebene begeben zu wollen. Er distanziert sich gewissermaßen von seinem wenig erquicklichen Ehealltag. Und wiederum ist ihm bewusst, dass dies nur „Hirnbruten“ sind, die eben deshalb „am End’ ganz unsündlich“ sind.³⁸⁵ Auch seine Sinnlichkeit trägt partiell Züge eines *biografisch bedingten Distanzierungsverlangens*, bleibt aber ebenfalls gebunden an die Ausgangsdispositionen. Bräker vermag diese Fesseln nicht abzustreifen, kann und will nicht „kriechen, bitten, seufzen“. Als Beobachter seiner selbst und seiner Gesellschaft weiß er aufgrund teils leidvoller Erfahrungen, woran es ihm mangelt. Er weiß aber auch, dass man aus seiner Rolle oder Haut bzw. aus seinen Habitualisierungen nicht einfach heraustre-

³⁷⁷ Bräker 1997, S. 213.

³⁷⁸ Bräker 1997, S. 206.

³⁷⁹ Bräker 1997, S. 153. Bräker 1997, S. 209, bezeichnet seine Gattin in abfälliger Weise als „karge Sparbüchse“, „Sittenrichter und Kritikus“, „Zuchtmeister“ und „Betmutter“.

³⁸⁰ Bräker 1997, S. 159.

³⁸¹ Bräker 1997, S. 216.

³⁸² Bräker 1997, S. 197. Sehr schüchtern war er zunächst auch bei seiner ersten Liebe (bei Ännchen), Bräker 1997, S. 63f.

³⁸³ Bräker 1997, S. 201.

³⁸⁴ Bräker 1997, S. 200f.

³⁸⁵ Bräker 1997, S. 215.

ten kann.³⁸⁶ Er erkennt bei all seinen Distanzierungsbemühungen, weg von den eigenen Wurzeln, zugleich die Vielzahl von *Grenzbeziehungen*, die in sozialer, mentaler und eben auch leiblich-sinnlicher Hinsicht bestehen und die einem Anschluss an andere Sozialwelten entgegenstehen.

Dabei ist er beim Thema *Liebe/Liebesbeziehungen* mitunter durchaus in der Lage, die Perspektive zu wechseln, zumindest versucht er, *aus den Blicken mancher Frauen herauszulesen*, was sie von ihm und seiner Erscheinung halten. So schreibt er etwa über die Zeit unmittelbar nach seiner Rückkehr vom Militär „ins Vaterland“:

„Meine herzliche Anne war [...] verplempert; aber es fanden sich in kurzem andere Mädels mehr als eines, denen ich zu behagen schien. Mein Äußeres hatte sich ziemlich verschönert. Ich ging nicht mehr so läppisch daher, sondern hübsch gerade. Die Uniform, die mein ganzes Vermögen war, und eine schöne Frisur, die ich recht gut zu machen wußte, gaben meiner Bildung ein Ansehn, daß dürftige Dirnen wenigstens die Augen aufsperrten. Bemittelte Jungfern dann – ja, o bewahre! –, die warfen freilich auf einen armen ausgerißnen Soldat keinen Blick. Die Mütter würden ihnen fein ausgemistet haben.“³⁸⁷

Bräker glaubt zu wissen, dass sein *verfeinertes Erscheinungsbild* (in Bezug auf Kleidung, Frisur, Gang, Körperhaltung) damals eine gewisse Wirkung auf so manche Frau hatte. Er ist sich allerdings auch im Klaren darüber, dass er von den verschiedenen Schichten bzw. Ständen unterschiedlich wahrgenommen wird: weniger bemittelte Frauen seien beeindruckt gewesen, wohlhabendere würdigten ihn keines Blickes. Selbst wenn eine reichere Dame sich einmal mit ihm eingelassen hätte, hätte deren Mutter schon dafür gesorgt, dass daraus nichts wird. In einer Ständegesellschaft ist der Einzelne schon früh geübt darin, sich selbst und die anderen in allen Lebensbereichen, und ganz besonders auf dem Beziehungs- und Heiratsmarkt, in das Geflecht der sozialen Unterschiede einzuordnen. (Es handelt sich dabei eher um ein Ergebnis der Praxis, eine inkorporierte Routine als um einen reflexiven Vorgang). Die Liebschaft zu dem „Töchtergen aus einem guten Kaufmannshaus“, die den jungen Ulrich einst „im Geiste [...] beschäftigte“, konnte somit schon damals nur von einer „schuldlosen Vertraulichkeit“ sein.

„Indessen kam mir nur kein Gedanke daran, daß ich jemals zu ihrem Besitz gelangen könnte; vielmehr sucht’ ich mir alles Vorgegangene vollkommen aus dem Sinn zu schlagen.“³⁸⁸

An eine Heirat mit einer Bürgerstochter war gar nicht zu denken. Schon die „zärtlichen“ Stunden mit dem „Käthchen“, dem „herrlichen Mädchen“, dem „Engel“, waren ein Wagnis für die beiden Liebenden. Der mittellose Dörfler muss das Verhältnis beenden. „Warum?“ fragt sich noch der Autobiograf: „die eigentliche Ursach’ aber ist mir aus dem Gedächtnis entfallen.“³⁸⁹ Der alt gewordene Bräker

³⁸⁶ Erst um 2000 begegnet mit Wolfgang Bittner wieder ein Aufstiegsautobiograf, der die Grenzen des eigenen Habitus in ähnlich umfassender Weise wie Bräker auf die verschiedensten menschlichen Erfahrungsbereiche (Manieren, Verhalten in institutionellen Kontexten, in informellen und formellen Alltagssituationen, im Umgang mit dem anderen Geschlecht etc.) bezieht und sie für sich wie für seine Leserschaft reflexiv und schriftlich bearbeitet.

³⁸⁷ Bräker 1997, S. 201.

³⁸⁸ Bräker 1997, S. 203.

³⁸⁹ Bräker 1997, S. 203f.

scheint die *Formalität* dieser Gesellschaft, die gerade die – wie man glauben könnte – intimste Sphäre des zwischenmenschlichen Umgangs (die Zweisamkeit von Liebenden) reguliert, immer noch zu bearbeiten. Bei der Frage nach der „eigentliche[n] Ursach“ versagt wohl nicht nur das Gedächtnis. Starrheit und Strenge einer gesellschaftlichen Figuration lassen sich für den in dieser Gesellschaft Verwobenen nicht einfach erkennen und benennen. Erst im historischen Vergleich können in der analytischen Perspektive des Forschenden *Formalitätsgrade* unterschieden, Informalisierungen und damit neue Möglichkeitsräume des Zusammenlebens aufgezeigt werden.

Schlussbetrachtung

In Bräkers Fall manifestiert sich, dass biografische Selbstreflexivität – gerade für einen Vertreter unterbürgerlicher Schichten – noch keineswegs selbstverständlich ist, und schon gar nicht die Publikation von lebensgeschichtlichen Erfahrungen. Als biografischer „*Stichwortgeber*“³⁹⁰, der zur Reflexion über seine Vergangenheit und Zukunft nötig, lässt sich bei ihm allerdings nicht der für seine Zeit noch übliche institutionelle Rahmen Beichtstuhl oder Gericht festmachen, sondern das *Militär*. Es veranlasst ihn zum Ausscheren aus der vertrauten Lebenswelt und ermöglicht bisher unbekanntere Erfahrungen und Einsichten. Dabei hat es für ihn gleichsam eine modernisierende und individualisierende Wirkung (das manifestiert sich z.B. nach Bräkers Rückkehr in die Heimat, wo er nun vermag, über die Blicke der anderen zugleich eine neue Sicht auf sich selbst zu erlangen).³⁹¹ Seine Biografie erhält so eine gewisse Sequenzialisierung in ein Vorher und Nachher, und mit dieser Neuordnung entsteht auch das Bedürfnis nach neuer sinnhafter Bilanzierung. Aber genau das vermag er in der Folge nicht mehr zu leisten, schon gar nicht nach seiner Rückkehr in den heimatlichen Kontext. Über seine ausschweifende Fantasie und seinen unstillbaren Lesehunger kann Bräker quasi ‚fiktional‘ immer wieder aufs Neue in seine einstige Erfahrungswelt als Jugendlicher und junger Erwachsener eintauchen. Sein autobiografischer Text behält somit den Charakter des Fragmentarischen und Brüchigen. Er scheint zusammengesetzt aus angelesenen und quasi-authentischen Erfahrungselementen. Sein Text ist Beispiel dafür, welcher Anstrengung es bedarf, um das eigene Leben in eine angemessene Form zu bringen. Er zeigt überdies, dass (auto-)biografisches Erzählen und Schreiben vor dem Hintergrund spezifischer historisch-sozialer Bedingungen und Prozesse gesehen werden muss, die die Selbstfindung im Medium der Sprache in einer bestimmten Weise hemmen oder befördern.

³⁹⁰ Vgl. Alheit/Dausien 1992, S. 166.

³⁹¹ Der Militärdienst „verschaffte“, so heißt es bei Müller 2004, S. 35, Bräker „einen Blick von außen“, „den er zusätzlich durch seine Lektüre schärfen konnte, indem er dadurch zugleich zu einem kritisierten Außenseiter in seiner Lebenswelt geworden war.“

Aufschlussreich ist bereits, was der Autobiograf eigentlich für seine Erzählung auswählt. Im Überblick betrachtet lassen sich diesbezüglich vereinfacht zwei sehr differente Erfahrungsbereiche und -modi ausmachen: a) *stark formalisierte* und b) *eher informelle*. So erscheint z.B. die *Natur* als ein thematischer Horizont, der sich nahezu gänzlich durch Informalität auszeichnet. Sie eignet sich gerade deshalb und durch ihre (vermeintlich) unmittelbare Gegebenheit, die sie so leicht zugänglich macht, zur Konstruktion einer Gegenwelt. Schon früh steht sie somit der pietistisch-frömmlichen Sektiererei in der Nachbarschaft des jungen Ulrich und bald auch der Arbeitswelt väterlicher Betrieblichkeit gegenüber. Zwar reichen die Befehle des Vaters und die Zwänge des Alltags auch in die Naturerlebnisse des Sohnes hinein, etwa wenn er für wohlgenährte Geißen zu sorgen hat, aber die Natur steht überwiegend für spielerischen Austausch, riskante Abenteuer, ästhetische Erfahrungen und spannendes Erforschen. Ihr Anregungspotenzial kann im Bedarfsfall so weiträumig und offen sein, dass Notwendigkeitsaspekte ausgehebelt und immer neue Sinnbezüge hergestellt werden können (bei Caroline Rudolphi passiert in der zitierten Gartenszenerie in ganz eigener Weise etwas Vergleichbares). So bedient sich der Autor Bräker insgesamt einer recht *einfachen Dichotomie*, in der sich zwei relativ klar voneinander abgrenzbare Bereiche gegenüberstehen. Auf die ganze Biografie bezogen ergibt sich eine entsprechende Einteilung in die *Kindheit und Jugend* einerseits (*eher informelle Phasen*³⁹² – selbst der *Pfarrer* erscheint hier als eine Instanz, die als Amtsträger wie als Privatperson stets zu kommunikativem Austausch und informellem Aushandeln bereit ist) und die *Erwachsenenzeit* andererseits (*eher von Formalitäten geprägt und geradezu in ständischen Kategorien wahrgenommen*). Für den erwachsenen Bräker sind insbesondere *institutionelle Bereiche* von Relevanz (das Militär, die Berufswelt, die Lesegesellschaft, die Ehe). Vor allem bei der Beschreibung der *Militärzeit* treten eher die strengen Regularien und äußeren Zwänge für den Protagonisten hervor. Dass allerdings auch der beim Exerzieren und Paradiereen instrumentalisierte Rekrut in der Soldatenstadt Berlin sich seine Freiräume sucht und seinen Trieben und Affekten einen Ausgleich zu verschaffen trachtet, kann dabei leicht übersehen werden. Schon ein Auszug in die verschiedenen Stadtteile Berlins oder in die „Äcker, Gärten, Alleen“³⁹³ mag für Abwechslung sorgen. Über Bräkers Kameraden wird zudem berichtet, dass sie sich so manchen „Ausschweifungen“ in Freudenhäusern hingaben. Er selbst beschränkt sich bei Kneipereien auf den Genuss von billigen Alkoholika, um das „Sklavenleben“³⁹⁴ als Soldat erträglicher zu machen. Die in dieser Epoche so *weite Spanne zwischen Formalität und Informalität* wird in dem Text somit am deutlichsten während der Militärzeit (etwa als Kluft zwischen totalem Erfasstwerden und Sich-gehen-Lassen). Dass Bräker dieser Institution letztlich wie so viele andere entflieht, offenbart, wie schwierig es für das Individuum unter solchen Umständen ist, eine

³⁹² Einige Aspekte von Kindheit als Raum für informelles Verhalten beschreibt Schulze 1983.

³⁹³ Bräker 1997, S. 112.

³⁹⁴ Bräker 1997, S. 116.

innere Balance herzustellen. Selbst die höheren militärischen Ränge kämpfen mit diesem Problem: Der Werber Markoni nutzte sein ‚Vagabunden-Metier‘, um sich an den verschiedensten Orten und in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Kreisen ein „lustiges Leben“ zu machen (und mitunter manch „armes, bisher ehrliches Mädchen“ zu verführen³⁹⁵). Später erfuhr Bräker, dass dieser, sein einstiger „Herr“, in Berlin, wo er kaum dessen kümmerliche Wohnstätte finden konnte, „nur Lieutenant und nirgends Gnaden“ war.³⁹⁶

Das *zivile Berufsleben* des Protagonisten ist ebenfalls von einer *dichotomischen Grundstruktur* gekennzeichnet („heftige[] Leidenschaften“ und „tausend romantische[] Bilder[] und Phantasieen“ versus lästige „Berufsgeschäfte“)³⁹⁷. Auch hier gelingt es Bräker nicht, sich einen inneren Ausgleich zu verschaffen. Insbesondere die Rolle des *Garnhändlers* vermag er nicht auszufüllen. Er sieht schon bald keinerlei Chance, in dieses halb-merkantile Metier hineinzuwachsen. Er ist habituell zu weit entfernt von den erfolgreichen Vertretern dieser Branche, die so manchem einen wirtschaftlich-sozialen Aufstieg bringt. Nicht viel anders ergeht es ihm bei seinem Einstieg in die *Lesegesellschaft*. Anfangs scheint ein Teil dieser Bürgerlichen ihm entgegenzukommen, bald aber wird für beide Seiten fühlbar, dass auf längere Sicht keine Perspektive für ein Zusammengehen vorhanden ist. Obwohl sich unter den Mitgliedern auch Kaufleute, die allerdings längst zu den Etablierten gehören, befinden, gibt es für Bräker *kein Einmünden in die bürgerliche Gesellschaft*. Man stuft ihn als Mann „von armer Familie“ und Deserteur ein („ein ausgerißener Soldat“). *Adlig-militärische Prinzipien* sind im 18. Jahrhundert auch für das Schweizer Bürgertum noch von erheblicher Bedeutung. Auf Bräker kann insgesamt dieselbe Formel angewandt werden, die noch zwei Jahrhunderte später den Weg des zum Juristen ausgebildeten Mobilen Wolfgang Bittner markiert: *Ausstieg statt Aufstieg*.

Einen *Einbruch des absolutistischen Herrschaftssystems* und seiner Hierarchien (Kulminationspunkt: die Helvetische Republik von 1798) und schon im Vorlauf erkennbare *Verflüssigungen der Formalitäten* sollte Bräker allerdings noch miterleben.

Noch 1794 notierte er in seinem Tagebuch:

„nein Schweitzer sind keine Frantzosen“. Denn in seinem „vatterland“ herrsche „eintracht und duldsamkeit“, sei „wenniger haß und verfolgungssucht anzutreffen [...], als irtent in einen anderen land“.³⁹⁸

Als aber die Unruhen auch in der Schweiz zunehmen, wandelt sich Bräkers Haltung ebenfalls. Im Dezember 1797 schreibt er über das „friedlich gesinnte[] Helvetien“:

„so wird es auch noch – über kurtz oder lang – [...] erst gezwungen werden – sich gantz zu demokratisieren – das möchte hingehn“. Und: „alle dinge in der welt haben ihre gewüssen zeitperioden – die zeit scheint doch gekommen zusein – das mann nicht mehr so guthmüthig – gantze schwärme

³⁹⁵ Bräker 1997, S. 92.

³⁹⁶ Bräker 1997, S. 92 u. 109.

³⁹⁷ Bräker 1997, S. 95 u. 205.

³⁹⁸ Bräker 1998b, S. 494f. (Eintrag vom 10. Januar 1794).

heiliger halunken [...] ehrt pflegt und mäset – lange genug hat diese periode gedaurt“. „[M]ein vatterland Toggenburg – wird sich doch noch bey erster gelegenheit selbst frey machen“.³⁹⁹

Bräker begrüßt jetzt die Unabhängigkeit seiner Heimat und lehnt das alte Ständesystem ab. Einen Monat später, am 30. Januar 1798, wird dann in der Tat ein freies Toggenburg proklamiert, und am 12. April 1798 konstituiert sich die Helvetische Republik.⁴⁰⁰ Drei Monate vor seinem Tod (September 1798) legt Bräker noch eine Art „politisches Glaubensbekenntnis“⁴⁰¹ ab, in dem er uneingeschränkt auf demokratische Verhältnisse setzt:

„erschrocklich komts mir vor – das noch in unseren tagen fürsten, monarchen – auf unserem erdball existieren – welche sich von diesen teuffeln leiten lassen – [...] weh dem lande wo solche teuffeln – die oberhand haben – wo kein rechtschaffener mann kein anderstdencker – darf mux machen – [...] wo einer nur nichtfrey denken darff“.⁴⁰²

4. Erste Zwischenbilanz

Die Analyse der Lebensgeschichte des letztlich im Alltags- und insbesondere im Berufsleben gescheiterten Bräker hat das Hauptproblem dieser spezifischen sozialen Gruppierung, der Aufstiegswilligen, eigentlich erst transparent gemacht. Auf den ersten Blick hin würde man bei dieser Gruppe von nicht selten ein Leben lang Randständigen, die gerade in der starren Ständegesellschaft um 1800 fortwährend um die gesellschaftliche Anerkennung im engeren und weiteren Umfeld zu ringen haben, wohl zu der Annahme tendieren, dass es für sie in erster Linie um die Erlangung eines gewissen Prestiges, Ranges und Status geht. Und in der Tat hat man bei der Lektüre dieser Aufsteigergeschichten oftmals den Eindruck, dass die ProtagonistInnen sich vornehmlich nach *äußerlichen* Kriterien des Ansehens, des schulischen und beruflichen Erfolges, der sozialen Stellung, des oberflächlichen Glanzes und der Belobigung der eigenen Leistungen richten. Es wirkt geradezu selbstverständlich, dass diese Menschen, die von vornherein kaum über ständisch relevante Kapitalien verfügen, alles daran setzen, durch besonderen Eifer, durch ein Hervorstechen in der Schule etwa, durch eine ausgesprochene Leistungsbereitschaft von sich Reden zu machen. Eine weitgehend *funktionale* Einfügung in die Karriereleitern und eine ständige strategische Kalkulation über die besten Wege, um in dieser hierarchisch strukturierten und zumindest in Teilen schon nach *meritokratischen Prinzipien* organisierten Gesellschaft weiterzukommen, wäre erwartbar.

Bei Bräker wird nun allerdings am klarsten erkennbar, dass eine solche Orientierung bzw. Disposition bei Menschen von ‚ganz unten‘ noch kaum vorhanden ist.

³⁹⁹ Bräker 1998b, S. 688-690 (Eintrag Dezember 1797).

⁴⁰⁰ Böning 1998, S. 200 u. 207f.

⁴⁰¹ Böning 1998, S. 216.

⁴⁰² Bräker 1998b, S. 765 (Eintrag vom 9. Juni 1798).

Nur schemenhaft ist bei ihnen ein Wissen darüber entwickelt, wie man z.B. über bestimmte institutionalisierte Bildungswege in eine höhere soziale Position gelangen kann. Um Aufstiegsstrategien entwickeln zu können, bedürfte es unter anderem bestimmter Vorbilder, d.h. mit einem bestimmten Wissen ausgestatteter Bezugspersonen, die einem durch Rat und Tat zur Seite stehen und immer wieder lenkend und korrigierend Einfluss nehmen. Solche ‚legitimierten‘ Wegweiser bzw. *sozialen Paten* treten aber bei den vorgestellten ProtagonistInnen – wenn überhaupt, dann – meist sehr spät, nur sporadisch oder teils mit ganz unrealistischen Vorstellungen auf. Soziale Paten sind für Aufstrebende in der Regel, wenn sie sich einmal wirklich für diese einsetzen, gerade in der ständischen – wie sich allerdings zeigen wird, auch in der postmodernen – Gesellschaft von beträchtlicher Bedeutung. Aber es bedarf ihrer meistens gleich in einer Vielzahl und in entscheidenden Momenten. Das Ausmaß der *Abhängigkeit* von diesen Förderern und Gönnern zeigt sich ex negativo gerade dann, wenn sie nicht zur Hand sind, wenn das Individuum ohne ihre Winke und Ratschläge, ohne ihre finanziellen Zuwendungen und ihren ermunternden Zuspruch dasteht und für sich allein einen Pfad finden muss. Gerade an Bräker lässt sich ersehen, dass dann nicht nur der äußere Lebensweg immer wieder Gefährdungen ausgesetzt ist, die Geschäfte nie wirklich erfolgreich ausgehen, die gesamte berufliche Laufbahn letztlich zum Scheitern verurteilt ist. Und gerade bei Bräker zeigt sich, dass das eigentliche, das angesprochene Hauptproblem, das sich aus diesen äußeren Nöten ergibt, sich im *Inneren* der Protagonisten ablagert. Der Toggenburger verdeutlicht – darin strukturell, wenn auch nicht literarisch-stilistisch mit Moritz vergleichbar –, dass ein derart gescheitertes Lebensprojekt vor allem ein *psychisches Drama* darstellt. Das äußere Dilemma, zunächst in der kleinbäuerlichen Ökonomie, später im weiter gespannten Berufsleben nicht recht Tritt fassen zu können, was im Wesentlichen auch daher rührt, dass in den meisten Kontexten, insbesondere in institutionellen Rahmungen *sehr starre Formalitäten* gerade für eintrittswillige Nicht-Etablierte bestehen, spiegelt sich in vielschichtiger Aus- und Umformung in *internen Kämpfen* des Subjekts mit seinen unterschiedlichen Antrieben und Ansprüchen wider. Dieses Dilemma wirkt sich nicht nur auf sein Privatleben, seinen Umgang mit den Mitmenschen und seine Liebesbeziehungen aus. Es beeinträchtigt auch sein persönliches Glücksverlangen, seine intimsten Anschauungen, Neigungen, Leidenschaften und Affekte. So wird gerade der *Umgang mit sich selbst, mit der eigenen Leiblichkeit und Sinnlichkeit* zum eigentlichen Problem. Bräker versucht zumindest, diesen inneren Kampfplatz auszuleuchten. Da seine literarischen Möglichkeiten begrenzt sind, gelingt dies nur bedingt. Auf der Darstellungsebene erscheinen daher die *äußeren* Wirkmächte insgesamt betrachtet immer noch dominant.

Christina Gabriel hat gewissermaßen die radikalste Form der *Absage an ein persönliches Lebensglück* gewählt, indem sie sich ganz auf die Darstellung ihrer *Misere* konzentriert. Sie erzählt nur die erste Hälfte ihres Lebens, die letztlich durch die Verantwortungslosigkeit ihres Ehemannes in einem Scheitern auf ganzer Linie endet

und sie als mittellose, von der eigenen Familie verachtete Frau zeigt. Als alleiniger Schuldiger für ihren präsentierten Abstieg wird der Gatte angegeben. Insofern wird hier vor allem eine *Personifizierung* der behandelten Problematik vorgenommen, die nur gelegentlich erkennen lässt, dass auch in diesem Fall das *Machtgefälle zwischen Mann und Frau* in dieser gesellschaftlichen Figuration von erheblicher Relevanz ist. Angesichts der breiten Schilderung der *äußeren* Umstände dieses Scheiterns und auch aufgrund der fehlenden literarisch-darstellerischen Mittel der Autobiografin kann hier noch am wenigsten von einer *Psychologisierung* der behandelten Problematik – wie sie zumindest ansatzweise bei Bräker aufscheint – gesprochen werden. Das innere Drama Gabriels muss im Grunde genommen erst von der RezipientIn auf der Basis vornehmlich äußerer Situationsbeschreibungen erschlossen werden. Trotz ihres relativen sozialen Aufstiegs in einem der ersten anerkannten weiblichen Berufsfelder (als Hebamme) in der zweiten Lebenshälfte, der nur punktuell in anderen, archivalischen Quellen überliefert ist, bietet die Autobiografin nur das auch aus einigen bürgerlichen Ego-Dokumenten bekannte *Frauenbild der Leidtragenden*. Das Ausmaß des von ihr Erlittenen lässt es dabei freilich verständlich erscheinen, weshalb Leid im Zentrum ihrer Selbstbeschreibung steht. So wird z.B. von Momenten berichtet, in denen die Protagonistin daran gedacht habe, sich selbst und ihre Kleinen umzubringen („dem schrecklichen gedanken mir und meinen dreien kingren, das leben zu nehmen“⁴⁰³). Derartige *Suizidge-danken*, die aus einer spezifischen Form der *Ausweglosigkeit* resultieren, verbinden sie mit manchem hier behandelten männlichen Autobiografen. Gabriel, diese Autorin aus unterbürgerlichen Verhältnissen (Metzger-tochter), war außerdem wohl auch nicht geneigt, dieses quasi von oben her vertraute Muster des *Erduldens* zu durchbrechen. Dass sie dabei zudem an zeitgenössischen Konventionen orientiert war, die insbesondere das Schreiben von Frauen reglementierten, wurde schon erwähnt.

Der Schneidersohn Johann Christoph Händler gibt seinen LeserInnen ebenfalls vorwiegend über die *äußeren* Umstände seines Lebens Auskunft. Bei ihm lässt sich jedoch schemenhaft bereits von einer gewissen *Soziologisierung* der Lebensproblematik sprechen. Denn er thematisiert explizit die *Mechanismen sozialer Reproduktion* in der Ständegesellschaft, die er immer wieder am eigenen Leibe zu spüren bekam („Schuster bleibe bei deinem Leist ...“). Seine offen vorgetragene *Sozialkritik* geht weit über das hinaus, was die anderen (Aufsteiger-)Autobiografen niederzuschreiben wagen („versperren ihm Familienverhältnisse, Convenienz und der ganze Appendix, theils läppischer, theils schurkischer Gebräuche den Zutritt, denn [sic] ihm Vernunft und Billigkeit zu versprechen scheinen“). Nur Heynes geradezu klassenkämpferische Einsprengsel am Anfang seiner kurzen Selbstdarstellung lassen sich diesen Ausführungen zur Seite stellen („ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft in Mangel hatten

⁴⁰³ Gabriel 1999, S. 77.

schmachten lassen“). Gerade in der Lateinschule war Händler zu der Erkenntnis gelangt, dass die an antiken Humanitätsidealen orientierten Maximen, die ihm vermeintlich aufgeklärte Lehrer nahebringen, „nur in Büchern; nicht aber in der wirklichen Welt“ zu finden sind. Ja im Rückblick scheint ihm „seine Erziehung“ sogar „das wirksamste Mittel zu seinem Unglück gewesen“ zu sein. Denn sie habe ihm erst „den ganzen Umfang seiner drückenden Lage so deutlich“ vor Augen geführt. Das Auseinanderklaffen von abstrakt verlautbartem Universalismus eines größeren Glücks und der real fortbestehenden Privilegierung der Wenigen kann kaum eindeutiger formuliert werden als in diesem autobiografischen Text. Die *Empörung* und *Wut* des Autors über die bestehenden Verhältnisse seiner Epoche treten immer wieder offen zutage. Anders als AutorInnen, die für sich eine faktische Aufstiegsbewegung reklamieren können (wie etwa Heyne, Rudolphi und Voß), lässt der nie hochgekommene Händler insofern seinen *Affekten* noch in schriftlicher Form freien Lauf. In gewisser Hinsicht dient ihm seine Selbstbeschreibung als *Revanche* an der Ständegesellschaft und an den gebildeten Schichten, die er indirekt der Komplizenschaft mit diesem System beschuldigt, selbst wenn sie offiziell ein human-egalitäres Ethos vertreten sollten. Diese *Dichotomie von Anspruch und Wirklichkeit* des höheren Bildungswesens⁴⁰⁴ bleibt für sein ganzes weiteres Leben bestimmend. Händler hat gar keine andere Möglichkeit, als seinen gehobenen Ambitionen in einer *informellen* Weise nachzugehen. Am Studium gehindert und auf den ungeliebten Beruf seines Vaters verwiesen, versucht er in allen erdenklichen Situationen des (Berufs-)Alltags sein eigentlich für höhere Zwecke gedachtes Wissen anzubringen. Oder er sucht Zuflucht am Klavier, um den *funktionalen Zwängen* seines Daseins zumindest kurzzeitig zu entkommen. Schließlich wird er aber immer wieder zurückverwiesen auf sein handwerkliches Metier. Den Zwiespalt zwischen dem *eigenen geistig-intellektuellen Anspruch* und der *Fremdfestlegung als Mechanikus, als körperlicher Arbeiter*, wird er nie lösen können. Für ihn gibt es nur gelegentlich Momente des *Ausgleichs*, der Annäherung zwischen *zwei stark different gedachten Handlungsfeldern bzw. Lebensformen*. Zudem ist er offenbar gezwungen, derartig ausgleichende und intermediäre Momente *selbst* herzustellen. Dass er dabei nicht selten Irritation bei seinen Interaktionspartnern erzeugt, lässt sich denken. Ein mitunter gelehrt und lateinisch daherredender Schneider und Hochzeitslader war keineswegs überall willkommen.

⁴⁰⁴ Noch auf die 1810 den Studienbetrieb eröffnende Berliner Universität bezogen, die schon für einen „neuen“ Typus stehen sollte, heißt es bei Bollenbeck 1996, S. 182: „Im Namen des Allgemeinen können [...] partikulare Interessen formuliert werden. In der neuen Universität ist eine ‚Zwei-Klassen-Einteilung‘ der Lebens- und Bildungswege‘ (H. Schelsky) angelegt, denn sie gründet in der Unterscheidung zwischen einer unmittelbar religiösen Volkserziehung und einer ‚Bildung‘ durch Wissenschaft und Kunst. Mit ihr können geistige Eliteansprüche als soziale Ansprüche [vornehmlich des Bildungsbürgertums] formuliert werden. [...] So unterschiedliche Köpfe wie Fichte und Humboldt denken dualistisch, wenn sie zwischen den ‚Gebildeten‘ und dem ‚Volk‘ unterscheiden.“

Bei dem von vornherein ungleich günstiger ausgestatteten Johann Heinrich Voß, dem Sohn eines bereits sehr ambitionierten Sachwalters in adligen Diensten, lässt sich eine sehr ähnliche *Dichotomie* zwischen kindlichem Spiel, musisch-künstlerischen Betätigungen auf der einen Seite und schulischer sowie akademischer Gelehrsamkeit auf der anderen Seite ausmachen. Was in der Kindheit noch als *organische Verbindung* aus Zahlenspielen, Rhythmusgefühl und Spaß an poetischen Formen erscheint, wird in der Jugend zusehends in ein unerquickliches Pauken von Fremdsprachen und kanonisierter Literatur transformiert. Die musischen Interessen werden im institutionell-schulischen Rahmen nur noch als ebenfalls geordnete Formen der künstlerischen Abwechslung in einer sonst rein gelehrten Sphäre akzeptiert (etwa als Chorgesang). Das Individuum versucht dennoch, sich *informelle Freiräume* zu verschaffen, z.B. durch allerlei Träumereien im „Wiesengarten“ oder durch einen freundschaftlichen Umgang mit einem gleichsam als Person behandelten Musikinstrument („Ich unterhielt mich mit meinem Klavier“). Die Bildungsinstitutionen sind hier durch ein recht *einseitiges Muster von Gelehrsamkeit* gekennzeichnet. Die ihnen anvertrauten Schüler und Studenten finden kaum Möglichkeiten, ihre davon abweichenden Neigungen und Interessen zu verfolgen, es sei denn auf verdecktem und *autodidaktischem* Wege.

Der Webersohn Christian Gottlob Heyne geht gegen Ende seiner kurzen Selbstbeschreibung sogar so weit, die Einseitigkeit seiner Bildungsbestrebungen *selbstständig* zu forcieren. Er versucht geradezu seiner Leibgebundenheit zu entkommen: Während seines Studiums der Altphilologie schlief er mehr als ein halbes Jahr lang nur jeweils zwei Nächte pro Woche, um möglichst viel Zeit zum Lesen zu gewinnen. Diese *Abspaltung von der eigenen Leiblichkeit* lief letztlich auf eine erhebliche *Beeinträchtigung der Gesundheit* hinaus, sodass Heyne „nur mit Mühe genas“. Man sollte sich allerdings auch in diesem Fall nichts vormachen über die erwähnte Selbstständigkeit oder Eigenmotivation dieses beinahe medizinischen Experiments am eigenen Körper. Denn gerade der aus ganz ärmlichen Verhältnissen emporkletternde Heyne wurde von bestimmten Hoffnungen, Erwartungen und Zwängen angetrieben, die von anderen mitkonstituiert waren und die sich auf eine bestimmte *soziale Notlage* bezogen. Gänzlich ohne ökonomischen Rückhalt der Familie, war er gezwungen, seine Studien möglichst schnell und effizient durchzuführen und sie durch mancherlei Zusatzbeschäftigungen (etwa als Hofmeister) und Zuwendungen dritter zu finanzieren. Die hier schon deutlich sich abzeichnende *Mehrfachbelastung* führt einen solchen Aufstiegswilligen immer wieder in bedrohliche Situationen. Zuweilen geraten die Aufstiegsambitionierten in Zerreißproben, die sie in verschiedener Weise zu beantworten versuchen. Das *Ignorieren der eigenen Leiblichkeit* kann insofern auch als eine weitere Variante der sich insgesamt bei dieser sozialen Gruppierung abzeichnenden Tendenz zur *Ent-Leibung* betrachtet werden. Man könnte diese Tendenz auch als eine bestimmte Bildebewegung umschreiben, wie es zuvor schon einmal angedeutet wurde. Je weiter sich sozial Aufstrebende auf einen bürgerlichen und besonders auf einen gelehrt-

akademischen Lebensweg einlassen, umso mehr fühlen sie sich offenbar dazu veranlasst, sich *rigide von ihrer Leiblichkeit und Sinnlichkeit abzuspalten*. Selbst der nur über die Literatur vage an eine bürgerliche Welt angekoppelte Bräker gerät in diese *quasi-asketische Absetzbewegung* von seinen Leidenschaften. Eine *positive Lustbilanz*, um noch einmal einen wesentlichen Gedanken von Elias aufzugreifen, ist dann sogar für einen so impulsiven Mann wie Bräker nicht mehr möglich.

Die auch bei Heyne artikulierten *Selbstmordabsichten* („Verzweiflungsvoll suchte ich den Tod auf allen Wegen“) stellen gewissermaßen die radikalste Form dieser Entlebungstendenz dar. Leid, Hoffnungslosigkeit aufgrund sozialer Notlagen und Selbstzweifel gehen in solchen Krisensituationen ineinander über. Was diesbezüglich um 1800 bei Bräker, Gabriel, Händler und Heyne zu lesen ist, wird selbst um 2000 unter veränderten gesellschaftlichen Strukturbedingungen immer noch in manchen Aufstiegsgeschichten zu finden sein.

Der Fuhrmannssohn Gottlieb Hiller unternimmt immer wieder in verschiedenen Phasen seines Lebens Versuche, einen Ausgleich zwischen seinen geistig-intellektuellen Bestrebungen und seinen vielschichtigen körperlich-handwerklichen Tätigkeiten zu schaffen, etwa wenn er während seiner Geschäfte als Fuhrmann zur Verwunderung seiner Kollegen Zeitung liest oder wenn er sich bei seinen Handwerksarbeiten nebenbei im Kopfrechnen übt. Dieses *Arrangement zwischen Pflicht/Notwendigkeit und Neigung/freiwilliger Aktivität* erscheint auf seine Weise durchaus als ein erstaunliches Experiment des in vielerlei Hinsicht höchst eigenwilligen Aufsteigers. Es dient insgesamt auch zur *Identitätsbildung* des Individuums. Das zeigt sich bereits auf dem Deckblatt seiner „Selbstbiografie“, auf der sich ein Porträt des Autors befindet. Am höchsten Punkt des Rahmenovals, über dem Haar des Porträtierten, ist eine von Lorbeer umkränzte Leier, also das Sinnbild poetischen Schaffens, zu sehen. Unterhalb des Rahmens sind überdies auf der linken Seite drei künstlich gefertigte Steine (etwa in der Form heutiger Ziegelsteine) und auf der rechten Seite drei korbartige Flechtwerke dargestellt. Die Bedeutung dieser Bildelemente ist in einer Passage der Autobiografie als Antwort Hillers auf eine entsprechende Frage des kleinen Kronprinzen während einer Audienz bei „den Königl. Majestäten“ von Preußen festgehalten: „Dieß sind Lehmsteine, dieß sind Taubennester und dieß ist die Leier als Zeichen des Dichters“⁴⁰⁵. Das dem Text vorangestellte Porträt gibt also schon Auskunft über das Doppelleben des Autobiografen. Wer die hier enthaltene Symbolsprache zu deuten versteht, weiß, dass sich hinter diesem Autor quasi eine *Doppelidentität* als Handarbeiter, der sich mit der Produktion von Lehmsteinen sowie Taubennestern beschäftigt, und als Dichter verbirgt. Dass die Leier am höchsten Punkt des Bildes und die Insignien der handwerklichen Betätigung an einer unteren Position angebracht sind, lässt bereits erkennen, dass hier an ein der Semantik inhärentes hierarchisches Verhält-

⁴⁰⁵ Hiller 1805, S. 89.

nis gedacht ist. Wie selbstverständlich *erscheint das Dichtertum höher eingestuft als die Handarbeit.*

So wenig wie in dieser Bildsprache standen die verschiedenen Betätigungsfelder in Hillers Dasein gleichwertig nebeneinander. Der Protagonist sollte sein ganzes Leben lang gezwungen sein, zwischen seinen künstlerisch-geistigen Bestrebungen und seinen nicht selten körperlich sehr aufreibenden handwerklichen Arbeiten hin- und herzutreiben. In dieser *Zwitterexistenz* bleibt die *Physis* bis zum Ende der primäre Referenzpunkt, da sie die eigentliche Subsistenzsicherung gewährleisten muss und da Hillers geistig-künstlerisches Schaffen, sein Dichtertum, kaum wirkliche gesellschaftliche Anerkennung erfährt. Selbst als bei Hofe willkommener Kleinkünstler verbleibt er als eine Art *Narr* in der Position eines *Außenseiters*, zu der er allerdings gleich in mehrfacher Hinsicht prädestiniert erscheint: als aufstrebender Unterbürgerlicher, als gegen allerlei Ungerechtigkeiten von oben Aufbegehrender, als vom äußeren Erscheinungsbild und vom Verhalten her schwer einzuordnender Zeitgenosse und wohl nicht zuletzt auch als Homosexueller – ohne dass dieser letztere Aspekt explizit angesprochen oder gar erörtert würde. Wenn die Poesie auf dem beschriebenen Porträt am höchsten platziert und bewertet erscheint, so steht sie hier als Bezugspunkt des Hoffens und Strebens eines Autobiografen, der ahnt, dass seine Bemühungen in diese Richtung stets in gewissen Grenzen verbleiben werden. Er wird immer mit großem Respekt zu jenen Dichtern hinaufschauen, die wirklich auf der Leier zu spielen vermögen. Insofern hat dieses Aufstiegsprojekt die Bodenhaftung nie verloren. Die erwähnten Insignien des Handwerks markieren die *soziale* und die *körperlich-leibliche Grundierung* dieses Daseins. Im Gegensatz zu den Biografien von Heyne und Voß scheint eine Distanzierung bzw. Abtrennung von dieser Basis für Hiller kaum denkbar.

Die *Dichotomie* von Geist und Körper ist zwar auch in der Semantik seines Textes allgegenwärtig, aber sie kann in der Alltagspraxis durch eine *oszillierende Mobilität* zwischen eigentlich gegensätzlich vorgestellten Lebensformen (Dichtertum versus Handwerk) unterlaufen werden. Dass dieser an sich bemerkenswerte *Vermittlungsversuch* verschiedene negative Folgen für die psychische und körperliche Gesundheit des Protagonisten zur Folge haben würde, mag heute leicht nachvollziehbar erscheinen. Damals hat man solche Zusammenhänge noch kaum thematisiert. Hiller deutet allerdings bereits ausdrücklich auf *psychosomatische Auswirkungen* seiner Doppexistenz hin. Über seine harte Arbeit als Lehmsteinproduzent nachsinnend, heißt es einmal:

„Ich sahe das große Elend ein, welches mich bei der Fortsetzung dieses Geschäfts, in Zukunft überfallen würde. Erstlich trug es nicht so viel ein, als Ehrenmann leben zu können, und zweitens zerrüttete es die Gesundheit, weil vermöge meiner körperlichen Größe, das Bücken mir sehr sauer wurde, und mir zugleich das Geblüte nach dem Kopfe stieg. Ich überdachte das Schreckliche meiner Lage, und fühlte in mir, daß ich eines bessern Looses werth sey [...].“⁴⁰⁶

⁴⁰⁶ Hiller 1805, S. 118.

In dem angesprochenen *Sauer-Werden* und dem Schrecklichen seiner Lage klingt bereits an, dass die Rücken- und Kopfschmerzen nicht nur durch die schwere körperliche Arbeit bedingt sind, sondern ihrerseits zu einem Gefühl der eigenen sozialen Zurücksetzung und zu Unzufriedenheit führen. Eine derart *direkte Verbindungslinie zwischen der sozial-beruflichen Situation und dem körperlich-gesundheitlichen Zustand eines Individuums*⁴⁰⁷ findet sich in Aufsteigerautobiografien dieses Zeitabschnitts nur noch bei Heyne („von Kummer und Elend gedrückt, ohne frohen Genuß des kindlichen Alters und der frühen Jugend, war ich von sehr kleinem Wuchs geblieben“). Bei Hiller ist „das Schreckliche meiner Lage“ zudem ausdrücklich als *Movens des Emporkletterns* gekennzeichnet („fühlte in mir, daß ich eines bessern Looses werth sey“). Eine *Krisensituation* wird somit geradezu zu einem Ansatzpunkt verschärfter Aufstiegsbemühungen. Die Hoffnung, sein „Brod auf eine edlere und gewissere Weise zu verdienen“⁴⁰⁸, mag ihm bis ins reifere Alter erhalten geblieben sein. Als der „edlere“ Broterwerb gilt auch ihm wie selbstverständlich eine *geistig-intellektuelle Beschäftigung*.

Bei der Lehrtöchter Caroline Rudolphi verläuft eine Trennungslinie zwischen dem allenfalls *halb-legitimen Beruf als Erzieherin* und der *offiziell anerkannten Bildebene-gung als Dichterin*. Für eine Frau war es noch keineswegs selbstverständlich, dass sie sich bemüht, in eine beruflich-institutionalisierte Laufbahn einzumünden. Es gab noch kaum Berufsfelder, in denen sie sich legitimerweise ‚verwirklichen‘ konnte. So galt es zunächst einmal, derartige Entfaltungsräume für Frauen zu erschließen. Dass Rudolphi dies ausgerechnet im Bereich des Erziehungswesens in Angriff nimmt, ist natürlich kein Zufall. Wie sich noch ein Jahrhundert später bei einer anderen Aufstrebenden (Christine Holstein) zeigen wird, ist dieses ‚weiche‘ Berufsfeld weiterhin die erste Anlaufstelle weiblicher beruflicher Entfaltung. Pierre Bourdieu deutet an, weshalb soziale Mobilität sogar bis in die (heutige) Gegenwartsgesellschaft hinein gerade in pädagogischen und kulturvermittelnden Bereichen vielleicht noch am ehesten möglich ist. Für diese „in Ungewissheitszonen des sozialen Raums situierten Positionen“, etwa als „Erzieher, Kulturmanager, Kommunikationsberater“, sind „weder eindeutige Zugangs- noch Ausübungskriterien festgelegt“. „Diese wenig abgegrenzten und wenig abgesicherten, aber ‚offenen‘ und, wie es manchmal heißt, ‚zukunftsreichen‘ Stellen ermöglichen ihren Inhabern, sie nach Maßgabe der von ihnen selbst verkörperten, für ihren Habitus konstitutiven Notwendigkeit zu definieren“.⁴⁰⁹ Wenn für den Habitus einer Person in herkömmlichen Lebens- und Berufszusammenhängen keine Passung gefunden werden kann, so ließe sich vereinfacht sagen, dann bleibt ihr kaum etwas anderes übrig, als sich ein weniger etabliertes, aber dafür durchlässigeres Feld zu

⁴⁰⁷ Vgl. neuere medizinische Erkenntnisse dazu bei Streeck 1981, S. 26, der auf die „Probleme der psychosozialen Lage von Aufsteigern überhaupt“ und „Faktoren“, „die über die je individuelle krankheitsspezifische Psychodynamik hinausgingen“, verweist.

⁴⁰⁸ Hiller 1805, S. 118.

⁴⁰⁹ Bourdieu 2001b, S. 202.

suchen und/oder sich selbst einen eigenen Wirkungsbereich zu schaffen. Aus dieser Perspektive lassen sich zwischen einer künstlerisch-dichterischen und einer erzieherischen Betätigung durchaus Gemeinsamkeiten erkennen. Der pädagogische Bereich war bereits um 1800 ein in diesem Sinne *offeneres* Berufsfeld als andere institutionalisierte Bereiche. Offenheit implizierte dabei aber noch keineswegs allgemeine Anerkennung. Offiziell gesteht man/Mann Frauen lediglich in *künstlerischer* Hinsicht eine gewisse geistige Entwicklung, Horizonterweiterung und soziale Anerkennung zu. In Rudolphis Geschichte offenbart sich also eine etwas andere Variante des *Bildungsaufstiegs* als die, die bei dem Unterbürgerlichen Bräker begegnete. Rudolphi kann sich in ihrem autobiografischen Text – da sie auf die Schreibkonventionen Rücksicht nehmen muss – eigentlich nur als *Dichterin* bzw. „Sängerin“, also in einer sehr traditionellen Rolle, präsentieren. Diese Form des Künstlertums ist immerhin schon wesentlich anerkannter als beispielsweise der immer noch eher der Halbwelt zugeordnete künstlerische Beruf der Schauspielerin. Aber einerlei, in welchem Metier oder Schaffensbereich eine Frau sich versucht, einen sozialen Aufstieg darf sie, wie erwähnt, noch nicht zur Darstellung bringen. Solche Erfolgsgeschichten mit explizitem beruflichem Bezug sind Männern vorbehalten. Ob Rudolphi selbst ihre beträchtlichen Innovationsleistungen als Erzieherin als Erfolg für sich verbucht, ist eine andere Frage. So ist ihrem Text durchaus zu entnehmen, dass sie eine *professionelle Identität* – sie erkannte schon recht früh ihre „Neigung“ für den „Beruf einer Erzieherin“⁴¹⁰ – besitzt (im Gegensatz übrigens zu Christine Holstein, die sich um 1900 in diesem Berufsfeld versucht) und einen gewissen Stolz auf ihr erzieherisches Wirken empfindet. Aber eben diese Selbstbezüglichkeit weiblicher Berufstätigkeit muss sich noch in sehr engen Grenzen halten, kann jedenfalls nicht offen thematisiert werden.

Fragt man nach Rudolphis Behandlung des *Verhältnisses von Leiblichkeit und Geistigkeit*, so wird man differenzieren müssen. Denn einerseits versteht sie es bereits recht früh, die *sinnlichen Eindrücke* aus ihrer ‚natürlichen‘ Umgebung (aus ihrem Garten) unter dem *Einfluss anregender Klassikerlektüre* in ein *dichterisches Schaffen* umzusetzen. Andererseits erscheint es jedoch bei ihr (ähnlich wie bei dem ebenfalls sich als Dichter versuchenden Hiller, den allerdings, wie erwähnt, womöglich noch andere Beweggründe von einer gelebten Liebesbeziehung abhalten) praktisch unmöglich, ein *Liebesverhältnis* einzugehen. Es hat geradezu den Anschein, als ob eine solche soziale Aufwärtsbewegung kaum mehr Energien und Spielräume bereithält, um sich auch noch auf eine wirkliche Liebesbeziehung bzw. Partnerschaft einzulassen. Insofern ließe sich bei Rudolphi zwar von einer *gelungenen Vermittlung* von Sinneseindrücken und geistig-poetischem Schaffen sprechen. Um gesellschaftlich und beruflich voranzukommen, musste sie jedoch auf emotional-partnerschaftliche Verbindungen, die für andere Menschen selbstverständlich erscheinen, weitestgehend verzichten. Die Akteurin steht also hier in einem *ambi-*

⁴¹⁰ Rudolphi 1835, S. 24.

valenten Verhältnis zu sinnlich-emotionalen Komponenten: teils kann sie sie aufgreifen und zum eigenen Vorteil in ästhetische Formen transferieren (Legitimität des künstlerischen Schaffens), teils muss sie sie abblocken bzw. darf sie nicht allzu nah an sich herankommen lassen (Unvereinbarkeit von Ambition und Liebesbeziehungen). Wie schon bei Bräker kann somit auch bei Rudolphi ein *besonderer Umgang des Subjekts mit sich selbst, mit den eigenen Leidenschaften und inneren Antrieben* festgehalten werden. Eine reflexive Bearbeitung dieser Besonderheit am und im Eigenen ist auch bei ihr erforderlich. Das Gefühl, einen *Außenseiterstatus* inne zu haben, wird ihr ähnlich wie den anderen analysierten Aufstrebenden somit zeitlebens haften geblieben sein. Denn ihre besondere Flugbahn im sozialen Raum nötigt ihr gewissermaßen ein *besonderes Leibverhältnis* auf. Im Unterschied gerade zu Bräker vermochte Rudolphi in der Tat ihre *Leidenschaften* und *Affekte* so weit zu *kontrollieren*, dass ihr aus diesen keinerlei Hindernisse für ihr Fortkommen entstanden. Und der Vergleich mit dem ebenfalls dichtenden Hiller offenbart, dass Rudolphi ihr eigenes Verhalten wesentlich stärker am bürgerlichen Standard orientiert hat, als dieser es vermochte. Als Leiterin eines Erziehungsinstituts konnte sie gar nicht anders, als sich auf die Erwartungen und Haltungen ihrer überwiegend bürgerlichen Zöglingse Eltern einzulassen. Ihr Aufstiegsprojekt ist nicht zuletzt aufgrund dieser bewussten *Assimilationsbemühungen* insgesamt erfolgreich verlaufen.

Teil 2

Figuration des Phänomens *sozialer Aufstieg* um 1900

1. Die Stimme eines Zeitgenossen

In den 1870er Jahren kam es zu einer öffentlich ausgetragenen Kontroverse zwischen prominenten Wissenschaftlern über die ‚soziale Frage‘, insbesondere über die Rolle der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie. Anfang 1874 hatte Gustav Schmoller, Nationalökonom und einer der führenden sogenannten „Kathedersozialisten“ im deutschen Kaiserreich, also ein akademisch situierter Anhänger einer bürgerlichen Sozialreform, einen Vortrag über das Thema „Die soziale Frage und der preußische Staat“ gehalten.¹ Noch im selben Jahr antwortete darauf in einer aggressiven Polemik Heinrich von Treitschke, neben Mommsen und Droysen einer der bekanntesten Historiker der Zeit, der beflügelt durch die nationale Einheit von 1871 zusehends in die Rolle eines „Reichsheroldes“ hineinwuchs und sich immer wieder unverhohlen mit einer bestimmten politischen Mission zu Wort meldete. Liest man Treitschkes Texte heute, dann mag es schwer

¹ Langer 1998, S. 273ff.

fallen, sich diesen Mann noch als einen Vertreter des *liberalen* Spektrums vorzustellen. Er selbst sah sich als einen Altliberalen (seit 1871 wirkte er als Abgeordneter der Nationalliberalen), der allerdings seine Nähe zu den Konservativen im Parlament freimütig einräumte.² Treitschkes Haltung und sein Plädoyer, die Sozialisten als Reichs- und Gesellschaftsfeinde zu stigmatisieren und zugleich begrenzte Sozialreformen zugunsten der Arbeiter durchzuführen, können somit zwar nicht als repräsentativ für den vielschichtigen deutschen Liberalismus gelten, aber in ihnen spiegelt sich Wesentliches über die Politik des Staates und der liberalen Parteien in der Bismarck-Zeit wider.³ Einige Auszüge aus Treitschkes Replik auf Schmoller unter dem Titel „Der Socialismus und seine Gönner“⁴ mögen daher einen Einblick in die zeitgenössische Beschäftigung mit Fragen der sozialen Ungleichheit, des sozialen Aufstiegs und der Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterbewegung gewähren. Man würde die Tragweite dieses diskursiven Materials gewiss unterschätzen, wenn man es nur als die Auffassung eines randständigen Liberalen betrachtete. Denn abgesehen von seiner Wirkung auf eine vornehmlich bildungsbürgerliche Leserschaft als Publizist nutzte Treitschke auch „ex cathedra“ die „Möglichkeit, der begeistert lauschenden rechtsstehenden akademischen Jugend den Samen seines missionarischen Dranges [...] einzupflanzen“.⁵ Die Ausführungen dieses Historikers sind in der Tendenz überwiegend so eindeutig, dass sie kaum einer weiteren Kommentierung bedürfen. Sie sind daher im Folgenden lediglich unter Überschriften, die die thematischen Gesichtspunkte zusammenfassen, wiedergegeben und anschließend kurz bilanziert. Über die thematischen Aspekte hinaus offenbart sich in diesen Auszügen auch ein *Gestus*, der an sich schon einiges über das zeitgenössische gelehrt-(bildungs-)bürgerliche Weltbild aussagt. Da Treitschke weitgehend mit der Politik des Reichskanzlers Bismarck und später auch mit der Kaiser Wilhelms II. übereinstimmte, können seine Ausführungen zugleich als Ausdruck staatlicher Formalität gelesen werden.

Die naturbedingte und historisch unwandelbare Zweiteilung der Gesellschaft in ein Oben und ein Unten:

„Unser Geschlecht ist aber so gebrechlich und bedürftig von Natur, daß die ungeheure Mehrheit der Menschen immer und überall der Sorge um das Leben, der materiellen Arbeit ihr Dasein widmen muß. Die Millionen müssen ackern und schmieden und hobeln, damit einige Tausende forschen, malen und regieren können. Umsonst versucht der Socialismus durch leeres Wuthgeschrei diese herbe Erkenntnis aus der Welt zu schaffen; der Beweis ihrer Wahrheit liegt schon in der Thatsache, daß die Menschheit lange Jahrtausende brauchte, bis der Beruf des Staatsmannes, des Künstlers, des Gelehrten nur entstehen konnte. Keine Verbesserung der Technik kann dies Verhältnis jemals aufheben. Die Erleichterung der Produktion entlastet allerdings den Menschen von vielen mechanischen Arbeiten und stellt den Arbeiter freier. Das Scherwort des Aristoteles: ‚wenn die Weberschiff-

² Langer 1998, S. 270.

³ Langewiesche 1988, S. 189.

⁴ Heinrich von Treitschke (1874): Der Socialismus und seine Gönner, in: H. v. Tr.: Zehn Jahre Deutscher Kämpfe 1865-1874. Schriften zur Tagespolitik, Berlin, S. 458-555.

⁵ Langer 1998, S. 386.

chen von selber gehen, brauchen wir keine Slaven mehr' ist längst in Erfüllung gegangen; und wer die Dienerschaaren Ostindiens neben das bescheidene Häuflein der europäischen Diensthofen stellt, darf sich froh gestehen, um wie viel besser wir die Kraft des Menschen zu benutzen, seinen Werth zu schätzen wissen.“⁶

Die bürgerliche Gesellschaft als Klassenordnung:

„Die bürgerliche Gesellschaft eines reichen Volkes ist immer eine Aristokratie, auch unter demokratischer Staatsverwaltung. Oder, um ein sehr verhaßtes aber wahres Wort trocken auszusprechen – die Klassenherrschaft, richtiger: die Klassenordnung, ergibt sich ebenso nothwendig aus der Natur der Gesellschaft, wie der Gegensatz von Regierenden und Regierten aus der Natur des Staates. Die Socialdemokratie bekennt schon durch ihren Namen, daß sie den Unsinn will.“⁷

Verhinderte Entfaltung des individuellen Talents als tragische Ausnahme:

„Kein Zweifel, durch diese aristokratische Verfassung der Gesellschaft wird manches Talent verstümmelt. Die Natur ist ein königlicher Haushalter, sie wirthschaftet mit vollen Händen. Sie erzeugt stündlich im Thier- und Pflanzenreiche unzählbare neue Keime, die vor der Zeit untergehen; sie stattet ihre Lieblinge unter den Menschen so verschwenderisch aus, daß man dreist sagen darf: alle großen Männer der Geschichte waren größer als ihre Werke, Keiner konnte jede Gabe seines Wesens ganz entfalten. Darnach ist sicher, daß jederzeit unter den hart arbeitenden Massen einzelne groß angelegte Naturen leben, welche allein durch die sociale Ordnung verhindert werden den angeborenen Adel zu offenbaren. [...] Wenden wir uns von den tragischen Ausnahmen suchend nach dem Gesetze, so erkennen wir: das Menschengeschlecht ist darum so bedürftig geartet, die Fristung des Lebens und die Befriedigung der groben Bedürfnisse nehmen darum einen so ungeheuren Theil seiner Kräfte in Anspruch, weil immer nur eine kleine Minderheit fähig ist das Licht der Idee mit offenen Augen zu sehen, während die Masse nur den gebrochenen Strahl erträgt. [...] Wer da wähnt, die Mehrzahl der Menschen könne in dem reinen Aether des Gedankens sich bewegen und sei dennoch durch eine räthselhafte Tücke des Schicksals verdammt worden endlichen Zwecken zu leben, der verfällt einer Philosophie der Verzweiflung, welche sich selber aufhebt [...]. Auch diesmal bestätigt die Geschichte und die tägliche Erfahrung was der Denker voraussetzt. Jeder Professor weiß, daß ein beträchtlicher Theil seiner Schüler im Grunde besser gethan hätte ein schlichtes Handwerk zu lernen; und wie erschreckend groß ist noch immer die Zahl der sogenannten Gebildeten, welche trotz ihres Wissens innerlich roh bleiben. Die Gesundheit des Volkslebens verlangt eine harmonische Vertheilung der Arbeiten, dergestalt daß die rein wirthschaftlichen Berufe das ihnen gebührende Uebergewicht behaupten. Wagt eine Nation die sinnliche Bedürftigkeit unseres Geschlechts zu verkennen, mißachtet sie die hausbackene Prosa des materiellen Erwerbes, so wird sie von politischer Schmach und sittlicher Krankheit heimgesucht.“⁸

Eng begrenzte Bildsamkeit bzw. Halbbildung der Masse; Distanz zwischen geistig und körperlich Tätigen; Ehrfurcht vor der Vernunft der Geschichte:

„Regelmäßig hängt die tägliche Beschäftigung des Menschen mit dem Maße seiner Bildung zusammen. Die nationalökonomische Kritik ist so übergeistreich geworden; es thut noth, sie zuweilen an das platt Alltägliche zu erinnern. Auch der Arbeiter des Geistes, auch der Socialist des Katheders wird wohl dann und wann durch die Wechselfälle des Lebens, etwa durch einen Ortswechsel gezwungen, sich eine Weile allein mit den niederen Bedürfnissen des Daseins zu befassen. Wenn er dann zwei, drei Tage lang Bücherkisten geordnet und Frachtbriefe geschrieben hat und endlich mit dumpfem Kopfe den vollendeten Greuel betrachtet, so überkommt ihn vielleicht die Frage: wie mag es aussehen in den Köpfen dieser braven Packer, die bei den Umzugsfreuden nur meine Diener

⁶ Treitschke 1874, S. 473.

⁷ Treitschke 1874, S. 474.

⁸ Treitschke 1874, S. 475f.

waren? Und der Beruf des Möbelpackers ist noch sehr anständig, weit sauberer und feiner als viele ebenso nöthige Gewerbe. [...] wer Tag für Tag der groben Arbeit lebt, dessen Gedanken erheben sich selten über den Kreis seiner persönlichen Interessen, das wirthschaftliche Leben nimmt ihn überwiegend in Anspruch. Beweist doch die socialistische Bewegung der Gegenwart von Neuem, daß die Masse nicht durch politische Ideen, sondern durch wirthschaftliche Begehren erregt wird.“⁹

„Die beliebten anspruchsvollen Arbeitervorträge über die Spectral-Analyse, über die Reformen in Japan, über das Reich der Azteken, die oberflächlichen allseitigen Redereien eines großen Theils unserer Volkszeitschriften zerstören geradezu den Seelenfrieden des Arbeiters wie den Frieden der Gesellschaft. Alle Halbbildung ist schamlos. Sie hat die naive Scheu vor dem Hergebrachten überwunden ohne sich aufzuschwingen zu der bewußten Ehrfurcht, welche der Denkende vor der Vernunft der Geschichte hegt; sie tritt mit grinsender Frechheit an das Heilige und Große, und leider vergißt die sociale Seelenangst unserer höheren Stände nur allzu oft, daß der zuchtlosen Halbwisserei gegenüber jeder Gebildete als ein eingefleischter Aristokrat sich zeigen und ohne Umschweife sagen soll: ‚Das verstehst Du nicht!‘ Das Verständnis methodischer Wissenschaft setzt nicht nur eine formale Bildung voraus, welche den arbeitenden Klassen fehlen muß; es verlangt auch eine Freiheit und Sicherheit der sittlichen Weltanschauung, die nicht gelehrt wird, sondern erlebt sein will.“¹⁰

Innerfamiliäre und innerständische Vererbung der Lebensweise; Erblichkeit des Beamtentums; Seltenheit des sozialen Aufstiegs; Standesehre der Regierenden und der Offiziere:

„Durch die Theilung der Arbeit und die Gliederung der Gesellschaft entsteht ein erheblicher Unterschied der Sitten und Lebensansichten, welchen der Durchschnitt der Menschen nur schwer überwindet. Wie wir von den Eltern Dasein und Begabung empfangen – freilich nach Gesetzen, die uns verhüllt bleiben – so nehmen wir auch mit der Luft des väterlichen Hauses Anstandsgewohnheiten und Ehrbegriffe, bestimmte Vorstellungen von dem sittlichen Werthe der Lebensgüter in uns auf, welche dem Durchschnittsmenschen zur anderen Natur werden. Die Tüchtigkeit der regierenden Klassen der Geschichte beruht zum guten Theile auf der Vererbung der sittlichen Gesinnung. Keine regierende Klasse in Europa ist so frei und zugänglich gestaltet, wie unser deutscher Beamtenstand. Er schließt sich ab durch einen geistigen Census, der in der Regel nur von dem leidlich Bemittelten bezahlt werden kann, aber auch dem Armen nicht unerschwinglich ist; er hat jederzeit [...] Söhne der niedersten Klassen in seine höchsten Ehrenstellen emporgehoben, und wir Alle wollen, daß in Zukunft bei der Beförderung der Würdigen, wie bei der Ausstoßung der Unwürdigen die Geburt noch weniger als bisher in Betracht kommen soll. Doch die Mehrzahl der Beamten ist immer aus denselben Schichten der Gesellschaft, aus dem Adel und dem gebildeten Bürgerthum hervorgegangen; sie brachte aus dem Hause der Eltern feste Ehrbegriffe und verfeinerte Gewohnheiten mit und erfüllte die Männer aus dem Volke, welche in ihre Reihen eintraten, mit den gleichen Anschauungen. Was diese thatsächliche Erblichkeit des Beamtenthums für den deutschen Staat bedeutet, das haben wir Alle empfunden, als wir Gefahr liefen, sie zu verlieren. In der Zeit der großen Gründungen gewann es den Anschein, als wollten die Söhne der gebildeten Klassen, fortgerissen von der wilden Jagd nach Gewinn, die wenig einträgliche Laufbahn des Beamtenthums aufgeben; damals fragte sich Jedermann: wie nun, wenn jemals Männer von unfeinen geselligen Formen, von groben Ehrbegriffen unseren Staat regierten? Mit schönen Worten hat Kaiser Wilhelm soeben, in der Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere, wieder an diesen aristokratischen Geist überlieferter Standesehre erinnert. Es war die Sprache eines guten und großen Fürsten, der die sittlichen Grundlagen der bürgerlichen Gemeinschaft kennt; und so lange ‚edle Sitte und guter Ton‘ in unserem Offizierskorps waltet, wird das Heer eine Säule des deutschen Staates bleiben.“¹¹

⁹ Treitschke 1874, S. 476f.

¹⁰ Treitschke 1874, S. 478.

¹¹ Treitschke 1874, S. 478f.

Absage an Demokratie und Leistungsprinzip; die unbändige Lebenskraft starker Männer:

„Monarchische und aristokratische Staaten überragen die reine Demokratie durch ruhige Entwicklung und nachhaltige Lebenskraft. Denn sie wissen die vorhandene aristokratische Gliederung der Gesellschaft zu schonen und für den Zweck des Staates zu benutzen, während die Demokratie sie zu zerstören trachtet und daher leicht jede Stetigkeit der politischen und sittlichen Ueberlieferungen verliert und durch den wilden Kampf der Aemterjagd zuletzt das Edle dem Gemeinen unterwirft. Die historische Klassenbildung sorgt für die Lebenszwecke des Staates und der Gesellschaft weit sicherer und einfacher, als irgend ein ausgeklügeltes System der Arbeitsvertheilung. Die gemäßigten Socialisten verherrlichen die gleiche Erziehung aller Kinder und wollen dann jenen Knaben, die im Examen sich bewähren, eine höhere Bildung von Staatswegen geben. Offenbar eine Sünde wider die Natur. Denn dies System reißt den Knaben willkürlich von der Vergangenheit seines Hauses los, entfesselt einen rasenden Ehrgeiz, der jedes Rechtsgefühl zerstört, und giebt schließlich gar keine Gewähr für die Herrschaft der Besten. Den Aberglauben an die Unfehlbarkeit der Examina sollten wir den Mandarinen China's überlassen; die Lebenskraft starker Männer spottet jeder Voraussicht, auch der Weisheit socialistischer Staatsbehörden.“¹²

Partizipation an Kultur bzw. an gelehrter Bildung auf breiter Ebene sei unmöglich:

„Es ist keineswegs die Aufgabe der Gesellschaft, alle Menschen zum Genuß aller Güter der Cultur heranzuziehen. [...] Die Theilnahme Aller an allen Segnungen der Cultur ist nicht blos ein vielleicht unerreichbares Ideal, [...] sondern gar kein Ideal. Jedem das Seine' ist Menschenrecht, Jedem dasselbe' gilt im Haushalt der Thiere. Gewiß befähigt nur reiche Bildung, alle Güter der Cultur wahrhaft zu genießen; und doch ist weder denkbar noch wünschenswerth, daß alle Menschen höheren wissenschaftlichen Unterricht erhielten. Der höhere Unterricht setzt ja voraus, daß unter ihm noch eine Durchschnittsbildung bestehe. Damit die gelehrte Bildung möglich werde, müssen die Gymnasien und Universitäten gebaut und unterhalten werden, es müssen Millionen fleißiger Hände die Mittel schaffen für ihren Bestand. Und wer soll dies thun, wenn Jedermann eine geistige Ausrüstung empfängt, die ihren Träger unlustig und unfähig macht zu grober Arbeit? In solchen Worten liegt gar nichts von dem hartherzigen Fabrikantenhochmuth, der noch vor einem Menschenalter zu sagen liebte: ‚der Arbeiter darf nicht zu klug werden‘; es liegt darin lediglich die Erkenntnis, daß die Mehrheit der Menschen ein gewisses Maß der Bildung nicht überschreiten kann, ohne selber tief unglücklich zu werden und den wirthschaftlichen Bestand der Gesellschaft, den Fortschritt der Cultur zu gefährden. ‚Der Socialismus führt einfach zum Crettinismus‘, sagte Constantin Rösler sehr richtig [...]“¹³

„Aber wirkliche Muße gereicht Jedem zum Verderben, der die Sprache der Musen nicht versteht. Ein Arbeiterstand, der durch die Anstrengung weniger Stunden mit seinen socialen Pflichten sich abzufinden vermöchte, fällt dem Laster und giftiger Wühlerei anheim; er kann Gott sei Dank auf die Dauer gar nicht bestehen in dem raschen Leben dieses Jahrhunderts, dessen rastlos wachsenden Anforderungen der Staatsmann, der Soldat, der Gelehrte bei verlängerter Arbeitszeit kaum zu genügen vermag. –

Ist diese durch die Bedürftigkeit der Menschen bedingte aristokratische Gliederung der Gesellschaft wirklich grausam und ungerecht?“¹⁴

Arme und Reiche; die fröhliche Armut und die Sinneslust des einfachen Mannes:

„Der Arme wie der Vornehme darf sich das stolze Bewußtsein erobern, daß er als ein Halm dastehe in dem großen Aehrenfelde der Gesellschaft, daß er an seiner Stelle unentbehrlich sei. [...] Unsere

¹² Treitschke 1874, S. 480.

¹³ Treitschke 1874, S. 480f.

¹⁴ Treitschke 1874, S. 481f.

Alten sprachen gern von der ‚fröhlichen Armut‘. Und sicherlich giebt es lautere Tugenden, welche nur in engen Verhältnissen gedeihen und aus der Welt nicht weichen dürfen, wenn das Bild der Menschheit voll und ganz bleiben soll. Es wäre ein Verlust für die sittliche Welt, wenn jemals die ehrwürdige Erscheinung des einfachen Mannes verschwände, der mitten in Arbeit und Sorgen den Glauben fest hält, daß es nur eine vollkommene Unfreiheit auf Erden giebt – den Dienst der Lüste und die sinnliche Schätzung des Daseins.“¹⁵

Das Lebensglück der Einfältigen – der Frauen und der niederen Klassen; derbe Sinnlichkeit:

„Das wahre Glück des Lebens darf nur gesucht werden in dem was allen Menschen erreichbar und gemeinsam ist. Also nicht im Besitze wirthschaftlicher Güter oder in der politischen Macht, auch nicht in Kunst und Wissenschaft – oder sind etwa die Frauen minder glücklich als wir, sie die im Denken und Dichten niemals an uns heranreichen und doch in der sittlichen Kraft zu tragen und zu dulden jeden Mann übertreffen? – sondern in der Welt des Gemüths: in dem reinen Gewissen, in der Kraft der Liebe, die den Einfältigen über den Klugen emporhebt, und vor allem in der Macht des Glaubens. Dies Menschlichste im Menschen ist von der Gunst der äußeren Umstände bei Weitem nicht so abhängig wie die Gegenwart zu glauben pflegt. Vielmehr bewahrt grade in der bescheidenen Enge des kleinen Lebens das Gemüth eine frische, kernhafte, unmittelbare Kraft, welche den Gebildeten oft beschämt. Darum sind die niederen Klassen der Jungbrunnen der Gesellschaft. Aus den unberührten Tiefen ihrer derben Sinnlichkeit, ihres wahrhaftigen Gefühls steigen immer neue Kräfte empor in die Reihen der rascher dahinwelkenden höheren Stände.“¹⁶

Religion als Trösterin der Masse und des Aufstiegsbegierigen:

„Niemand kann die Masse des Volks so weit gebildet werden, daß sie die verwickelten Gesetze des socialen Lebens wirklich versteht, denn das leere Nachsprechen unverstandener wissenschaftlicher Sätze ist nur eine andere, schlechtere Form des blinden Buchstabenglaubens, ohne die tröstende Kraft der Religion. Und niemals kann auch die durchdachte wissenschaftliche Erkenntnis irgend einem Menschen den Segen des lebendigen Glaubens ersetzen.“¹⁷

„Sind jene theoretischen Sätze eine genügende Antwort für den armen Arbeiter, der murrend ausruft: warum bin ich, mit meinem Ehrgeiz, meiner Empfänglichkeit für die Reize des Lebens, als der Sohn eines Standes geboren, dem das Emporsteigen so schwer wird? Ueber solche Fragen führt nur eine dumpfe unfruchtbare Resignation hinweg oder – die Kraft des Glaubens, die in schweren Kämpfen des Gemüths erlebte Ueberzeugung, daß das Unbegreifliche zugleich das Allergewisseste ist, daß Gott gerecht ist und sein Rathschluß weise.“¹⁸

Ehe, Eigentum und Macht als historisch eigenwirksame Größen; Grenzen von Reformen, Demokratisierung und Weltfrieden:

„Die mit der Ehe und dem Eigenthum gegebene aristokratische Gliederung der Gesellschaft setzt allen socialen Reformplänen feste Schranken, wie die Natur des Staates den Ideen politischer Freiheit unüberschreitbare Grenzen zieht. Die fortschreitende Demokratisierung der Staaten, die wachsende Theilnahme der Volksmasse an der Staatsleitung kann den Befehl der zwingenden Obrigkeit nie beseitigen, denn das verrückte Staatsideal des äußersten Radicalismus, die Anarchie, wo Niemand regiert, hebt den Staat selber auf. Der berechtigige Drang der Gegenwart nach Sicherung des Weltfriedens kann doch den ewigen Frieden nie herbeiführen, denn der Staat ist Macht, er geht unter, wenn er auf die Bethätigung der Macht verzichtet. Ebenso kann der sociale Gleichheitsdrang

¹⁵ Treitschke 1874, S. 487.

¹⁶ Treitschke 1874, S. 487f.

¹⁷ Treitschke 1874, S. 488f.

¹⁸ Treitschke 1874, S. 489.

unserer Tage niemals das Gesetz umstoßen, daß die Gesellschaft leben muß, also die Mehrheit der Menschen den niederen Zwecken der Wirthschaft, der groben Arbeit sich zu widmen hat.“¹⁹

Die Schöpfer der nationalen Einheit:

„Unsere Einheit ward gegründet durch die Krone Preußens und ihr Heer, sie ward vollendet durch die politische Arbeit der gebildeten Klassen, durch die angeblich reactionäre ‚Bourgeoisie‘.“²⁰

Fürsprache für einen festen Arbeitslohn im Gegensatz zu einer Beteiligung am Unternehmensgewinn oder sonstigen Lohnsystemen; Seltenheit sozialer Aufstiegsbewegungen:

„Die härteste und wirksamste Anklage gegen das Lohnsystem stützt sich auf die traurige Erfahrung, daß der Arbeiter nur selten vermag aus den Reihen seines Standes emporzukommen. Auch der reichlich gelohnte Arbeiter kann nur bei außerordentlichem Glücke selber ein Unternehmer werden; dieser hoffnungslose Zustand drückt die Gemüther schwerer als die Armuth. Aber der Vorwurf trifft nicht das Lohnsystem, sondern das unwandelbare Wesen der Gesellschaft. Noch in allen großen Culturvölkern war das Aufsteigen aus den niedersten Schichten schwierig; es wirkt hier wieder jene heilsame Kargheit der Natur, welche dem Menschengeschlechte die Befriedigung seiner groben Bedürfnisse sichert. Der moderne Staat hat die rechtlichen Hindernisse des socialen Aufsteigens völlig beseitigt, er stattet die Arbeiterklassen mit jener Elementarbildung aus, die für den modernen Menschen ebenso unentbehrlich ist wie die Waffentüchtigkeit für den Menschen des Mittelalters. Daß damit Großes geleistet ist, lehrt der Augenschein. Nur darf man nicht, nach der Unart des Socialismus, die kindliche Frage stellen: wie Viele aus den ärmsten Klassen sind in die Reihen der Reichsten, der großen Capitalisten eingetreten? Man muß vielmehr den historischen Zusammenhang der Generationen beachten und fragen: wie viele Arbeiter haben ihre Kinder in die Kreise des Mittelstandes emporgebracht? Fragt man also, dann erscheint die Lage des Arbeiterstandes keineswegs ganz aussichtslos.“²¹

Gerade dieser letzte Auszug zeigt, dass Treitschke sich in seinen Ausführungen in unfreiwillig komischer Weise immer wieder im Kreise bewegt. Wie alles für ihn nach natürlichen bzw. historischen Gesetzen verläuft, die meist kaum wandelbar erscheinen, so verhält es sich auch bei den Mechanismen sozialer Aufstiegsprozesse. Das Argumentationsmuster bleibt beinahe unverändert *zirkulär*: Weil das soziale „Aufsteigen aus den niedersten Schichten“ so „schwierig“ ist, kann der Arbeiter „nur selten“ emporkommen – weil er so genussfixiert und ungebildet ist, kann er an der gehobenen kulturellen Praxis nicht teilhaben und somit auch nicht aufsteigen. Treitschke versucht gar nicht erst, aus dieser *hermetischen* Konstruktion herauszuspringen. Die „Kargheit der Natur“ wird kurzerhand als „heilsame“ Einrichtung definiert. Sie dient als religiös-historisch verbrämte Legitimation für die unwandelbare aristokratische Gesellschaftsordnung. Zudem erscheint die bürgerliche Gesellschaft als Kulturgesellschaft *gegründet gerade auf der sozialen Ungleichheit*. „In Treitschkes geschichtsphilosophischen Spekulationen erhielt ein geschichtsgläubiges Bürgertum bescheinigt, die Krone der Schöpfung zu bilden, Ergebnis eines langen historischen Prozesses, nur noch in Maßen verbesserbar.“²² Das

¹⁹ Treitschke 1874, S. 491.

²⁰ Treitschke 1874, S. 511.

²¹ Treitschke 1874, S. 535.

²² Langewiesche 1988, S. 188f.

Äußerste einer Beteiligung des einfachen Mannes bzw. der Masse an den sozialen, politischen und kulturellen Errungenschaften der deutschen Nation stellt gewissermaßen die *formale* Chancengleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz dar („Der moderne Staat hat die rechtlichen Hindernisse des socialen Aufsteigens völlig beseitigt“). Dass sich trotz dieser gesetzlichen Rahmung an den ungleichen Chancenstrukturen im Alltag der Gesellschaft des Kaiserreichs kaum etwas ändert, schert Treitschke nicht. Emanzipations- und Partizipationsbestrebungen eines größeren Teils der Bevölkerung sind in seinem Modell nicht vorgesehen, werden vielmehr als nationale Gefahren eingestuft. Trotz dieser *elitär-geistesaristokratischen Grundhaltung*, die sich stets auf ein antikes Vorbild zurück bezieht (Aristoteles; „Unsere Alten sprachen ...“), gesteht Treitschke mitunter auch Mängel seines Modells ein („Kein Zweifel, durch diese aristokratische Verfassung der Gesellschaft wird manches Talent verstümmelt“). Da es ihm aber nicht auf das individuelle Schicksal ankommt, es sei denn, es handelt sich um eine „große Persönlichkeit“ (z.B. Goethe), ist das Scheitern eines unerkannten Talents für ihn nicht von Bedeutung („Die Natur ist ein königlicher Haushalter“). Gerechtigkeit dem Einzelnen gegenüber liegt gewissermaßen nicht im Plan der Natur resp. der Geschichte. Vieles in der Natur sei für den Menschen sowieso nicht einsehbar: „Wie wir von den Eltern Dasein und Begabung empfangen – freilich nach Gesetzen, die uns verhüllt bleiben“. Bestimmte Einrichtungen seien historisch entstanden und als solche unantastbar, wenn der Staat ökonomischen und politischen Bestand haben soll: Ehe, Geschlechtsrollenverteilung, Religion, Eigentum, kapitalistische Wirtschaftsordnung, Gelehrtenstand, Militär, Beamtentum und die „Klassenordnung“ insgesamt. Treitschke spielt zwar explizit auf eine funktional differenzierte Gesellschaft an („die Theilung der Arbeit“), in der jeder einen angemessenen Posten bekleiden soll, aber meistens arbeitet er mit *Oppositionspaaren* („der Gegensatz von Regierenden und Regierten“). Dabei bevorzugt er die Gegenüberstellung des *Gelehrten* und der *Arbeiter*. Letztere werden beinahe vollständig auf ihre *Körperlichkeit* und *Begierden* („den unberührten Tiefen ihrer derben Sinnlichkeit“) resp. ihre *körperliche Arbeitskraft* reduziert. Und wenn „die niederen Klassen“ als „der Jungbrunnen der Gesellschaft“ bezeichnet werden, dann klingt dies nicht nur komisch-altväterlich, sondern vor allem gönnerhaft-herablassend. Dass in diesem Text eines Bildungsbürgers der Kaiserzeit auch ein gewisser Untertanengeist, Antisemitismus²³ und Biologismus resp. Sozialdarwinismus²⁴, ja sogar schon deutliche Vorzeichen späterer imperialistischer Bestrebungen des Reiches und eine Gläubigkeit an führende Persönlichkeiten („die entscheidende Frage: wie es denn zu-

²³ Treitschke 1874, S.525.

²⁴ Dazu Treitschke 1874, S. 525 u. 492: „Wichtiger ist uns die trostreiche Thatsache, daß Begabung und Neigung den modernen Geldadel sehr wenig befähigen zur Leitung der Staaten. Das scheint im Blute zu liegen.“ „Es ist damit aber keineswegs gesagt, [...] daß die selbstischen Interessen der einzelnen Menschen durch eine natürliche Harmonie mit einander verbunden seien. Vielmehr besteht ein natürlicher Kampf zwischen der Selbstsucht der Menschen.“

geht, daß zur rechten Zeit immer der rechte Mann erscheint?²⁵) anklingen, sei hier nur ergänzend angemerkt.

2. Eine moderne figurationssoziologische Einordnung

In Anbetracht des geistesaristokratischen Weltbildes Treitschkes, in dem eine scharfe Trennlinie zwischen der kleinen gelehrten, künstlerischen und militärisch-adligen Elite auf der einen Seite und der großen Menge der körperlich Arbeitenden auf der anderen Seite gezogen wird, bedarf es eines Erklärungsansatzes dafür, wieso sich dieses dichotomische Schema von Gesellschaft in (bildungs-)bürgerlichen Kreisen im Deutschland des 19. – und sogar noch des 20. – Jahrhunderts so lange erhalten konnte. Es wird sich nämlich bei der Analyse der autobiografischen Texte aus der Zeit um 1900 zeigen, dass diese dichotomische Konstruktion auch eine zentrale Bearbeitungskategorie der aufstiegswilligen ProtagonistInnen darstellt. Sie beziehen sich immer wieder implizit und explizit auf dieses Schema, da es – keineswegs auf die Theorieebene beschränkt – als immanenter Bestandteil ihres Alltags ihre biografischen Erfahrungen in entscheidender Weise mitstrukturiert. Für manche von ihnen gilt es, die Starrheit dieser Konstruktion anzufechten oder sie in der einen oder anderen Weise aufzulösen, um Freiräume für eigene Wege zu schaffen. Andere haben die Konstruktion aber schon so früh internalisiert, dass sie für sie wie eine Art Naturgesetz bis ins reife Alter bestehen bleibt, zumal wenn es ihnen gelingt, in ihrer Aufwärtsbewegung wirklich in eine gesellschaftliche ‚Eliteposition‘ emporzusteigen.

Wie Elias erläutert, liegt es im Trend des Zivilisationsprozesses, dass mit zunehmender gesellschaftlicher Arbeitsteilung ein immer weiter reichendes Interdependenzgeflecht von Menschen entsteht. Dies bindet auch die unteren, mittleren und oberen Schichten stärker aneinander. Insbesondere im psychischen Haushalt bzw. im Verhaltenshaushalt der unteren und aufsteigenden Schichten kommt es zu erheblichen Modifikationen in Richtung einer *größeren Selbstregulierung* und *Rationalisierung*.

„Was der abendländischen Entwicklung ihr besonderes Gepräge gibt, ist die Tatsache, daß in ihrem Verlauf die Abhängigkeit aller von allen gleichmäßiger wird. In steigendem Maße hängt das höchst differenzierte, höchst arbeitsteilige Getriebe [...] davon ab, daß auch die unteren, agrarischen und städtischen Schichten ihr Verhalten und ihre Tätigkeit aus der Einsicht in langfristige und fernerliegende Verflechtungen regeln. [...] Der arbeitsteilige Apparat wird so empfindlich und kompliziert, Störungen an jeder Stelle der fließenden Bänder, die durch ihn hingehen, bedrohen so sehr das Ganze, daß die leitenden, die eigentlich verfügenden Schichten, im Druck der eigenen Ausscheidungskämpfe zu immer größerer Rücksicht auf die breiten Massenschichten genötigt sind. Aber wie deren Funktionen im Zuge dieser Veränderung zentraler werden, so erfordern und ermöglichen sie

²⁵ Treitschke 1874, S. 489.

gleichzeitig auch zu ihrer Bewältigung eine größere Langsicht. Sie gewöhnen, meist unter einem starken gesellschaftlichen Druck, schrittweise an eine Zurückhaltung der augenblicklichen Affekte, an eine Disziplinierung des Gesamtverhaltens aus einer weiterreichenden Einsicht in die Verflechtungen des Ganzen, in dem sie arbeiten, und in ihre Aufgabe, ihre Lage darin. Damit wird also auch das Verhalten derer, die ehemals Unterschichten waren, mehr und mehr in eine Richtung gedrängt, die sich zunächst auf die abendländischen Oberschichten beschränkte. Es wächst im Verhältnis zu diesen ihre gesellschaftliche Stärke; aber es wächst auch das Training zur Langsicht, wer immer es zunächst leiten, wer immer dieser Langsicht die Denkmodelle geben mag; auch auf sie wirkt mehr und mehr jene Art von Fremdwängen, die sich im Individuum zu Selbstwängen umformt [...].²⁶ „So breiten sich vom 19. Jahrhundert ab diese zivilisierten Verhaltensformen über die aufdrängenden, unteren Schichten [...] aus [...].“²⁷

Nach Elias „durchdringen sich Verhaltensweisen der jeweils oberen und der aufsteigenden, unteren Schichten und Verbände“²⁸ infolge der wachsenden funktionalen Differenzierung also gerade im 19. Jahrhundert immer mehr. Die funktionale Verflechtung innerhalb der Arbeitswelt führt zu einer *größeren wechselseitigen Abhängigkeit der verschiedenen Schichten voneinander*, sodass sie sich mehr oder weniger zwangsläufig aufeinander zu bewegen. In unterschiedlichen Ausprägungen sieht Elias diesen Prozess in allen westlichen industrialisierten Staaten ablaufen, allerdings mit teils erheblichen graduellen Differenzen. Im Unterschied zu England und Frankreich etwa hebt Elias gerade für Deutschland eine spezifische Entwicklung hervor. Im 18. Jahrhundert war auch im deutsch-preußischen Bürgertum noch ein stark *egalitär-humanes* Wertesystem erkennbar:

„Wie im Kanon anderer aufsteigender Gruppen, so standen auch in dem des aufsteigenden deutschen Bürgertums Ideale der Gleichheit und Humanität im Mittelpunkt – ‚Seid umschlungen Millionen‘, dichtete Schiller, und Beethoven nahm es auf –, während in dem höfisch-aristokratischen Kanon zumindest implizit die Vorstellung von der Ungleichheit der Menschen verankert lag. Entsprechend hatte auch der Kulturbegriff, der in dieser Zeit gleichsam zum Symbol des bürgerlichen Selbstbewusstseins und Eigenwertes wurde, einen stark humanitären und sittlichen Einschlag, wobei das Muster der Sittlichkeit, das er verkörperte, obgleich es von seinen Trägern als das für Menschen aller Zeiten und Räume gültige Muster verstanden wurde, de facto die begrenzte, schichtspezifische Moralität dieser bürgerlichen Kreise widerspiegelte.“²⁹

Eine entscheidende Veränderung sei dann jedoch im 19. Jahrhundert zu verzeichnen:

„Die veränderte Rolle des Kulturbegriffs und dessen, worauf er sich bezieht, in den bürgerlichen Spitzenschichten Deutschlands nach 1871, verglichen mit seiner Rolle in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, verdeutlicht im kleinen mit aller Schärfe den großen Gestaltwandel des deutschen Bürgertums in dieser Periode. Gewiß gab es auch nach 1871 Teile des deutschen Bürgertums, die sich weiterhin durch den Kulturbegriff legitimierten und in deren Verhaltens- und Empfindenskanon nach wie vor humanitäre Ideale und Probleme der Moral einen zentralen Platz einnahmen. Aber weite bürgerliche Kreise, eben jene, die in die satisfaktionsfähige Gesellschaft integriert worden waren oder Anschluß an sie suchten, machten sich den Ehrenkanon der Oberschichten zu eigen. Und in der Rangordnung der Werte, die dieser Kanon besonders in seiner preußisch-deutschen

²⁶ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 351f.

²⁷ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 431.

²⁸ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 431f.

²⁹ Elias, Studien, 1998, S. 152.

Fassung repräsentierte, wurden kulturelle Leistungen und alles das, was die Vertreter des deutschen Bürgertums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hochgehalten hatten, also auch Humanität und eine generalisierte Moral, niedriger eingestuft, wenn nicht geradezu negativ bewertet. Die musischen Interessen der höfisch-aristokratischen Gesellschaft selbst waren gering, und das gleiche gilt von den modellsetzenden Offizierskreisen des kaiserlichen Deutschland. Daß in diesen Kreisen die Tradition des kriegerischen Ehrenkanons und nicht die des bürgerlichen Kultur- und Moralkanons weitergetragen wurde, versteht sich von selbst. Ebenso selbstverständlich ist auch, daß sie an ein Herkommen der hierarchischen Ungleichheit von Menschen, der bedingungslosen Über- und Unterordnung gebunden waren.³⁰

„Probleme der Humanität, der Identifizierung von Mensch zu Mensch waren aus dem Gesichtskreis verschwunden, und im großen und ganzen wurden diese früheren Ideale als Schwäche sozial niedrigerstehender Schichten negativ bewertet.“³¹

In großen Teilen des deutschen Bürgertums hatte sich ein *Wertewandel* vollzogen. Humanitäre Ideale, in denen im 18. Jahrhundert zumindest eine universalistische Attitüde wahrzunehmen war, wurden nunmehr stark zurückgedrängt. Mit dem Sieg über Frankreich und der nationalen Einheit von 1871, Erfolge, die einer militärischen und adligen Elite zuerkannt wurden, war es innerhalb der bürgerlichen Kreise wie in der gesamten Gesellschaft des Kaiserreiches zu einer atmosphärischen Verschiebung gekommen. Bei Treitschke kommt dies mitunter explizit zum Ausdruck („Unsere Einheit ward gegründet durch die Krone Preußens und ihr Heer“). Die Rückkehr zu einem „kriegerischen Ehrenkanon“, eine Art Rechtsruck³², schwächt alle denkbaren liberal-demokratischen und parlamentarischen Elemente innerhalb der Gesellschaft.³³ Impulse, die auf eine kommunikative, emanzipatorische oder egalitäre Richtung zielen, sehen sich einem *gestärkten autoritär-hierarchischen Machtgefüge* gegenüberstehen. Im Alltag sollte sich diese Verschiebung nicht nur in einer gesamtgesellschaftlichen Orientierung an soldatisch-kriegerischen Leitbildern (das von einigen Aufsteigerautobiografen behandelte studentische Korporationswesen ist hierfür ein aufschlussreicher Indikator), sondern sehr bald auch in ganz konkreten Repressionen von staatlicher Seite her ausdrücken – erinnert sei dazu nur an das sogenannte Sozialistengesetz von 1878. Die sowieso kaum modifizierte ständische Struktur in Deutschland erhält somit eine neuerliche Legitimation. Die Entfaltungsmöglichkeiten z.B. für Angehörige der Arbeiterklasse, wie den im Folgenden zu behandelnden Landarbeiter Franz Rehbein, erscheinen infolge dieser Entwicklung eher eingeschränkter. Um einen eigenen Weg zu gehen, müssen Unterbürgerliche und Aufsteigende sich nun mit einer sich gefestigt wählenden, formativen Macht auseinandersetzen, was sich in allen Lebensbereichen manifestiert. Treitschke hat die besonderen Bedingungen in „Deutschland und vornehmlich sein[em] Osten“ übrigens durchaus schon benannt:

³⁰ Elias, Studien, 1998, S. 152f.

³¹ Elias, Studien, 1998, S. 153.

³² Wie Bollenbeck 1996, S. 233, erläutert, hat „sich die Universalsemantik des deutschen Bürgertums nach ‚rechts hin‘ verändert“.

³³ Zur Abwendung der „deutschen Ideologie“ von den sogenannten „westlichen Werten“, von der „Krämermentalität britischer und französischer Politiker“ siehe auch Gay 1970, S. 100-104.

„England und Frankreich, Holland und die Schweiz, ja, wenn man die Sitten des Südens bedenkt, sogar Ober- und Mittel-Italien sind uns in dem Behagen des täglichen Lebens, in den Künsten des Comforts, entschieden überlegen.“³⁴

Selbst wenn Treitschke hier vor allem das „Behagen“ einer bürgerlichen Lebensführung meinen sollte, so entgeht ihm doch immerhin nicht die Rückständigkeit bzw. Rückschrittlichkeit in Deutschland insgesamt („Unser Verkehr schleppt noch eine Menge geiziger Kleinkrämergewohnheiten mit“). Ein nächster Schritt wäre ein genauere Blick auf die Lebensverhältnisse der „Masse“ gewesen. Aber zu einer „Identifizierung von Mensch zu Mensch“, wie es bei Elias heißt, konnte es in der bildungsaristokratischen Sphäre eines solchen Gelehrten wohl schon nicht mehr kommen.³⁵ Nur in Ausnahmefällen, etwa wenn er zu einem Wohnungsumzug gezwungen war, konnte sich Treitschke einmal einige Gedanken über den körperlich Arbeitenden („wer Tag für Tag der groben Arbeit lebt“) machen. Wie er dann über den „braven Packer“ sinniert, ist nicht nur peinlich. Es offenbart eine unüberwindliche Kluft zwischen dem sich als Geistmenschen Dünkenden und den kurzerhand auf den Körper reduzierten anderen.

3. Die Themen *sozialer Aufstieg* und *Leiblichkeit* im Spiegel verschiedener Autobiografien

Gegenüber dem 18. Jahrhundert hat sich die Bandbreite der Aufsteigergeschichten um 1900 erheblich erweitert. Wie die Gesellschaft als Ganzes haben sich auch die autobiografischen Darstellungsformen und die behandelten Mobilitätsprozesse ausdifferenziert. Lassen sich für den vorausgehenden Epochenabschnitt soziale Aufstiegsbewegungen noch im Wesentlichen unter der unabdingbaren Hilfestellung individueller Förderer/Gönner/Mäzene rubrizieren, so sind nun auch andere Mechanismen des Fortkommens zu registrieren. Wichtig wird z.B. eine politische Emanzipationsbewegung wie die sozialdemokratische Partei, also eine Organisationsform, die die Interessen eines spezifischen Bevölkerungsteils vertritt und in der diese Menschen sich zusammenfinden können, eine Organisation, durch deren Einwirken auf die Gesellschaft sich dem Einzelnen neue Chancen eröffnen können. Im Folgenden wird ein solcher Fall, die Geschichte des Landarbeiters Franz Rehbein, zusammen mit einem in mancher Hinsicht konträren Fall, einer weiblichen Lebensgeschichte aus einem eher bürgerlichen Milieu, im Zentrum der Analyse stehen. Dem werden einige kürzere Fallanalysen vorausgehen, die das Spektrum der überlieferten Aufstiegsbewegungen unter spezifischen Gesichtspunkten veranschaulichen sollen. Auf der Darstellungsebene dieser Autobiografien kommt

³⁴ Treitschke 1874, S. 523.

³⁵ Zur gerade für deutsche Verhältnisse typischen großen Distanz der Universitätsprofessoren, der ‚Mandarine‘, zur breiten Bevölkerung vgl. Habermas 2003.

es ebenfalls zu einer Erweiterung der Möglichkeiten, die selbst um 2000 nicht mehr erreicht wird.³⁶ Aufsteigergeschichten haben um 1900 einen solchen Grad an Legitimität erlangt, dass AutorInnen beiderlei Geschlechts wie auch VertreterInnen relativ verschiedener sozialer Herkunftsschichten (aus dem ländlichen Bedientenstand, ländlichen Kleinhandwerk, städtischen Kleinbürgertum etc.) ihre Autobiografien der Öffentlichkeit präsentieren können.

Hermann Sudermann

Auf den autobiografischen Text „Das Bilderbuch meiner Jugend“³⁷ des seinerzeit berühmten Schriftstellers Hermann Sudermann (1857-1928) sei hier vorwiegend unter darstellerisch-stilistischen Gesichtspunkten eingegangen. Denn vom Ablauf der Aufstiegsbewegung her lässt sich dieser Fall einem Typus vertikaler Mobilität zuordnen, der in anderen Autobiografien anschaulicher beschrieben ist.³⁸ In der Zeit zwischen 1890 und 1920 war Sudermann einer der meist gespielten Bühnenaufsteller und auch seine Romane gehörten zu den populärsten Werken des wilhelminischen Deutschland. Seine autobiografische (Jugend-)Erzählung, die 1922 erstmals publiziert wurde, fiel hingegen in eine Zeit, in der bereits andere literarische Größen mit neuen Darstellungsmitteln den Ton angaben (Brecht, Troller, Joyce etc.).

Sudermanns biografischer Weg als solcher bleibt auch im Rückblick allemal bemerkenswert, denn ihm gelang der Aufstieg „aus der Hoffnungslosigkeit einer kleinbürgerlichen Existenz am Rande des Deutschen Reiches auf die Höhe des Ruhms“³⁹. Dem Sohn eines sich meist in prekärer Lage befindlichen Braumeisters mit einer kleinen Pachtung in Litauen gelang nach einer vorzeitig abgebrochenen Apothekerlehre eines Tages der Sprung ins Universitätsstudium, zum „politischen“ Journalismus (wobei er partiell als direkter Beobachter des Geschehens im Reichstag in Berlin einen ausgeprägten „Haß“ auf den geradezu allmächtig erscheinenden Bismarck entwickelte)⁴⁰ und letztlich ins Künstlertum. Das eigentlich Interessante ist angesichts dieser Karriere allerdings, dass Sudermann in seinem autobiografischen Text keineswegs eine Erfolgsgeschichte erzählt. Im Gegensatz zu Gabriel und Rudolphi um 1800, für die es, wie erwähnt, insbesondere aufgrund der zeitgenössischen Geschlechterkonstruktion nicht statthaft war, einen erfolg-

³⁶ Um 2000 nimmt das Thema des individuellen sozialen Aufstiegs auf dem Markt des autobiografischen Schrifttums nur noch eine untergeordnete Position ein. Andere thematische Fokussierungen treten dafür in den Vordergrund (z.B. bestimmte sexuelle Dispositionen, körperlich-gesundheitliche Einschränkungen, sportliche Karrieren etc.).

³⁷ Sudermann, Hermann (1990): *Das Bilderbuch meiner Jugend*, Frankfurt a.M./Berlin.

³⁸ Dazu die anschließende Fallanalyse.

³⁹ Osterkamp 1990, S. 385.

⁴⁰ Sudermann 1990, S. 362 u. 365.

reichen Aufstieg zur Darstellung zu bringen, hätte Sudermann in seiner Zeit keine konventionsbedingten Beschränkungen dieser Art beachten müssen. Dass er im Alter von Mitte Sechzig keine Erfolgsgeschichte, sondern eine höchst ambivalente autobiografische Darstellung vorlegt, hängt vielmehr – wie die literaturwissenschaftliche Forschung herausgearbeitet hat – mit seinen aktuellen Ängsten der Schreibgegenwart zusammen: „Die Gegenwart droht dem Autor [...] seinen erworbenen Besitz zu rauben und ihn damit in seine eigene Vergangenheit zurückzuwerfen. Weil die Furcht vor der Not untrennbar ist von der Furcht vor der eigenen Jugend, ja die eine sich in der anderen verbirgt, erscheinen die Ängste der Jugend in einer Situation politischer Unsicherheit mit besonderer Kraft.“⁴¹ Die allgemeine materielle und politische Unsicherheit sowie die sozialen Kämpfe der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg lassen auch einen Mann wie Sudermann, der seinen literarischen Ruhm bereits vergangen weiß, zurückfallen in eine neuerliche existenzielle Furcht. „Das Lastende der Gegenwart weckt immer wieder die Erinnerung an seine harte Jugend.“⁴² Nach etwa drei Jahrzehnten des Erfolges sah Sudermann seine Felle nun davonschwimmen. Er befürchtete, im Alter schon wieder in jene Misere abzugleiten, aus der er sich einst so mühsam emporgearbeitet hatte. Zugleich schrieb hier aber auch der lange Zeit Erfolgsverwöhnte über den Erfolglosen und Unerkannten, als der er sich vor seiner Schriftstellerexistenz gesehen hatte. So mündet seine Selbstbeschreibung eben nicht ins Glück, sondern in die „Zerspaltenheit“, die gleichsam zu deren „Darstellungsprinzip“ wird.⁴³ Zu den *zahlreichen Brüchen* innerhalb der Jugendphase selbst, dem ständigen Auf und Ab zwischen Gelingen und Misserfolg, kommt also noch eine weiter reichende *Spaltung* zwischen dem unbekanntem Jüngling und dem prominenten Autor hinzu. Dennoch kam Sudermann offenbar nicht umhin, sich der literarischen Bearbeitung dieser Jugend zu stellen. „Das Verfassen der Autobiografie wird [...] zum Bewältigungsprozeß.“⁴⁴

In einem Brief von 1920 gibt er Auskunft über die Zwangsvorstellung seiner bedrückenden Jugend, die in die Realität des reifen Mannes hineinwirkt. Hier zeigt sich auch, dass er mit diesem autobiografischen Text ringt, sich zuweilen von seiner Bearbeitung zurückziehen muss, sich mitunter *bestimmter Stilmittel* bedient, um ihn überhaupt fortschreiben zu können:

„Meine ‚Erinnerungen‘ habe ich beiseite geworfen, weil sie begannen, mein Denken und Fühlen ganz und gar in Anspruch zu nehmen, und zwar in einer mich schwer niederdrückenden Weise. Die Kleinbürgermisere, aus der ich stamme und der ich letzten Endes die Verdüsterung meines ganzen Daseins zu verdanken habe, legte sich von Tag zu Tag lähmender auf mein Gemüt – ich war mir zudem nicht klar, ob ich mich vollkommen richtig zeichnete und ob ich dem Instrument nicht von

⁴¹ Osterkamp 1990, S. 400f.

⁴² Osterkamp 1990, S. 400.

⁴³ Osterkamp 1990, S. 392.

⁴⁴ Osterkamp 1990, S. 393.

vorneherein eine falsche Klangfarbe gäbe. Nur mit Humor kann man diesem Jammer beikommen, und den vermochte ich nicht aufzubringen.“⁴⁵

Wie ein Alpdruck lastet die Vergangenheit noch auf dem Autobiografen. Er versucht jedoch, eine Distanz zum Vergangenen herbeizuzwingen. Von der Forschung ist zu Recht darauf hingewiesen worden, dass dies insgesamt zu einer paradoxen Lösung geführt hat: „Sich selbst und den ‚Jammer‘ der ‚Kleinbürgermisere‘ will er ‚vollkommen richtig‘ zeichnen und bedient sich dabei der Mittel des Humors. Paradox ist dies deshalb, weil der Humor mit der Existenz des Elends versöhnt: Der ‚vollkommen richtig‘ gezeichnete Jammer lässt humorvolle Darstellung nicht zu; der humorvoll gezeichnete Jammer ist kein Jammer mehr. Gleichwohl liegt nirgends die Intention, mit der Misere zu versöhnen, [...] zugrunde. Im Gegenteil: Die Absicht, den Jammer wahr zu zeichnen, ist überall klar erkennbar. [...] Gerade weil aber seine Vergangenheit ihm noch so nahe ist und unbewältigt auf ihm lastet, distanziert er sich von ihr mit den Mitteln der Sprache. Er dichtet gleichsam seine Sprache gegen das Leid ab, um sich selbst gegen die Einbrüche des nur mühsam eingedämmten Elends zu wappnen, als das seine Vergangenheit ihm droht. [...] Der Humor [...] will deshalb nicht vergolden, sondern er soll denjenigen, der sich seiner bedient, schützen. Es ist ein verzweifelter Humor.“⁴⁶

Die erwähnte *Ambivalenz* dieses autobiografischen Textes hat also einen vielschichtigen Hintergrund, der hier nur in seinen wesentlichen Aspekten angedeutet werden konnte. Hinter dem an der Oberfläche so humorvoll-heiteren Bericht dieses Lebens, in dem sich Erfolg und Scheitern fortwährend abwechseln, verbergen sich *nicht bewältigte Ängste* und zerstörte Hoffnungen der Jugend. Die insgesamt zutiefst widersprüchliche und disparate Struktur,⁴⁷ die diese Autobiografie deutlich von den nachfolgenden untersuchten Texten unterscheidet, wird somit erklärbar. Selbstverständlich verfügte der Schriftsteller Sudermann zudem über literarische Mittel und Erfahrungen, die weit über das hinausgingen, was die anderen behandelten AutobiografInnen dieser Sozialgruppe aufzubieten hatten. Aber auch ein Autor wie Rehbein, der sich ebenfalls bis zu einer journalistischen Betätigung heraufgearbeitet hatte, bediente sich – wie sich noch zeigen wird – aus teils vergleichbaren Gründen heraus dem Stilmittel der *Ironie* bzw. des ‚verzweiferten Humors‘. Zwischen diesen beiden Autoren sind indes auch in politischer und sonstiger Hinsicht interessante Ähnlichkeiten festzustellen. Einzelne Aspekte verbinden Sudermann mit weiteren Autobiografen, wie an entsprechender Stelle genauer dargelegt wird.

⁴⁵ Zit. nach Osterkamp 1990, S. 394.

⁴⁶ Osterkamp 1990, S. 395.

⁴⁷ Die inhaltliche Struktur unterscheidet sich massiv von der äußerlichen Textgestalt, die keineswegs ungewöhnlich wirkt.

Gustav Weise

Der Typus des Aufsteigenden, wie er unter anderem von Sudermann verkörpert wird, lässt sich klarer an der Geschichte von Gustav Weise (1877⁴⁸-?) verdeutlichen. Diese beiden Aufsteiger führen im Grunde genommen das Muster des von verschiedenen Gönnern Geförderten fort, das schon aus der Epoche um 1800 bekannt ist. Gustav Weises Erzählung entspricht dabei eigentlich eher den Entwicklungen des 19. Jahrhunderts, da bei ihm die Variante des fortschrittsgläubigen Technikers⁴⁹ aufscheint, während Sudermann gewissermaßen die philologisch-künstlerische Variante sozialen Aufstiegs fortführt, die bereits im 18. Jahrhundert bei Heyne, Voss und Hiller zu erkennen war. Weises Variante ist zumindest in dieser Hinsicht schon als die modernere anzusprechen. Unter politischen Gesichtspunkten steht er geradezu auf der entgegengesetzten Seite: Während Sudermann anfangs zu den Liberalen tendiert hatte, sich später aber als Sozialdemokraten empfand, kann man Weise eher als nationalliberal bis konservativ einstufen.

Zu seiner Lebensbeschreibung: Signifikant sind schon der Titel und Untertitel dieses Textes: „Vom Amboß zum Doktoreid. Eine Geschichte für solche, die vorwärts kommen wollen.“⁵⁰ Für die Zeit um 1900 liegen gleich mehrere autobiografische Texte vor, die bereits auf dem Titelblatt explizit eine Aufstiegsbewegung markieren.⁵¹ Das Thema *sozialer Aufstieg* scheint an sich schon für eine erhöhte Aufmerksamkeit der Leserschaft zu bürgen. Aber als würde der ablesbare Aufwärtstrend als der Weg aus der Arbeiterexistenz („Amboß“) hinauf zum Bildungsadel („Doktoreid“) nicht hinreichen, um Aufmerksamkeit zu erlangen, so wird der Text im Untertitel auch noch als eine Art Gebrauchsanleitung zum Vorwärtskommen ausgestattet⁵² (ein Anleitungscharakter für Aufstiegsaspiranten manifes-

⁴⁸ Auf Anfrage im Universitätsarchiv Rostock hin konnte ein handschriftlicher Lebenslauf von Gustav Weise, der im Rahmen seiner Doktorprüfung entstanden war (Prom. phil. Fak. Nr. 133 1903/04), ausfindig gemacht werden. Diesem Lebenslauf konnten weitere wichtige Daten zum Werdegang entnommen werden.

⁴⁹ Dazu Bollenbeck 1996, S. 240: „Jetzt gehört auch der Techniker zu den durch ein Bildungsdiplom Geadelten. Seine spezialisierte, akademische Ausbildung verleiht ihm Ansehen, auch wenn sie nicht mehr dem alten Ideal der umfassenden ‚Bildung‘ entspricht.“

⁵⁰ Weise, Gustav (1917): Vom Amboß zum Doktoreid. Eine Geschichte für solche, die vorwärts kommen wollen, Gotha.

⁵¹ Mit Christine Holstein wird im Folgenden ein solcher Text auf weiblicher Seite behandelt.

⁵² Angesichts dieses Untertitels, der wie ein Glücksversprechen aus der Werbebranche klingt, kommen Zweifel auf, ob es sich überhaupt um eine ernst gemeinte Lebensbeschreibung handelt. Das innerhalb des Textes erkennbare Bemühen, die einzelnen Lebensstationen in zeitlicher und räumlicher Hinsicht nicht explizit festzulegen, scheint diese Zweifel an der Seriosität noch zu erhärten. Bei genauerem Hinschauen lässt sich aber z.B. schon auf der Basis dieses Textes grob erschließen, in welchen Territorien sich der Protagonist jeweils aufhielt (durch die Informationen über die gesprochenen Dialekte, die Speisen, die Sehenswürdigkeiten, die Institutionen, die Umgebung usw.). Der handschriftliche Lebenslauf zur Promotion beseitigt etwaige Zweifel an der Echtheit dieser Lebensgeschichte und gibt hinreichende Auskünfte über die einzelnen Stationen dieser Biografie, die der Autobiografie selbst nicht zu entnehmen sind.

tierte sich ja bereits um 1800 in Hillers Selbstbeschreibung). Dieser Anspruch auf eine gewisse Generalisierbarkeit der vorgeführten Strategien mag dazu beigetragen haben, dass auf genauere geografische Lokalisierungen weitgehend verzichtet wird. Es ist zudem ganz offenkundig, dass der Autor die einzelnen Orte seiner Laufbahn bewusst verdecken möchte. Dem Versprechen der Beispielhaftigkeit dieser Geschichte wird in gewissen Grenzen durchaus auch unter soziologischen Gesichtspunkten entsprochen. Denn am Beispiel Weises lassen sich exemplarisch ausbildungs-, berufs- und institutionenbezogene Veränderungen aufzeigen, die diesen Lebensweg im Hinblick auf die Chancenstrukturen deutlich von der vorausgegangenen Epoche unterscheiden. Das ambitionierte Individuum schaut jetzt bereits auf verschiedene denkbare Laufbahnen; insbesondere im technischen Bereich gibt es jetzt mehrere Optionen.

Die Angaben über das Herkunftsmilieu sind wie schon ein Jahrhundert zuvor bei Rudolphi auch bei Weise sehr spärlich. Immerhin wird gleich am Anfang des Textes berichtet, dass der Vater „nach einem langen, schlimmen Leiden, das er sich aus einem Feldzug mitgebracht hatte, vor einigen Jahren gestorben“ war.⁵³ Der frühe Tod des Vaters⁵⁴ und eine sehr enge Beziehung des Protagonisten zur Mutter verbinden diese Biografie ebenfalls mit der von Rudolphi, aber auch mit denen von Hiller (ebenfalls um 1800) sowie von Rehbein und anderen Aufstrebenden um 1900, die noch behandelt werden. Der sich in der Sprache, dem Ethos etc. ausdrückende Habitus des Verfassers lässt auf einen kleinbürgerlichen Hintergrund schließen. Auch die angegebene geografische Provenienz ist sehr grob gehalten (Mitteldeutschland, Thüringen⁵⁵). Die körperliche Versehrtheit und der spätere Verlust des Vaters hatten Mutter und Sohn offenbar in eine prekäre Lage

⁵³ Weise 1917, S. 2.

⁵⁴ Das Kriegsleiden des Vaters mag aus einem der drei Kriege mit Dänemark (1864), Österreich (1866) oder Frankreich (1870) herrühren. Schmeiser 1996, S. 140ff. u. 173ff., hat in seinen Ausführungen zu Aufsteigern aus bildungsfermem Milieu auf das Phänomen hingewiesen, dass solche Aufsteiger sehr häufig ihre *Väter als schwache Persönlichkeiten erfahren* haben oder dass ihre *Väter schon sehr früh verstorben* waren, sodass sie selbst diese teils gar nicht kennengelernt haben. Mit Verweis auf frühere psychologische und soziologische Untersuchungen zu diesem Thema erklärt Schmeiser dies vornehmlich damit, dass den Söhnen somit *ein signifikanter Anderer fehle*, der für die weitere Entwicklung gewöhnlich von großer Bedeutung sei. Durch den Mangel des zentralen Aspekts väterlichen Erziehungsgeschehens, der in der Vermittlung eines praktischen Sinnes der Selbstverortung bestehe, sei die künftige soziale Zugehörigkeit offen und unbestimmt geworden. Das Fehlen einer identitätsstiftenden Funktion des Vaters könne so zu einer vom gewöhnlich Erwartbaren abweichenden Lebensgestaltung führen. Auf der Grundlage entsprechender Fallanalysen schließt Schmeiser 1996, S. 177, allerdings auch auf potenziell durchaus positive Begleiterscheinungen einer solchermaßen *geloockerten sozialen Platzierung*: die „*Habitualisierung einer außergewöhnlichen Realitätstüchtigkeit*“ und den „*Erwerb einer Zielstrebigkeit freisetzenden Grunddisposition*“. Zu den Implikationen einer frühen Vaterlosigkeit unter anderem bei sozialen AufsteigerInnen vgl. ferner Landolf 1968. Ebd., S. 58ff. u. 170f., werden auch bekannte aufgestiegene Literaten wie Gottfried Keller (1819-1890) behandelt.

⁵⁵ Weise 1917, S. 144 u. 97. Allerdings ist auf dem Titelblatt der Dissertationsschrift als Geburtsort des Autors Erfurt verzeichnet.

versetzt (die Mutter sei stets „über mühsame Arbeit gebeugt, erschöpft von allem Sorgen und Wachen“⁵⁶ gewesen). Eine genauere Einordnung des Herkunftsmilieus ergab sich im Forschungsprozess erst aus einer archivalischen Recherche: Danach war Gustav Adalbert, so der vollständige Vorname, der Sohn des „Handarbeiters Georg Heinrich Weiße“⁵⁷. Selbst wenn diese Berufsangabe immer noch recht vage erscheint, so bestätigt sie doch, dass der Vater einer manuellen Tätigkeit nachging, also vermutlich ein einfacher Handwerker oder Arbeiter war.

Die Mutter bemühte sich wohl – eine weitere Parallele zu Rudolphis Geschichte –, mithilfe von Näharbeiten für Bessergestellte ein Auskommen zu finden. Der Volksschüler Gustav kümmerte sich selbst („mein selbstgemachtes Gesuch um Einstellung“) um eine Lehrstelle im nahe gelegenen „Eisenbahnbetriebe“, „in der Eisenbahnwerkstatt“ („Zu jener Zeit kam [...] die Maschinenindustrie recht in Blüte“). Diese Arbeitswelt übte einen erheblichen Reiz auf den Schüler aus („Konnte ich es möglich machen [...], an das große Blechtor zu gehen, durch welches die blaugekittelten Männer und Jungen nach der Mittagpause gingen, dann schaute ich ihnen gerne nach“; „Das geschäftige Hin und Her auf dem großen Hof gefiel mir“).⁵⁸ Seine Mutter hatte sich anfangs – ein *ambitiöser* Charakter auf Seiten der Mutter, der im 18. Jahrhundert schon bei Gottlieb Hiller begegnete, manifestiert sich hier erneut – jedoch einen besseren Beruf für ihn erhofft. Denn nach einer Absage des Bahnbetriebs versuchte sie, ihn bei einem Bekannten in einem „großen Laden“ unterzubringen („die Ballen von Stoffen für Männerkleider“), einem „Geschäft“, das dem Jungen aber überhaupt nicht gefiel („Nein, das nicht, so entschied ich“).⁵⁹ Erst durch die tätige Mithilfe einer „freundlich dreinschauende[n] Dame“, wohl einer bessergestellten Kundin der Mutter, erhielt der Junge eine Lehrstelle als „Schlosser an der Bahn“⁶⁰:

„mein Mann ist der erste Beamte der hiesigen Eisenbahnwerkstatt. [...] Er wird mir sicher die Bitte nicht abschlagen [...].“⁶¹

Dieser ersten Weichenstellung durch eine spontan handelnde Fürsprecherin werden in den nächsten Jahren in immer wieder entscheidenden Situationen noch weitere Weichenstellungen durch andere *WegbereiterInnen* folgen. In Anbetracht der heute weitestgehend institutionalisiert erscheinenden Berufslaufbahnen im ge-

⁵⁶ Weise 1917, S. 4.

⁵⁷ Auf Anfrage im Stadtarchiv Erfurt, der Geburtsstadt Gustav Weises, konnte aus Beständen des Standesamtes herausgefunden werden, dass er am 3. Februar 1877 als „Sohn des Handarbeiters Georg Heinrich Weiße“ geboren wurde. Dieses Datum stimmt genau mit dem Geburtsdatum des erwähnten handschriftlichen Lebenslaufes für die Promotion aus Rostock überein. Die andere Schreibung des Zunamens beim Sohn gegenüber der beim Vater (Weise statt Weiße) ist für diese Zeit wohl nichts Ungewöhnliches. Dem Stadtarchivdirektor Dr. Benl sei an dieser Stelle für die Information gedankt (Antwortschreiben vom 14.04.2005).

⁵⁸ Weise 1917, S. 2f.

⁵⁹ Weise 1917, S. 5.

⁶⁰ Laut handschriftlichem Lebenslauf „in der Königl. Eisenbahn-Hauptwerkstatt“.

⁶¹ Weise 1917, S. 6.

werblich-technischen und in anderen Bereichen wirken die Mechanismen des Fortkommens dieses angehenden Technikers um 1900 noch geradezu vormodern. Ohne die tatkräftige Unterstützung eines wohlwollenden Vorgesetzten, Kollegen oder Lehrenden gab es auch in dieser Branche kaum eine Chance zum Weiterkommen. *Patenschaften, Empfehlungen* und andere Formen der Förderung durch Einzelpersonen waren wie im 18. Jahrhundert immer noch von entscheidender Bedeutung, selbst wenn der Emporstrebende mit ausgezeichneten Leistungen aufwarten konnte. Gustav wird dies auf allen Etappen seines Weges zu spüren bekommen. Allerdings durchschaut er ziemlich schnell, wie die *quasi-ständischen Mechanismen* – die zum Teil aus dem Handwerk in die Fabriken transferiert wurden – funktionieren, und stellt sich darauf ein. Gelegentliche *Zurücksetzungen* und *Rückschläge* sind Teil dieses Erkenntnisprozesses. Am Verhalten seines Werkmeisters konnte er sogleich ersehen, dass „Jungen von ‚Nichtbahnern‘ [...] weniger gerne“ gesehen wurden.⁶² Dass die Söhne von Bahnern so manche Vorzüge genossen, sollte sich noch zeigen. Immerhin war er diesen Kollegen durch „eine messingene Kontrollmarke mit einer bestimmten Nummer, unter der er nun jahrelang geführt und gelohnt wurde“⁶³, formal gleichgestellt.

Die moderne Fabrikwelt reduzierte ihn zur „Nummer“, aber sie stellte als eine fremde Welt auch eine Herausforderung dar:

„In den Maschinensälen riecht es meist nach Öl und Seifenwasser und nach dem Leder der Treibriemen.“

„Und nun hieß es, die schwere erste Kunst des Schlossers, das Geradefeilen, zu erlernen.“⁶⁴

Den „Herr[n] Direktor“, durch dessen „Fürsprache“ er „als Lehrling angenommen worden war“, konnte er schon durch den „angenehmen Geruch“ einer „guten Zigarre“ wahrnehmen, wenn er durch die Hallen schritt („Rauchen ist für die Arbeiter verboten“). Dass er gut behandelt wurde, führte Gustav auf seine „guten Leistungen“ an der Werkbank und vor allem im Technischen Zeichnen zurück.⁶⁵ Bis zum Schluss der Erzählung erscheint der Glaube Weises an ein vornehmlich nach *meritokratischen Prinzipien* funktionierendes Ausbildungs- und Berufssystem beinahe unerschütterlich. Er wusste aber damals bereits, dass er unter der besonderen Schirmherrschaft des Direktors stand:

„Auch gehörte ich allgemein mit zu den bevorzugteren Lehrlingen. [...] Bemerkt habe ich es daran, daß ich seinem [des Werkmeisters] leiblichen Neffen und dem Sohne eines alten Lokomotivführers [...] in dem Lehrgang durch die verschiedenen Einzelwerkstätten dicht folgte.“⁶⁶

„Geschlagen hat er mich nicht.“⁶⁷

Es besteht eine inoffizielle, aber für jeden – z.B. durch unterschiedlich ausgeteilte Prügel – unmittelbar spürbare Rangfolge unter den Lehrlingen. Gustav sah gar

⁶² Weise 1917, S. 9.

⁶³ Weise 1917, S. 6.

⁶⁴ Beide Zitate Weise 1917, S. 8.

⁶⁵ Weise 1917, S. 9f.

⁶⁶ Weise 1917, S. 10.

⁶⁷ Weise 1917, S. 10.

keinen Grund, sich gegen dieses *Privilegensystem* aufzulehnen. Er profitierte – bis auf Weiteres – ja davon.

Nach „zweijähriger Schraubstockarbeit“ wurde er wie seine Kollegen für jeweils einige Wochen auf die verschiedenen Werkstätten (Einzelabteilungen: Gürtlerei, Klempnerei, Kupferschmiede, Tischlerei usw.) „verteilt“.⁶⁸ Der *Körper* wurde in den einzelnen Abteilungen unterschiedlich in Anspruch genommen, nicht selten sogar erheblich in Mitleidenschaft gezogen. Beim Löten in der Klempnerei etwa „spritzte das Lötwasser vom Eisen weg in der Luft herum und hinterließ auf allen unbedeckten Hautteilen gleich ob Gesicht, Nacken oder Hand, schöne schwarze, brennende talergroße Flecken“. Wird dies noch mit *Ironie* bedacht („schöne schwarze, brennende talergroße Flecken“), so sind die Schilderungen aus der Schmiede schon weniger heiter:

„Das Anhauen und Abbrechen ging so den ganzen Tag. [...] Meine Hände aber, die in den Wochen vorher etwas verzärtelt waren, saßen am Abend voller Blasen. [...] War das ein Gefühl in den Händen bei den ersten Schlägen! Die Blasen hatten sich in der Nachtruhe schön ausbilden können und das ganze Handinnere war von den Prellschlägen des vorigen Tages angeschwollen. Der Meister durfte aber davon ja nichts merken, und er hätte schließlich noch gelacht, und ‚drauf geschlagen‘ mußte doch werden. So platzte denn beim Schlagen eine Blase nach der anderen auf und die Haut hing in Fetzen davon. Die Finger waren in den Pausen kaum gerade zu machen. Den Zustand meiner Hände hat aber damals niemand gesehen.“⁶⁹

Die Lehrzeit wird insgesamt als die für Weise körperlich aufreibendste Zeit beschrieben. In dieser reinen „Männerwelt“⁷⁰ („die blaugekittelten Männer und Jungen“) galt es, jedes Anzeichen von Weichheit („vorher etwas verzärtelt“) zu kaschieren.⁷¹ Die ungeschriebenen Gebote des *Hartseins* und der *Männlichkeit*⁷² waren von Gustav sogar so weit internalisiert, dass er seine Blasen und herabhängenden Hautfetzen vor den Augen anderer verbarg, vor allem vor dem Meister. Und nach einigen Tagen hätten sich die Hände sowieso an diese Arbeiten „gewöhnt“. Die *Zurichtung der Hände* zu gehärteten, funktionstüchtigen Instrumenten gehört gewissermaßen zu den Grundbedingungen des Arbeiters. Der Protagonist fügt sich *widerstandslos* in diese Gesetze des Alltags. Wie weit dieses Einfügen gehen konnte, zeigt sich etwas später beim Rohrschmied:

„Bei ihm ereilte mich jedoch mein Schicksal. Beim Erwärmen zur Schweißhitze im Feuer wird trockenes Lehm-pulver auf die Schweißstelle geworfen, damit das Eisen nicht zu sehr verbrennt. Der Lehm wird glühend und schmelzflüssig [...] Weit vom Amboß kann man dabei nicht stehen, eine

⁶⁸ Weise 1917, S. 8f.

⁶⁹ Weise 1917, S. 13f.

⁷⁰ Kaschuba 1989, S. 210.

⁷¹ Kaschuba 1989, S. 207f., skizziert eine Verbindungslinie des spezifischen „Körperverhaltens“ manuell-körperlicher Arbeiter ausgehend von der vorindustriellen Produktion bis ins 20. Jahrhundert. Zu diesem Verhalten zählt er „rituelle Arbeitsbräuche“ und „Ehrenspiele“, so etwa „eine Art Test der körperlichen wie der sozialen Handlungsfähigkeit für sich selbst und gegenüber der Gruppe: der physische Kräftevergleich mit Kollegen und die rituelle Bestätigung der Gruppenmitgliedschaft“.

⁷² Zu geschlechts- und klassenspezifischen Haltungen und Deutungsmustern von menschlichen Körpern vgl. Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 309f.

Lederschürze, die bis zum Boden reicht, hatte ich nicht. ‚Glitsch‘, ein Schlackenkuchen rutschte mir glatt in meinen Halbschuh hinein, der schon etwas ausgetreten war und verbrannte mir den Fuß an der Oberseite ganz jämmerlich.

Man sagt bei kleinen Verletzungen, die sich ein Lehrling verschafft: ‚Das war ungeschicktes Fleisch, das mußte herunter‘. Diese Verletzung ging aber über den Sinn dieses Sprichwortes hinaus. Fünf Wochen brauchte der Fuß, um wieder zu heilen.“⁷³

Das Ganze wird gleich vorweg als *schicksalhaftes* Geschehen eingestuft. Dass eine solche Verletzung mit einer schutzbietenden Lederschürze, wie sie der Rohrschmied offenbar trug, zu verhindern gewesen wäre, scheint Weise gar nicht weiter zu stören. Dem Lehrling stand eine solche Schutzvorkehrung einfach nicht zu. In gewisser Hinsicht schreibt er sich die Schuld sogar selbst zu, denn er hatte ja seinen Halbschuh „schon etwas ausgetreten“. Der Tenor des „Sprichwortes“ legt offen, dass man damals schlichtweg davon ausging, dass Lehrlinge mitunter eine Art *körperliches Lebrgeld* zu bezahlen hatten. Mit dem Begriff „ungeschicktes Fleisch“ wird die Schuldigkeit hier ebenfalls dem Betroffenen, dem Lehrling zugewiesen. Wie später noch im Falle Rehbeins deutlich wird, waren insbesondere für den Industriearbeiter meist völlig unzureichende Schutzmaßnahmen getroffen. Zu Unfällen kam es daher selbst bei den routiniertesten Arbeitern immer wieder. Während sich bei dem Sozialdemokraten Rehbein allerdings eine Auflehnung gegen derartige Missstände herauslesen lässt, nahm der Protagonist und Autor Weise das Geschehen einfach hin. Er war schon zufrieden, dass er die ersten Tage danach „zum Ausschlafen“ nutzen konnte.

Schlimmer traf ihn in der Zeit seiner Genesung, dass sein „Gönner“⁷⁴, der Direktor, einen tödlichen Unfall hatte. Von einem Zug auf dem Werksgelände erfasst, war der Mann, „der mir so viel war“, zur „unkenntlichen Masse zerstört“. Gustav glaubte zu wissen, was er diesem Förderer schuldig war, dessen Augen er manchmal „so väterlich wohlwollend“ auf sich ruhen gefühlt hatte.⁷⁵ Unter „Reißen und Stechen der Wunde“ an seinem Fuß („die Zähne mußten grimmig aufeinandergebissen werden“) schlich er sich zur Beerdigung, wo er abseits von den anderen „still für mich allein“ Abschied „von dem guten Menschen“ nahm.

„[...] es durfte ja niemand weiter von meiner Anwesenheit wissen. Die wenigen Pfennige tägliches Krankengeld wären sonst entzogen worden, da ich das Haus ohne Erlaubnis des Arztes verlassen hatte.“⁷⁶

Dass dem Arbeiter im Krankheitsfall kaum Krankengeld ausgezahlt wurde, erscheint hier nur als unschöne Rahmenbedingung, die als solche aber nicht in Frage gestellt wird. Um dem dahingeshiedenen Gönner, der de facto für eine moderne Art von Herrschaftlichkeit stand, im Stillen zu danken, riskierte der Protagonist auch noch dieses geringe Krankengeld. Weise verharrt im Grunde genommen in der Haltung des *dienenden und duldenden Untertanen*.

⁷³ Weise 1917, S. 14f.

⁷⁴ Weise 1917, S. 35.

⁷⁵ Weise 1917, S. 16f.

⁷⁶ Weise 1917, S. 17f., 20 u. 18.

Unmittelbar nach seiner Genesung musste der Junge feststellen, dass er vom Werkmeister nun gänzlich anders behandelt wurde. Statt zu grüßen, „fauchte“ dieser ihn „grob an“ und ließ ihn sofort in die unbeliebteste Werkstatt (die Blechflickerei) versetzen, „wo die schmutzigsten Arbeiten gemacht werden“ und „wo nur die rüdigsten Lehrlinge hinkamen“. Er empfand sich wie „zum Tode verurteilt“. Bis zum Ende seiner Lehrzeit sollte er nur noch in die unbeliebteren Abteilungen versetzt („abgeschoben“) werden. Fragte er sich zunächst noch, was er „verbrochen“ habe, so versuchte er bald, das Beste aus der Situation zu machen. „In der ganzen Zeit bin ich fleißig gewesen und habe mir nichts zu schulden kommen lassen.“⁷⁷ Man ließ ihn meistens nach kurzer Zeit „auch selbständig Arbeiten machen“, was ihm zumindest das bestärkende Gefühl verschaffte, in diesem spezifischen Handlungsfeld Akteur zu sein. Während Gustav in seiner Abteilung „an trüben Tagen“ kaum Tageslicht sah, wusste er, dass „der Neffe des Werkmeisters und der Sohn des Lokomotivführers“ zu „sehr tüchtigen Kolonnenführern“ in der „hellen ‚neuen Bude‘“ gesteckt worden waren. „Ich sah wohl den Unterschied, hatte aber nichts zu sagen.“⁷⁸ Mit dem Tod des Direktors war er zu einem der unwürdigsten Lehrlinge herabgestuft worden. In manche Abteilungen, die er für seine Ausbildung für unerlässlich hielt, wurde er gar nicht mehr geschickt. Statt dagegen aufzubegehren, bemühte er sich daraufhin, die Kenntnisse über das ihm Entgangene *autodidaktisch* in seiner freien Zeit zu erwerben. So ging er etwa – gewissermaßen in einem *privat initiierten Zusatzkurs* – durch Vermittlung eines Bekannten nach Feierabend in ein anderes Werk, um „einen guten Einblick in das Wesen der Formerei und Gießerei“ zu erhalten.⁷⁹ Schon nach seiner Verletzung hatte er „auf eigene Faust“ „ein kleines Lehrbuch über Maschinenelemente“ „studiert“⁸⁰. In der Phase seiner „Nebenarbeit“ in der anderen Fabrik informierte er sich bei seinen eigentlichen „Lehrkameraden“, was diese so über Formerei wussten. Dabei stellte er mit Genugtuung fest, dass er diesen schon einiges voraus hatte und dass die Kameraden „sehr erstaunt“ über sein Wissen waren:

„Ich war glücklich, daß ich ihnen nicht nachstand und ihnen etwas über Maschinenformerei erzählen konnte, hatte man doch an der Bahn nur eine Metallgießerei. Erfahren durfte niemand etwas von meiner Nebenarbeit, denn ich fürchtete den Zorn des Werkmeisters.“⁸¹

Wesentliche Elemente dieser Biografie werden bereits anhand der nachgezeichneten Lehrlingszeit ersichtlich. Der „Wunsch“, „selbständig arbeiten“ zu dürfen, lässt Eigeninitiative und ein starkes Interesse an diesem technischen Beruf erkennen. Die *autodidaktischen* Züge gehen weit über das Übliche hinaus, erscheinen jedoch beim Vergleich mit anderen Aufsteigern als typisch – schon für diese Lebensphase wird von einer Art Studium („studierte“), also von einer theoretischen

⁷⁷ Weise 1917, S. 23f.

⁷⁸ Weise 1917, S. 27.

⁷⁹ Weise 1917, S. 27f.

⁸⁰ Weise 1917, S. 15.

⁸¹ Weise 1917, S. 29.

Komponente, die der Junge sich in Lehrbuchform aneignet, gesprochen. Das Zusammenspiel von Theorie und Praxis wird Weise über den gesamten Lebensbericht hinweg immer wieder beschäftigen. Je weiter er allerdings innerhalb der verschiedenen Bildungsinstitutionen fortschreitet, desto mehr sieht er sich gezwungen, die praktische Erfahrung als Techniker gegenüber der gelehrten theoretischen Abstraktion zu verteidigen. In seiner Hochschulausbildung wird er sich den ‚normalen‘ Studenten gegenüber sogar aufgrund seiner Praxiserfahrungen überlegen fühlen:

„Lebhaft bedauerte ich die jungen Studenten, die von einem Gymnasium kamen und noch nicht praktisch gearbeitet hatten. In den Zeichensälen mühten sie sich ab, die einfachsten Maschinenelemente abzuzeichnen, die sie noch nie im Leben gesehen hatten [...]“⁸²

Schon bei dem Lehrling wird ersichtlich, dass es Gustav immer darum geht, sich vor den anderen, den „Konkurrenten“⁸³, auszuzeichnen. Autodidaxe geht bei ihm meistens sehr schnell in ein gewisses *Strebertum* über. Einen auf den ersten Blick hin merkwürdigen Kontrast zu seinem Gestus des *Herausstechens* und Sich-Exponierens stellt eine öfter durchscheinende *Untertwürfigkeit* dem Werkmeister gegenüber dar. Diese Untertwürfigkeit resultiert nicht nur aus strategischen Überlegungen, die darauf abzielen, sich möglichst nichts zu verbauen und immer seine „Pflicht zu erfüllen“⁸⁴, sondern auch aus einer uneingeschränkten Anerkennung bestehender Hierarchien. Dabei kann es sich um Unterordnung schlichtweg unter die drohende Macht eines Vorgesetzten (des Meisters) oder auch unter das Sozialprestige eines Studierten („wie der Herr Ingenieur hereinkam“⁸⁵) handeln.

Das Ende der vierjährigen Lehrzeit ist erneut mit einer erheblichen *gesundheitlich-körperlichen Beeinträchtigung* verbunden. In der letzten Station, einer Reparaturwerkstatt, in der im Winter ein ständiger Wechsel zwischen Ofenwärme und eisiger Zugluft herrschte, zog sich Gustav „eine gründliche Erkältung“ zu und musste infolgedessen „monatelang von schmerzhaftem Gelenkrheumatismus geplagt zu Bett liegen“.⁸⁶

Aufschlussreich gerade im Verhältnis zu der Lebensgeschichte von Franz Rehbein ist, dass auch die Biografie von Gustav Weise durch eine plötzlich wie ein *Schicksal* hereinbrechende leiblich-körperliche Veränderung eine völlig unvorhersehbare Wendung nimmt. Wie noch bei Rehbein aufzuzeigen sein wird, wird auch hier gewissermaßen von außen eine so gravierende Veränderung der körperlichen Verfasstheit herbeigeführt, dass dem Subjekt eine neue Orientierung und Zielsetzung abverlangt ist. Diese Veränderung impliziert – zugespitzt formuliert – eine *Verschiebung vom Körper hin zum Kopf*, vom ausführend-körperlich Arbeitenden hin zum planerisch-geistig Tätigen. Dabei muss Rehbein – wie noch zu sehen sein wird –

⁸² Weise 1917, S. 131.

⁸³ Weise 1917, S. 38.

⁸⁴ Weise 1917, S. 29.

⁸⁵ Weise 1917, S. 28.

⁸⁶ Weise 1917, S. 29f.

einen weitaus tieferen Bruch bewältigen. Bei Gustav kommt es eher zu einer Schwerpunktverlagerung, denn in seine technische Berufsausbildung war von vornherein eine theoretische Komponente eingelassen (unter anderem im Rahmen des Zeichenunterrichts). Weise braucht auch nicht aus seinem bisherigen beruflichen Sektor hervorzutreten, sondern wechselt lediglich vom Produktions- zum Konstruktionsbereich. Allerdings verlässt er damit unumkehrbar die Daseinsform des Arbeiters, sieht sich unvermittelt in eine Welt der Angestellten und Beamten versetzt. Der weitere Weg führt in Richtung *Lebttätigkeit*, wenn auch stets mit einer betonten *Rückkopplung* zum industriell-technischen Praxisbereich. Weise geht es um eine stärkere Anbindung von Praxis und Theorie, nicht um einen weiteren Kontakt zu den Arbeitern. Rehbein sollte sich hingegen auch nach seinem Arbeitsunfall über die Sozialdemokratie weiterhin als Vertreter der Arbeiterinteressen empfinden.

Mit Blick auf die wie schicksalhaft erscheinenden Wendungen sei noch darauf hingewiesen, dass auch für Sudermann eine *körperliche Beeinträchtigung* von einiger Bedeutung für seinen weiteren Weg war. Denn der junge Hermann hatte nach der Obersekunda der Realschule den angepeilten „Aufstieg zur Höhe“⁸⁷ schweren Herzens beenden und dem Wunsch des Vaters entsprechend eine mittlere Berufslaufbahn einschlagen müssen. Er entschied sich für eine Apothekerlehre, die aber nur ein kurzes Intermezzo darstellen sollte. Nach wenigen Wochen schon empfand er sich dem „ödesten Kommistum[]“⁸⁸ ausgesetzt und vertraute sich in seinem Kummer der Mutter an. Auf ihr Einwirken hin entschied ein Arzt daraufhin, nachdem er sein Knie untersucht hatte:

„Gelenkbändererschaffung“ – „Binden tragen, junger Mann, und sich einen anderen Beruf aussuchen.“⁸⁹

Der Vater bewilligte danach den Besuch des Realgymnasiums. So war eine frühere Knieverletzung, die ihm ein „stärkere[r] Mitschüler“ einst zugefügt hatte, im Nachhinein noch zu seinem „Glücke“ geworden⁹⁰:

„Der böse Rohling, der mich vor zwei Jahren gegen den Türhaspen geworfen hatte, ist mein Retter gewesen, sonst stünde ich noch heute hinter dem Rezeptiertisch und braute bei Grippe schleimlösende Tränke.“⁹¹

Diesen autobiografischen Texten aus der Zeit um 1900 lässt sich also unter anderem entnehmen, wie abhängig soziale Mobilitätsprozesse von *kontingenten* körperlichen Beeinträchtigungen sein können. Dass die Komponenten *Leib* und *Zufall* implizit und explizit gleich von mehreren Autoren als ganz entscheidende Einflussfaktoren für ihre Biografie genannt werden, sagt auch einiges über die (Un-)Wahrscheinlichkeit sozialen Aufstiegs in dieser Gesellschaft aus.

⁸⁷ Sudermann 1990, S. 116.

⁸⁸ Sudermann 1990, S. 120.

⁸⁹ Sudermann 1990, S. 128.

⁹⁰ Sudermann 1990, S. 97.

⁹¹ Sudermann 1990, S. 129.

Zurück zu Weise: Nach der Lehrzeit, die trotz des krankheitsbedingten Ausfalls offenbar als regulär abgeschlossen galt, war Gustav nach „Ansicht des Arztes [...] nicht mehr zur schweren körperlichen Arbeit tauglich“ und sollte „einen leichteren Beruf an[]streben“.

„[...] ich fühlte die Bestätigung täglich in der Schwäche meines heruntergekommenen Körpers [...]“⁹²

Der Autor ordnet die gesundheitliche Beeinträchtigung als „ein Andenken“ ein, „das mir bis zu einem hoffentlich seligen Ende ein unzertrennlicher Begleiter sein wird“. Als Gustav sich wieder kräftiger fühlte, zumal er von „Zweifel um die Zukunft“ geplagt war⁹³, fragte er nach einer Stelle „auf einem Bureau“, was jedoch von seinem Betrieb abschlägig beantwortet wurde. Die Absage wirkte niederschmetternd. Überschaut man die gesamte autobiografische Erzählung, so erscheint dies als Tiefpunkt der Lebensgeschichte. Es ist das einzige Mal, dass von einer *Todessehnsucht* berichtet wird („Tage, in denen ich mich unnützlich für diese Welt hielt und heimlich wünschte, daß ich doch diese schlimme Krankheit gar nicht überstanden hätte“⁹⁴). Todes- und Suizidgedanken sind Motive, die, wie schon ausgeführt, über die Jahrhunderte hinweg immer wieder in Aufsteigergeschichten auftauchen. Bei Weise ist dieser Tiefpunkt allerdings auch mit einer Art Ruck verbunden. Denn von diesem Zeitpunkt an scheint es für ihn stetig bergauf zu gehen. In seinem Text lässt sich dieses Emporsteigen in den einzelnen Etappen oder Stufen – das *Stufenklettern* wird hier wiederum ersichtlich – rekonstruieren, was leider bei Rehbein nicht möglich ist, da er sein Einsteigen in einen gänzlich anderen Betätigungsbereich nicht mehr zur Darstellung bringt. Rehbeins Text hat dafür andere erkenntnistheoretische Vorzüge.

Nach weiteren Absagen versuchte Weise es eines Tages bei einem etwas „abseits“ gelegenen Werk, wo er gleich erfuhr, dass man „wohl einen jungen Menschen gebrauchen“ würde, „der etwas zeichnen könne“.⁹⁵ Innerhalb kurzer Zeit entwickelte sich Gustav in dieser „aufstrebenden“ Firma⁹⁶, die unter anderem Maschinen im Rahmen des Aufrüstungsprogramms des deutschen Kaiserreichs herstellte, vom einfachen „Pauser“, der für das „Durchzeichnen“ von „untergelegten Zeichnung[en]“ zuständig war, zum Technischen Zeichner, „der schon kleine Konstruktionen machen“ durfte.⁹⁷ Es nimmt kaum wunder, dass die übrigen „zwei Zeichner“, die ihn anfangs noch „höhnisch grinsend“ angesehen hatten, bald in dem übereifrigen Neuling „den verhassten Konkurrenten“ ausmachten.⁹⁸ Denn Gustav war nicht nur bemüht, sich bei seinem Vorgesetzten Liebling zu machen

⁹² Weise 1917, S. 31.

⁹³ Weise 1917, S. 31.

⁹⁴ Weise 1917, S. 34.

⁹⁵ Weise 1917, S. 35f.

⁹⁶ Weise 1917, S. 47. Wie sich dem handschriftlichen Lebenslauf entnehmen lässt, handelt es sich hier um die „Firma I.A. Tapf und Söhne, Erfurt“.

⁹⁷ Weise 1917, S. 37 u. 49.

⁹⁸ Weise 1917, S. 38 u. 45.

(„Ich war stolz, dem Bureauchef in einer Stunde noch rechtzeitig mein Erstlingswerk überreichen zu können“), sondern präsentierte sich auch sonst geradezu als *Streber*:

„In den Mittagspausen [...] nahm ich öfter einmal ein Buch heraus und las [...]. Der Herr Ingenieur hatte das Buch gesehen.“⁹⁹

Es scheint jedoch auch ein wirklich tieferes fachliches Interesse vorhanden zu sein. Denn da er immer „bei den geheimnisvollen technischen Formeln Halt machen“ musste, „wenn es gerade recht lehrreich würde“, bat er den Ingenieur um Rat und Hilfe. Er hatte richtig spekuliert. Der Mann erklärte sich bereit, ihm „gleich zwei Abende in der Woche“ in seiner Privatwohnung „Unterricht“ in „Mathematik und Mechanik“ zu erteilen.¹⁰¹ Auch einem „der beiden Firmeninhaber“ fiel er aufgrund seines Eifers auf.¹⁰² Diese beiden Männer sollten für ihn in den folgenden Jahren zu wichtigen Förderern werden. Schon nach einiger Zeit war er seinen Konkurrenten „fachlich“ enteilt („ich bemerkte bald den Vorsprung“). Der Firmeninhaber gewährte ihm sogar eine „Gehaltszulage“.¹⁰³ Als Gustav einmal einem „ehemaligen Lehrkamerad[en]“, der „schon seit Ostern am Technikum studierte“, d.h. an einer technischen Mittelschule, begegnete, der glaubte, „recht wichtig tun zu können“, stellte er ihm gleich ein paar Fragen „in Mathematik und Mechanik“.

„[...] ich bemerkte, daß ich wesentlich weiter war als er.“¹⁰⁴

Vor Selbstvertrauen strotzend schrieb er also „am gleichen Abend noch an das Technikum und bat um Zusendung eines Programms“.¹⁰⁵ Sein „Vorhaben“, „ein tüchtiger Techniker zu werden“, hatte damit bereits so gut wie begonnen. Angesichts seiner eng bemessenen „Mittel“, an die er sofort von seiner Mutter erinnert wurde, bat er am Technikum gleich um „Aufnahme in den zweiten Kursus“.¹⁰⁶ Statt in vier Kursen bzw. zwei Jahren, wollte er schon nach drei Kursen bzw. anderthalb Jahren fertig sein. Aufgrund seiner fortgeschrittenen technischen Kenntnisse sei ihm dies gestattet worden.¹⁰⁷ Seine beiden Förderer (der Ingenieur und der Firmeninhaber) wünschten ihm „guten Erfolg“, und der Ingenieur gab ihm außerdem noch den Ratschlag, bloß das „studentische Kneipenwesen“ zu meiden, weil dabei „viele tüchtige Menschen ‚versumpft‘“ wären.¹⁰⁸ Dieser *erzieherische Appell* sollte seine Wirkung nicht verfehlen. Der direkte und insgesamt sehr nützlich-

⁹⁹ Weise 1917, S. 44f.

¹⁰⁰ Weise 1917, S. 45.

¹⁰¹ Weise 1917, S.48.

¹⁰² Weise 1917, S. 46.

¹⁰³ Weise 1917, S. 49f.

¹⁰⁴ Weise 1917, S. 51.

¹⁰⁵ Es handelte sich um das „Technikum zu Hildburghausen in Thüringen“ (handschriftlicher Lebenslauf).

¹⁰⁶ Weise 1917, S. 52.

¹⁰⁷ Parallel dazu die Angaben im handschriftlichen Lebenslauf: „[...] nachdem ich den 4-semesterigen Lehrplan in 3 Semestern absolviert hatte [...]“.

¹⁰⁸ Weise 1917, S. 52.

che Einfluss der schon erwähnten Vorbilder bzw. sozialen Paten ist in diesem Fall unverkennbar.

Bereits ganz im Sinne eines Aufsteigenden mit geringen ökonomischen Ressourcen planend, „berechnet“ Gustav, „wieviel erforderlich wäre“ für das in Angriff genommene Projekt. Er weiß, dass sein Geld trotz des in der Lehrzeit Ersparten nur für den ersten Kursus hinreichen würde. Aber schon jetzt denkt er an eine *Doppelsexistenz* als Studierender und Arbeitender:

„Im Sommer tüchtig gearbeitet und gespart und im Winter darauf fleißig studiert. – Mit einiger Geduld würde ich dann auch wohl Techniker werden.“¹⁰⁹

Wenn der Protagonist tatsächlich schon so frühzeitig in dieser *strategischen* Weise vorgegangen sein sollte, dann wären die Erfolgsaussichten von vornherein recht gut. Auffällig ist, dass der Autobiograf implizit und explizit immer wieder Aspekte von Temporalität einstreut. Wie Gottlieb Hiller um 1800 deutet auch er ein besonderes *Zeit-Management* an: Das eine werde sich nachträglich einstellen („Mit einiger Geduld würde ich dann auch wohl Techniker werden“), in anderem war Weise seinen Mitstreitern schon etwas voraus („bemerkte, daß ich wesentlich weiter war als er“), weil er vorsorglich vorging („Im Sommer tüchtig gearbeitet und gespart und im Winter darauf fleißig studiert“) oder nicht abgeschweift war (das „studentische Kneipenwesen“ gemieden hatte).

Die *Strategien der Abkürzung* und der selbstaufgelegten *Mehrfachbelastung* werden in den folgenden Etappen noch verschärft. Der *asketische* Zug (eine Art *Askese-Zwang*), der bereits in dem Appell des Ingenieurs anklang, das „Kneipenwesen“ zu umgehen,¹¹⁰ spitzt sich immer mehr zu. Dabei wird in dem Text kaum einmal der Eindruck erweckt, als würde es Weise an irgendwelchen Vergnügungen mangeln. Dass sich hierin eine nachträgliche Glättung des gelebten Lebens widerspiegelt, darf vermutet werden. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Neigung hingewiesen, irgendwie unangenehme Erlebnisse und Begebenheiten in einem sanfteren Licht erscheinen zu lassen. Darin ähnelt der Text einer Vielzahl weiterer Autobiografien aus diesem Epochenabschnitt. Was Sudermann in dieser Hinsicht durch einen heiter-humorvollen Ton zu mildern versucht, wird bei Weise oft ganz ausgeblendet. Zuweilen bricht dann aber doch einmal eine locker-flapsige Formulierung durch, die durchaus zeit- resp. sozialkritische Reflexionen des Autors anklingen lässt. Es ist gerade bei eher politisch konservativ disponierten Autoren wie Weise aufschlussreich zu verfolgen, wie sie sich etwa zu sozialstrukturellen Rahmenbedingungen verhalten. Denn die bei Aufsteigenden eigentlich fast schon erwartbare *Kritik an Strukturen der Chancenungleichheit* erscheint hier in interessanter

¹⁰⁹ Weise 1917, S. 52.

¹¹⁰ Dazu passt folgende Erläuterung bei Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 529, denn der Ingenieur geht offenbar davon aus, dass Weise nicht zuletzt aufgrund seiner einfachen Herkunft vielleicht Gefallen an der Kneiperei finden könnte: „Der Aufstieg setzt immer einen *Bruch* voraus [...]. Was vom Überläufer verlangt wird, ist der Umsturz seiner Wertordnung, eine Bekehrung seiner ganzen Haltung.“

Weise abgetönt. Eine solchermaßen gefärbte Passage vermag manchmal mehr über die Härte dieser Strukturen auszusagen als bissige Kommentare von eingefleischten ‚Systemgegnern‘. Bei Gustav Weise treten solche kritischen Akzente vor allem in seiner Beschreibung der Zeit am Technikum hervor. So stellte er nach der Zugfahrt in jene ihm „unbekannte Gegend“, wo er nun studieren sollte, im Vergleich zu einem mitgereisten „ehemaligen Lehrkameraden“ fest:

„Bauers Vater war vor einigen Wochen dagewesen und hatte seinem Sohne die Bahn gebnet, für ihn Wohnung und Mittagstisch gesucht. Das Söhnchen brauchte nur das zu befolgen, was ihm sein sorgender Vater aufgeschrieben hatte. Ich [...] hatte für mich selbst Sorge zu tragen [...] Für mich war kein Quartiermeister dagewesen.“¹¹¹

Was einerseits als Kritik an den Privilegien des bessergestellten Nachwuchses verstanden werden könnte, lässt sich andererseits jedoch auch als Hinweis auf die von Weise geforderte Eigeninitiative lesen. Gesellschaftskritische Töne lassen sich in diesem Text nur in sehr abgeschwächter Form vernehmen. Immerhin zieht Weise selbst aus dieser Bekanntschaft den Vorteil, im Gefolge seines Kameraden (dem „Söhnchen“) bei der gleichen Wirtin ein „kleines Zimmerchen“ zu bekommen.¹¹² Allerdings lag seines im „Hinterhaus“¹¹³ und war „ungeheizt“, während das „schöne helle] Zimmer“ des Kameraden „zum Markt heraus“ einen Blick durch „Spiegelscheiben“ gewährte.¹¹⁴ Weise sieht sich gerade in dieser Phase seiner Biografie stets im Kontrast zu den anderen. Erst hier „in der Fremde“¹¹⁵ und auf sich allein gestellt, werden die soziokulturellen Unterschiede zu diesen anderen so deutlich, dass sie schwerlich zu überspielen sind. Auf eine spätere Lebensphase bezogen (die Hochschulzeit) bekennt er sich zu seiner Unzufriedenheit, deutet die herkunftsbedingten Voraussetzungen anderer aber auch bereits wieder zu seinen Gunsten um:

„Zu Zufriedenheit und zu Geduld mußte ich mich häufig zwingen, wenn ich sah, wie die Eltern anderer in der Lage waren, dem Sohne die Wege ebnen zu können. ‚Kunststück‘ sagte ich mir dann und arbeitete weiter. Wer geschoben wird, erlahmt im eigenen Drang.“¹¹⁶

Den „eigenen Drang“ hält Weise sich zugute. In einer Art Alltagstheorie sagt er sich, dass es eben für diesen *Selbstantrieb* nicht von Nachteil sein kann, wenn ihm durch *äußeren Druck* (etwa durch die Knappheit der eigenen Ressourcen) nachgeholfen wird. Auf seinen inneren Drang spielt er des Öfteren an. Seine spezifischen Voraussetzungen zwingen ihm in diesem Sinne auch einen grundsätzlich anderen Takt auf:

„Täglich, stündlich, jede Minute etwas Neues hinzulernen [...]. Tag und Nacht gab es keine Zeit für anderes.“¹¹⁷

¹¹¹ Weise 1917, S. 55.

¹¹² Weise 1917, S. 55.

¹¹³ Die Dichotomie von Vorder- und Hinterhaus ist übrigens in Hermann Sudermanns berühmtestem Stück „Die Ehre“ aus dem Jahre 1891 von immenser Bedeutung. Dieses Schauspiel stellt eine insgesamt sehr interessante Behandlung des Aufsteigerthemas in einem fiktionalen Genre dar.

¹¹⁴ Weise 1917, S. 55.

¹¹⁵ Weise 1917, S. 56.

¹¹⁶ Weise 1917, S. 100.

Immerhin stellte er auch hier sehr rasch wieder einen „Vorsprung“ vor anderen fest: „daß ich durch meine Zeichnertätigkeit recht schnell mit den Aufgaben fertig war.“ Theoretisches Wissen, das er durch das Überspringen des ersten Kurses versäumt hatte, erwarb er sich durch nachholendes Lernen sogar in den Ferien: „In den Weihnachtsferien wollte ich das Kapitel Maschinenelemente nachschreiben [...]“. Für Abwechslung bleibt ihm kaum Zeit: „Nur die Feiertage verbrachte ich außerhalb, da machte ich kleine Wanderungen.“¹¹⁸ Dieser eher dem *leiblichen Bewegungsdrang* geschuldete Ausgleich wird auch in späteren Etappen meist das Einzige sein, was Weise sich zugesteht. Abschreckende Beispiele anderer Studierender schienen ihm Recht zu geben:

„Ich habe manchen jungen Mann gesehen, der durch Bummel und Kneiperei sein Studium aufgeben mußte und die sauer ersparten Groschen seiner Eltern durchbrachte.“¹¹⁹

Der Vergleich zu den anderen behält jedoch stets eine *Ambivalenz*, denn das entspanntere Dasein jener Studenten, die nicht „abwärts“ trieben, rief zumindest partiell auch Neid hervor. Nach seinem ersten Semester klingt dies an:

„Wie gerne hätte ich es den andern [...] gleich getan, hätte mir ein kleines Bündel für die Ferien geschnürt und wäre nach den Osterferien wieder [...] in die stille Klausur [...] zurückgekommen. Für mich gab es aber keine Ferien. Am andern Tag gedachte ich wieder auf dem Bureau als Zeichner zu arbeiten, während meine ehemaligen Lehrkollegen in grüner Mütze bummeln und sich zum neuen Semester auffrischen würden.“¹²⁰

Ein solch expliziter Vergleich mit der Situation Bessergestellter findet sich um 1800 nur ansatzweise bei Gottlieb Hiller, obwohl implizit auch andere Aufstrebende dieses Thema berühren. Um 1900 kann das Auseinanderdriften der Lebensverhältnisse selbst von konservativ gestimmten Gemütern wie Weise nicht mehr umgangen werden. Diesbezüglich lassen sich strukturelle und konfigurative Ähnlichkeiten zu Rehbeins Text erkennen, selbst wenn dieser von einer ganz anderen politischen Warte her schreibt. Im späten 20. Jahrhundert wird der Aufsteiger Wolfgang Bittner sich in diese sozialen Differenzen in geradezu klassenkämpferischer Weise verbeißen.

Gustav arbeitete bereits ein paar Wochen in seiner alten Zeichnerposition, um für das übernächste Semester am Technikum zu *sparen*, als „eine Tante“ ihm eines Tages offerierte, sie würde ihm gerne etwas Geld borgen, das sie fürs Alter gespart habe. Er konnte sein Glück kaum fassen. Denn so konnte er schon gleich das nächste Semester weiterstudieren und würde, wie er hoffte, bereits in einem Jahr „fertig und wirklicher Techniker“ sein.¹²¹ Geradezu überschäumend vor Aktivismus wandte er sich sogar noch einem weiteren Projekt zu. Zurück am Technikum, war ihm die Ankündigung ins Auge gefallen, ein Lehrer wolle „fleißige Schüler auf das Einjährigen-Examen, das vor der Regierung abzulegen sei,

¹¹⁷ Weise 1917, S. 57.

¹¹⁸ Weise 1917, S. 57.

¹¹⁹ Weise 1917, S. 59.

¹²⁰ Weise 1917, S. 64f.

¹²¹ Weise 1917, S. 67f.

vor[]bereiten“. Er kam zu dem „Entschlusse, daß es auf eine Stunde Nacharbeit ein Jahr hindurch eben nicht ankommen dürfe. Schließlich war man ja jung und durfte eine so gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.“ Das Einjährig-Freiwillige, das der Mittleren Reife entsprach, ermöglichte es dem Absolventen bei freiwilliger Meldung zum Militär, nur ein Jahr aktiv zu dienen.¹²² Das Einjährige war aber wohl zugleich die Mindestvoraussetzung dafür, dass Weise später überhaupt einen höheren Bildungsweg einschlagen konnte. Weise plant hier also nicht allein, sich einer *doppelten Belastung* auszusetzen, sondern auch, einen *mehrfachen Gewinn* einzufahren. Das, was eigentlich eines hintereinander gestuften Ablaufs bedürfte, soll – zumindest partiell – innerhalb einer Etappe/Stufung erledigt werden. Weise ist wie Hiller um 1800 ein *Stufenkletterer*. Aber er erscheint – anders als Hiller – als ein Stufenkletterer, der nicht auf einen allmählichen, in gemessenen Schritten sich vollziehenden Aufstieg setzt, sondern der am liebsten im Eilverfahren und mit höchster *strategischer Effizienz* nach vorne/oben stößt. Insgesamt folgt er ebenfalls einer *step-by-step*-Methode, aber wenn möglich, werden schon mal zwei Projekte parallel geschaltet.

Ein zusätzlicher Reiz, das Einjährige parallel zum Technikerstudium zu absolvieren, mag darin bestanden haben, dass jener Lehrer bei der Anmeldung explizit von *Auserwählten* sprach („Viele sind gekommen, aber wenige sind auserwählt“). „Erfolg hätte schließlich aber immer nur der zehnte Teil der Anfänger gehabt.“¹²³ Zudem hoffte Weise, der Mutter damit eine „freudige Überraschung“ bereiten zu können. Die *Mutter* wird bis zum Textende überhaupt immer wieder als die wichtigste Bezugsperson genannt – eine weitere Gemeinsamkeit mit der Darstellung bei Rehbein, aber auch schon ein Jahrhundert zuvor bei Hiller. Bis weit ins Erwachsenenalter hinein geht es für alle drei darum, sich vor dieser elterlichen Autorität zu beweisen. Auch dies mag eine sozialpsychologische Besonderheit gerade in Aufsteigergeschichten sein.

Für Gustav hieß es in der Folge also, seine Zeit noch weiter zu *rationalisieren*.

„[...] stählen mußte er sein, um auch in dem Nebenkursus vorne zu bleiben.“¹²⁴

„Die freie Zeit hatte ich mir [...] genau nach einem Stundenplan eingeteilt.“¹²⁵

Ein protestantisch-bürgerliches Ethos wird in diesem Zusammenhang explizit angesprochen („Arbeit ist des Bürgers Zierde“; „ein leiser Schatten von Wehmut

¹²² Von einer Militärdienstzeit wird in Weises Text nicht berichtet. Zu den gesellschaftlichen Implikationen dieser militärdienstlichen Behandlung erläutert Lundgreen 1978, S. 90: „Das Einjährig-Freiwilligen-Privileg kann als harte Grenze der bildungsmäßig determinierten Klassenlinie der Gesellschaft im Kaiserreich angesehen werden, und die steigende Nachfrage erhöhte nur die Bereitschaft von Besitz und Bildung, an dieser Grenze eine soziale Abwehrstrategie gegen Nachdrängende zu verfolgen.“

¹²³ Weise 1917, S. 69f.

¹²⁴ Weise 1917, S. 71.

¹²⁵ Weise 1917, S. 74.

und wunschloser Entsagung“).¹²⁶ An dieser Stelle entlarvt Weise auch seine Mitstreiter am Technikum als Möchtegern-Akademiker, die sich sinnlosen studentischen Ritualen hingeben:

„[...] ich hatte ja auch nie Sehnsucht nach den allabendlichen ‚Kneipereien‘ gehabt und mir niemals Antwort geben können, wenn ich mich fragte, warum junge Leute, die doch eigentlich keine Studenten sind, sich mit bunten Bändern schmücken, in die eine Hand einen stumpfen Degen und die andere von ehemaliger harter Arbeit mächtig gewordene, einstige Schlosserfaust ein Bierglas nehmen und den Inhalt immer aufs Neue in den unschuldigen Magen schütten. Die Studentenlieder hörte ich aber doch gerne, und lernte sie nach und nach alle vom Hören.“¹²⁷

Gustav verhielt sich, trotz seiner eingestandenen Vorliebe für das Liedgut, doch wesentlich distanzierter und kritischer zum studentischen Treiben als etwa Sudermann, der einen gewissen Stolz auf seine aus einstigen Korporationstagen herrührenden „Schmisse“¹²⁸ nicht verhehlen kann. Über sein *Leistungsstreben* hinaus („in den Leistungen mit an die Spitze der Kursteilnehmer“ zu marschieren) pflegte Weise also auch in dieser Hinsicht wieder ein gewisses Sonderungsbewusstsein, das schon ein gewisses *Außenseitertum* impliziert. Selbst am Sylvesterabend bei „der galanten Unterhaltung der Techniker“ mit seiner Hauswirtin, die sie zum „Punsch“ eingeladen hatte, hielt er sich „etwas abseits“.¹²⁹ Was bei dieser Gelegenheit die Tochter der Wirtin dazu veranlasste, sich gerade ihm zu nähern („Da legte sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter“), konnte er sich kaum erklären.¹³⁰ Die beiden hatten schon in den Monaten zuvor so manche Blicke gewechselt und sogar bei einer „Abendunterhaltung“ einmal miteinander getanzt¹³¹ („Einmal verstieg ich mich sogar zur Teilnahme an einer Abendunterhaltung“¹³²), sodass hinter dem „himmlischen Zauber“ dieser plötzlichen Annäherung etwas mehr als eine zärtliche Anwendung aus feierlichem Anlass verborgen sein mochte. Bei der immer wieder betonten Zeitknappheit, inneren Anspannung, Rastlosigkeit und Entsagung¹³³ gönnte sich Gustav zumindest diese *kleine Verliebtheit* („meine schöne Tänzerin“¹³⁴). Jener Abend endete für ihn mit einem Kuss seiner Schönen („Ich fand den warmen süßen Mund und küßte ihn ehrlich und heiß“¹³⁵). Es ist die einzige Liebelei, die in diesem Text erwähnt wird, aber in der Intimität dieser Szene geht dieser Aufstrebende immerhin schon über das hinaus, was in den Aufsteigerautobiografien des vorausgegangenen Epochenabschnitts (nur Brä-

¹²⁶ Weise 1917, S. 72.

¹²⁷ Weise 1917, S. 72f.

¹²⁸ Sudermann 1990, S. 331. Zu dieser Phase vgl. ebd. insbesondere S. 181-191.

¹²⁹ Weise 1917, S. 78.

¹³⁰ Weise 1917, S. 80.

¹³¹ Der Protagonist hatte beim Tanzen verständlicherweise so seine Schwierigkeiten, da er darin keinerlei Übung hatte.

¹³² Weise 1917, S. 74.

¹³³ Später, Weise 1917, S. 101, heißt es einmal: „Arbeit und immer wieder Arbeit. Das Leben brachte außerdem fast keine Abwechslung. Woher und wozu denn auch?“

¹³⁴ Weise 1917, S. 74.

¹³⁵ Weise 1917, S. 80.

ker gewährte seiner Leserschaft einige tiefere Einblicke in sein Liebesleben) sowie in den meisten seiner eigenen Zeit zur Darstellung gebracht wird.

Ein wenig Dramatik entsteht noch gegen Ende dieses Ausbildungsabschnitts, als Gustav merkte, dass ihm sein Geld ausging („So wuchs die Sorge täglich“). Er fand allerdings eine „Stiftung“ in seiner „Vaterstadt“, die ihn sogar über seine Erwartung hinaus unterstützte („die doppelte Summe“).¹³⁶ Der Rückgriff auf das *Stipendienwesen* fiel ihm sichtlich schwer, da es sich um Geld aus fremden Händen handelte.¹³⁷ Wie in dieser Erfolgsgeschichte vorhersehbar, bestand er die Abschlussprüfung am Technikum mit der „beste[n] Note, die erteilt wurde“¹³⁸ und nur eine Woche später auch die Einjährigen-Prüfung, was insgesamt nur sechs Kandidaten gelungen wäre.¹³⁹ Im Hinblick auf eine politische Einordnung Weises ist der schriftliche Teil dieser Prüfung von einigem Interesse. Er konnte als Aufsatzthema zwischen „die Pumpe“ und „Kaiser Wilhelm I.“ wählen und entschied sich für letzteres. Als Begründung gibt der Autobiograf ein Erlebnis aus seiner Kindheit an, als er mit sechs Jahren zusammen mit anderen Schulkindern ein „Spalier zu bilden“ hatte, als der „Heldenkaiser“ zusammen mit Bismarck und einigen Generälen die Stadt besucht habe. „In dieser Anschauung gelang es mir, ein lebensvolles Bild vom alten Kaiser Wilhelm zu entwerfen“.¹⁴⁰ Man mag daran zweifeln, ob es für eine solche Aufgabenstellung einer einjährigen Vorbereitungsphase bedurft hätte. Und warum wählte der selbstbewusste, frisch geprüfte Techniker nicht das technische Thema („die Pumpe“)? Angesichts des strategischen Geschicks, das Weise bis hierhin bewiesen hatte, erscheint es sehr wahrscheinlich, dass er die zweifelsohne auf Glorifizierung abzielenden Erwartungen der ‚politischen‘ Themenstellung richtig einzuschätzen vermochte. Über die Inhalte der mündlichen Prüfung finden sich leider keine Angaben mehr.

Da bei Rehbein ein ganz anderer Standpunkt begegnet wird, kurz etwas zu den weiteren *politischen* Anteilen in Weises Darstellung: Sein berufliches Metier scheint ihm eine relativ klare Stellungnahme abzuverlangen. Dies fällt ihm wohl umso leichter, als mit seinem eigenen auch ein Aufstieg seiner Firma und ein offen zum Ausdruck kommendes imperialistisches Auftrumpfen seines „Vaterlandes“¹⁴¹ einhergeht:

„Das jüngste Kind in Deutschlands Aufstieg, die Technik, wuchs um diese Zeit mächtig heran, und die mit ihr blühende Industrie schuf sich machtvoll Ellenbogenfreiheit gegen den älteren Vetter jenseits des Kanals, der mißgünstig der Entfaltung des deutschen Welthandels die Spitze abzulaufen

¹³⁶ Weise 1917, S. 82.

¹³⁷ Weise 1917, S. 83.

¹³⁸ Weise 1917, S. 84.

¹³⁹ Weise 1917, S. 88. Laut handschriftlichem Lebenslauf bestand er die Einjährigen-Prüfung im „April des Jahres 1898“, also mit 21 Jahren.

¹⁴⁰ Weise 1917, S. 87.

¹⁴¹ Weise 1917, S. 126. Die mitunter eingeflochtenen Reiseeindrücke bieten ihm immer wieder Gelegenheit zu allerlei Deutschtümeleien („deutsches Wesen“, S. 119).

suchte. Kaiser Wilhelm erkannte die Notwendigkeit einer überseeischen Entwicklung Deutschlands und prägte den Wahrspruch: ‚Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.‘ Kriegs- und Handelsflotte wuchsen [...]. Der Absatz wuchs und die Fabriken erweiterten ihre Anlagen großzügig und weitblickend. Wo aber Fabriken erweitert werden, da braucht man mehr Kraft und damit größere oder mehr Dampfkessel und Maschinen. Das war aber das Gebiet meiner Firma. Auch sie vergrößerte sich zusehends. [...] Ich war darum meinem Chef als eingearbeitete Kraft sehr willkommen, wie ich mich aufs neue meldete, und erhielt nunmehr einen ganzen Tisch für mich allein.“¹⁴²

Unter anderem wird hier unverbrämt der individuelle Aufstieg an den weltpolitischen Größenwahn Wilhelms II. gekoppelt. Weise steht uneingeschränkt hinter seinem Kaiser („Notwendigkeit ...“; „Wahrspruch“). Wie sich noch zeigen wird, sollte letztlich auch der aufstrebende Weise in gewisser Hinsicht mit seinem individuellen Projekt einer Illusion erlegen sein.

Die sich anschließenden Etappen, die den Protagonisten über eine Technische Hochschule in Süddeutschland (man hatte ihn dort als „außerordentlichen Studierenden [...] aufgenommen“¹⁴³) und eine Universität (in Rostock¹⁴⁴) schließlich im Alter von 27 Jahren zum Dokortitel („Doktor phil.“¹⁴⁵) führen, sollen hier nicht mehr eingehender behandelt werden. Vom strukturellen Ablauf und von den Motiven her verändert sich auf diesem Weg kaum mehr etwas. Neue Gönner finden sich und als ‚Nebenbeschäftigung‘ während des Studierens ergeben sich anspruchsvollere und verantwortungsvollere Anstellungen als einst das Technische Zeichnen: zunächst als ‚Konstrukteur‘ in der alten Firma, dann (bereits im Alter von 23 Jahren¹⁴⁶) als Lehrer an einem norddeutschen Technikum¹⁴⁷, wobei sich die Prioritäten offenbar in Richtung *Lehrfähigkeit* verschieben.¹⁴⁸ Erst als sein Universitätsstudium sich dem Abschluss nähert, beendet er sein bis dahin erfolgreiches „Doppelleben“¹⁴⁹, um sich ganz aufs Studium zu konzentrieren. Ganz reibungslos war sein Fortkommen allerdings nicht verlaufen. Denn zwischenzeitlich war z.B. ein Gönnerpaar (eine seiner einstigen Hauswirtinnen und ihr Gatte) abgesprungen, als Gustav diesem allzu ungeschickt signalisiert hatte, dass er an der

¹⁴² Weise 1917, S. 90.

¹⁴³ Weise 1917, S. 108. Im handschriftlichen Lebenslauf heißt es dazu: „Von Ostern 1899 ab studierte ich an der Königl. Technischen Hochschule zu Stuttgart Maschinenbau und Elektrotechnik“.

¹⁴⁴ Diese Ortangabe findet sich wiederum nicht in der Autobiografie. Sie ließ sich über seine Dissertationsschrift eruieren, die per Internet (Universitätskatalog-Recherche) leicht ausfindig gemacht werden konnte.

¹⁴⁵ Weise 1917, S. 143. Er macht seinen Doktor im „Reich für Physik“, das damals offenkundig zur „philosophischen Fakultät“, S. 165, gehörte. Der Titel seiner Inaugural-Dissertation lautet: *Atmosphärisch-Elektrische Ströme in vertikalen Leitern unter Berücksichtigung meteorologischer Elemente*, Univ. Rostock, Phil. Diss. v. 26. Juli 1904, Sternberg: Albert Rohloff (65 S.).

¹⁴⁶ Wie Weise 1917, S. 149, anmerkt, waren manche seiner Schüler hier bereits 10 Jahre älter als er selbst.

¹⁴⁷ „[...] am Technikum zu Sternberg in Mecklenburg“ (handschriftlicher Lebenslauf).

¹⁴⁸ Weise scheint zu diesem Zeitpunkt selbst nicht ganz sicher gewesen zu sein, ob seine Lehrerstelle oder sein Studium für ihn Priorität hatte. So wirkt es jedenfalls, wenn man dem Inhalt des letzten Kapitels seiner Autobiografie Glauben schenkt.

¹⁴⁹ Weise 1917, S. 155.

Tochter des Paares nicht in der erhofften Weise interessiert war. Da der Autor auffällig wortkarg über diese Episode hinweggeht, mag hier wiederum einiges verdeckt worden sein. Hinter dem überwiegend problemlos erscheinenden Vorschreiten lassen sich noch andere Untiefen vermuten.¹⁵⁰ Die schon zuvor mitunter angedeuteten sozialstrukturell bedingten Chancenungleichheiten werden auch im übrigen Text noch das eine oder andere Mal thematisiert. An einer Stelle lässt Weise sich in für ihn ungewöhnlich eindeutigen Formulierungen über die *sozialen Unterschiede* in einem bestimmten Bereich des Alltagslebens aus: Er lobt die Bahnwagons in Bayern, weil diese anders als etwa in Norddeutschland nur in drei Wagenklassen unterschieden seien und selbst in der dritten Klasse jedem Fahrgast einen Sitzplatz böten. Diese Kritik hält sich zugegebenermaßen in den für Weises Realitätswahrnehmung bekannten Grenzen („Die vierte Wagenklasse ist wahrhaftig noch ein Überbleibsel aus der Kinderzeit der Eisenbahnwagen“).¹⁵¹

Wesentlich aufschlussreicher als der letztgenannte Aspekt und geradezu typisch für den Habitus eines Aufsteigenden sind Beschreibungen aus den Phasen seiner eigenen Lehrtätigkeit an dem Technikum in der norddeutschen Provinz. Wie schon aus dem 18. Jahrhundert vertraut, stellt der Aufstrebende hier eine signifikante *Verhaltensunsicherheit* im Umgang mit den tonangebenden Vertretern des kleinstädtischen Bürgertums heraus. Auch Weise bekennt offen, dass er mit den Erwartungen, Gepflogenheiten und Verhaltensregeln dieser Leute so seine Probleme hatte. Dabei kritisiert er diese *Formalität* gar nicht mal als Merkmale des Prestigestrebens, der Machtausübung oder der Distinktion. Vielmehr stört sie ihn als *äußere Kontrolle* und als ritualisierter Standard, die ihn daran hindern, das zu tun, was ihm eigentlich gefällt. Im Sinne seines ausgeprägten Arbeitseifers, der sich zusehends verselbständigt hat, fühlt er sich durch die formalen Verpflichtungen gerade in diesem Schaffensdrang gestört. Erwähnung finden dabei allerdings auch *aggressiv-affektive Widerstände* („Spionenspiegel einschlagen“), die der Protagonist unterdrücken muss. Seine Selbstregulierung wird aber auch in dieser Hinsicht nur kurz auf die Probe gestellt.

„Jeder Schritt und jene [sic] Miene wird beobachtet, und man gewöhnt sich darum bald daran, auf der Straße fein sittsam und ruhig zu gehen, denn jedes Lächeln oder Mienenspiel bedeutet für den Spionengucker eine offene Frage, über wen oder was hat er denn so für sich hingelacht? Gewünscht habe ich in diesen Tagen, ein loser Junge möchte die sämtlichen Spionenspiegel einschlagen. Bald jedoch hatte ich mich an diesen Spionenfug gewöhnt und gönnte den Neugierigen die Enttäuschung, mich in den Straßen immer als den ernstesten und ruhigsten Menschen zu sehen.“¹⁵²

„Froh war ich stets, dem steifen Zwange des Besuchsanzuges und dem Zylinder entronnen zu sein, denen ich die kurzen Stunden des Sonntags zwischen Kirchgang und Mittagessen opfern mußte, um meinen Rundgang bei den oberen zwanzig Familien zu machen, die zu der Gesellschaft gehörten.“

¹⁵⁰ Erwähnt sei diesbezüglich lediglich, dass Weise in seinem handschriftlichen Lebenslauf einmal auf seine prekäre Lage anspielt („gezwungen durch meine Verhältnisse“), um zu begründen, weshalb er mitten in seinen Studien noch eine Lehrtätigkeit annahm.

¹⁵¹ Weise 1917, S. 120.

¹⁵² Weise 1917, S. 146f.

Damit blieben es aber der Opfer nicht genug. Einige Wochen waren erst in das Land gegangen, und schon flatterten wöchentlich die Einladungen in mein Zimmer. Eine Karte lud dann meistens zu einem ‚Butterbrot‘ für den Abend ein. [...] Aus Suppe und Pasteten entwickelte sich schließlich ein schlemmerhaftes Festmahl, und drei bis viererlei Wein [...]. Als der Morgen herankam, bedauerte ich, den Abend nicht zur Arbeit benutzt zu haben, was leider nicht möglich war, denn Absage ohne genügenden Grund wäre Unhöflichkeit gewesen. So ging das Woche für Woche.“¹⁵³

Formalität erscheint in dieser Perspektive vor allem lästig („Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten“¹⁵⁴). Dass es bei derartigen Gesellschaftsabenden zu einer *Verschränkung von formalen und informalen Aspekten* kommt, reflektiert Weise nicht weiter. „Likör und Kaffee schlossen das reiche Mahl, und in einem ziemlich ausgeräumten Zimmer schwangen dann die jungen Leute das Tanzbein, während die alten Damen für sich und die älteren Herren ebenso ihren eigenen Vergnügen sich hingaben.“¹⁵⁵

Er fühlt sich nicht ganz zugehörig, vielleicht als eine Art *Eindringling*, erkennt die inkludierende Funktion (was ebenfalls in dem Begriff „Einladungen“ enthalten ist) dieser Anlässe nicht. Viel stärker mag er hingegen immer noch die exkludierenden Elemente empfinden. Aber auch als Instrument von Herrschaftsausübung und Distanznahme (gegenüber denen, die nicht dem Kreis der Respektabilität zuzurechnen sind) werden diese Veranstaltungen nicht reflektiert. Partizipation wird so für Weise nicht zu einem wirklichen Problem, da er im Grunde genommen stets bereit ist, den Erwartungen zu entsprechen („Bald jedoch hatte ich mich [...] gewöhnt“).

Insgesamt erscheint dieses Aufstiegsprojekt ausgesprochen *zielstrebig* und *funktional*. Was Gustavs etwa gleichaltrige Mitstreiter (Lehrkameraden, Kollegen, Kommilitonen) zuweilen als Strebertum empfinden, wird von seinen Vorgesetzten, Lehrern und Professoren meistens als Fleiß und Leistungsbereitschaft gedeutet und entsprechend honoriert. Nahezu alles scheint der Zielsetzung untergeordnet. Das technische Studium kommt dem Protagonisten diesbezüglich sehr entgegen: „hatte es mir Gelegenheit gegeben, sein Füllhorn technischen Wissens auszukosten.“¹⁵⁶ Selbst das Erlernen von Fremdsprachen wird *utilitaristisch*, rein berufsbezogen angegangen¹⁵⁷:

„Der Gedanke an die Möglichkeit, eine moderne Sprache in zwölf Wochen so erlernen zu wollen und zu können, daß sie zum geschäftlichen Briefwechsel und damit zum Broterwerb sicher beherrscht wird, beschäftigte mich andauernd [...]“¹⁵⁸

Assimilationsprobleme können so kaum einmal entstehen. Die – im Verhältnis zu anderen Aufstrebenden – wenigen Reibungs- und Krisenelemente dieser Biografie rufen keine besondere Sensibilität für soziokulturelle und schichtenbezogene Differenzen hervor. Die Tendenz, derartige Elemente möglichst zu verhüllen, weil

¹⁵³ Weise 1917, S. 151f.

¹⁵⁴ Weise 1917, S. 152.

¹⁵⁵ Weise 1917, S. 151.

¹⁵⁶ Weise 1917, S. 136.

¹⁵⁷ „Die Kleinbürger haben kein spielerisches Verhältnis zum Bildungsspiel“ (Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 518).

¹⁵⁸ Weise 1917, S. 99.

diese so manche selbst aufstiegsambitionierte RezipientIn des Textes wahrscheinlich abschrecken würden, mag ein Übriges tun. Weises Darstellung ist in vielerlei Hinsicht beschönigend, aber gerade darin kann sie stellvertretend für eine Reihe weiterer Autobiografien – und zwar nicht nur von Aufsteigenden – aus dieser Zeit erachtet werden.¹⁵⁹ Eine Verbindungslinie lässt sich auch zum späten 20. Jahrhundert ziehen: Wie in der Aufsteigerbiografie von Bittner hat das Aufsteigertum Weises letztlich deutlich *illusorische* Züge. Denn schon Weise muss sich am Ende seines Textes die Frage stellen, wo ihn sein Kraftakt hingeführt hat. Nach der letzten Prüfung muss er sich mit einem „cum laude“ zufrieden geben. Schon zuvor hatte er das Ergebnis seiner Doktorarbeit selbstkritisch kommentiert:

„Daß meine Arbeit nicht zu den hervorragenden gehörte, wußte ich, denn sie war ganz im Nebenamt entstanden. Mein Hauptamt war ja, Lehrer sein und den Lebensunterhalt erwerben. Die Arbeit war meiner Ansicht nach eine bessere Mittelarbeit und konnte den Umständen entsprechend, unter denen sie entstanden war, nicht mehr sein.“¹⁶⁰

Inwiefern ihm dieser Dokortitel in beruflicher und sonstiger Hinsicht weiterzuhelfen vermochte, ist dem Text leider nicht mehr zu entnehmen.¹⁶¹ Immerhin erreichte er einen höheren Bildungstitel als nach seiner gesundheitlich bedingten biografischen Wende (nach seiner Lehrzeit) erhofft, als er Konstrukteur bzw. Ingenieur werden wollen. Dass Weise als einstiger Volksschüler überhaupt so weit kommen konnte, hängt damit zusammen, dass hier bereits im Bereich Technik ein Bildungspfad eingeschlagen werden konnte, der von den sonst üblichen Bildungsstandards (über das Gymnasium zum Abitur) abwich. Wie erwähnt, hatte z.B. jene Technische Hochschule (in Stuttgart) ihn als „außerordentlichen Studierenden aufgenommen“.¹⁶² Wie sich bei Christine Holstein zeigen wird, war eine solche oder eine vergleichbare Option – einmal ganz abgesehen von dem Gender-Aspekt, der hier von erheblicher Relevanz ist – für ihren Interessenbereich nicht vorhanden.

Dietrich Schäfer

Als ein letztes Beispiel dieses Aufsteigertypus soll noch auf den zum Geschichtsprofessor emporgestiegenen Dietrich Schäfer (1845-1929) eingegangen werden. Dem Soziologen Martin Schmeiser diente diese Fallgeschichte bereits als Modell einer Aufstiegsbewegung aus bildungsfernem Milieu.¹⁶³ Die von Schmeiser als

¹⁵⁹ Um nur ein Beispiel zu nennen, sei auf die Aufsteigerautobiografie von Bürgel 1919 verwiesen, in der eine harmonisierende Tendenz unüberschbar ist, insbesondere im Hinblick auf die Differenzen zwischen Arbeitern und „bürgerliche[r] Welt“ (ebd., S. 12).

¹⁶⁰ Weise 1917, S. 163.

¹⁶¹ Im handschriftlichen Lebenslauf findet sich im letzten Satz schon der Hinweis auf eine neue Anstellung: „Nach bestandener Prüfung [der Promotion] steht mir eine Stellung als Lehrer an einer Preußischen Fachschule in Aussicht.“

¹⁶² Weise 1917, S. 108.

¹⁶³ Schmeiser 1996, S. 164ff.

wesentlich für eine solche Flugbahn im sozialen Raum beschriebenen Elemente müssen hier nicht noch einmal behandelt werden, zumal sie in den vorausgegangenen Fallanalysen und insbesondere in der von Gustav Weise schon partiell erörtert wurden (früher Tod des Vaters, soziale Patenschaften, Hang zu autodidaktischem Lernen, Doppelleben etc.). Die Vielzahl von Parallelen zwischen dem Weg des Technikers Weise und dem des Historikers Schäfer ist verblüffend. Abgesehen von den nahezu identischen Aufstiegsstrategien und -mechanismen reichen die Korrespondenzen bis in die (vermeintlich) nebensächlichsten Freizeitbeschäftigungen hinein: z.B. die von beiden geteilte Vorliebe für lange *Fußwanderungen* in der näheren und weiteren Umgebung sowie für das laute *Singen* deutschen Liedguts auf eben diesen Wanderungen. Bei Schäfer kommt die gesellschaftliche und besonders die politische Dimension seines Handelns allerdings wesentlich stärker zum Vorschein als bei Weise. Was bei Letzterem nur gelegentlich anklingt, seine spezifische politische Haltung, scheint bei Schäfer geradezu allgegenwärtig. In dieser Hinsicht eignet sich sein Text sehr gut als Referenzfall für Rehbeins Erzählung, in die ebenfalls durchgängig eine *starke Politisierung* eingeflossen ist. Schäfer steht jedoch wie Weise im entgegengesetzten politischen Lager (er hat übrigens immer wieder auch aktiv als Wahlredner für die Nationalliberalen gewirkt). Er hatte während seines Studiums insbesondere Vorlesungen von Treitschke besucht und dessen Veröffentlichungen geradezu verschlungen. Treitschke wurde so zu einer Art akademischem und politischem *Vorbild*¹⁶⁴, was sich auch erheblich in entscheidenden Lebensphasen Schäfers niederschlug: So wird etwa berichtet, dass er später als Dozent Treitschkes „Vortragsweise“ bis in die Körperhaltung hinein partiell imitierte. Am deutlichsten tritt Schäfers Gefolgschaft darin zutage, dass er sich auf einen Appell Treitschkes vor Studenten hin als Freiwilliger zum Kriegseinsatz meldete – diese Art von freiwilliger Dienstbereitschaft fürs Vaterland wird in einer weiblichen Variante übrigens in der Geschichte Christine Holsteins erneut begegnet. Schäfer nahm dabei sogar in Kauf, dass einer seiner Gönner seine „Zahlungen“ einstellte, weil ihm diese Form von patriotischem Opfermut offensichtlich zu weit ging.¹⁶⁵ Da Schäfers Autobiografie sich in weiten Passagen einer Gelehrtenautobiografie annähert, wird die Analyse auf einige wenige, aber teils ausführlicher zitierte Textstellen begrenzt, die überwiegend einen *informelleren* Charakter haben. Wie bei vielen anderen AutobiografInnen ist auch seine Darstellung der Kindheits- und Jugendphase in dieser Hinsicht informativer als spätere Partien, in denen berufliche Aspekte zusehends mehr Raum einnehmen.

¹⁶⁴ Dazu Schäfer, Dietrich (1926): *Mein Leben*, Berlin/Leipzig, S. 68: „Ich zweifle, daß seit Fichtes Tagen irgendein deutscher Hochschullehrer Eindruck auf die akademische Jugend gemacht hat wie Heinrich von Treitschke.“

¹⁶⁵ Schäfer 1926, S. 70.

Verständlicherweise findet in der reiferen Lebensphase des Gelehrten¹⁶⁶ auch die Körperdimension zusehends weniger Berücksichtigung. Dennoch erfährt die RezipientIn in einer späteren Textpartie z.B. noch, dass der Protagonist aufgrund seines ununterbrochenen Arbeitseifers als Professor einen *Nervenzusammenbruch* *erlitt*, der ihn mehrere Jahre lang zu einem pfleglicheren Umgang mit seinen körperlichen und geistigen Ressourcen zwang.

Schäfers Vater war ein Landarbeiter, der später lange Zeit in Bremen und Umgebung in „Fuhrmanns- oder Kutscherdiensten“ und in „Bierbrauereien“ beschäftigt war, bis er in der Stadt als „Mascopsträger und Kornstecher“¹⁶⁷ eine Arbeit fand, die „des Staubes wegen sehr gesundheitsschädlich[]“ war.¹⁶⁸ Da die Eltern ihre prekäre wirtschaftliche Situation nie entscheidend verbessern konnten, waren alle Angehörigen der Kleinfamilie zu Nebenverdiensten angehalten. Die Situation verschärfte sich noch, als der Vater infolge seiner gesundheitlichen Belastung und eines Arbeitsunfalls verstarb. Die Mutter ging in die besseren Häuser „zum Waschen und Reinigen“ („zu der Frau Westenfeld“, „bei Frau v. Cölln“ etc.) und war „sehr selten an einem Wochentage zu Hause“.¹⁶⁹ Dietrich selbst war so schon früh auf sich allein gestellt und lernte bald allerlei *körperliche Arbeiten* und „Dienstleistungen“ kennen. Die Internalisierung eines protestantischen Arbeitsethos klingt schon in der folgenden Kernstelle an. Im weiteren Text wird sie noch spezifiziert („So habe ich früh rechnen und wirtschaften gelernt, peinlich aufachten, daß nichts unnütz ausgegeben wurde“¹⁷⁰).

„Ich bin früh zur Arbeit angehalten worden, wollte auch gern mitverdienen, konnte es aber in den ersten Jahren doch nur durch Besorgen des einen Ackers, den wir in Pacht behielten [...]. Da habe ich aber auch mit Ausnahme des Kartoffelpflanzens und -ausnehmens so ziemlich alles allein besorgt; nur Sonntags konnte auch die Mutter helfen. Ein Verbot des Arbeitens bestand an Sonn- und Feiertagen nur für einige Stunden des Vormittags. Beim Ausnehmen half ein Knecht des benachbarten Kohlhökers Köhler, ein etwa 17jähriger, ordentlicher Bursche, der mich sehr interessierte, denn er war ein ‚Oberländer‘, aus Hollerssen bei Einbeck. Ich hatte bis dahin nur Leute aus der Umgebung kennen gelernt. Die Arbeitsgenossen des Vaters stammten zumeist aus dem Hoyaischen, Verdenschen und Oldenburgischen [...]. Ich fragte ihn nach allen Richtungen aus. In den Jahren 1858 und 1859 habe ich eine Kleinigkeit verdient, indem ich nachmittags nach der Schule zu der Tante im Schüsselkorb ging und dort Wasser trug und die Straße kehrte und in der Frühe vor der Schule in die Rembertistraße zu Westenfels, um Kleider zu reinigen und Stiefel zu putzen. Ich erhielt beiderwärts täglich zwei Groten. Doch haben diese Dienstleistungen in beiden Jahren immer nur

¹⁶⁶ Überaus nützlich für das Verständnis der Lebenshaltungen und politischen Einstellungen von Gelehrten und Akademikern gerade aus dem Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften um 1900 ist die Untersuchung von Ringer 1983.

¹⁶⁷ Dazu Schäfer 1926, S. 13: „Mascopsträger nannte man damals die zu einer Mascop (Genossenschaft) vereinigten Leute, welche die Waren von den Schiffen auf die Packhäuser und umgekehrt beförderten, Kornstecher diejenigen, welche das Getreide auf den Böden mit großen, flachen Holzschaukeln umstachen, was immer in Zwischenräumen von einigen Monaten geschehen mußte, um es vor dem Verderben zu bewahren.“

¹⁶⁸ Schäfer 1926, S. 12f.

¹⁶⁹ Schäfer 1926, S. 26.

¹⁷⁰ Schäfer 1926, S. 30.

Monate [...] gedauert, so daß sie für das Gesamteinkommen nicht schwer ins Gewicht fielen. Ich hätte Zeitungen austragen können; aber das wollte die Mutter nicht. Die Zeitungsjungen standen in keinem guten Ruf.¹⁷¹

Ein Zug zum Pedantischen, der hier in der detailverliebten Rekonstruktion der biografischen Erfahrungen durch den Historiker und Autobiografen sichtbar wird, war offenbar schon früh vorhanden („Ich fragte ihn nach allen Richtungen aus“¹⁷²). Schäfer schreibt seine Lebensgeschichte insgesamt mit geradezu positivistisch-empirischer Akribie. In dieser vor allem berufsbedingten Neigung zum historischen und geografischen Detail unterscheidet sich sein Text beträchtlich von Weises Ausführungen, in denen ja derartige Daten zum eigenen Leben möglichst umgangen werden. Schäfers Anstieg mag indessen sogar auf einer noch tiefer gelegenen Stufe der ständischen Leiter eingesetzt haben als Weises Anstieg („wir selbst wohl weitaus die Ärmsten in der ganzen Straße waren“¹⁷³). Denn Schäfer präsentiert sich anfangs als Landarbeiter, Wasserträger, Stiefelputzer und Straßenkehrer. Aber auch seine Mutter wünschte sich für ihn schon etwas Besseres („Zeitungsjungen standen in keinem guten Ruf“),¹⁷⁴ vermochte eine Art *Aufstiegsenergie* – wie sie schon im 18. Jahrhundert von mütterlicher Seite auf Gottlieb Hiller transferiert wurde¹⁷⁵ – auf den Sohn zu übertragen, nun im 19. Jahrhundert allerdings eher in Gestalt eines kleinbürgerlich-ambitiösen Antriebs:

„Die Mutter hätte mich in die Freischule schicken können, wo auch die Lernmittel geliefert wurden; das wollte sie aber nicht. Sie wollte mich mit den Kindern dort nicht zusammenbringen; es war ihrer Ehre zu nahe. Sie hat nach dem einen Versuche mit dem Arzte [als ihr Ehemann im Sterben lag] nie das Armenwesen wieder in Anspruch genommen, obgleich mehrere Familien in der Straße, auch solche, in denen der Mann noch Versorger war, sich Feuerung von der Armenverwaltung liefern ließen, sie auch sonst ausnutzten. So mußte mit etwa 135 Mark jährlich der Bedarf an Nahrung, Kleidung und an den sonstigen kleinen Notwendigkeiten des Lebens gedeckt werden, mit täglich noch nicht 40 Pfennigen.

Ich habe in deutlicher Erinnerung, wie ich in den nächsten sieben Jahren gelebt habe. Die Mutter war nur Sonntags und nachts zu Hause. Ich war von morgens 6 ½ bis abends 8 ½ Uhr völlig auf mich allein angewiesen. Mittags war von 12 bis 2 Uhr Schulpause. Da der Schulweg nicht unter 20 Minuten erforderte, blieben mir etwa 1 ¼ Stunden zu Hause. Da mußte ich mir mein Essen selbst machen.“¹⁷⁶

Obwohl kaum hinreichender Lohn für die Grundversorgung vorhanden, investierte die Mutter in die Schulbildung ihres Sohnes, schickte ihn auf eine Privatschule, wo „4 Taler Schulgeld“ zu zahlen waren. Ihr spezifisches Ehrgefühl („ihre Ehre“) ähnelt in gewisser Hinsicht der Handwerkerlehre, die bei Rehbeins Vater begegnet. Um ein wenig symbolisches Kapital zu erlangen, wird in beiden Fällen teilweise von materiellen Interessen abgesehen. Auch das Armenwesen wird in

¹⁷¹ Schäfer 1926, S. 27.

¹⁷² Schäfer 1926, S. 27.

¹⁷³ Schäfer 1926, S. 31.

¹⁷⁴ Schäfer 1926, S. 27.

¹⁷⁵ Hillers Mutter empfand sich, wie erwähnt, noch als die Enkelin eines einstmals recht wohlhabenden Mannes aus dem gehobenen Bürgerstand.

¹⁷⁶ Schäfer 1926, S. 28.

diesem Zusammenhang beide Male umgangen, obgleich man eigentlich darauf angewiesen wäre. Während Rehbein jedoch, indem er das Ehrbewusstsein seines Vaters ironisiert, zu diesem in Distanz tritt, übernimmt Schäfer mit erkennbarem Stolz eben dieses Bewusstsein der Mutter und nutzt es seinerseits zur Abgrenzung von denen, die die Armenversorgung seiner Meinung nach zu Unrecht „in Anspruch“ nehmen (obwohl „der Mann noch Versorger war“). Im weiteren Text wird der Autobiograf immer wieder auf dieses Ehrgefühl und Prestigestreben zurückkommen. Er gibt ihnen durchweg eine positive Konnotation und glaubt beides im Prinzip bei jeder gesellschaftlichen Schicht antreffen zu können, nur werde es zusehends durch „Gleichmacherei“ gefährdet.

Die eigenen Erfahrungen mit anderen Menschen sind hier bereits mit einer bestimmten politisch-ideologischen Einstellung vermischt, die erst im Reifungsprozess des Autors entsteht. Diese Sicht auf die anderen sowie auf die Entstehung seines Selbstempfindens und seiner Selbstständigkeit bekommt in einer etwas längeren Passage einen geradezu wissenschaftlichen Anstrich. Bereits als „Kind“ und Jugendlicher scheint Schäfer in soziologisch-ethnologischer Manier die verschiedensten sozialen Schichten seines Umfeldes beobachtet zu haben. Er glaubt sogar, dass man als Kind „tiefer in die Verhältnisse“ blicken könne – wohl vor allem deshalb, weil Kindern in der Regel eher ein Blick hinter die Kulissen erlaubt wird als Erwachsenen:

„Es versteht sich von selbst, daß ich das Haus in Ordnung zu halten hatte; der Mutter blieb dazu keine Zeit. Ich habe das auch immer gern besorgt.

Indem ich das niederschreibe, kommt mir zum Bewußtsein, daß mancher denken wird: ‚Hat der aber eine harte Jugend gehabt!‘ Ich habe das nicht empfunden. Ich erinnere nicht, daß ich jemals betrübt gewesen wäre über mein Los. Ich war immer vergnügt und lebensfreudig, und noch heute erscheinen mir meine Kindheitstage als glücklich, abgesehen von der Trauer um den kranken Vater, der so früh sterben mußte. Bei Westenfelds, Bärs, Rienschs waren Kinder, darunter solche in meinem Alter; ich habe keine Empfindung des Neides gehabt. Sie haben mich auch immer freundlich behandelt, hatten einen gewissen Respekt vor mir, weil ich allerlei wußte, was sie in ihren höheren Schulen nicht gelernt hatten. Wahrhaft unglücklich sind die Kinder, denen man die Jugend verbittert durch Erregung des Neides auf Wohlhabendere! Es war das damals auch entfernt nicht so verbreitet, wie es jetzt offenbar ist. Ich habe die Gespräche der Arbeiter oft angehört; es wurde wohl einmal von den ‚Vornehmen‘, den ‚Dickkoppten‘ geredet; Klassenhaß war aber nicht zu erkennen. Dazu war doch viel zu viel persönliche Fühlung vorhanden. Fabriken gab es damals erst in allerersten Anfängen in Bremen, Nielsens Reismühle, die Waltjensche Eisengießerei, beide unterhalb der Stadt am rechten Ufer der Weser. Das weit verbreitete Zigarrenmachen vollzog sich so gut wie ausschließlich als Hausarbeit; nur in Hemelingen, schon auf hannoverschem und Zollvereinesgebiet, hatten sich nach der Auflösung des Steuervereins einige Fabriken aufgetan, in denen allerdings meistens bremische (Hastedter) Arbeiter und Arbeiterinnen tätig waren. In diesen Fabriken, wo man zahlreich in demselben Raume bei einer Arbeit saß, die Unterhaltung gestattete, ja geradezu herausforderte (man hielt sich vielfach einen Vorleser), hat später die Ausbreitung sozialistischer Anschauungen begonnen. Die Zigarrenmacher standen in Bremen nicht in besonderem Ansehen, galten als unruhige, leichtfertige Gäste. Es gibt darüber mehr als eine Anekdote.

Diese Gestaltung meiner Jugend hat einen ungeheuren Vorteil für die spätere Lebensführung gehabt, den man kaum überschätzen kann. Sie hat mich bescheiden in Ansprüchen und Bedürfnissen gemacht; ich bin in dieser Beziehung mit leichter Last durchs Leben gegangen. Sie hat mich außerdem

früh gelehrt, auf die wirtschaftlichen Grundlagen des Lebens zu achten. Der geringe Verdienst der Mutter ging doch fast ganz durch meine Hand, da ich ihn für die kleinen Tagesbedürfnisse verausgaben mußte, die Mutter schon durch ihre Beschäftigung gehindert war, das Geld selbst seiner Bestimmung zuzuführen. So habe ich früh rechnen und wirtschaften gelernt, peinlich aufachten, daß nichts unnütz ausgegeben wurde. Mein Leben lang ist es mein Grundsatz geblieben, der zunächst durch die Not auferlegt war, nie mehr auszugeben als eingenommen wurde. Schulden hat die Mutter nie gemacht, auch nie versucht, solche zu machen; sie hätte auch wohl nicht leicht jemand gefunden, der bereit gewesen wäre, zu borgen, höchstens die Herrschaften in der Form eines Lohnvorschusses. Ich kann nicht sagen, ob das nicht das eine oder andere Mal vorgekommen ist. Ungehöriges habe ich nie mit dem anvertrauten Gelde getrieben, vor allem nie irgendwelche Näschereien gekauft; ich erinnere nicht, daß mir jemals in diesen Jahren auch nur ein solcher Gedanke gekommen wäre. Ich hätte ja der Mutter nicht mehr ins Auge sehen können. In einem Punkte habe ich sie hintergangen; ich habe gegen ihren Willen, ja gegen ihr ausdrückliches Verbot, im Freien gebadet, einige Male an der Schleuse im Neuen Torfkanal, häufiger in der Weser entweder am rechten Ufer an der Stefankirchen-Weide, wo jetzt die Hafenanlagen sind, oder links eben unterhalb von Teklenborgs Schiffswerft, die dicht unterhalb des Eingangs zum Sicherheitshafen lag. Ich habe auf diese Weise ohne Anleitung schwimmen gelernt, so daß ich es gut konnte, als ich in späteren Jahren eingerichtete Badeanstalten besuchte. Ich habe es der Mutter erst in dieser Zeit gestanden; sie hatte es verboten, weil sie Gefahr befürchtete.

Es ist mir noch ein weiterer Vorteil aus den Erfahrungen meiner Kinderjahre erwachsen. Ich habe kleine Leute genau kennen gelernt, wie man sie nur kennen lernen kann, wenn man lange unter ihnen lebt, und zwar nicht nur die gleichartige Arbeiterklasse, welcher der Vater angehörte, sondern in der Landwehrstraße Leute recht verschiedenen Schlags und Berufs. In den 18 Häusern der Straße waren vertreten Maurer, Zimmerleute, Küper¹⁷⁷, Tischler, Schneider, Kahnschiffer, Zigarrenmacher, eine Gemüsehändlerin, eine Wäscherin usw. Als Kind schaut man tiefer in die Verhältnisse hinein, als das je einem Erwachsenen gelingen kann. Die große Mehrzahl waren durchaus achtenswerte Leute, die sich ehrlich und redlich mühten; die innere Ausstattung der Häuser war meistens durchaus nicht ärmlich; die ‚guten Stuben‘ waren mit wenigen Ausnahmen schön möbliert. Im allgemeinen herrschte Ordnung und Sauberkeit. Das zweite Haus von uns war von einem kinderlosen Ehepaar bewohnt, der Mann Weinküper; die Frau hielt ihre Wohnung peinlich im Stande. Stuben und Diele waren ganz mit Matten belegt, die Treppe mit Ölfarbe gestrichen und mit Läufer und Messingstangen versehen. Wenn der Mann nach Hause kam, schlüpfte er sogleich in seine Pantoffeln, die hinter der Tür standen. ‚Schlurigkeit‘, an der es in einzelnen Häusern nicht fehlte, galt für einen bösen Makel der Hausfrau. In der ganzen Straße verrufen war der Kahnschiffer, dessen Fahrten ihn leicht auf eine oder mehrere Wochen vom Hause entfernten; wenn er heimkam, war er nicht so selten angetrunken und mißhandelte Frau und Tochter, die dann weinend auf die Straße flüchteten. Es wurde geglaubt, daß auch die Frau ein Verschulden treffe; sie galt für unordentlich. Der Mann verdiente gut, wie denn wir selbst wohl weitaus die Ärmsten in der ganzen Straße waren. Gleichwohl gab es mehrere Familien, die sich Armenunterstützung geben ließen. In bezug auf Armenverpflegung hat sich bei mir die Überzeugung festgelegt, daß nicht wenige unterstützt werden, die es gar nicht brauchen, während andere, die es brauchen könnten, sich aus Ehrgefühl zurückhalten. Richtigem Empfinden erscheint es als eine Schande, sich unterstützungsbedürftig zu melden. In der Nachbarschaft gab es Leute, die das Armenwesen in Anspruch nahmen, obgleich sie nicht nur Wirtshäuser und Tanzsäle besuchten, sondern sogar Maskenbälle mitmachten. Nicht nur sie wurden von den Gutdenkenden scharf getadelt, sondern auch die Armenverwaltung. Sicher waren die Verhältnisse der kleinen Leute in Bremen günstiger als im allgemeinen in Fabrikorten und Großstädten; aber auch diesen gegenüber kann nur gewarnt werden vor einer Überschätzung der bei kleinen Leuten herrschenden Notlage und vor einer Unterschätzung ihres sittlichen Empfindens und Gerechtig-

¹⁷⁷ Ein Warenkontrolleur in Häfen.

keitsgefühls. Sie wissen Verdienst und Schuld am eigenen Schicksal sehr genau zu unterscheiden und urteilen nach dieser Einsicht. Die Gleichmacherei, wie sie leider unserer modernen Gesetzgebung und Verwaltungspraxis anhaftet, wirkt auf die Verhältnisse einfach verwüstend. Es handelt sich bei den kleinen Leuten nicht um eine unterschiedlose, gleichartige Masse; sie haben selbst ein feines Gefühl für die Schichtungen, und man sollte alles tun, dieses Gefühl nicht abzustumpfen, sondern zu stärken, vor allem das Bewußtsein der Verantwortung am eigenen Geschick nicht zu schwächen, sondern tunlichst zu stärken.¹⁷⁸

Mit dem Impetus des Wissenden, der aufgrund einer besonderen, herkunftsbedingten Nähe zu ganz verschiedenen Sozialwelten eine tiefere Einsicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse gewonnen habe, möchte der Autobiograf hier etwas zurechtrücken. Er habe sich im Gefolge der Mutter, wenn diese für Auftragsarbeiten in bürgerliche Häuser ging („Bei Westenfelds, Bärs, Rienschs“), in diesen gehobenen Kreisen ein wenig umsehen und dabei mit seinem ganz eigenen Erfahrungswissen bereits gleichaltrige Gymnasiasten beeindrucken können („hatten einen gewissen Respekt vor mir, weil ich allerlei wußte, was sie in ihren höheren Schulen nicht gelernt hatten“). Das darin zum Ausdruck gebrachte Selbstbewusstsein wirkt etwas aufgesetzt, an einer späteren Stelle wird aber klar, dass der Privatschüler Dietrich sich damals schon *zu Besserem oder Höherem berufen fühlte* („Von den Freischülern fühlte man sich geschieden“) und sich daher in seinem Bildungsbestreben gar nicht so weit von diesen bessergestellten Kindern und Jugendlichen entfernt wähnte. Wie sich noch zeigen wird, verstand Dietrich es bereits, sich unter Gleichaltrigen seines Milieus *hervorzutun* – unter anderem schlichtweg durch seine *besondere körperliche Robustheit*, die ihm immer eine gewisse Führungsposition sicherte („Unter den spielenden Altersgenossen ist mir stets eine führende Rolle zugefallen“). Jene Gleichaltrigen aus besserem Hause werden unter anderem einfach neugierig gewesen sein, was dieser selbstsichere Junge so von einer etwas anderen Sozialwelt zu berichten hatte. Der Autobiograf Schäfer nutzt das Ganze allerdings unverkennbar, um eine auch noch auf seine Gegenwart bezogene Botschaft zu vermitteln. Die weiter unten formulierte Kritik an der „Gleichmacherei“ wird schon hier durch eine Absage an jegliche Form des Sozialneides vorbereitet. Denn der Vorwurf der „Erregung des Neides auf Wohlhabendere“ richtet sich – wie schon bei Schäfers Vorbild Treitschke – selbstverständlich gegen Sozialisten bzw. Sozialdemokraten. Schäfer argumentiert nur insofern etwas geschickter, als er in seinen Ausführungen eine intime Vertrautheit mit den Verhältnissen der „kleinen Leute“ inszeniert, während Treitschke in seinem oben zitierten polemischen Essay gar nicht erst einen solchen Anschein der Involviertheit zu erwecken sucht. „Klassenhaß“ und aufrührerisches Gerede habe es damals in Bremen noch nicht gegeben. Die „unruhige[n]“ Zigarrenmacher werden diesbezüglich gewissermaßen als politische Brandstifter gezeichnet. Und so wie Schäfer es ausdrückt, scheint es, als hätte man den sozialistischen Umtrieben durch ein rechtzeitiges Einschreiten damals durchaus noch entgegentreten können („Fabriken, wo man

¹⁷⁸ Schäfer 1926, S. 29-32.

zahlreich in demselben Raume bei einer Arbeit saß, die Unterhaltung gestattete, ja geradezu herausforderte“). Die Forderung nach rigideren Maßnahmen gegen die Unruhestifter ist hier nur durch geschickte Rhetorik verdeckt geblieben. Im Grunde genommen war die vormoderne Welt, ohne Fabriken und ohne aufbegehrende Arbeiter, in Schäfers Augen eine bessere. Die Verklärung der persönlichen Vergangenheit („Ich erinnere nicht, daß ich jemals betrübt gewesen wäre über mein Los“) geht einher mit einer *Harmonisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse insgesamt* („Klassenhaß [...] Dazu war doch viel zu viel persönliche Fühlung vorhanden“). In Schäfers Darstellung erscheinen denn auch die „Herrschaften“ damals den Armen gegenüber etwas hilfreicher als alle anderen Menschen („sie hätte auch wohl nicht leicht jemand gefunden, der bereit gewesen wäre, zu borgen, höchstens die Herrschaften in der Form eines Lohnvorschusses“). Auch die stärkere soziale Ächtung der unordentlichen Hausfrau in der damaligen Zeit seiner Kindheit scheint der Autobiograf den neueren Entwicklungen vorzuziehen. Jedenfalls enthält er sich auffälligerweise eines Tadelns gegenüber dem erwähnten Mann, der Frau und Tochter misshandelte. Schäfer stellt lediglich fest, wie das gesellschaftliche Umfeld solche Vorfälle seinerzeit beurteilte – mehr sagt er nicht („Es wurde geglaubt, daß auch die Frau ein Verschulden treffe; sie galt für unordentlich“). Es verwundert somit kaum, dass er seine eigene Ehefrau, eine Pfarrerstochter, im weiteren Textverlauf meistens als Hausfrau einbringt, die ihre vielfältigen Pflichten in vorbildlicher Weise erfüllt. Dass er sie darüber hinaus gelegentlich noch für ihre unermüdliche Hilfe als eine Art Sekretärin für seine wissenschaftliche Arbeit lobt,¹⁷⁹ modifiziert dieses Bild nur geringfügig. Schäfer selbst mag sich im Verhältnis zu seinen zeitgenössischen Kollegen sogar noch relativ fortschrittlich empfunden haben, denn die Akademiker-Gattinnen erscheinen sonst meist nur als gute Gesellschafterinnen oder eben auch als Hausfrauen. So lässt sich in dieser Autobiografie auf den verschiedensten Ebenen (in sozialer, geschlechtsrollenbezogener und politischer Hinsicht) eine Tendenz zur Harmonisierung und Schönfärberei ausmachen, die vor allem über das Oppositionspaar damals/heute bzw. alt/jung konstituiert wird. Konfliktpotenziale können so immer späteren ‚Fehlentwicklungen‘ angelastet werden, die eigentlich nicht hätten entstehen müssen.

Die kleinbürgerlich-aufstrebende Disposition, die Dietrich von seiner Mutter ‚vererbt‘ bekommen hat, ist hier zum generellen Maßstab resp. zu einer Art universellen Disposition erhoben worden. Wenn nur alle Menschen so „lebensfreudig“, tüchtig, haushälterisch etc. wären, wie Dietrich es von Kindheit an war, so ließe sich zugespitzt bilanzieren, dann gäbe es keinen Neid, keinen Hass und keine Konflikte zwischen den verschiedenen Schichten. Die persönlichen Befähigungen, Dispositionen und Handlungsmaximen, die teils eng an *asketische* („vor allem nie irgendwelche Näscherereien gekauft“; „obgleich sie nicht nur Wirthäuser und Tanzsäle besuchten, sondern sogar Maskenbälle mitmachten“) bis *biedermeierliche* Ele-

¹⁷⁹ Schäfer 1926, S. 95.

mente („herrschte Ordnung und Sauberkeit“; „mit Läufer und Messingstangen versehen“) geknüpft sind und die als Garanten des eigenen Erfolges hervorgehoben werden, erhalten so beinahe Leitbildfunktion für die gesamte Gesellschaft. Der Glaube an die Kraft und das Durchsetzungsvermögen des Einzelnen, der die Möglichkeit des selbstverschuldeten Scheiterns mit einschließt („das Bewußtsein der Verantwortung am eigenen Geschick“), klingt schon hier in dem erwähnten „feinen Gefühl für Schichtungen“, das „nicht abzustumpfen, sondern zu stärken“ sei, an. In der anschließenden Passage wird er explizit ausgesprochen:

„Mit den Knaben der Nachbarschaft habe ich wenig gespielt; sie besuchten zum großen Teil Freischulen, andere die Michaelischule am Doventorsdeich [eine andere Privatschule]. Die Schüler der Kirchspielschulen waren durchweg Handwerkersöhne; erst nach Einrichtung der ‚Bürgerschule‘ (Realschule) in der Sögelstraße haben sich nach und nach die Söhne der bessergestellten Familien dieses Standes von den anderen gesondert. Von den Freischülern fühlte man sich geschieden. Ich kann es auch heute noch nicht als einen Fortschritt ansehen, daß alle Kinder in die gleiche Schule hineingezwungen werden. Man sollte die sich selbst vollziehende, unzerstörbare und sicher nicht nachteilig wirkende Gliederung, die auf der eigenen Haltung und Schätzung beruht, sich auswirken lassen. Was tüchtig ist, drängt von selbst nach oben, und wenn wirklich ein Tüchtiger, der auch auf den Höhen des Lebens gebraucht werden könnte, im sogenannten arbeitenden Stande bleibt, ist das für diesen nur von Vorteil, ein großer Vorteil. Er braucht auch Tüchtige. Unter den spielenden Altersgenossen ist mir stets eine führende Rolle zugefallen. Ich war flink und behende und hatte vom Vater eine ungewöhnliche Körperkraft geerbt; ich habe keinen gleichaltrigen Knaben getroffen, dem ich nicht durchaus überlegen gewesen wäre. In den mancherlei Reibereien mit den Jungen der Nachbarschaft ist mir das zugute gekommen; sie fürchteten mich, wenn sie nicht in großer Zahl beieinander waren. Da ich zu jedem Knabenspaß aufgelegt war und in allen Schulpflichten Rat und Hilfe leisten konnte, so habe ich gute Klassenfreunde gehabt; mit einigen von ihnen habe ich auch noch nach der Schule durch mehrere Jahre in Verkehr gestanden, bis man auf verschiedenen Lebenswegen auseinanderging. Mein bester Freund, der vier Jahre ältere Heinrich Bartels vom Gröpelinger Deich, ging als Kontorist nach Buenos Aires, als ich die Schule verließ; ich habe ihn nie wieder gesehen. Vereinzelt hatten sie auch Bücher, die mich anzogen; im Hause eines Schülers, der am Punteckendeh wohnte, sah ich Cannabichs ‚Lehrbuch der Geographie‘; es hat mich zu häufigen Besuchen in der weitabgelegenen Wohnung veranlaßt. In einem anderen Hause fand ich Bände von Posselts ‚Europäischen Annalen‘; ich habe sie mir einzeln geborgt und allerlei daraus abgeschrieben, was ich heute noch habe.

Größte Sehnsucht hatte ich, zu wandern, allerlei zu sehen und zu erkunden. So habe ich als Schulbube nicht nur alles in Augenschein genommen, was in der Stadt als Sehenswürdigkeit galt, sondern bin auch auf den wunderlichen Gedanken gekommen, alle Straßen und Gänge abzuwandern, und habe das in einer Reihe von Sonntagnachmittagen wirklich getan, sie alle in ein Heftchen niedergeschrieben; es waren rund 500. In den beiden letzten Schuljahren habe ich auch nach und nach alle Ortschaften des Bremer Gebiets besucht; nur nach Vegesack und Bremerhaven, nach Mittelsbüren, Lesumbrook und Hasenbüren bin ich damals nicht gekommen, habe aber über die bremische Grenze hinaus Hemelingen und Lesum erreicht. Die Mutter ließ mich nicht gern ziehen, verbot es aber nicht.“¹⁸⁰

Am Beispiel des schon gegliederten und sich immer noch weiter segmentierenden Schulsystems versucht Schäfer die Vorzüge der gesellschaftlichen „Gliederung“ insgesamt aufzuzeigen. Die biografischen Erfahrungen werden dabei wiederum auch als Belegmaterial für eine bestimmte ideologische Aussage funktionalisiert.

¹⁸⁰ Schäfer 1926, S. 41f.

Die eigene Erfolgsgeschichte dient als Bestätigung dafür, dass der „Tüchtige“, der beharrlich seine Ziele verfolgt, wie „von selbst nach oben“ kommt. Dies lässt sich auch durchaus als ein Versuch verstehen, dem zeitgenössischen *Sozialdarwinismus*,¹⁸¹ der als abstrakte Konstruktion unter anderem schon bei Treitschke formuliert war, durch den direkten Bezug auf das selbst Erlebte und Erreichte eine biografisch-empirische Basis zu verschaffen. Schäfer rückt dabei mehr oder weniger bewusst gleich die körperlich-leibliche Ebene in den Vordergrund; sein Aufstreben erhält so geradezu eine *körperliche Fundierung* („Ich war flink und behende und hatte vom Vater eine ungewöhnliche Körperkraft geerbt“). Ob gewollt oder ungewollt, der sofortige Rekurs auf *körperliche Geschicklichkeit* („flink und behende“) und die *Vererbung von außerordentlicher Körperkraft* legt nicht nur ein biologistisches, sondern auch ein recht martialisches Konstrukt frei. Es geht hier zunächst einmal platterdings um ein *physisches Überlegensein* gegenüber anderen („überlegen“; „In den mancherlei Reibereien mit den Jungen“; „sie fürchteten mich“). Dass Dietrich seinesgleichen damals auch „in allen Schulpflichten Rat und Hilfe leisten konnte“, kommt erst an zweiter Stelle. Das *Körperliche* wie das *Geistige* scheinen dem Einzelnen quasi von Natur aus mitgegeben, sodass er im Weiteren darauf aufbauen und sich weiter von den anderen entfernen („gesondert“; „geschieden“) kann. Wer wirklich tüchtig und kräftig ist, wird schon nach oben kommen. Das Sich-zu-Höherem-berufen-Fühlen geht in diesem Fall direkt in ein selbstgefälliges Herrenmenschentum über. Dieses Aufsteigertum ist in der Tat in eine gewisse Hybris ausgeartet. Dabei scheint die eigene Leistung, auf die doch der Autor eigentlich so stolz ist („habe ich eine Kleinigkeit verdient, indem ich nachmittags nach der Schule zu der Tante im Schüsselkorb ging und dort Wasser trug und die Straße kehrte“), zugunsten einer Naturalisierung von Begabung wieder entwertet. Der in körperlicher und geistiger Hinsicht beständig auf *Höchstleistung* ausgerichtete Kletterer übernimmt und verinnerlicht mit der Zeit ein erkonservatives Gesellschafts- und Weltbild („unzerstörbare und sicher nicht nachteilig wirkende Gliederung“), diskreditiert dabei aber sein eigenes Klettern und Eifern wieder. Er versucht sich gewissermaßen eines Teils seiner sozialen Identität zu entledigen, um eine andere anzunehmen, die ihrerseits allerdings bereits Merkmale des gesellschaftlichen Niedergangs trägt. Denn das Bildungsbürgertum, das sich auf „Bildung“ und „Kultur“ beruft, „zeugt“ gegen „Ende des 19. Jahrhunderts eher von einer verunsicherten Identität innerhalb der ‚guten Gesellschaft‘“¹⁸². Der Gelehrte hat, wie schon erwähnt, dem Krieger und dem Adligen gegenüber erheblich an Boden verloren. Das ändert jedoch nichts daran, dass der zum Akademiker emporgestiegene Schäfer sich nunmehr einer gesellschaftlichen Elite zugehörig fühlt („Die [...] kleine Schar hielt aber vortrefflich zusammen“¹⁸³) und auch deren Geistesaristokratismus

¹⁸¹ Zum diskursiven Hintergrund vgl. Bilstein 2006.

¹⁸² Bollenbeck 1996, S. 246.

¹⁸³ Schäfer 1926, S. 76.

internalisiert. Für emanzipatorische, egalitäre oder partizipatorische Impulse in der Gesellschaft ist er daher nicht mehr zugänglich:¹⁸⁴

„Ich habe früh die Überzeugung gewonnen, daß [...] Kultur überhaupt nicht vereinbar sei mit staatlicher Herrschaft der Massen, und diese Auffassung ist nie auch nur vorübergehend in mir erschüttert worden.“¹⁸⁵

Kleinbürgerliche Einsprengsel („Pantoffeln, die hinter der Tür standen“), provinzialistische Elemente („nur nach Vegesack und Bremerhaven, nach Mittelsbüren, Lesumbrook und Hasenbüren bin ich damals nicht gekommen“) sowie gelegentliche Risse in seiner Darstellung zeigen allerdings, dass er die *Bindung an sein Herkunftsmilieu* nie ganz zu kappen vermochte. Die Distanz des Gelehrten im Allgemeinen zum „kleinen Mann[]“ ist in Schäfers Auslegung nur durch den schlechten Einfluss des „Sozialismus“ entstanden, gegen den er in teils wörtlicher Anlehnung an sein Vorbild Treitschke Stellung bezieht:

„Ich glaube, Denkungs- und Lebensart des kleinen Mannes, der sogenannten arbeitenden Klassen, so gut zu kennen wie nur irgendein sozialistischer Agitator, habe auch, solange ich zu denken weiß, ein warmes Herz für diese Volksgenossen gehabt und mich bei all den zahlreichen, fast ununterbrochenen persönlichen Berührungen zu ihnen vortrefflich mit ihnen verständigt, aber die Art, wie ihre Leidenschaften aufgewiegelt wurden, hat mich stets angewidert.“¹⁸⁶

Die *Ambivalenz zwischen Annäherung und Distanzierung* drückt sich schon in einzelnen Wendungen aus („ein warmes Herz für diese Volksgenossen gehabt“). Der ins Bildungsbürgertum Aufgestiegene wächst auch in eine gelehrt-bildungsbürgerliche Enthobenheit von den realen Verhältnissen der pauperisierten „Volksgenossen“ hinein („kann nur gewarnt werden vor einer Überschätzung der bei kleinen Leuten herrschenden Notlage“). Mit der „Kultur“, die er nicht zuletzt aufgrund eigener Forschungsergebnisse als aus dem Wirken der bürgerlichen Schichten entstanden erklärt („die redenden Denkmäler alter hansischer, bürgerlicher Tatkraft und Kunstfreude“¹⁸⁷), übernimmt Schäfer auch die ideologischen Scheuklappen dieser Schichten.¹⁸⁸

¹⁸⁴ Wie Bollenbeck 1996, S. 238, betont, werden im „19. Jahrhundert“ „die Emanzipationsansprüche [...] nicht eingelöst: Was universell gemeint ist, wird zum trennenden Standeselement. Davor wird schon im Philanthropismusstreit gewarnt: ‚Ihr entfernt euch vom Volk [...]. Ihr opfert also die Masse dem einzelnen‘ auf, warnt 1810 ein Schüler Pestalozzis.“ Auf die Situation im späten 19. Jahrhundert bezogen, schreibt Bollenbeck 1996, S. 249: „Wenn jetzt geistesaristokratische Ansprüche gestellt werden, dann geht es um eine quasiständische Verengung.“

¹⁸⁵ Schäfer 1926, S. 80. Laut Kraus 2001, S. 50, ist „die Entgegensetzung von ‚Elite‘ und ‚Masse“ „konstitutiv“ für den Elitebegriff. „‚Gesellschaft‘ reduziert sich damit auf ein einfaches dichotomisches Schema.“ Gerade „die aufgestiegenen Kleinbürger zumal des kulturellen Sektors“, so Kraus 2001, S. 51, würden sich offenbar bis in die Gegenwart hinein „schwer damit tun, die Früchte ihres Aufstiegs ‚einfach so‘ zu genießen, und eine Weltsicht benötigen, die nur die Reichen und Schönen, die Lockeren und Amüsanten, kurz die Erfolgreichen, ins Blickfeld lässt“.

¹⁸⁶ Schäfer 1926, S. 80.

¹⁸⁷ Schäfer 1926, S. 90.

¹⁸⁸ Bourdieu deutet an, dass der Typus des konservativen bis reaktionären Aufsteigers bis in die Gegenwart hinein immer wieder anzutreffen ist. Solche Leute „mit einer zunächst sehr geringen Erfolgswahrscheinlichkeit, haben den Eindruck, sozusagen Wunderkinder zu sein, und sagen folg-

Dass in dieser insgesamt so sehr auf Harmonie bedachten Selbstbeschreibung Schattenseiten und *Risse* mitunter explizit thematisiert werden, lässt auf das nur schwer zu verhüllende Irritationspotenzial dieser Erfahrungen schließen. Exemplarisch sei diesbezüglich lediglich auf einige Andeutungen über lästige gesellschaftliche Verpflichtungen als Universitätsprofessor verwiesen, die stark an das erinnern, was Gustav Weise aus seiner Zeit als Lehrer berichtet:

„Es galt, sich im kollegialen und gesellschaftlichen Verkehr zurechtzufinden. [...] Das ‚Gesellschaft geben‘ war aufgekommen [...]. Ich habe [...] mich aber möglichst zu entziehen gesucht.“¹⁸⁹

„Es galt der Brauch, daß der Zuziehende bei allen verheirateten Kollegen aller Fakultäten mit der Frau Besuche machte und dann eingeladen wurde. [...] Meine Frau und ich haben dabei, besonders in der früheren Zeit, keine glänzende Rolle gespielt.“¹⁹⁰

Diese Eingeständnisse eigener *Unangepasstheit* an die herrschenden Gepflogenheiten fördern, ohne dass der Autor dies eigentlich beabsichtigt, eher ein generelles Aufsteigerproblem als eine persönliche Schwäche ans Tageslicht, wie ja anhand von Beispielen auffälliger Verhaltensunförmigkeiten schon für andere Aufsteiger-geschichten gezeigt werden konnte.

Als ein Spezifikum des Falles Schäfer kann allerdings erachtet werden, dass er früh bestimmte Dispositionen entwickelt hatte („Bücher, die mich anzogen“), die den späteren Arbeitsformen und Erwartungen, die an den Historiker gestellt wurden, sehr entgegen kamen („fand ich Bände von Posselts ‚Europäischen Annalen‘; ich habe sie mir einzeln geborgt und allerlei daraus abgeschrieben, was ich heute noch habe“). Bestimmte *körperlich-sinnliche Aspekte* dieser spezifischen Entwicklung („ich habe [...] im Freien gebadet“; „Größte Sehnsucht hatte ich, zu wandern, allerlei zu sehen“) werden dabei als integrale Bestandteile der Gelehrtenbiografie behandelt. Schäfers immer wieder erwähnte besondere Neigung zur Geografie, die ihm später als Geschichtsstudent und -wissenschaftler sehr zugute kam, stand von vornherein in Verbindung mit jener *Begeisterung für das Wandern, Schauen und Erkunden* („zu wandern, allerlei zu sehen und zu erkunden“). Die für diesen Mobilen typische Rastlosigkeit und der ebenso typische Übereifer treten selbst bei diesen Freizeitbeschäftigungen unübersehbar hervor. Bei ihm lässt sich am deutlichsten erkennen, dass *funktional-strategische* und *leistungsbezogene Elemente* auch in eher *informelle* Lebensbereiche einfließen. Überspitzt formuliert: *Akribie* und *Strebsamkeit* sind bei Schäfer zu einer allgegenwärtigen Dominanz gelangt.¹⁹¹

lich: ja doch, das System ist ganz wunderbar. Und zwar um so mehr, als Leute Erfolg haben können, die – wie sie – keinen haben dürften. Die ‚Wunderkinder‘ [...] sind oft sehr konservativ [...]“ (Kneihns 1998, S. 13f.).

¹⁸⁹ Schäfer 1926, S. 94.

¹⁹⁰ Schäfer 1926, S. 94f.

¹⁹¹ Im Grunde genommen verkörpert Schäfer „die kulturellen Akkumulationsstrategien des aufsteigenden Kleinbürgertums“ in noch stärker ausgeprägten Graden als Gustav Weise: „Askese, Rigorismus, Rechtsgläubigkeit, jede Art von Akkumulationstrieb“ (Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 519).

An Schäfers Habitus lässt sich ein bestimmtes Zusammenspiel von „Indizien von Kompetenz“ einerseits und „körperlichen Signale[n]“ andererseits beleuchten, auf das Bourdieu in seiner letzten großen theoretischen Arbeit, den „Meditationen“, angespielt hat:

„Der spezifische Habitus, der sich Neulingen als Zugangsvoraussetzung aufzwingt, ist nichts weiter als ein spezifischer Denkmodus (ein *eidōs*), das Prinzip einer spezifischen Wirklichkeitskonstruktion, das in einem präreflexiven Glauben an den undiskutierten Wert der Erkenntnisinstrumente und der mit ihrer Hilfe konstruierten Gegenstände begründet ist (ein *ethos*). (Was Neulinge in Wirklichkeit mitbringen müssen, ist nicht der stillschweigend oder ausdrücklich geforderte Habitus, sondern ein praktisch kompatibler oder hinreichend nah verwandter und vor allem flexibler und in einen konformen Habitus konvertierbarer, kurz: kongruenter und biegsamer und somit einer möglichen Umformung zugänglicher Habitus. Darum wird bei Kooptierungen – ob eines Rugbyspielers, Professors, hohen Beamten oder Polizisten – ebenso wie auf Indizien von Kompetenz auf die kaum merklichen, meist körperlichen Signale geachtet: auf Benehmen, Haltung, Manieren, auf gegebene und vor allem künftige Dispositionen).“¹⁹²

Auf den in diesem Sinne als „Neuling[]“ und Aufsteiger einzuordnenden Schäfer bezogen lässt sich wohl sagen, dass er in der Tat über einen ausreichend „flexible[n] und in einen konformen Habitus konvertierbare[n]“ Habitus verfügt hat. Bei ihm ist es insofern – freilich in bestimmten Grenzen – zu einer Art „Umformung“ des Habitus gekommen. „In Abhängigkeit von neuen Erfahrungen ändern“ sich seine Dispositionen durchaus, „aber niemals radikal“, „da sie sich auf der Grundlage von Voraussetzungen vollzieh[en], die im früheren Zustand verankert sind. Sie zeichnen sich durch eine Verbindung von Beharren und Wechsel aus“.¹⁹³ Am deutlichsten scheint sich das *Beharren*, eine gewisse Trägheit des Habitus¹⁹⁴, bei Schäfer in den beschriebenen Verhaltensunförmigkeiten, also auf eher leiblich-sinnlicher und zeremoniell-ritueller Ebene, zu zeigen. *Flexibilität* und *Biegsamkeit* lassen sich hingegen eher in kognitiv-geistiger und intellektueller Hinsicht erkennen.¹⁹⁵ Diese relative Flexibilität ermöglichte ihm ein Einmünden in eine akademische Laufbahn. Dabei kam ihm allerdings der Umstand entgegen, dass im späten 19. Jahrhundert in Deutschland bestimmte Sinnkonstruktionen und Werthaltungen im akademischen Feld en vogue waren, an die Schäfer sich mit seinen kleinbürgerlich-ambitionierten Dispositionen nahezu problemlos anschmiegen konnte. Der erst körperlich, später dann auch geistig nach Überlegenheit anderen gegenüber Strebende Schäfer passte gewissermaßen in das ziemlich martialische Überlegenheits- und Elitebewusstsein eines Gelehrtenstandes, der sich zu großen Teilen

¹⁹² Bourdieu 2001b, S. 126.

¹⁹³ Bourdieu 2001b, S. 207.

¹⁹⁴ Bourdieu 1999, S. 116, spricht diesbezüglich von *Hysteresis*.

¹⁹⁵ Eine gewisse Flexibilität ist dem Habitus inhärent: Bourdieu 1999, S. 104, vergleicht den Habitus mit einer „Erfinderkunst“. Er schreibt, „daß mit dem Habitus wie mit jeder Erfinderkunst unendlich viele und (wie die jeweiligen Situationen) relativ unvorhersehbare Praktiken von dennoch begrenzter Verschiedenartigkeit erzeugt werden können“. In diesem Sinne ermöglicht der Habitus „als System generativer Schemata“ (Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 279) „geregelt[] Improvisation“ (Bourdieu 1976, S. 179). Die Betonung liegt in all diesen Formulierungen stets auf dem Zusammenspiel von Freiheit und Notwendigkeit/sozialer Bedingtheit.

einem aristokratisch-militärischen Wertekanon unterworfen hatte. Das *Überlegensein-Wollen*, das bei Schäfer deutlich erkennbar in Jugenderfahrungen der Physis seinen Ausgangspunkt hat, entsprach einer gesellschaftlich maßgebenden mentalitären Haltung, die in dieser Zeit sogar weite Teile des deutschen Bildungsbürgertums übernommen hatten. So begegnet etwa bei den Eltern der im Anschluss behandelten Protagonistin und Autobiografin, die mühsam einen bildungsbürgerlichen Lebensstil aufrecht zu erhalten suchten, die aus Darwins Evolutionstheorie entnommene Formel vom „Kampf ums Dasein“. Gemeint war diese kurzerhand auf den Menschen übertragene Formel dabei als eine Art Lebensprinzip sowohl in leiblich-körperlich-existenzieller als auch in biografisch-beruflicher Hinsicht.

Christine Holstein

Als erste zentrale Autobiografie für die Zeit um 1900 soll die Lebensgeschichte von Christine Holstein, eigentlich: Emilie Elisabeth Margarete Jähne (1883-1939¹⁹⁶), die sich selbst hierin als „deutsche[s] Landmädchen[]“ bezeichnet, eingehender analysiert werden. Da die Autorin, die vor allem mit Kinderbüchern an die Öffentlichkeit trat, nach ihrer ersten Publikation nur noch unter ihrem Pseudonym schrieb, wird sie hier im Weiteren unter diesem selbstgewählten Namen geführt. Denn das Pseudonym ist wie bei anderen SchriftstellerInnen auch Bestandteil der Identitätsbildung und verweist zudem bereits implizit auf gesellschaftliche Implikationen dieses Schreibens. Anders als bei Franz Rehbeins Text, der zweiten zentralen Autobiografie, die hier zu behandeln sein wird, erfährt man bei Holstein auch etwas über die Biografien ihrer Geschwister. Gerade die Unterschiede zwischen den Laufbahnen der Geschwister ihrer Familie geben interessante Aufschlüsse über die in dieser Epoche vorhandenen Chancenstrukturen. Bei einem Vergleich mit Rehbeins Text könnte dennoch angesichts der ähnlichen Selbstdefinitionen der AutorInnen (als Landarbeiter bzw. Landmädchen), die jeweils in den Titel der Lebensbeschreibungen eingeflossen sind, die Erwartung geweckt werden, dass gewisse Parallelen des biografischen Geschehens und seiner Darstellung zwischen den beiden Fällen bestehen. De facto lässt sich aber ein ganz erheblicher Statusunterschied zwischen den Herkunftsfamilien Rehbein und Holstein konstatieren, sodass die Parallelen a priori sehr begrenzt bleiben. Denn im Gegensatz zu Rehbein kommt Christine aus einem – zumindest in kulturell-bildungsbezogener Hinsicht – durchaus gehobenen Milieu. Ihre Selbstdefinition als Landmädchen ist zum einen räumlich auf die dörflich-ländliche Provenienz bezogen, spielt aber zum anderen auch schon auf eine bestimmte sozial-berufliche Position an, an die dieses Leben trotz allerlei Sehnsüchte und Zukunftspläne gebunden bleibt. Dass

¹⁹⁶ Aus Daten innerhalb der Autobiografie lässt sich nur ungefähr das Geburtsjahr erschließen. Die genauen Geburts- und Sterbedaten gehen aus einer Korrespondenz mit Anja Moschke, Stadtarchiv Bautzen, hervor.

Christines Wünsche letztlich enttäuscht werden sollten, hängt vornehmlich mit den immer noch begrenzten Entfaltungsmöglichkeiten von Frauen am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zusammen.¹⁹⁷ Insofern verwundert es wohl auch kaum, dass ihre Geschichte sich in vielerlei Hinsicht mit der mehr als hundert Jahre älteren Geschichte von Caroline Rudolphi vergleichen lässt, wobei sich bereits durch die Betätigungsschwerpunkte im Erziehungswesen und als Schriftstellerin Gemeinsamkeiten ergeben.

Die Benachteiligung von Frauen vor allem im Hinblick auf ihre schulische und berufliche Entwicklung stellt zwar nicht den einzigen, aber einen ganz entscheidenden Grund für die – im Verhältnis zu den behandelten männlichen Biografien – ganz eigene Typik der Lebensgeschichte Holsteins dar, in der die starre Geschlechterkonstruktion trotz vielfältiger sozioökonomischer Modernisierungsprozesse weiterhin zum Tragen kommt. Die strukturellen Barrieren, die anhand dieser Biografie ersichtlich werden, sind Ursache dafür, dass man sich überdies in mancherlei Hinsicht an den in prekärer Situation befindlichen Kleinbauern Bräker im 18. Jahrhundert erinnert fühlt. Denn wie bei Bräker zeichnet sich auch bei Holstein eine Art *Bogenbewegung* ab: Sie kann für eine gewisse Zeitspanne aus ihrem ländlichen Umfeld heraustreten und sich in der städtischen Fremde innerhalb eines institutionellen Kontextes (einer Universität) weiterentwickeln. Diese Erweiterung spiegelt sich im Titel der Autobiografie, der sogar eine Aufstiegsbewegung suggeriert, wider („Von der Pflugschar in den Hörsaal“). Dass diese Geschichte mit der Rückkehr Christines zum Ausgangspunkt sowohl in räumlicher als auch in sozial-beruflicher Hinsicht endet – sie wird schließlich wiederum quasi nur die Funktion einer Magd im häuslichen Betrieb ausfüllen –, ist zumindest andeutungsweise dem Untertitel („Schicksale eines deutschen Landmädchens“) zu entnehmen. Die im Titel und in der Erzählung kurz aufleuchtende Aufstiegsbewegung bleibt auch hier letztlich – wie einst schon bei Bräker – *Wunschtraum*.

In „deutscher“ Tradition und Kontinuität

Christines Lebensgeschichte kann erstaunlicherweise noch auf eine Aufsteigergeschichte bezogen werden, die man wohl auf den ersten Blick hin kaum mit ihr in Verbindung bringen würde. Die knapp sechs Jahre früher als Adolf Hitler geborene Holstein kann als ein weiterer Beleg dafür gelten, dass die Entwicklung des Genannten, den man lange Zeit – nicht zuletzt um ihm die alleinige oder doch zumindest die Hauptschuld am Rückfall in die Barbarei anzulasten – als in vieler Beziehung singulären Typus eingeordnet hat, durchaus nicht einzigartig war. Selbstverständlich lässt sich die politisch völlig unbedeutende Christine Holstein

¹⁹⁷ Vgl. dazu eine Arbeit, die schon im Titel die weitere Tendenz ankündigt: Goodman (1979): Die große Kunst, nach innen zu weinen. Autobiographien deutscher Frauen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Die Frau als Heldin und Autorin. Neue kritische Ansätze zur deutschen Literatur, hg. von Wolfgang Paulsen, München, S. 125-135.

nur sehr bedingt einer Figur von solch historischem Gewicht gegenüberstellen. Aber zumindest unter mentalitären Aspekten und zuweilen auch in bestimmten Handlungsweisen kommen augenfällige Übereinstimmungen zwischen diesen beiden sozial Aufstrebenden ans Tageslicht, die hier nur angedeutet werden können.¹⁹⁸ So ist es denn auch keineswegs so harmlos, wie es zunächst erscheinen mag, wenn bei Holstein schon im Buchtitel das Adjektiv „deutsch“ begegnet. In ihrer Darstellung werden mit einer gewissen Konsequenz Tendenzen und Deutungsmuster fortgeführt, die in Ansätzen schon einige Jahre vorher bei dem Aufsteiger Gustav Weise und in wesentlich deutlicherer Ausprägung auch bei dem Aufsteiger Dietrich Schäfer erkennbar waren. Mit dem Fall Holstein wird die RezipientIn bereits dicht an den zivilisatorischen Bruch, für den die deutsche Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts steht, herangeführt, obwohl die Erzählung noch innerhalb des Ersten Weltkriegs (1917) ihren Abschluss findet, ohne also schon auf den weiteren historischen Verlauf Bezug nehmen zu können. Die Titel einiger späterer Bücher von Holstein lassen bereits erahnen, in welche Richtung sich die Autorin in den 1930er Jahren bewegt („Deutsche Frau in Südwest“, 1932; „Kleine Hitlermädel“, 1934; „Dora im Arbeitsdienst“, 1935).¹⁹⁹ Bei genauerer Betrachtung stellt man fest, dass es sich bei diesen für Heranwachsende gedachten Schriften um Nazi-Propaganda der übelsten Sorte handelt.²⁰⁰ Vorzeichen für diese Kursnahme sind durchaus schon in der Autobiografie vorhanden.

Wie bereits bei Rudolphi und Bräker um 1800 – wo für nicht-etablierte AutorInnen (Frauen, Unterbürgerliche usw.) ein gesellschaftlich anerkannter Fürsprecher geradezu obligatorisch war – schreibt auch um 1900 bei Holstein noch eine sogleich als Autorität ausgewiesene Persönlichkeit („Dr. Gustav Manz“) ein „Geleitwort“ vorweg, in dem die Autobiografin als „hartringende[] Gottsucherin“ mit einem „alle Grenzen überschreitende[n] Forschungsdrang“ eingeführt wird. In diesem 1920 verfassten Vorwort wird gleich auf „ihr religiös-philosophisches Grundwesen“ abgehoben, das in ihren Gedichten in „gedankenreicher Mystik“ allenthalben zum Tragen komme. Weibliche Autorschaft wird so immer noch auf *religiös-mystische* Bahnen festgelegt. Ihr „Weltbild“ habe sich „in verheißungsvoller Gläubigkeit“ geformt. Der Schreibende trifft dann durchaus den Kern des Folgenden, wenn er es als ein „Buch deutscher Sehnsucht und Inbrunst“ definiert.²⁰¹

¹⁹⁸ Einige Hinweise auf solche Parallelen, die im Folgenden aufgeführt werden, mögen genügen.

¹⁹⁹ Eine Bewegung auf das Regime zu lässt sich übrigens auch bei dem sozialen Aufsteiger und Künstler Emil Nolde registrieren. Vgl. dazu Alheit/Brandt 2006, S. 145ff.

²⁰⁰ Zur Veranschaulichung seien lediglich die letzten Zeilen von Holstein, Christine (1934): *Kleine Hitlermädel. Ein Kinderjahr im Dritten Reich*, Reutlingen, zitiert: „Heute vor einem Jahr wurde Adolf Hitler deutscher Reichskanzler. Oh, was war das für ein Jahr! Es war ein richtiges Frühlingjahr, wo lauter Saat für die Zukunft gesät wurde. Ein straffes Jahr mit Sonne und frischem Wind. Und nicht nur die Großen, auch die Kinder haben es von ganzem Herzen miterlebt. Wie reich und bunt, wie traut und geborgen war es, dies erste Kinderjahr im Dritten Reich!“

²⁰¹ Manz, Gustav (1920): Geleitwort, in: Christine Holstein: *Von der Pflugschar in den Hörsaal. Schicksale eines deutschen Landmädchens*, Könitz i. Thür. und Leipzig, S. 3f.

Er schließt sich gewissermaßen als Kommentator der Mystifikation deutschen Seins und Werdens – von deutscher Innigkeit wird in der Autobiografie des Öfteren die Rede sein – nahtlos an.

Zum sozialen Kontext

Aufgewachsen ist Christine in einem „weltentlegenen Dorfe“²⁰² in Sachsen in der Nähe von Bautzen.²⁰³ Ihr Großvater hatte „mehrere Güter“ besessen. Und „das Wasser des Dorfbaches bespülte seine stattliche Blecherei und trieb die rastlose Sägemühle am Waldesrande“ an. Nachdem er sein „Rittergut“ verkauft hatte („tiefeinschneidende Geldverluste“), erbten Christines Eltern neben der stillgelegten Blecherei „ein Grundstück mit weitläufigen, leeren Gebäuden“²⁰⁴ und konnten immerhin noch in einem herrschaftlichen Haus mit etwa 25 Räumen wohnen.²⁰⁵ Ein „Abglanz des früheren Wohlstandes“ sei noch in Christines Kinderzeit gefallen.²⁰⁶ „Meine Eltern waren Herrenkinder“, „besaßen [...] Erziehung, Bildung und Lebensinteressen“²⁰⁷, schreibt die Autobiografin mit unverkennbarem Stolz. Mit der „fortgeschrittenen Technik“²⁰⁸, d.h. im Zuge der Industrialisierung, ging allerdings der Abstieg der Familie einher.²⁰⁹ Die Eltern werden insgesamt als im Prak-

²⁰² Holstein 1920, S. 49.

²⁰³ Ähnlich wie im Fall Gustav Weises wird auch hier keine genaue Lokalisierung angegeben. Aber immerhin ist im autobiografischen Text von den „Nachbarstädtchen Neusalza“ und dem „Nachbardorf Lauba“ zu lesen. Eine Anfrage im Stadtarchiv Bautzen hat ergeben, dass die Autobiografin in Schönbach/Oberlausitz (bei Löbau) geboren wurde.

²⁰⁴ Holstein 1920, S. 5.

²⁰⁵ Holstein 1920, S. 47.

²⁰⁶ Holstein 1920, S. 5.

²⁰⁷ Holstein 1920, S. 6.

²⁰⁸ Holstein 1920, S. 5.

²⁰⁹ Zumindest auf den ersten Blick hin – das kann hier nur am Rande vermerkt werden – sind die in vielerlei Hinsicht erkennbaren strukturellen Ähnlichkeiten zwischen der Lebensgeschichte der bildungsbürgerlich sozialisierten Christine Holstein und der Lebensgeschichte der *Landadligen* Johanna von Wallenrod aus der Zeit um 1800 frappierend (Wallenrod, Johanna Isabella Eleonore von (1992): *Das Leben der Frau von Wallenrod in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß*, 2 Bde., Hildesheim/Zürich/New York [Nachdruck von 1797]). Mit Blick auf die sozialstrukturellen Wandlungsprozesse, die im Hintergrund dieser beiden Biografien zum Vorschein kommen, wird ersichtlich, dass die Familien der beiden Protagonistinnen jeweils mit sich gerade vollziehenden Entwertungen ihres soziokulturellen Erbes konfrontiert sind. So wie Christines Eltern um 1900 ihren herrschaftlichen Status, den sie einst als Erben eines sich zur ländlich-dörflichen Respektabilität zählenden Vaters (Christines Großvater) innehatten, längst eingebüßt haben, so war es um 1800 der gleichsam mit einem Herrschaftsbewusstsein aufgewachsenen Johanna von Wallenrod im Hinblick auf ihren altadligen Hintergrund ergangen. Um 1800 waren das Ansehen und die herrschaftlichen Funktionen dieses provinziellen Kleinadels bereits erheblich gesunken bzw. eingeschränkt. Was Bourdieu im Rekurs auf Elias – wie in der Einleitung erwähnt – als ein Epochen überdauerndes Modell wechselnder Eliten und Ressourcenverteilungen beschreibt, zeigt sich in diesen beiden Fällen in Gestalt von individuellen und kollektiven *Abstiegsphänomenen*. Die beiden Lebensbeschreibungen aus verschiedenen Epochenabschnitten können so zugleich als Ausdruck individueller und gruppenspezifischer ‚Verlustgeschichten‘ verstanden werden. Die Verände-

tischen eher unbegabt gezeichnet²¹⁰, was wiederum auf Christine selbst abfärbte („Mein Vater hat öfter Aufsätze mathematischen Inhaltes in Fachzeitschriften veröffentlicht“ und „wäre eher zum Gelehrten geschaffen gewesen“; „Wenn sie [ihre Mutter] mit ihren schlanken Händen [...] grobe Arbeit verrichtete, kam sie jedem am falschen Platze vor“).²¹¹

Christine war eines von insgesamt zehn Geschwistern, von denen zwei früh gestorben sind. Sie war die „älteste Schwester“²¹² und übernahm nicht selten die Versorgung der jüngeren Geschwister, wenn die Mutter arbeitete oder anderweitig beschäftigt war. „Neben mir wuchsen Gerhard, Helmut, Liesel [Elisabeth] und Edmund auf“. Später kamen noch „Wilibald“, „Hanna“ (Johanna) und „Dora“ hinzu.²¹³ Die Familie war stark religiös geprägt (protestantisch: die Autorin erwähnt unter anderem ihre „Konfirmation“ und ein „Lutherbilde“ in ihrer Kirche²¹⁴). Der soziale Abstieg zwang die Eltern dazu, sich weitgehend auf die Landwirtschaft umzustellen, wobei anfangs noch eine Anzahl von Bediensteten („unserre Kinderfrau“²¹⁵ etc.) gehalten werden konnte. Die Kinder wuchsen so zwischen Ernte-, Haus- und Näharbeit und weiterhin bestehenden Ansprüchen der Eltern auf einen bildungsbürgerlichen Lebensstil auf. Dass die Eltern ihren Kindern „alle idealen Regungen, die wir doch als eigenstes Erbteil von ihnen hatten“, austreiben wollten, damit sie „im Kampf ums Dasein“ bestehen könnten, wie Holstein schreibt, scheint denn auch etwas übertrieben. Denn zumindest die Jungen konnten ziemlich ungehindert ihren „idealen Regungen“ nachgehen. Und auch die Mädchen sollten es, sofern deutliche Anzeichen besonderer Begabungen vorhanden waren, „zu etwas bringen im Leben“.²¹⁶ Die Beiläufigkeit, mit der hier das berufliche Fortkommen mit der *sozialdarwinistischen* Formel vom „Kampf ums Dasein“ gleichgesetzt wird, zeigt erneut, mit welcher Selbstverständlichkeit dieses Deutungsmuster von bildungsbürgerlichen Kreisen übernommen wurde. Diesem auf Aktivismus und Aggressivität abzielenden Appell („Kampf“) steht ein auffälliger Hang zum Fatalismus gegenüber, der immer wieder zum Vorschein kommt (wie ja bereits am Untertitel der Autobiografie ablesbar ist).

rung der gesellschaftlichen Machtdifferenziale hat somit auch beträchtliche Auswirkungen auf das Lebensgefühl und die Entfaltungsmöglichkeiten der sich präsentierenden Individuen. In diesen beiden Autobiografien manifestiert sich – aus figurationssoziologischer Perspektive betrachtet – der jeweils einer bestimmten Epoche zugehörige Niedergang unterschiedlicher Herrschaftsgruppierungen.

²¹⁰ Holstein 1920, S. 7.

²¹¹ Holstein 1920, S. 6.

²¹² Holstein 1920, S. 19.

²¹³ Holstein 1920, S. 9.

²¹⁴ Holstein 1920, S. 24 u. 35.

²¹⁵ Holstein 1920, S. 8.

²¹⁶ Holstein 1920, S. 7.

Christine wird offenbar schon recht früh „eine große Zerstretheit und träumerische Faulheit“ zugeschrieben:

„Ich spielte im allgemeinen nicht lebhaft und tätig wie andere Kinder, sondern hockte über Büchern oder träumerte [sic] herum, schlenderte mit meinem Reifen durch die Wiesenwege, unterhielt mich mit Personen, die nur in meiner Phantasie bestanden, dachte mir Geschichten aus, in denen ich die Hauptrolle spielte.“²¹⁷

„Oft“ sei sie allerdings von ihrer Mutter für dieses „träge, zerstreute Wesen“ „ausgescholten, ja geschlagen“ worden.²¹⁸ Schon an dieser Stelle deuten sich Ähnlichkeiten zum Vater-Sohn-Verhältnis bei Bräker an, der ja als kleiner Junge auch mitunter gewaltsam, allerdings von väterlicher Seite her, in die häusliche Ökonomie eingefügt werden sollte. Das besondere bis eigenwillige Verhalten Christines („nicht lebhaft und tätig wie andere Kinder“) mag zwar in ihrem Umfeld weniger ausgefallen gewesen sein als das des jungen Bräker in wesentlich prekäreren Verhältnissen, aber es führte auch hier zu strengen Disziplinierungen.

Die „Hexerei der schwarzen Buchstaben“ und ein frühes Herrschaftsbewusstsein

Wie einst bei Caroline Rudolphi findet sich auch bei Holstein eine direkte Verknüpfung zwischen Naturerlebnissen/„Naturbildern“ („unseres Gartens mit Schneeglöckchen, Tulpen und Krokus“) und der frühzeitigen „Freude“ am Dichten. Bei Christine geht dem allerdings das schulische Lernen voraus:

„In der Schule lernte ich leicht und rasch Lesen und Schreiben und entdeckte mit lebhafter Freude die Hexerei der schwarzen Buchstaben: nämlich, daß sie in ihrer Gesamtheit die schönsten bunten Bilder vor dem Auge erstehen ließen. [...] mir [kam es] nicht auf das an, was in den kleinen Gedichten und Geschichten geschah, [...] sondern die bunte Ausmalung von Menschen und Naturbildern entzückte mich, und die einfachsten Schilderungen besaßen damals für mich eine Frische und Leuchtkraft, über die ich als erwachsener Mensch wehmütig verwundert war. [...] Wenn der Vater mir aus seinem großen, altmodischen Schreibpult einen weißen Bogen schenkte [...], benutzte ich die neugelernte Kunst des Schreibens gern dazu, mit Worten zu malen, wie mit den Farben meines Tuschkastens; z.B. beschrieb ich ein Kind, wobei ich verschwenderisch mit himmelblau und rosenrot, goldenen Ketten und Blumenkränzen umging [...].“²¹⁹

Die „Hexerei der schwarzen Buchstaben“ wird zwar nicht mehr über die Bibel erfahren wie noch bei Rudolphi, aber auch Christine ordnet ihre ersten kreativen Versuche des Dichtens in den mit Weiblichkeit konnotierten Kontext des „Garten[s]“ ein. Dabei wird dieses erste Schreiben allerdings gleich explizit als *künstlerisches* Schaffen markiert („die neuerlernte Kunst des Schreibens“; „mit Worten zu malen“). Holstein setzt dieses Mit-Worten-Malen überdies ausdrücklich vom *schulisch-funktionalen* Umgang mit Wörtern ab („So sehr ich Lesen und Schreiben liebte, so unangenehm war mir alle Grammatik [...], was mir höchst langweilig und überflüssig zu lernen erschien“).

²¹⁷ Holstein 1920, S. 12.

²¹⁸ Holstein 1920, S. 12.

²¹⁹ Holstein 1920, S. 14f.

Das „bunte Ausmalen“ von Menschen und anderem wird Christine bald nicht mehr genügen, denn schon im „Geschichtsunterricht“ entdeckt sie ihr Interesse für große Persönlichkeiten und historische Ereignisse, also für allerlei Inhalte („faßte eine Leidenschaft für geschichtliche Romane“) – vor allem aber für *berühmte Herrschaftspersönlichkeiten* und „kühne Kriegshelden“.

„Ich begeisterte mich für die brandenburgischen Kurfürsten und die preußischen Könige, und es war mein stiller Kummer, daß sich unsere sächsischen Landesväter neben ihnen nicht sehen lassen konnten“; „mein Lieblingsheld war der Große Kurfürst, dessen Bild mit der wallenden Lockenperücke, der energisch gebogenen Nase und den herrischen großen Augen ich nie müde wurde zu betrachten.“²²⁰

Wie sich im weiteren Text zeigt, hat die Autobiografin nicht nur eine Vorliebe für derartig erhabene Herrschergestalten,²²¹ sondern sie behält auch für sich ein gewisses *Herrschaftsbewusstsein*, das sie von ihren Eltern übernommen haben mag, was sich vor allem in ihren Beschreibungen der Bediensteten im Hause widerspiegelt („In der Ecke zischelte das Hausmädchen mit den Arbeitsweibern“; „liederlichen Mägden“; „Die Mädchen liefen alle in die Fabrik; keine wollte dienen“²²²). Wenn sie einmal sogar von einer Romanfigur, einem „junge[n] Edelräulein im lichtrosa Seidenkleide“, berichtet, deren Empfinden sie besonders „ergriff“, dann wird überdies ersichtlich, dass sie sich selbst in gewissen Grenzen mit dieser jungen Adligen identifizierte.²²³ Und in dem „Kummer“ über die Unbedeutendheit der „sächsischen Landesväter“ mag auch ein Minderwertigkeitskomplex angesichts der eigenen Unbedeutendheit, der familiären Misere und des sozialen Abstiegs, zum Ausdruck kommen. Das eigentlich Verblüffende ist wohl die offen bekundete Affinität des Mädchens für das Kriegerisch-Martialisches („kühne Kriegshelden“). Für Christine scheint dies allerdings unmittelbar mit dem Herrischen verbunden zu sein; es erscheint gewissermaßen als Vorbedingung von Macht und Herrschaft. Die „herrischen großen Augen“ des Kurfürsten korrespondieren dabei durchaus mit den „mächtigen Augen in schrecklicher Majestät“, die das Gottesbild der kleinen Christine kennzeichnen:

„[...] sehe ich in meinem Geiste Gott, hoherhaben, von Feuerflammen umlodert über den Wolken thronen und mit seinen mächtigen Augen in schrecklicher Majestät auf die zitternden Menschen niederschauen.“²²⁴

²²⁰ Holstein 1920, S. 16.

²²¹ Wie zu erwarten, zeigt sich diese Vorliebe in ihren späteren Schriften auch im Bezug auf Adolf Hitler, Holstein 1934, S. 15: „[...] fand der erste Heimabend der neuen Jungmädelsgruppe des BDM [...] statt. [...] Eifrig sparten und sammelten die kleinen Mädels zu einem großen Bilde des Führers, das die Wand schmücken sollte.“

²²² Holstein 1920, S. 30, 34 u. 29.

²²³ Holstein 1920, S. 38.

²²⁴ Holstein 1920, S. 21.

„Ein brennendes Heimweh nach der Schule“ – Schule als Gegenwelt

Als der eigentliche Ort ihrer Selbstentfaltung wird die Schule dargestellt. Ohne ausdrücklich auf die Vorzüge ihres bildungsbürgerlichen Hintergrundes, der andeutungsweise immer wieder im Klavierspiel der Mutter oder in des „Vaters Bücherbrett“²²⁵ angesprochen wird, abzuheben, lässt die Autobiografin durchblicken, dass sie sich im Unterricht meist den MitschülerInnen gegenüber *hervortat* und sich als „Klassenerste“²²⁶ auch so manches herausnehmen konnte. Z.B. brauchte sie nicht auf Ordnung in ihrer Schultasche zu achten, borgte sich „das Fehlende von anderen Kindern und sagte ihnen dafür in den Stunden vor, wobei ich allerdings meinen Vorteil nicht vergaß“:

„die schwierigeren Antworten, bei denen es Lob und Anerkennung zu ernten gab, behielt ich für mich und sagte sie selber.“²²⁷

Wie bei Gottlieb Hiller im 18. Jahrhundert verbirgt sich hinter diesem freimütig eingestandenem *Strebertum* ein Buhlen um „Anerkennung“. Was ihr im Elternhaus versagt blieb, verschaffte sie sich in der Schule. Wie wichtig diese Institution für ihr Selbstwertgefühl war, wird noch deutlicher, als sie mit etwa zwölf, dreizehn Jahren die Volksschule abgeschlossen hatte („ich mit meiner Volksschulbildung“²²⁸) und sich „nun eingereiht unter die Erwachsenen“ und in die Arbeitswelt („sollte arbeiten“) wählte:

„Ein brennendes Heimweh nach der Schule erfaßte mich. Mit Gewalt überkam mich's plötzlich: Nie, nie mehr würde ich auf der lieben, blankgescheuerten Schulbank sitzen und dem Lehrer lauschen, nie mehr eifrig die Hand heben, [...] nie mehr die besten Antworten geben, wenn es einmal galt, nachzudenken und den Kopf anzustrengen.“²²⁹

Etwas paradox mutet es an, dass das „Heimweh“ eben nicht auf das Zuhause, sondern auf die Schule bezogen wird. Aber die Alternative, die von nun an in der häuslichen Ökonomie auf Christine wartete, kam ihr von vornherein „niederdrückend“ vor.²³⁰ Anders als ihr ältester Bruder (Gerhard), der „sich seit seinem zehnten Jahre in der Stadt auf einer höheren Schule“ befand,²³¹ was später auch einem jüngeren Bruder ermöglicht werden sollte (Wilibald besucht „die Fürstenschule St. Afra in Meißen“²³²), sah sich Christine – eine weitere Parallele zu Rudolphi – der „Notwendigkeit der Arbeit“ ausgesetzt und lernte insbesondere im Umgang mit den Bediensteten die „Last des Lebens“²³³ kennen. Zusehends widerwärtiger erscheint ihr diese „alltägliche Arbeit“ und die dörfliche „Welt“ („ein Jammertal voll Enge, Dumpfheit, Häßlichkeit und Schuld“).

²²⁵ Holstein 1920, S. 40.

²²⁶ Holstein 1920, S. 25.

²²⁷ Holstein 1920, S. 17.

²²⁸ Holstein 1920, S. 110.

²²⁹ Holstein 1920, S. 28.

²³⁰ Holstein 1920, S. 28.

²³¹ Holstein 1920, S. 32.

²³² Holstein 1920, S. 84.

²³³ Holstein 1920, S. 30.

Keineswegs frei von Hochmut, distanzierte sie sich von der „Volkseele“²³⁴, als sie „vierzehn Jahre alt war“:

„Ich sah damals nur das Abstoßende. Und es stieß mich alles an den Leuten ab, auch ihre Lustbarkeiten: ihre grellen Tanzmusiken, [...] ihr Jubelgeschrei über die traurige Figur eines dummen August und seine albernen Witze in der ärmlichen, flitterbehangenen Zirkusbude.“²³⁵

Wie schon von anderen Aufstrebenden hinreichend bekannt, kommt es auch hier bald zu einer *Fluchtbewegung*:

„In diesem Seelenzustand flüchtete ich mich in die Träume von einer jenseitigen Welt [...]. Ich las fast nur noch das Neue Testament; ich fand Worte darin, die ich ganz besonders liebte [...]. Welche Bilder, welche Träume ließen sie in meiner Seele erstehen; Träume von erlösten Menschen, die aufrecht und königlich in wehenden Lichtgewändern über blaue Himmelshöhen schritten. [...] In schroffem Gegensatz zu solchen Gefühlen stand meine alltägliche Arbeit. Sie war nüchtern und rau, und ich hatte leider von jeher die hartnäckige Anlage, die Dinge des praktischen Lebens zu vergessen, zu verlieren oder verkehrt anzufangen.“²³⁶

Allerdings stand ihren Distanzierungsversuchen ein protestantisches Arbeitsethos entgegen („Ich war viel zu sehr von dem unheimlichen Werte des Geldes und der Notwendigkeit der Arbeit durchdrungen“; „faßte ich [...] meine Arbeit als von Gott bestimmt auf“). Die schon hier erkennbare *Zerrissenheit zwischen religiös-rational bedingter Fügsamkeit ins Notwendige/Nützliche und emotional-affektiver Neigung zur Träumerei* wird den ganzen weiteren Weg kennzeichnen. Etwas als naturhaft Gedachtes („widerborstigen Füllen“; „mein Temperament“) verhindert das reibungslose Zusammengehen von protestantisch-ethischen und ökonomischen Elementen.

„[...] obwohl ich mich zusammennahm und so einem widerhaarigen, widerborstigen Füllen glich, das sich doch geduldig vor den Pflug spannen läßt, so ging doch immer wieder einmal mein Temperament mit mir durch und stürzte mich in allerlei wirtschaftliche Entgleisungen und bittere Reuetränen.“²³⁷

Zumindest für Mädchen bleibt Religion auch um 1900 noch der wichtigste Referenzpunkt. Dabei bietet dieses religiöse Fundament eigentlich kaum einen Hinweis, wie Christine der empfundenen „Enge“ entkommen könnte. Es bindet sie vielmehr noch fester („bittere Reuetränen“) an die „Notwendigkeit“ des häuslichen Reproduktionsprozesses. Die „Träume von erlösten Menschen“ verweisen ja ebenfalls nur ins Transzendente: in „Himmelshöhen“.

²³⁴ Wie Bollenbeck 1996, S. 206, ausführt, spiegeln sich in den Konstrukten „Volk“, „Volkskultur“ usw. unter anderem recht ambivalente Motivationen des Bildungsbürgertums wider. Denn zum einen gehören diese Begriffe im 19. Jahrhundert in den Bereich der „nationalen Einheit“ und der „Kulturnation“. Dieser eher politischen Bedeutung mit nach innen integrativer Funktion steht zum anderen aber immer noch, wie schon im 18. Jahrhundert, eine sozial-distinktive Verwendung der Termini „als Distinktionsmittel zur Stärkung der eigenen [bildungsbürgerlichen] Identität“ entgegen.

²³⁵ Holstein 1920, S. 32.

²³⁶ Holstein 1920, S. 32f.

²³⁷ Holstein 1920, S. 33.

Klassiker-Lektüre

Ein „seltsamer Umschwung“ in „meinem ganzen Leben“ wird dann allerdings wiederum religiös markiert. Das sich unmittelbar anschließende, „fröhliche, klingende Osterfest“²³⁸ dient der Autobiografin als Wendepunkt ihres Daseins:

„Es war wie ein Aufrecken meiner Seele gegen das ganz verflossene, in quälendem Grübeln verbrachte Jahr, wie ein neues Erwachen und Aufleben aller meiner Sinne.“²³⁹

In dem „Aufleben“ ihrer „Sinne“ und dem „Aufrecken“ ihrer „Seele“, das auf die Auferstehung Christi rekurriert, scheinen jene „Träume von erlösten Menschen“ teilweise doch auf das Diesseits übertragbar. Christine nutzte die freie Zeit dieser Feiertage zu intensiver Lektüre, die ihrerseits *befreiende bis rauschhafte Kräfte* erweckte:

„Wie ein halb Verdursteter in langen Zügen trinkt, so habe ich diese Ostertage gelesen. Gerhard hatte als Schulprämie Schillers Werke mit in die Ferien gebracht. Davon war ich nicht mehr wegzubringen. Ihr Schwung und Rhythmus berauschte mich. Es war, als ob einen ein Adler in brausendem Fluge über die Köpfe der Menschen hinwegtrüge.“²⁴⁰

Das „Aufrecken meiner Seele“ geht hier in den „brausende[n] Flug[] über die Köpfe der Menschen“ über. Die Höhenmetapher, die schon bei den „über blaue Himmelshöhen“ schreitenden Erlösten zum Ausdruck kommt, wird hier im Bild des fliegenden Adlers noch einmal zur Umschreibung des damals von Christine Empfundenen verwendet. Das *Höbe gewinnen* hatte schon im 18. Jahrhundert bei Bräker als Chiffre für Distanznahme und Stimmungsaufschwung Verwendung gefunden. Und der *Lesedurst* Christines erinnert ebenfalls an Bräkers Beschreibung seines einstigen Lesehungers. Bei Holstein wird der rauschhafte Höhenflug allerdings schon in wesentlich jüngeren Jahren direkt mit Lektüererfahrungen in Zusammenhang gebracht. Dass gerade das Werk Schillers diese Wirkung auf das Mädchen ausübte, verwundert kaum. Denn einerseits begegnet diese Klassiker-Affinität des deutschen Bildungsbürgertums im 19. Jahrhundert auch in anderen Autobiografien um 1900, insbesondere in weiblichen Texten (etwa bei Marie von Ebner-Eschenbach²⁴¹ und Isolde Kurz²⁴²). Andererseits verweist, wie erwähnt, auch sonst vieles in Holsteins Erzählung zurück in das 18. Jahrhundert. Zudem entdeckt die Protagonistin in dieser Lebensphase „teils daheim, teils in unserer Volksbibliothek“ noch drei weitere Bücher, die für sie „von größter Bedeutung wurden“: „Goethes Faust“, „Apologetische Vorträge“ (sie beleuchteten „kurz vom christlichen Standpunkt aus alle bedeutenden Philosophien von den Griechen bis zu Fichte, Hegel, Schelling“) und einen „religiös-philosophischen Roman: Hypatia“. Diese Hypatia (in jenem Roman als Vertreterin des „von Justinian wie-

²³⁸ Holstein 1920, S. 37.

²³⁹ Holstein 1920, S. 38.

²⁴⁰ Holstein 1920, S. 38f.

²⁴¹ Ebner-Eschenbach, Marie von (1989): *Autobiographische Schriften I. Meine Kinderjahre*. Aus meinen Kinder- und Lehrjahren, hg. von Christa-Maria Schmidt, Tübingen, S. 77 u. 114.

²⁴² Kurz, Isolde (1918): *Aus meinem Jugendland*, Stuttgart/Berlin, S. 32f., berichtet über den Einfluss der elterlichen Antikenrezeption, der griechischen Klassiker.

dererweckten Neuplatonismus“ hingestellt) sollte „eine Lieblingsgestalt meiner Jugend“ werden, so Holstein:

„diese so hoheitsvoll und lieblich geschilderte Hypatia, die inmitten ihrer Schriftrollen im heiteren Säulenhause unter dem ewig blauen Himmel Griechenlands saß und den ewigen Dingen nachsann.“²⁴³

In der weiteren Erzählung zeigt sich, dass sich Christine in der Tat viel von dem so beschriebenen Gestus der Lieblingsgestalt annahm. So wie diese griechische „Philosophin“ hier geschildert ist, sollte auch Holstein eher als *Denkende* und *Beobachtende* denn als aktiv oder gar innovativ Handelnde in Erscheinung treten.²⁴⁴ Auch die Verbindung aus Religion und Philosophie, für die die drei genannten Bücher stehen, prägt die weitere Biografie.

Mit Worten malen

Mit „sechzehn, siebzehn“ versucht Christine erneut, die „jäh erwachte Weltfreudigkeit jenes Ostertages, das eigentümliche Gefühl, alles mit neuen Augen zu sehen“ („einfach das Sehen und Hören, das Beobachten der Dinge“), in schriftliche Form umzusetzen.

„[...] begann ich wieder ‚mit Worten zu malen‘, nur, daß ich [...] jetzt richtige kleine Geschichten schrieb.“²⁴⁵

Ähnlich wie Gottlieb Hiller, der sich einst gezwungen sah, seine Lateinstudien im Verborgenen fortzusetzen, musste auch Christine bald „heimlich“ an ihren „Geschichten“ weiterschreiben. Denn ihre Eltern „sahen dies gar nicht gern“. Ihre „Schreibereien“ seien „brotlose Künste“, sie selbst entspreche damit nicht „dem Ideal eines jungen Mädchens“. Die Eltern belassen es aber nicht bei der Ermahnung, sich an die normative Geschlechterkonstruktion zu halten. Sie stigmatisieren ihre Tochter auch noch als „so sonderbar“ – „ich hatte ‚narrische Dinge im Kopf‘“. ²⁴⁶ Derartige *Ausgrenzungstechniken* im näheren sozialen Umfeld werden ebenfalls schon von Aufsteigerautobiografen aus dem 18. Jahrhundert beschrieben. Um 1900 haben sich indes die Möglichkeiten für die Ambitionierten bereits erweitert, derart „narrische Dinge“ fortzutreiben und daraus sogar einigen Gewinn zu ziehen. Christine schickte „eines Tages“ einfach eine ihrer Geschichten an die ihr aus einem Heimatblatt bekannte Autorin Frida Schanz und bat sie um ein Ur-

²⁴³ Holstein 1920, S. 41.

²⁴⁴ Wie Wehler 1989, S. 220, expliziert, betonte die „normative Utopie des hellenistischen Menschentums und seiner künstlerischen Schöpfungen“ im Verständnis der deutschen Gelehrten von vornherein „Distanz zur Welt der Praxis“. Ders., ebd., verweist auch auf die ambivalenten Wirkungen dieses Griechenbildes: „Neben dem Lateinischen als traditioneller Gelehrten- und Intellektuellensprache eröffnete das Griechische nicht nur den Zugang zu einem weiteren Kulturkreis sondern gewährte zusätzliche Chancen der sozialen Differenzierung und Abgrenzung.“ Die Distanz, die Holstein später zu unbefangenen-heiteren Menschen ihres Herkunftsmilieus verspüren sollte, scheint in Teilen schon in diesem Griechenbild begründet zu sein.

²⁴⁵ Holstein 1920, S. 43.

²⁴⁶ Holstein 1920, S. 43.

teil. Als diese ihr geantwortet hatte, es sei zumindest „Talent vorhanden“, konnte Christine ihren Eltern immerhin schon einen Teilerfolg vermelden. Diese blieben daraufhin zwar weiter „mißtrauisch“, aber sie legten ihr „auch keine Steine mehr in den Weg“.

„Mit Feuereifer schrieb ich jeden Tag nach Feierabend an Vaters Pult [...], während meine kleinen Geschwister um mich tobten. [...] eine ganze Flut von Geschichten sah ich über mich gestürzt kommen. [...] Ich schrieb von lauter Dorfkindern.“²⁴⁷

Das Mädchen durfte nun also sogar an einem innerfamiliär privilegierten Platz schreiben („an Vaters Pult“). Die Inhalte dieser Geschichten speisten sich zumeist aus ihren eigenen Kindheitserfahrungen, hatten also geradezu autobiografischen Charakter:

„[...] dann wieder schrieb ich eine Geschichte von einem trotzigen kleinen Jungen, das war ein ganz nichtsnutziges Bübchen, alles machte er verkehrt [...] in der Schule, da konnte er eifrig und brav sein [...] aber daheim merkte man nichts davon. Da machte er alles dumm.“²⁴⁸

Wieder berichtet Holstein an dieser Stelle von dem Vergnügen, „mit Worten zu malen“. Sie war damals sichtlich erstaunt, wie problemlos sich ihre Worte zusammenfügten. Die Inhalte scheinen sich geradezu selbsttätig in Buchstaben zu verwandeln:

„Allerhand Erinnerungsbilder von Kindheit her woben sich ganz von selbst zu Geschichten zusammen. Ich war tiefbewegt und glücklich, als sie nun so frei aufs weiße Papier spazierten.“²⁴⁹

Der übertrieben anmutende „Stolz“, den Christine damals empfunden hatte – die Autobiografin spricht sogar von „Schöpferwonne“²⁵⁰ –, lässt erkennen, welche Bedeutung diesem Schreiben und der dadurch erfahrenen Anerkennung von dritter Seite her zukommt. Der Schaffensakt selbst und das daraus gewonnene Selbstwertgefühl stehen dabei jedoch gegenüber dem Öffentlich- und Bekanntwerden im Vordergrund. Es geht hier erst einmal um das Erkennen der eigenen Möglichkeiten, um die Frage, was die Protagonistin überhaupt erreichen kann. An eine zukünftige Existenz als Schriftstellerin mag sie selbst noch kaum glauben:

„Meine Dorfkindergeschichten, die ich in die Welt hinausandte, behielt Frau Frida Schanz bei sich und veröffentlichte sie nach und nach in ihrem Jahrbuche ‚Kinderlust‘. [...] Ob ich wirklich mein Leben lang hier auf dem weltentlegenen Dorfe bleiben und immer bloß waschen, kochen, flicken, auf dem Felde und den Wiesen arbeiten würde? [...] Wer weiß, was noch alles aus mir werden konnte?! Ich hielt meine Phantasie zurück, noch wagte ich’s nicht, mir eine von allem Herkömmlichen gänzlich abweichende Zukunft auszumalen, aber in meinem tiefsten Innern glomm doch beständig die Erwartung von allerlei Wunderbarem und Schönerem [...]. Vor mir lag die Welt mit ihren tausendartigen Erscheinungen ausgebreitet wie ein unerschöpflicher Garten, und alles, alles, selbst das kleinste Ding, schien mir wert, sich auf dem weißen Schreibpapier widerzuspiegeln. Mein Vater sagte einmal von mir: ‚Die Christine beschreibt jedes Blättel am Baum.‘ Er hatte damit ganz recht. Ich konnte mir gar nicht genug tun im Ausmalen.“²⁵¹

²⁴⁷ Holstein 1920, S. 44.

²⁴⁸ Holstein 1920, S. 45. Dass sie hier einen *männlichen* Protagonisten wählt, der gegen die Normalitätsgebote verstößt, mag auch Auskunft darüber zu geben, wie viel problematischer eine solche ‚Abweichung‘ von der Normalität für sie als *Mädchen* gewesen war.

²⁴⁹ Holstein 1920, S. 45.

²⁵⁰ Holstein 1920, S. 46.

²⁵¹ Holstein 1920, S. 49.

In Anbetracht des weiteren Geschehens scheint es zunächst etwas übertrieben, wenn die hier angedeutete Zukunftsidee als ein Abweichen „von allem Herkömmlichen“ bezeichnet wird. Denn ihrer jüngeren Schwester Johanna werden die Eltern durchaus zugestehen, einen ganz anderen Lebensentwurf zu realisieren – sie darf an einer Kunstakademie studieren und sich auf eine Existenz als Malerin vorbereiten. Für Christine scheinen die Eltern jedoch von vornherein einen unspektakulären Weg eingeplant zu haben. Insofern wäre ihre anklingende „Phantasie“, womöglich als Schriftstellerin zu wirken, in der Tat als eine *Abweichung* zu betrachten. Wie sich am Ende des Zitats zeigt, war der Vater im Hinblick auf die ‚Begabung‘ seiner ältesten Tochter weiterhin sehr skeptisch. Und Christine wusste auch selbst, dass ihr literarisches „Talent“ sehr begrenzt war („Er hatte damit ganz recht“). Sie nahm sich aber vor, das Beste aus den wenigen erkennbaren ‚Anlagen‘ zu machen.

Nach dieser Devise handelten schon um 1800 Aufstrebende wie Bräker, Händler, Hiller, Rudolphi usw., und um 2000 sollte ein Aufsteiger wie Wolfgang Bittner dieses Handlungsmuster fortsetzen. Der Wille zur *Selbstentfaltung* scheint bei diesen Aufstiegsambitionierten stets dringlicher als künstlerischer Anspruch oder die Furcht zu scheitern. Trotz aller Nöte und Zwänge in ihrem Elternhaus ist bei der jungen Christine Holstein eine Erwartungshaltung zu verspüren („in meinem tiefsten Innern glomm doch beständig die Erwartung von allerlei Wunderbarem und Schönem“), die in dieser Dringlichkeit ein Jahrhundert zuvor bei Bräker oder Hiller nicht vernehmbar war. Aufgrund des Wissens um das einst wirklich vorhandene und eigentlich immer noch beanspruchte soziale Prestige der eigenen Familie liegt bei Christine potenziell ein *selbstgewisseres* Geltungsstreben zugrunde als bei Aufstiegswilligen aus wirklich unterbürgerlichen Verhältnissen. Das Wissen um die einstige Bedeutsamkeit der Herkunftsfamilie wird übrigens auch ein Jahrhundert später noch in Bittners Biografie eine gewisse Rolle spielen. Er wird ebenfalls immer vor dem Hintergrund *tradiierter Herausgehobenheit* der eigenen ‚Sippe‘ agieren.

Das erste Heraustreten aus dem heimischen Einerlei

In ihrem 18. Lebensjahr sah Christine jene als „Phantasie“ umschriebene Hoffnung auf eine Veränderung in weite Ferne gerückt, nachdem ihre Mutter sie „in der Stadt zur Schneiderstunde“ angemeldet hatte. Aber obwohl sie während dieser Phase kaum mehr Zeit zum Schreiben fand, suchte sie „das Unmögliche möglich zu machen“. Jede „freie Minute“ nutzend – schon jetzt also zu einer Art *Doppelexistenz* gezwungen („schrieb in der Bahn während der Fahrt, Sonntags“; „saß ich bis tief in die Nacht darüber“) –, gelang ihr dennoch keine zusammenhängende Erzählung mehr:

„diesmal war mein Inneres wie ausgebrannt [...]“²⁵²

Was sie zur Veröffentlichung einsandte, wurde als „nicht gelungen“ abgelehnt. Das Erkennen des eigenen Versagens und die „Traurigkeit“ darüber, dass die „wirtschaftlichen Pflichten“ die eigentliche Ursache für dieses Scheitern darstellen, drücken sich in Bildern der *Instrumentalisierung*, der *Gefangenschaft*, der *Gebrochenheit* und des *Sterbens* aus:

„meine Arbeit erschien mir [...] als harte Fron“; „Ich kam mir [...] gleichsam gefangen und eingesperrt vor in meinem Heimatdorfe“; „Meiner Seele waren die Flügel wie gebrochen“; „Es war alles wie erstorben in mir“.²⁵³

Nach ein „paar trübselige[n] Monate[n] daheim“ hielt sie es „nicht mehr aus“ und „wollte fort, hinaus“:

„Etwas lernen, einen Beruf ergreifen!“²⁵⁴

Nicht nur in der Begrifflichkeit, sondern auch in der gewählten Dramatik erinnert das Geschilderte wiederum an Bräkers Lebensgeschichte. Wie bei ihm kommt es nahezu im gleichen Alter auch bei Holstein zu einem ersten *Ausbruchversuch* aus dem Herkunftsmilieu.

Sie hatte „eine Anzeige“ in ihrem Heimatblatt gefunden, in der für ein „Kindergarten-Seminar“ im „Nordteil Berlins“ geworben wurde. Anders als zu einem späteren Zeitpunkt dachte sie dabei noch nicht daran, eine Weltstadt kennenzulernen. Es ging ihr schlichtweg darum, dem täglichen Einerlei („ein Tag wie der andere“) zu entkommen. Dass sie sich dafür zu einer „Fröbelsche[n] Kindergärtnerin“ ausbilden ließ, war ihrer Freude am Umgang mit Kindern geschuldet („hatte Kinder immer gern gehabt“). Die Parallelen zu Rudolphis Weg sind wiederum erstaunlich. Der ‚weiche‘ Bereich des Pädagogischen scheint immer noch die allererste Anlaufstelle für weibliche Berufseinstiege zu sein. Da Christine den Halbjahres-Kurs von ihrem „Sparbuche“ selbst finanzieren wollte, hatten auch ihre Eltern nichts einzuwenden. „Mein Vater sagte: ‚Immerzu! Unternimm was!‘“²⁵⁵

Hinter der freimütig erscheinenden Zustimmung des Vaters wird sich vermutlich die zweckrationale Erwägung verbergen, dass die Tochter so in einen Beruf einmündet, der als nachgefragt und somit einigermaßen sicher galt. Die Eltern sahen sich gewissermaßen von einem Sorgenkind befreit. Von einem elterlichen Rückhalt kann gar keine Rede sein. Und das Prädikat („der tönende Titel“²⁵⁶) einer ausgebildeten „Erzieherin“²⁵⁷ war in der Tat auch für Christine selbst von einiger Bedeutung.

²⁵² Holstein 1920, S. 52.

²⁵³ Holstein 1920, S. 52f.

²⁵⁴ Holstein 1920, S. 54.

²⁵⁵ Holstein 1920, S. 54.

²⁵⁶ Holstein 1920, S. 54.

²⁵⁷ Holstein 1920, S. 56.

Berufliche Erfahrungen als Erzieherin

Der „Ausflug in die Welt“²⁵⁸, der im Anschluss an diesen Einführungskurs folgte, sollte allerdings nicht allzu lange andauern. Ihre Tätigkeit als Erzieherin, in die sie anfangs noch recht hohe Erwartungen gesetzt hatte, wird sich insgesamt als falsche Wahl herausstellen. Aber die Erfahrungen, die sie in dieser Phase macht, geben ihr immerhin das Gefühl, im Rahmen der eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten alles versucht zu haben, um in einem anerkannten Berufsfeld Fuß zu fassen. Dass sie letztlich scheitert, bestätigt sie eigentlich nur in ihren früheren Intentionen und Wünschen, sich schreibend bzw. in einer sonst wie *intellektuellen* Beschäftigung zu verwirklichen.

Die drei Stellen, die sie nacheinander bekleidete, waren recht verschieden gerahmt. Die „erste Stellung“ übernahm sie im Alter von 19 Jahren „bei einer reichen Familie in der Nähe von Dresden“. In der „prunkvolle[n] Villa“ sollte sie „zwei sieben- und achtjährige[]“ Kinder betreuen, hatte allerdings eine „Französin, Mademoiselle“, vor sich, die sich von vornherein als hinderliche Konkurrentin erwies. Die „kalte Pracht“ des Umfelds stieß Christine ab, und das „hochherrschaftlich[e]“ Zeremoniell des Hauses „verschüchtert[e]“ sie sogleich. Und auch den Kindern war sie nicht gewachsen. Gleich bei Christines ersten Maßregelungen „verweigerten“ sie „einfach den Gehorsam“, und „es kam zu Katastrophen“. Besonders beim Vergleich mit der selbstsicheren „Mademoiselle“ fühlte sich die Protagonistin in allen Belangen unterlegen:

„O diese kleine, zierliche, blonde Mademoiselle mit den anmutigen Bewegungen und der schmeichelnden Beredsamkeit! Wie linkisch und steif nahm ich langes, deutsches Landmädchel [...] mich neben ihr aus! Ich mußte erröten vor ihr; ich konnte nicht, was Mademoiselle alles konnte, und die gnädige Frau sah mich darum oft geringschätzig und strafend an. Mademoiselle wusch die Haare sämtlicher Kinder des Hauses mit Kamillentee und allerhand Wässern, daß sie ihr goldiges Blond behielten, und büstete und pflegte sie aufs liebevollste.“²⁵⁹

„Alles was Mademoiselle anfaßte, hatte Geschmack und Grazie. Sie bewegte sich geräuschlos im Hause hin und her, plauderte in ihrer französischen Sprache zwitschernd wie ein Schwälbchen, hatte immer ein Lächeln um den Mund und wußte sich überall unentbehrlich zu machen. Ich kam nicht auf neben dieser gewandten, lebenswürdigen Mademoiselle.“²⁶⁰

Noch in der Rückschau scheint die Autobiografin sich an dieser Französin *rächen* zu wollen. Trotz des *ironischen* Tonfalls gelingt es ihr nicht, den Schmerz und den Ärger, den sie mit dieser „Mademoiselle“ verbindet, zu verwinden. Dabei gesteht sie sich durchaus ein, dass sie mit ihrem *unsicheren* und *ungeformten Auftreten* eigentlich nicht am richtigen Platz angelangt war. Diese Unförmigkeit („linkisch und steif“) weiß sie allerdings sofort mit ihrer provinziellen Herkunft zu begründen („Landmädchel“). Ihre Verletzung reicht indes tiefer. Sie kann sie letztlich nur in einer *affektgeladenen Abwehrhaltung* gegenüber einer derart stilsicheren Person bear-

²⁵⁸ Holstein 1920, S. 59.

²⁵⁹ Holstein 1920, S. 57.

²⁶⁰ Holstein 1920, S. 58.

beiten. Ohne dies selbst zu merken, richtet sich Holsteins Angriff hier eigentlich eher gegen den aristokratisch-höfischen Verhaltensstandard, der in dieser Made-moiselle eine Verkörperung gefunden hat. Dabei stehen sich zugleich das Französische im Höfischen („Geschmack und Grazie“, „mit den anmutigen Bewegungen und der schmeichelnden Beredsamkeit“, „in ihrer französischen Sprache zwitternd“) und das Deutsche im Provinziellen („Wie linkisch und steif nahm ich langes, deutsches Landmädels ...“) gegenüber. Für Christine mag diese Erfahrung der eigenen Unterlegenheit umso schmerzlicher gewesen sein, da sie sich selbst insgeheim noch als Tochter aus gehobenen familiären Verhältnissen empfand. Die Erfahrung der eigenen Verhaltensunsicherheit, die aufgrund mangelnder Vertrautheit mit dem Verhaltensstandard gehobener Schichten bzw. etablierter Kreise geradezu typisch für sozial Aufsteigende ist, steht in diesem Fall also in einem etwas komplexeren Zusammenhang. Ausschlaggebend für den „kläglich“ empfundenen „Schiffbruch“ in dieser ersten Stellung war aber auch bei der nicht aus unterbürgerlichen Verhältnissen stammenden Christine Holstein die Distanz zu jenem Verhaltenskanon, der in diesem „hochherrschaftlich[en]“ Kontext wie selbstverständlich vorausgesetzt wurde. Die diesen Abschnitt abschließende Kritik der Autorin an dem „Fräuleinsystem“, in dem die Kinder wie in einem „goldenen Käfig“ gehalten und zu „geschäftige[m] Müßiggang“ verleitet und daher im Endeffekt „dressiert und blasirt“ würden, hat somit eher den Charakter des Selbstschutzes. Die als „verwöhnt[en]“ eingestuften Kinder dienen ihr als Beweggrund, diese „standesgemäß[e]“ Erziehung abzulehnen und dem Schauplatz zu „[e]ntfliehen“.²⁶¹

Auch in die zweite Anstellung stieg sie mit „hochfliegende[n] Pläne[n]“²⁶² ein. Christine erhoffte sich, hier einen Ort gefunden zu haben, „wo die Kinder mich wirklich brauchten“. Diesem Anspruch gemäß hatte sie den „Eibauer Kinderhort“ gewählt, der in jeder Hinsicht in scharfem Kontrast zu ihrer ersten Wirkungsstelle stand. Als „Hortleiterin“ hatte sie in diesem „Fabrikdorf“ fünfzig Kinder („drei- bis sechsjährige“) zu betreuen („diese armen Kinder, deren Mütter den ganzen Tag in der Fabrik arbeiteten“). In dem „breitgebaute[n], behäbige[n] Bauernhaus mit Fachwerk“,²⁶³ in dem dieser Hort eingerichtet war, wird sie sich wesentlich wohler gefühlt haben als zuvor in jener „prunkvolle[n] Villa“. Mangels hinreichender Erfahrung entglitten ihr jedoch auch diese Kinder schon kurz nach ihrem Antritt. Als sie jedem individuellen Wunsch der Kleinen nach Spielzeug und Beschäftigung nachgekommen war, musste sie bald ein „aufgeregte[s] Wirrwarr“ und „furchtbare[] Unordnung“ feststellen. Sie vermochte dem „wilde[n] Durcheinander“ nicht mehr entgegenzuwirken.

²⁶¹ Holstein 1920, S. 58f.

²⁶² Holstein 1920, S. 61.

²⁶³ Holstein 1920, S.60.

„[...] diese ersten Stunden sollten leider symbolisch für mein ganzes Wirken im Kinderhort werden. Ich hatte den Rößlein von Anfang an die Zügel zu lang gelassen [...]“²⁶⁴
 „Aufs tiefste zerknirscht“ gestand sie dem ihr vorstehenden „Schuldirektor“ ihre „Unfähigkeit“ ein. Dieser sprach zwar entgegenkommend von „schwierige[m] Material“²⁶⁵, das sie vor sich habe, konnte sie aber nicht zum Weitermachen motivieren. Nach diesen beiden herben Niederlagen sind erhebliche *Selbstzweifel* erkennbar („Ich konnte ja nichts. Ich konnte keinen Beruf ausfüllen“), aber eine „seltsame Unruhe trieb“ sie erneut dazu, sich in „verschiedenen Kinderheimen“ umzuschauen. Erstmals bringt sie, wenn auch nur auf dieses Sich-Umsehen bezogen, den Begriff des *Studierens* ins Spiel („ich mußte sie mir ansehen, studieren“),²⁶⁶ was schon auf Späteres vorausdeutet.

Bei ihrem dritten Anlauf – als sie nur noch vertretungsweise eine Leitungsposition im nahe gelegenen „Löbauer Kinderheim“ angenommen hatte, wo ebenfalls Arbeiterkinder behütet wurden – versuchte sie es gleich mit „Strenge“ („strengste Ordnung, Disziplin und ein genaues Einteilen jedes Tages“).²⁶⁷ Geradezu im Bismarckschen Stil – man denke nur an die „offensichtliche Kopplung der Sozialgesetzgebung mit dem repressiven Sozialistengesetz“²⁶⁸ während seiner Regierungszeit – verfolgte sie im Weiteren eine Strategie von ‚Zuckerbrot und Peitsche‘. Den Spielschrank öffnete sie nur noch in Maßen und die „mächtige[] Birkenrute“ hatte sie schnell bei der Hand.

„Mit zwei Hauptmitteln, die gleichsam als entgegengesetzte Pole des Kinderlebens alle irdische Glückseligkeit und alles Ungemach verkörperten, hielt ich das kleine Volk in meiner Gewalt; mit der mächtigen Birkenrute, der finsternen Drohgestalt – und dem großen, behäbigen Kinderfreunde, dem Spielschrank“²⁶⁹

Der *dominant-martialische Gestus*, der hier zum Ausdruck kommt, ist keineswegs als Überspitzung der eigentlichen Erziehungspraxis zu verstehen. Holstein stellt ihre Methode als Fortschritt, als Ergebnis ihrer bisherigen Erfahrungen dar („Wie ich im Eilbauer Kinderheim mit der ersten Stunde alles verloren, so hatte ich hier mit ihr alles gewonnen“). Und die politische Terminologie noch einmal aufgreifend, fühlt sie in ihrer Erziehungsrolle offenbar tatsächlich zuweilen *Herrschaftsgelüste*:

„Jetzt ergreife ich die Rute, das Zeichen meiner Herrschaft, und mit einem Blick voll zwingender Gewalt lege ich meinen Finger auf den Mund und gehe ihnen leise auf den Fußspitzen voran, und wenn ich etwas von der Zauberkraft des Rattenfängers von Hameln besitze, so müssen jetzt alle Kinder das Fingerchen auf die Lippen legen und leise auf den Fußspitzen mir folgen.“²⁷⁰

Es geht hier eigentlich nur darum, die Kinder für den Mittagsschlaf „mucksmäuschenstill“²⁷¹ zu bekommen. Holstein witterte allerdings überall einen „Sturm im

²⁶⁴ Holstein 1920, S.64.

²⁶⁵ Holstein 1920, S. 64.

²⁶⁶ Holstein 1920, S. 65.

²⁶⁷ Holstein 1920, S. 65f.

²⁶⁸ Ullrich 2004, S. 72.

²⁶⁹ Holstein 1920, S. 69.

²⁷⁰ Holstein 1920, S. 70.

²⁷¹ Holstein 1920, S. 70.

Wassergläse“²⁷². Im Wissen um ihr vorheriges Scheitern entwickelt sie nun einen geradezu totalen Kontrollanspruch. Die „zwingende] Gewalt“ des Herrschaftsblicks und das Bild des „Rattenfängers“²⁷³ weisen im Kleinen schon auf einen politischen Totalitarismus voraus, dem sie in der Tat später bereitwillig Gefolgschaft leisten sollte. Das *Anwachsen der Spanne zwischen Formalität und Informalität*, wie es insbesondere im nationalsozialistischen Regime zu verzeichnen ist, scheint bei Holstein gewissermaßen auf der Mikroebene, im beruflichen Umgang mit den ihr anvertrauten Kindern (zwischen Rute und Spielzeug), bereits vorweggenommen.²⁷⁴ Aus der eigenen Schwäche heraus, aus der beständigen Furcht davor, der Situation nicht mehr gewachsen zu sein, dem drohenden Chaos oder der zunehmenden Komplexität nicht mehr Herr(in) werden zu können, werden – das schlichteste Mittel wählend – die Zügel angezogen. Holstein spielte in gewissem Sinne die repressive und regressive Variante einer Antwort auf die Herausforderungen der Moderne bereits durch. Aber Zufriedenheit konnte sie dabei offenbar kaum empfinden.

Zwischen geistigem Für-sich-Sein und körperlicher Instrumentalisierung

Ziemlich unvermittelt werden all diese Bemühungen, „in eine[m] tüchtigen Berufe“ Tritt zu fassen, beendet.

„Nachdem ich mich mit unsäglicher Mühe wirklich zu den Anfängen einer guten Hortleiterin herangearbeitet, schien mir alles gerade gut, um es wieder hinzuwerfen.“²⁷⁵

Der *Bruch* war eingedenk vorausgegangener Sehnsüchte und Entwürfe sicher vorzusehen, er ist aber dennoch auch für die Autobiografin selbst schwer zu plausibilisieren:

„Ich kann das schwer erklären. Manchmal ist's, als zwingt mich mein inneres Wesen, Dinge zu tun, die aller praktischen Vernunft widersprechen.“²⁷⁶

Sie erklärt ihr erneutes Umschwenken mit einer „heiße[n] Ungeduld“. Sie wollte noch etwas anderes „für mich haben und denken dürfen“, sich nicht nur für die Kinder und im täglichen Einerlei als Erzieherin aufreiben. Sie greift wiederum zu Metaphern des Gefangenseins:

„[...] empfand ich sie [die Kinder] als eine harte Fessel. Die Zukunftsaussicht, jahraus, jahrein nur ihnen zu leben, in ihnen aufzugehen, drückte wie ein Alp auf mich.“²⁷⁷

Der Wunsch, etwas Eigenes zu haben und zu denken, kann jedoch erneut nur als regressives und *retardierendes Muster* formuliert werden, als Rückkehr ins heimische Gefilde, in die schöne Jugend, ja sogar in den Status des Landmädchens bzw. der Magd.

²⁷² Holstein 1920, S. 72.

²⁷³ Holstein 1920, S. 70.

²⁷⁴ Dass einmal von einem „strengen Verhör“ eines kleinen Jungen die Rede ist, weist ebenfalls in diese Richtung (Holstein 1920, S. 71).

²⁷⁵ Holstein 1920, S. 72.

²⁷⁶ Holstein 1920, S. 72.

²⁷⁷ Holstein 1920, S. 72.

„Gleich stürmischen Wellen erfaßte mich wieder die Sehnsucht meiner schönen Jugendtage und trieb mich fort aus dem guten, tüchtigen Beruf, heim, heim in die grüne Einsamkeit [...]. Dort wollte ich arbeiten mit meinen Händen von früh bis spät wie eine Magd, aber meinen Geist für mich haben.“²⁷⁸

Hier kündigt sich wie ein unausweichliches Schicksal eine *strikte Dichotomie zwischen einem geistigen Für-sich-Sein und einer körperlichen Instrumentalisierung aus Notwendigkeit* an. Holstein wird diese Dichotomie in der Folge nicht mehr auflösen können. Sie bewegt sich weiterhin zwischen den genannten Polen, mal dem einen, mal dem anderen näher rückend. Das Scheitern in ihrem „selbsterwählten Berufe“²⁷⁹ hat Spuren hinterlassen, die sich nicht mehr ausradieren lassen. Im Gegensatz zu ihren Brüdern (Gerhard und Wilibald) und ihrer Schwester (Hanna), die weiter ziemlich unbekümmert ihre hohen beruflichen Ziele verfolgen, ist Christine vorsichtig geworden. Nur noch vereinzelt kann sie an eine bessere Laufbahn für sich selbst glauben. Sie muss sich zudem immer zuerst um eine besondere Unterstützung durch eine privilegierte Persönlichkeit bemühen, bevor sie sich wieder auf einen Ausflug in die Fremde einlässt. Diese *Förderer* ähneln in mancher Hinsicht den schon genannten sozialen Paten, die, wie gesehen, in den meisten der behandelten Fälle sozial Aufsteigenden unter die Arme greifen. Bei Holstein stehen diese Patenschaften allerdings noch unter *spezifisch geschlechtlichen* Gesichtspunkten. Sie entstehen nämlich zunächst einmal vor dem Hintergrund bestimmter Hindernisse, die um 1900 vorwiegend oder nur für Frauen bestehen. Gerade für intellektuell aufstrebende Frauen wie Christine sind diese sozialstrukturellen Barrieren oft sehr hoch. Z.B. das akademische Feld ist in der Kaiserzeit weitgehend den Männern vorbehalten. Da Holstein gerade hier einzudringen versucht, bietet sich ihre Geschichte für einen Vergleich mit den männlichen Emporkömmlingen um 1800 (etwa mit Heyne und Voss), um 1900 (etwa mit Schäfer und Weise) und um 2000 (mit Wolfgang Bittner) an, die ihrerseits akademische Pfade beschritten. Anders als bei Christine besteht für diese Männer kein wirkliches Legitimitätsproblem im Hinblick auf ihren Universitätsbesuch. Auch der Kontrast dieser Frauenbiografie zu Fällen, in denen die männlichen Protagonisten in den Bannkreis anderer Institutionen geraten, erscheint interessant (z.B. zu Bräkers Erfahrungen beim Militär oder zu Rehbeins Einbindung in die Sozialdemokratie).

In einer Zwischenphase verdingte sich Christine über „mehrere Jahre“ hinweg zusammen mit ihren „heranwachsenden Geschwistern“ „im Dienste unserer ausgedehnten Landwirtschaft“. Die Anzahl „unserer Tagelöhner und Arbeitsfrauen“ war „zusammengeschmolzen“.²⁸⁰ Da über „unserem Besitztum“ Jahre lang ein „dunkles Verhängnis schwebte“, hätten Eltern und Kinder „Zeiten harter Arbeit und schwerer Sorge“ durchlitten. Ihre *Eingebundenheit* in den Arbeitsalltag beschreibt Holstein einmal wie folgt:

²⁷⁸ Holstein 1920, S. 73.

²⁷⁹ Holstein 1920, S. 55.

²⁸⁰ Holstein 1920, S. 73.

„Ich war auch den ganzen Tag tätig. Ich stand frühzeitig auf und ging in meinem hochgeschürzten blauen Leinenrock in den Stall, um die Schweine zu füttern und die Kühe und Ziegen zu melken, während Helmut sie tränkte [...]. Ich ging nachmittags mit den Kindern aufs Feld und besorgte vormittags die Hausarbeit, steckte in der schwarzverräucherten Küche, wo das rote Herdfeuer flackerte [...], führte den endlosen Kampf mit dem Staub und Schmutz, der ins Haus verschleppt wurde, und wusch jeden Montag die Wäsche und kochte sie im großen Kupferkessel drüben im Bleichhaus, wo im eisigen Winter die Hände blaurot wurden, der Frost unter die Nägel kam und die Wäsche beim Aufhängen gefror.“²⁸¹

Wie schon hier ersichtlich, waren einige Tätigkeiten (wie das Wäschemachen), die den *Körper* besonders in Anspruch nahmen, den Mädchen und Frauen vorbehalten. An anderer Stelle heißt es zur Geschlechterunterscheidung der Arbeiten:

„[...] teilten wir Schwestern uns in die häuslichen Arbeiten: Kochen, Waschen, Scheuern, Buttern [...]“²⁸²

Auch das Ineinandergreifen der Zuständigkeiten von Töchtern, Söhnen, Eltern und Tagelöhnern wird einmal veranschaulicht. Holstein schildert es am Beispiel des „Ausdreschen[s] des Getreides“, das mithilfe einer *eigenen* Dreschmaschine vorstattenging. Da eben diese Arbeit in der Autobiografie von Rehbein eine außerordentliche Rolle spielen wird, er sie aber aus der Perspektive des *Abhängigen*, des Tagelöhners wahrnimmt, kann sie hier als Bezugspunkt und Ausblick dienen:

„Nun kam [...] das Ausdreschen des Getreides [...], wobei wir Mädchen oben auf dem Scheunenboden die zwischen dem Gebälk verstaute Garben heranschleppten, die Strohseile aufknoteten und die Ähren, glatt geschichtet, auf dem langen, schmalen Tische ausbreiteten. Dort stand Helmut, umsaust von Staub und Geklapper, und ließ die Halme schichtweise in den hölzernen Schlund der Dreschmaschine gleiten. Auf der Tenne waren einige Arbeitsleute, die noch von der Erntezeit her bei uns hängengeblieben, mit Wurfen und dem Einbinden des ausgedroschenen Strohes beschäftigt. Mein Vater stand unten im düsteren Maschinenraum des anstoßenden Mangelgebäudes und heizte und regulierte die alte asthmatische Dampfmaschine, die von unserer früheren Bleicherei her stammte und uns nun zum Dreschen dienen mußte.“²⁸³

Den riskantesten Part dieser Arbeit hatte offenbar Christines Bruder Helmut zu erledigen, wobei das Ausmaß der *Gefahr für Leib und Gesundheit* nur angedeutet wird („umsaust von Staub und Geklapper“). Die „Arbeitsleute“ scheinen nicht unmittelbar an der Gefahrenquelle tätig zu sein. Im Wissen um Rehbeins Darstellung²⁸⁴ und seinen schweren Unfall an einer solchen Dreschmaschine entstehen zumindest Zweifel an der beschriebenen Aufteilung. Auch wenn gerade Helmut die gefährlichste Arbeit durchgeführt haben sollte, gibt es Raum für Spekulationen. Denn der Geist dieses Bruders war „nicht normal entwickelt“, wie Holstein einmal anmerkt, „er ist etwas zurückgeblieben, so hat er keinen Beruf lernen können“²⁸⁵. Warum stellte man also ausgerechnet ihn auf jenen Posten? Zumindest liegt hier die Vermutung nahe, dass eine Verletzung oder der Unfalltod des geistig

²⁸¹ Holstein 1920, S. 92.

²⁸² Holstein 1920, S. 83.

²⁸³ Holstein 1920, S. 82f.

²⁸⁴ Im Folgenden wird darauf genauer eingegangen.

²⁸⁵ Holstein 1920, S. 77.

„zurückgeblieben[en]“ Bruders aus Sicht der Eltern noch am ehesten hinnehmbar erschien.

Die Sehnsucht „nach etwas Unbeschreiblichem, Hohem, Hellem“

Ihren fortbestehenden „Hunger und Durst nach den Büchern“²⁸⁶ versuchte Christine *nebenher* in der ihr verbleibenden Freizeit zu stillen. Dabei bezog sie die Bücher jetzt nicht nur vom väterlichen Bücherbrett, sondern auch aus dem „Schrank“ ihres ältesten Bruders Gerhard, der dort von seiner „Schülerzeit her“ einige Exemplare „aufgestapelt“ hatte.²⁸⁷ Dass sie sich dieser Überbleibsel bedienen musste, sagt an sich schon einiges über die starre Geschlechtsrollenverteilung aus. Aktuellere Titel konnte sie zumindest in der „einzigen Buchhandlung“ vor Ort einsehen, wobei zunächst naturbezogene bis popular-naturwissenschaftliche Bücher (wie „Das Sinnesleben der Pflanzen“) ihre Aufmerksamkeit erregten.²⁸⁸ Ein Zusammenwirken dieser naturwissenschaftlichen Interessen und ihrer einstigen Naturerlebnisse im Garten wird wohl dazu beigetragen haben, dass Christine eines Tages den „kühnen Entschluß“ in die Tat umsetzte, ein „kindliches Naturgeschichtsbuch“, d.h. „eine kleine Naturgeschichte für Hortleiterinnen und Kindergärtnerinnen“, zu „verfassen“. Wiederum griff sie dafür auf ihr „Sparkassenbuch“ zurück und ließ das Ganze „auf eigene Kosten“ in einer Druckerei „im Nachbardorfe“ drucken. Christine war sich sicher, dass sie den Erzieherinnen damit etwas Nützliches anbieten konnte, das die „trocken“ geschriebenen „Aufsätze“ über „Tiere und Pflanzen“, zu denen sie selbst als Erzieherin gegriffen hatte, vergessen lassen würde. Sie konnte, wie es heißt, sogar einen „kleine[n] Überschuß“ daraus für sich erwirtschaften, da sich die Drucke wohl wider Erwarten gut verkaufen ließen.²⁸⁹ Die Verbindung zu ihrem erlernten Beruf war bis hierhin also noch nicht ganz gekappt.

Das immer wieder mal zum Vorschein kommende Interesse Christines für „Psychologie“ mag zum Teil durchaus aus ihren Alltagserfahrungen mit dem geistig „zurückgeblieben[en]“ Bruder, mit dem „schwachsinnige[n] Franz“ (einem Bediensteten) und dem „verrückte[n] Hensel“, einem „ungefährliche[n] Geistesranke[n] aus dem Nachbardorfe“, zusammenhängen.²⁹⁰ Ein psychologisches Lehrbuch, das ihr in die Hände fiel und in dem sie von einem „Amerika der Seele“ las, das es „zu entdecken“ gelte, tat wohl ein Übriges.²⁹¹ In Verbindung mit diesem psychologischen Interesse entstand aber auch eine tiefere Neigung zu philosophischen Fragen. Ihr Bruder Gerhard hatte ihr auf der Grundlage seiner Philo-

²⁸⁶ Holstein 1920, S. 73.

²⁸⁷ Holstein 1920, S. 83.

²⁸⁸ Holstein 1920, S. 73.

²⁸⁹ Holstein 1920, S. 85f.

²⁹⁰ Holstein 1920, S. 76.

²⁹¹ Holstein 1920, S. 78.

sophievorlesungen an der Leipziger Universität von Kants Erkenntnistheorie berichtet: „Hinter allen Erscheinungen steckt ein ‚Ding an sich‘, von dem wir nichts wissen können.“ Der „geheimnisvolle Hintergrund der Welt“, „die dunkle Tiefe“, habe eine mächtige „Anziehungskraft“ auf sie ausgeübt. Als ihr „ein Bändchen Kant“ allzu „schwer“ erschien („die Wortungeheuer wie: Postulat, transzendental, Analytik“ etc.),²⁹² schaute sie in „ein anderes Buch“ ihres Bruders, das sie „für lange Zeit gänzlich in seinen Bann schlug“.²⁹³

„Den ganzen Winter las ich ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘.“²⁹⁴

Wie einst Rudolphi eine tiefe Verehrung für den Dichter Klopstock und sein Werk erkennen ließ, so empfand hier Holstein eine „so große Verehrung“ für den Philosophen Schopenhauer, dass sie „sogar ein Gedicht auf ihn niederschrieb“. Sein Werk habe auch das „Kantische Geheimnis“ erklärt:

„Wille hieß das Ding an sich. Die ganze Welt war Wille und offenbarte sich in Erscheinungen. [...] dieser Wille erhob sich zum Leben in der Pflanzen- und Tierwelt und zündete sich im Geiste des Menschen das Licht der Erkenntnis an. In welcher abgründige Tiefen ließ der Philosoph blicken! [...] was mich ganz besonders anzog, war die Einheit und Verwandtschaft aller Wesen, da ging kein Riß durch die Natur. Noch nie hatte ich so großartige, tiefe und schauerliche Worte über die Welt, Zeit und Ewigkeit vernommen.“²⁹⁵

Für Christine stellt dieser philosophisch-wissenschaftliche Text offenkundig ein vielschichtiges Erlebnis dar – Holstein beschreibt ihre Lektüre gewissermaßen als *ästhetische Erfahrung*. Sie hatte damals zu diesem Buch und ihrem Autor keineswegs ein rein sachlich-kognitives Verhältnis. Selbst die „Trostlosigkeit im Grunde dieser Lehre“, „die schauerliche Folgerichtigkeit der Selbstvernichtung“,²⁹⁶ „das furchtbare, leere und kalte Nichts“²⁹⁷, konnten ihre „Begeisterung“²⁹⁸ nicht mindern.

Christine bezog das Gelesene auch direkt auf ihre Alltagserfahrungen:

„Wieviel Hartes und Schweres, wieviel Elend, Krankheit und Sorgen gab es schon in unserem kleinen Dorfe!“²⁹⁹

Der philosophische Text wird sofort auf seinen *Realitätsbezug* hin befragt. Diese Lektürehaltung entspricht der Art und Weise, in der auch andere sozial Aufstrebende primär an literarische und andere Texte herangehen.

Aber Schopenhauers Buch enthielt in Christines Augen mit dem Begriff des Willens auch eine Art Generalschlüssel für alles, was sie sah, fühlte und zu wissen begehrte. Vor allem schien er eine „Einheit und Verwandtschaft aller Wesen“ zu verbürgen. Christine befriedigt in ihrer Deutung Schopenhauers gewissermaßen ihr eigenes *Harmonisierungsbedürfnis* („da ging kein Riß durch die Natur“), ein Anliegen, das am Ende der Autobiografie noch einmal explizit thematisiert wird. Aber

²⁹² Holstein 1920, S. 87f.

²⁹³ Holstein 1920, S. 88.

²⁹⁴ Holstein 1920, S. 89.

²⁹⁵ Holstein 1920, S. 88.

²⁹⁶ Holstein 1920, S. 88f.

²⁹⁷ Holstein 1920, S. 97.

²⁹⁸ Holstein 1920, S. 89.

²⁹⁹ Holstein 1920, S. 89.

schon an dieser Stelle spricht Holstein diesen Wunsch nach „Ruhe“ und „Klarheit“ ausdrücklich an, distanziert sich allerdings zugleich von dem etwas später erkannten unbefriedigenden Ergebnis:

„Die einheitliche, geschlossene Philosophie Schopenhauers, die alle Geschöpfe, ja den ganzen Weltkreis umspannte, mit welcher tiefen Ruhe hatte sie anfangs meine Seele gesättigt. Hier war Klarheit. Alle Fragen gelöst, jeder Zwiespalt überwunden. Bis ich mir bewußt wurde – um welchen Preis. Um alles Leben, alles Streben aufzulösen in ein leeres Nichts. Im Nichts ist freilich weder Gut noch Böse, weder Lust noch Schmerz, sondern Ruhe, Todesruhe. Aber diesen Weg ging ich nicht mit, nimmermehr.“³⁰⁰

Hinter Christines Harmoniestreben verbirgt sich selbstverständlich auch eine allgemeine Strömung ihrer Zeit. Wie die eigenen Sorgen angesichts ihrer verfahrenen Situation ließen sie auch die „Sorgen“ ihres im freien Fall befindlichen Elternhauses nach einem „Halt“ und „Ziel“ suchen.³⁰¹ Gesellschaftliche Ängste spiegeln sich hier im Individuellen. Das sich in vielerlei Hinsicht bedroht führende deutsche Bürgertum nimmt gewissermaßen Zuflucht zu den Ideengebäuden seiner großen Denker. Aber die „weltverachtenden Philosophen“, zu denen Christine damals bald auch Spinoza („diese strenge Weisheit, der alle Geschöpfe nur Eintagsfliegen sind“) und Platon (seine „himmlische Ideenwelt“ – „war sie mehr als ein Traum?“³⁰²) zählte, konnten ihr „ruheloses Sehnen [...] nach etwas Unbeschreiblichem, Hohem, Hellem“³⁰³ nicht befriedigen. Dieses *Sehnen* trägt sowohl diesseitsbezogene als auch transzendierende Züge („dieses durch kein irdisches Glück gestillte Wollen und Begehren des Menschenherzens war vielleicht sogar der Hinweis auf ein überirdisches Ziel?“³⁰⁴). Die durch rationale Erklärungsmuster nicht zu lösende eigene Misere („Wohl hielten wir uns mit Mühe und Not knapp über Wasser“³⁰⁵) führt immer wieder in eine „jenseitige Welt des Lichtes und der Freiheit“³⁰⁶. Und dabei ist Holstein keineswegs so weit, wie sie meint, von den „einfachen Landleute[n]“ entfernt, die „ohne viel zu fragen und zu denken“ „in frommem Vertrauen zu einem lieben Gott, der alles wohlmachen wird“, die Augen heben.³⁰⁷ Sie reduziert in solchen Formulierungen – durchaus im Sinne Treitschkes – die einfachen Leute auf naive Frömmigkeit. Zugleich bleibt sie jedoch weiterhin, wie es schon in dem Geleitwort zu ihrer Autobiografie heißt, selbst eine Gottsucherin. Wichtig für die weitere Entwicklung war, dass Christine die Gedankengänge und Bilder, die in der Auseinandersetzung mit diesen Philosophen entstanden, zuweilen in Gedichten oder in essayistischer Form nieder-

³⁰⁰ Holstein 1920, S. 96f.

³⁰¹ Holstein 1920, S. 96f.

³⁰² Holstein 1920, S. 97.

³⁰³ Holstein 1920, S. 95.

³⁰⁴ Holstein 1920, S. 95.

³⁰⁵ Holstein 1920, S. 92.

³⁰⁶ Holstein 1920, S. 90.

³⁰⁷ Holstein 1920, S. 96.

schrieb („So manchen Abend schrieb ich ganz hingegen [...] an dieser Arbeit“³⁰⁸).

Geschlechtsbedingte Benachteiligungen und das Dasein als Höhlenbewohnerin

Das Ineinanderübergreifen von philosophischen, religiösen, naturwissenschaftlichen und insbesondere psychologischen Fragestellungen führte dazu, dass Christine sich eines Tages „kurz entschlossen“ mit einem Brief an den „Oberarzt“ einer nahe gelegenen „großen Irrenanstalt“ wandte. Sie wollte wissen, ob es wirklich „nichts Ewiges, Göttliches im Menschen“ gab, ob „die fühlende Seele im lebendigen Leibe sterben“ konnte, ob das Gefühl der „Geisteskranken“ „wirklich tot“ war. Dass die Antworten dieses Arztes, der sie nicht nur zu einer „mündliche[n] Besprechung“ empfing,³⁰⁹ sondern auch ihr „Manuskript“ las und sie zu einer gemeinsamen Erörterung „im Spazierengehen [...] wie die alten Griechen“ einlud,³¹⁰ sie nicht ganz zufriedenstellen konnten, erscheint bald sekundär. Er lehnte Schopenhauers „pessimistische Weltanschauung“ ab und empfahl der ihm ungewöhnlich informiert erscheinenden jungen Frau das Werk Nietzsches.³¹¹ Außerdem riet er ihr, „in Muße“ weiter „zu studieren“.³¹² Nachfolgegenerationen würden noch vieles herausfinden, „was jetzt noch im Dunkel liegt“. Schließlich verwies allerdings auch dieser Arzt sie in einem Brief auf den Glauben und das Gemüt („Wo aber die exakte Wissenschaft aufhört, fängt der Glaube an. [...] Der Verstand braucht die Hilfe des Gemüts“).³¹³

Wichtiger als die sachbezogenen Antworten waren für Christine offensichtlich die *Haltung*, die Formen, in denen dieser Arzt auf ihre Bedürfnisse reagierte.

„Es gab kaum einen größeren Gegensatz als den zwischen diesem Brief und meinem äußeren Leben. Ein großes köstliches Geschenk dünkte er mich, das mich mit aufjubelnder Freude erfüllte. Ich war sehr stolz, daß ein so vielbeschäftigter und weithin bekannter Arzt so an mich schrieb [...]. Ärger, Arbeit und alles Niederdrückende schien mir plötzlich leicht zu wiegen.“³¹⁴

Es war vorauszusehen, dass dieses als „Geschenk“ umschriebene Entgegenkommen des Psychiaters ihre schon bekannte Sehnsucht weiter anfachen würde. Als sie einige Zeit danach in der Zeitung von der Versetzung dieses Arztes las, ergriff sie ein „unbändiger Zorn“. Das „Schicksal“ schien verhindert zu haben, dass sie diesen Kontakt weiter ausbauen, einen *Förderer* für sich gewinnen konnte. Infolge dieses Rückschlags deutete sie jenen erkannten „Gegensatz“, der sich zunächst auf die Lebensstil- und Statusdifferenz zu diesem Gelehrten bezog, denn auch um in eine *geschlechtsbedingte Benachteiligung* als Frau:

³⁰⁸ Holstein 1920, S. 100.

³⁰⁹ Holstein 1920, S. 101.

³¹⁰ Holstein 1920, S. 106.

³¹¹ Holstein 1920, S. 103f.

³¹² Holstein 1920, S. 106.

³¹³ Holstein 1920, S. 105f.

³¹⁴ Holstein 1920, S. 106.

„Ach, warum war ich als armes Dorfmädchen geboren? Wenn ich ein Junge wär, da hätte ich auch die höhere Schule besucht und studiert, wie meine Brüder, besäße gleichstrebende Freunde und stände im Verkehr mit klugen, gelehrten Männern. Ja, da draußen war eine Welt des Forschens und des Strebens. Aber ich würde immer hier sitzen bleiben, graben, hacken, scheuern, fegen, lebenslang – lebenslang. Ein rasender Aufruhr, ein wilder, ohnmächtiger Schmerz überkam mich plötzlich, krachend brach ich in der Küche die Holzscheite übers Knie und schleuderte sie ins Feuer. ‚Ich hasse diese Arbeit, oh ich hasse sie!‘ stöhnte ich zwischen den zusammengebissenen Zähnen.“³¹⁵

Der „Trotz“³¹⁶ und die Heftigkeit des *Zornausbruchs*, die in dieser Szene zum Ausdruck kommen, haben eine ganz andere Dimension als in vergleichbaren Darstellungen ein Jahrhundert zuvor etwa bei Rudolphi. Der „ohnmächtige Schmerz“, der aus ihrer wie selbstverständlich auferlegten *Reduktion auf die manuell-körperliche Arbeitskraft* resultiert („graben, hacken, scheuern, fegen“), muss *körperlich-affektiv ausagiert* werden. Dabei kann sich die aufgestaute Wut („rasender Aufruhr“) allerdings nur in einem Akt der Destruktion entladen, der durchaus im Rahmen des gewöhnlichen Arbeitsprozesses bleibt („krachend brach ich [...] die Holzscheite übers Knie ...“). Im späten 20. Jahrhundert werden bei dem Aufsteiger Bittner zuweilen nicht klar objektivierbare äußere Zumutungen in Autoaggressionen bekämpft. Die *körperlich-leibliche Entladung* derartiger Aggressionen bietet zumindest kurzfristige Erleichterungen. Für das 18. Jahrhundert lassen sich derartige körperliche und gleichsam symbolische *Widerstandsaktionen*, die teils selbstzerstörerische Tendenzen haben, lediglich in männlichen Aufsteigergeschichten nachweisen (z.B. bei Moritz³¹⁷). Rehbein wird für das 19. Jahrhundert körperliche Abwehr- und Widerstandsaktionen aufzeigen, die sich teils strategisch eingesetzt gegen konkrete Personen richten (gegen Vorgesetzte, Arbeitgeber usw.). Mit Letzterem verbindet sich der auch bei Holstein erkennbare Rekurs auf die *sozialen Hintergründe* der eigenen Misere. Sie weist die Schuld dafür allerdings vornehmlich den in der „Enge“ Verhaftenden selbst zu:

„Zu jener Zeit faßte mich ein ungestümer Drang, aus der Enge meines Heimatortes herauszukommen in die weite Welt, wo Menschen wohnten, die solchen Dingen nachforschten. Seit ich Dr. Egbert kennen gelernt hatte, wußte ich, daß es solche Menschen wohl gab. Aber die lebten wohl

³¹⁵ Holstein 1920, S. 107.

³¹⁶ Holstein 1920, S. 107.

³¹⁷ Als Beispiel für die Zeit der Kindheit, Moritz 1994, S. 29: „So liefen alle seine Spiele auch mit Kirsch- und Pflaumkernen auf Verderben und Zerstörung hinaus. Auch über diese musste ein blindes Schicksal walten, indem er zwei verschiedene Arten als Heere gegeneinander andrücken, und nun mit zugemachten Augen den eisernen Hammer auf sie herabfallen ließ, und wen es traf, den traf's. Wenn er Fliegen mit der Klappe totschrug, so tat er dies mit einer Art von Feierlichkeit [...]. Selbst der Gedanke an seine eigene Zerstörung war ihm nicht nur angenehm, sondern verursachte ihm sogar eine Art von wollüstiger Empfindung, wenn er oft des Abends, ehe er einschlief, sich die Auflösung und das Auseinanderfallen seines Körpers lebhaft dachte.“ An einer anderen Stelle, Moritz 1994, S. 49, werden explizit mit „Trotz“ gekennzeichnete Handlungen beschrieben: „Er zog sich mutwilligerweise in der Schule Schläge zu, und hielt sie alsdann mit Trotz und Standhaftigkeit aus, ohne eine Miene zu verziehen, und dies machte ihm dazu ein Vergnügen, das ihm noch lange in der Erinnerung angenehm war. Er schlug und balgte sich mit Straßenbuben, versäumte die Lehrstunde in der Schule, und quälte einen Hund, den seine Eltern hatten, wie und wo er nur konnte.“

auch ein lichtereres, freieres Dasein als wir. Wir alle hier daheim – wir waren doch so beschwert von der Last des Lebens und der Sorge ums tägliche Brot!³¹⁸

Auf ihre Platon-Lektüre zurückkommend und noch einmal die Licht- und Gefangenschaftsmetaphorik aufgreifend („lichteres“; „Höhlenbewohner“; „gefangen“), habe sie „bitter denken“ müssen:

„Die Höhlenbewohner, das sind wir, das sind unsere Seelen. [...] Oft war mir's, als müßte ich all die schweigsamen Gestalten meiner Umgebung anrufen, aufrütteln, etwas Schlummerndes in ihnen wecken. ‚Wir arbeiten nur, wir denken nicht. Gedanken sind gefangen‘, haderte ich.“³¹⁹

Das Anliegen, die in ihrer Arbeit „dumpf“ dahinlebenden Leute „auf[zu]rütteln“, begegnet ebenfalls bei Rehbein. Auch er hatte einmal in besseren Kreisen (in Diensten des Pfarrers) ein angenehmeres (in Christines Worten: „ein lichtereres, freieres“) Dasein kennengelernt. Holstein verfügt aufgrund ihrer spezifischen Lektürewahl, aus dem gelehrt-wissenschaftlichen Spektrum, über eine etabliertere Terminologie als Rehbein, der sich meistens auf sozialistische Autoren bezieht. Die textlichen Überschneidungen zwischen beiden AutobiografInnen in der Beurteilung des dumpf bzw. apathisch dahinlebenden näheren Umfeldes resultieren denn auch eher aus Ähnlichkeiten der Alltagserfahrungen als aus den verfügbaren literarischen Bezugssystemen. Im Gegensatz zu Rehbein beschränkte sich Christine allerdings auf ein Hadern mit den Umständen. Sie versuchte wohl nicht wirklich, die anderen in ihrer Umgebung aufzurütteln, wie sich aus dem irrealen Konjunktiv dieser Passage entnehmen lässt („Oft war mir's, als müßte ich ...“).

Holstein präsentiert jenen „Dr. Egbert“, der ein Förderer hätte werden können, als ihren eigentlichen *Wegweiser* für das Kommende. Anders als ihr eigener Vater, der nur gelegentlich mit Aufsätzen zu mathematischen Problemstellungen dilettierte, stand der Oberarzt für anerkannte Wissenschaft, hohes Sozialprestige und Lebensart. Sein *Appell* („zu studieren“), der wahrscheinlich nur ein privates Bücherstudium gemeint hatte, sollte nachwirken.

Der Alternativplan: Studien an der Universität

„Wenn ich, von der Feldarbeit ein wenig rastend, mich auf die Hacke stützte, sandte ich brennende, verzehrende Blicke hinaus in die Weite.“³²⁰

Nahezu dieselbe Geste des Innehaltens und das sich daran anschließende „gewalt[same] Zusammenraffen“, um überhaupt weitermachen zu können, werden im folgenden Epochenabschnitt noch einmal bei dem jungen Wolfgang Bittner begegnen. Wie dieser es in solchen Momenten kaum fassen kann, dass er wirklich in geradezu selbsterniedrigender Fügsamkeit als Bauhilfsarbeiter stumpfsinnig Graben aushebt, so fragte auch Christine sich immer wieder nach dem „Sinn“³²¹ und den Bedingungsgründen dieses „Seins“:

³¹⁸ Holstein 1920, S. 109.

³¹⁹ Holstein 1920, S. 109.

³²⁰ Holstein 1920, S. 109.

³²¹ Holstein 1920, S. 93.

„Mußte man sich denn immer im Kreise drehen, war auf keine Art herauszukommen aus diesem engen Ringe des Seins?“³²²

„Seltsam, es hatte auch von mir oft geheißt, ich sei begabt. [...] Ich war nun daheim übriggeblieben [...]“³²³

Um endlich, nachdem vier ihrer Geschwister schon in der Fremde waren, auch „aus der Enge meines Heimatortes herauszukommen“, fasste sie „einen bestimmten Plan“, der ihr ein Universitätsstudium ermöglichen sollte:

„Elisabeth mußte her; sie mußte ihren Krankenschwesternberuf unterbrechen und eine Zeitlang meine Pflichten übernehmen. [...] Und dann wollte ich nach Leipzig.“³²⁴

Vor dem Hintergrund ihres „stillen Verzweifeln[s]“³²⁵ und ihrer Sehnsucht nach etwas „Besserem“³²⁶ ist dieses eigenartig egoistisch wirkende Ansinnen ihrer jüngeren Schwester gegenüber durchaus nachvollziehbar. Christine glaubte, lange genug „die einzige Stütze“³²⁷ der Eltern gewesen zu sein. Jetzt sollten auch mal andere Geschwister einspringen. Christine verbleibt bei dieser Alternativplanung allerdings wiederum innerhalb der traditionellen Geschlechterkonstruktion. Denn eigentlich möchte sie die letzte Position in der Mobilitäts- resp. Aufstieghierarchie unter den Geschwistern lediglich mit der nächstbesser positionierten Schwester vertauschen. Die Laufbahnen der Brüder stehen auch für sie gar nicht in Frage. Dies wäre wahrscheinlich selbst dann nicht anders gewesen, wenn z.B. ihr jüngerer Bruder Edmund, der lediglich eine „Schlosserlehre“ beendete hatte, sich nicht gerade auf einem „Technikum“³²⁸ für eine weiterführende Ausbildung befunden hätte. Insofern ist Holsteins Denken uneingeschränkt *geschlechterhierarchisch* bestimmt.

In anderer Hinsicht versucht sie aber durchaus, die herkömmlichen Geschlechtergrenzen zu *durchbrechen*. Um ihren „Zukunftsplan“ zu realisieren, war vor allem „die Erlaubnis des Eintritts zu Universitätsvorlesungen zu erringen“, da sie mit ihrer „Volksschulbildung dazu kein Recht hatte“. Christine nahm daher allen „Mut“ zusammen und ergriff die wahrscheinlich einzige Chance, die sie hatte, um ihrem Ziel näher zu kommen:

„Von meinem Bruder her kannte ich den Namen eines Leipziger Professors der Philosophie, an den wandte ich mich, packte einige meiner Schriften zusammen, sandte sie ihm und schrieb ihm dazu, wie alles um mich stand.“³²⁹

Dieses Handlungsmuster ist schon aus ihren Kontaktaufnahmen mit der Autorin Frida Schanz sowie mit dem Psychiater Dr. Egbert bekannt. Und wiederum hatte sie mit dieser die eigentlich etablierten Regeln unterlaufenden Vorgehensweise Erfolg. Wieder kam ihr der Angesprochene „freundlich“ entgegen, versprach ihr

³²² Holstein 1920, S. 108.

³²³ Holstein 1920, S. 91.

³²⁴ Holstein 1920, S. 110.

³²⁵ Holstein 1920, S. 109.

³²⁶ Holstein 1920, S. 91.

³²⁷ Holstein 1920, S. 91.

³²⁸ Holstein 1920, S. 91.

³²⁹ Holstein 1920, S. 110.

„persönlich die Erlaubnis zum Besuch“ der Vorlesungen, obwohl sie die „nötigen Vorbildungsbedingungen“ nicht erfüllte. Sie hatte ihn davon überzeugt, „von heißem Verlangen nach Klärung in den Lebens- und Weltanschauungsfragen erfüllt“ zu sein.³³⁰ Der historischen Forschung ist zu entnehmen, dass in dieser Zeit solch ein *informelles Arrangement* zwischen Professor und Gasthörerin – denn nur diesen Status konnte Christine damit erlangen – zwar nicht sehr häufig, aber keineswegs mehr ganz ungewöhnlich war. Nachdem zunächst „nur ganz vereinzelt Frauen – meist aufgrund persönlicher Beziehungen, nicht jedoch eines Rechtsanspruchs – zugelassen“ wurden, „ließen die meisten deutschen Universitäten Frauen“ seit 1896 „generell als Gasthörerinnen zu“. Allerdings mussten diese Gasthörerinnen sich meist von mehreren Stellen (beim königlichen Universitätskuratorium, beim Rektorat und beim jeweiligen Professor) Erlaubnisscheine holen, um an den Vorlesungen teilnehmen zu können.³³¹ Die Umständlichkeit dieses Verfahrens wird wohl auf viele Frauen abschreckend gewirkt haben. Wenn Christine mit etwa Mitte Zwanzig, also um 1909 herum, dieses Projekt in Angriff nahm,³³² dann geschah dies zu einem Zeitpunkt, als auch die letzten rein männlichen Bastionen an deutschen Universitäten gefallen waren: „Als erstes Land gestand [...] Baden 1899 [Frauen] das volle Immatrikulationsrecht zu, Bayern folgte 1903, Württemberg 1904 und Sachsen 1906. Als Schlußlicht unter den deutschen Staaten und damit auch in ganz Europa erwies sich Preußen. Erst im Jahre 1908 konnten Frauen sich auch an preußischen Universitäten als ordentliche Studierende immatrikulieren. Und selbst dann blieb noch eine Klausel bestehen, wonach auf Antrag eines Professors aus seinen Vorlesungen und Seminaren Frauen mit Genehmigung des Ministers ausgeschlossen werden konnten.“³³³ Christine Holstein bewegte sich also in einer generellen Umbruchsphase im akademischen Feld auf die Universität zu. Da sie aber als Volksschülerin die offiziellen Immatrikulationsbedingungen nicht im Entferntesten erfüllte, war sie immer noch gänzlich auf die „persönlich[e]“ Zusage jenes Professors angewiesen.³³⁴ Hier zeigt sich übrigens sehr deutlich, wie eng *klassenbezogene* und *geschlechtsbezogene* strukturelle Barrieren zusammenhängen. Die Rückständigkeit Sachsens und insbesondere Preußens, die an diesem Beispiel einmal auf gesetzlich-normativer Ebene angeführt wurde, lässt

³³⁰ Holstein 1920, S. 110.

³³¹ Huerkamp 1988, S. 204f.

³³² Aus ihren sehr vagen Angaben in der Autobiografie lässt sich nur in etwa abschätzen, wann sie ihren Studienentschluss fasste. So heißt es, wie erwähnt, nach Beendigung ihrer dritten Anstellung als Erzieherin, Holstein 1920, S. 73f: „Es kommen nun mehrere Jahre, wo [...] ich ganz im Dienste unserer ausgedehnten Landwirtschaft“ stand.

³³³ Huerkamp 1988, S. 205. Ebd., S. 220, Anm. 17, zu anderen europäischen Staaten: „In Frankreich durften Frauen seit 1861 studieren, in der Schweiz seit 1868, in England seit 1878, in Italien seit 1876, in den skandinavischen Ländern seit den 1880er Jahren.“

³³⁴ Aus der Autobiografie geht hervor, dass Christine im Weiteren zumindest noch bei einem anderen Dozenten Lehrveranstaltungen besucht hat. Ob sie noch zu weiteren Dozenten ging, bleibt offen.

sich in autobiografischen Texten in ihren konkreten Auswirkungen für das Individuum aufzeigen. Dabei kommt aber auch ans Licht, dass sich auf *informeller* Ebene Wege finden ließen, den starren administrativen Vorgaben zumindest partiell entgegenzuwirken.

Trotz der Freude Christines über die erhaltene Besuchserlaubnis durch den Professor („Geheimrat Volkmar“³³⁵) kam es aber noch zu einem Rückschlag. Denn da die Eltern ihre Schwester Elisabeth natürlich nicht einfach „aus ihrem Berufe reißen“ wollten, schien Christines Projekt schon wieder in Gefahr. Interessanterweise wird an dieser Stelle eine geradezu *schicksalhafte leiblich-körperliche Reaktion* zur Darstellung gebracht:

„Da entschied sich die Sache ohne mein Zutun. Ich wurde sehr krank. Schon längere Zeit hatte ich oft des Nachts stundenlang nicht schlafen können, weil eine jähe Atemnot mich überfiel, die aber meist so schnell vorüberging, wie sie gekommen und tagsüber keine Spuren hinterließ, so daß ich weiter nicht darauf achtete. Dieses Übel steigerte sich jetzt zu furchtbarer Heftigkeit. Erstickungsanfälle, die mein Gesicht blaurot färbten und mich keuchend nach Luft ringen ließen, wechselten mit tödlichen Schwächezuständen, wo ich mich kaum rühren konnte und alles wie in flimmerndem Dunkel sah. Jetzt schrieb die Mutter selbst an Elisabeth und bat sie, ihre Stellung aufzugeben und heimzukommen. Als ich endlich genesen war, hatte ich erreicht, was ich wollte. Aber um welchen Preis! Ich war früher ein kerngesundes, blühendes Mädchen gewesen, jetzt waren meine Wangen bleich und hager, dunkle Schatten lagen unter meinen Augen, und durch mein braunes Haar zogen sich zahlreiche weiße Fäden.“³³⁶

Trotz dieser als negativ bewerteten körperlichen und gesundheitlichen Veränderung würde sie, wie Holstein diesen Part abschließend bilanziert, „alles ganz genau ebenso machen“, wenn sie „noch einmal zur Welt käme“.³³⁷ Ja sie deutet diese erhebliche eigene Veränderung, indem sie auf *körperliche Prozesse*, nämlich auf Regenerationszyklen („mich gehäutet“) anspielt, sogar noch einmal ins Positive um:

„Wieder einmal hatte ich mich gehäutet [...], und in meinem Ohr klang das ‚Faust‘-Wort: Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.“³³⁸

Sieht man einmal von der aufgesetzt wirkenden Schlusswendung ab, in der sich erneut eine beschönigend-harmonisierende Tendenz ausdrückt, so behält diese Passage in dem vorausgehenden Rekurs auf die leiblichen Prozesse dennoch eine ungewöhnlich offene Beschreibung der eigenen Befindlichkeit. Dabei dienen diese Zustandsbeschreibungen selbstverständlich auch zur Legitimierung des eigensinnigen *Ausbruchsanliegens*, das als solches gar nicht kaschiert wird („hatte ich erreicht, was ich wollte“). So ließe sich die These aufstellen, dass hier in einer als unauflösbar erscheinenden Situation der Bedrängnis eine plötzliche gesundheitliche Beeinträchtigung simuliert oder sogar erst im Nachhinein von der Autobiografin konstruiert wurde. Plausibler erscheint jedoch, dass es damals tatsächlich zu einer komplexen leiblich-körperlichen Reaktion kam („eine jähe Atemnot“, „Erstickungsanfälle“, „Schwächezustände[]“, frühzeitige Alterungsanzeichen usw.), die

³³⁵ Holstein 1920, S. 112.

³³⁶ Holstein 1920, S. 111.

³³⁷ Holstein 1920, S. 111.

³³⁸ Holstein 1920, S. 111.

psychisch-sozial bedingt war. Heute gilt es als wissenschaftlich erwiesen, dass gerade sozial Aufstrebende häufig an psychosomatisch bedingten Erkrankungen leiden. Holstein stellt die Verschlechterung ihrer Gesundheit zumindest partiell als prozesshaftes Geschehen dar („Schon längere Zeit hatte ich oft des Nachts stundenlang nicht schlafen können, weil eine jähe Atemnot mich überfiel ...“; „Dieses Übel steigerte sich jetzt ...“), das immer häufiger in Situationen akuter Lebensgefahr übergang. So wird der LeserIn die Annahme nahegelegt, dass die Unzufriedenheit mit der persönlichen Lage die eigentliche Ursache für die Gesundheitsbeeinträchtigung war. Die AutorInnen tun sich um 1900 immer noch schwer, den *Konnex zwischen der leiblich-seelischen Befindlichkeit und der spezifischen sozialen Situation eines Individuums* explizit zu machen. Holsteins Schilderung ist aber so aufgebaut, dass man kaum umhinkommt, diesen Zusammenhang herzustellen.

Interessant ist überdies, dass in diesem Fall wiederum die schon für Rehbein, Sudermann und Weise angedeutete *Abhängigkeit sozialer Mobilität von kontingenten körperlichen Beeinträchtigungen* zur Darstellung kommt. Auch bei Holstein hat es den Anschein, als würde ihr eine Krankheit („wurde sehr krank“) eine ganz entscheidende Hilfestellung leisten, um aus einer Notsituation herauszukommen. Wie bei Rehbein hat auch bei ihr diese leiblich-seelische Veränderung deutliche „Spuren“ hinterlassen („jetzt waren meine Wangen bleich und hager, dunkle Schatten lagen unter meinen Augen ...“). Sie hat ebenfalls aufgrund ungünstiger Startbedingungen einen mühevollen Weg einschlagen, einen hohen „Preis“ zahlen müssen. Ihr Fortkommen basiert gewissermaßen auf der Entrichtung ungleich größerer ‚leiblicher Kosten‘ – hier drängt sich geradezu die Begriffsbildung des ‚leiblichen Kapitals‘ auf – als in der Regel bei Bessersituierten, aber auch als bei ihren von vornherein privilegierter behandelten Brüdern.

Mit einem Sonderstatus an der Universität

Den Besuch der Lehrveranstaltungen an der Universität Leipzig erlebte Christine als den Eintritt in eine *Gegenwelt* und die Teilhabe an einer solchen, wie sie es sich wohl a priori vorgestellt hatte:

„In Leipzig fühlte ich mich in eine ganz mit geistigen Inhalten durchtränkte Umgebung versetzt.“³³⁹ Sie registrierte sogleich den „Tone höflichen Respektes“ zwischen Student und Professor, als sie durch die Tür des „Arbeitszimmer[s]“ jenes Geheimrats Volkmar gedämpfte Stimmen hörte. Der Übertritt ins akademische Feld steht für das Eintauchen in einen *anderen Verhaltensstandard*. Dabei erkannte sie, wie „verschieden“ die Studierenden, „die jungen Leute“, mit der Situation umgingen: „Manche puterrot und ungeschickt, andere überschritten mit kühler Sicherheit die Schwelle, einige zupften sich erst ängstlich vor dem Spiegel die Krawatte zurecht, andere wieder beobachteten hinter ihrer Zeitung fortwährend unruhig die Tür.“³⁴⁰

³³⁹ Holstein 1920, S. 111.

³⁴⁰ Holstein 1920, S. 112.

Die erkannte Unsicherheit mancher männlicher Studenten mag Christine über die eigene *Verhaltensunsicherheit* hinweggeholfen haben. Außerdem fühlte sie sich wohl schon etwas reifer und erfahrener, da sie etwas älter war, als diese „jungen Leute“³⁴¹. Als Frau und als Gasthörerin verfügte sie überdies über einen *gesonderten Status*, was implizit gleich in der ersten Begegnung mit dem Professor anklingt:

„Also Sie waren es, die mir vor einiger Zeit jene philosophischen Versuche sandte.“³⁴¹

Die beinahe religiöse Haltung, die Christine beim Betreten der Universität und bei den Vorträgen im Hörsaal einnimmt, lässt zumindest ein gewisses Anschlusspotenzial an Bekanntes, etwa an frühere Kirchenbesuche, hervortreten („In wehevoller Stimmung betrat ich ...“; „mit andächtiger Aufmerksamkeit dem klaren Vortrage [...] lauschte“). In diesem Zusammenhang kann auch die *devote* Einstellung gegenüber der ganzen Institution gesehen werden, die ihr als eigentlich ‚Unwürdiger‘ dennoch ein freies Schreiten gestattete:

„Immer von neuem schien es mir wie ein Traum, daß ich wirklich das Recht hatte, inmitten der Schar von Hunderten von Studenten diese breiten Treppen emporzueilen, [...] daß mein Fuß so frei und sicher über diesen bunten Marmorboden schreiten durfte [...]“³⁴²

Die Sonderbedingungen, unter denen sie sich in dieser Sphäre bewegt, haben einen *zweispaltigen* Effekt. Denn zum einen fühlte sich Christine „unendlich wohl“ angesichts ihres Privilegs gegenüber anderen ‚Unwürdigen‘, zum anderen wird sie aber fortwährend an dieses Privileg erinnert, sodass sie Freiheit und Sicherheit wohl nur in begrenztem Maße empfinden konnte. Zudem stellte sie bald fest, dass das Wissen, das sie sich hier aneignete, ebenfalls einen höchst ambivalenten Charakter hat:

„Wie heimisch und vertraut fühlte ich mich unter diesen Geistern, den alten ionischen Naturphilosophen, mit denen Professor Volkmar seine Vorlesungen begann! Zwar gaben sie mir auf meine Fragen keine Antwort, vieles, was sie herausgefunden, war überholt [...]. Das merkte ich überhaupt bald: Aufklärung der größten und letzten Rätsel würde ich auch hier nicht finden. Aber ich konnte lernen, lernen unermüdlich [...]“³⁴³

Die spürbare Enttäuschung darüber, dass auch die an der Universität gelehrt Philosophie nicht mit endgültigen Klärungen aufwarten kann, wird wieder ins Positive gewendet. Denn die Sinn- und Gottsuche kann nun quasi ein Leben lang fortgeführt werden. Ob sie jemals „zu einer Antwort gelangen“ würde,³⁴⁴ erschien nicht mehr so wichtig. Das beständige Lernen als solches hatte Legitimation erhalten.

Vergnügen an der studentischen Lebensform

Eine „viel größere Freiheit als bisher“ verspürte sie erst, als sie nach „mehrere[n] Wochen“ in Leipzig brieflich unterrichtet wurde, dass die Eltern „den Größten Teil ihres Besitztums“ verkauft hatten. Denn Christine „wurde nun daheim nicht

³⁴¹ Holstein 1920, S. 112.

³⁴² Holstein 1920, S. 112f.

³⁴³ Holstein 1920, S. 113.

³⁴⁴ Holstein 1920, S. 113..

mehr so unbedingt nötig gebraucht und verlebte in der Folgezeit immer abwechselnd einen Teil des Jahres in Leipzig, den anderen daheim in meinem Dorfe“. Ihren „Lebensunterhalt“ erwarb sie wieder „durch kleine schriftstellerische Arbeiten“. Sie fand „immer Kinderbücher und Zeitschriften, die meine Geschichten druckten“. Allerdings beschränkte sie sich darauf, nur das „Notwendigste“ zu verdienen. So wie Holstein es erzählt, hat es den Anschein, als hätte sie wesentlich mehr Gewinn erzielen können, wenn sie nur „fleißiger“ gewesen wäre.³⁴⁵

Überblickt man die gesamte autobiografische Darstellung, dann erscheint diese Leipziger Zeit als die sorgloseste und glücklichste Phase dieser Biografie. Holstein umschreibt das Glücksgefühl wiederum in einem Bild des Fliegens und der *Höhe*:

„[...] lebte ich sehr sorglos und fühlte mich dabei so froh und leicht wie der Vogel in der Luft!“³⁴⁶

Ihre Schilderung der studentischen Lebensform „damals“ trägt schlaraffenland-ähnliche Züge:

„Wie billig war [...] damals das Leben! [...] ich habe selten mehr als 50 M. den Monat gebraucht [...] jeder Tag war reich und schön und wurde voll ausgeschöpft. Immer wieder gab es neue Eindrücke, neue Bilder. Bildung, Wissen, Kunstgenüsse, alles war umsonst, lag gleichsam auf der Straße, man brauchte es nur aufzuheben.“³⁴⁷

Zusammen mit ihrer Schwester Johanna, die schon an der Kunstakademie studierte, wohnte sie in einer günstigen „Pension für Ausländer“. In Begleitung Johannas lernte sie diese Akademie kennen, besuchte „Kunstaussstellungen“,³⁴⁸ diskutierte mit einem Kunststudenten über Schopenhauer. Von diesem erfuhr sie einiges „von alten, deutschen Meistern“ und über „deutsche Kunst“:

„Die deutsche Kunst ist nicht ‚schön‘. [...] Aber das Charakteristikum der alten deutschen Meister ist Herbheit, verhaltene Innigkeit, grübelnde Gedankentiefe.“³⁴⁹

Gerade in der „grübelnde[n] Gedankentiefe“ mag sie sich selbst wiedererkannt haben. Ergänzt wurde dieses ‚Bildungsprogramm‘ am Wochenende noch durch den „überirdisch klare[n], silberreine[n] Gesang der Knabenchöre“ in der „alten Thomaskirche“³⁵⁰ oder einen Spaziergang vor die Stadt „zum Völkerschlachtdenkmal“³⁵¹. Insbesondere *religiös-kirchliche* Bezüge bleiben also stets präsent. Das zeigt sich selbst in den scheinbar nebensächlichsten Details, etwa in der Beschreibung der gemieteten „Zimmerchen“³⁵², wobei eine auffällige Differenz zwischen den Schwestern hervortritt:

„Mein Stübchen zeichnete sich durch klösterliche Einfachheit aus und Johannas schmale Künstlerbude durch eine malerische Unordnung.“³⁵³

³⁴⁵ Holstein 1920, S. 113f.

³⁴⁶ Holstein 1920, S. 114.

³⁴⁷ Holstein 1920, S. 114.

³⁴⁸ Holstein 1920, S. 115.

³⁴⁹ Holstein 1920, S. 116.

³⁵⁰ Holstein 1920, S. 115.

³⁵¹ Holstein 1920, S. 117.

³⁵² Holstein 1920, S. 114.

³⁵³ Holstein 1920, S. 115.

Ihre Schwester hatte sich schon einen säkularisiert-individuellen, ja bohemienhaften Lebensstil angeeignet. Traditionelle Elemente (ob als kriegerische Gedenkstätte, als kirchliches Bauwerk oder als ehrwürdiges Kunstwerk) waren allerdings für beide Schwestern weiterhin von vorrangigem Interesse. Wie bei ihrem befreundeten Kunststudenten, der seinen Töchtern einmal „nur Sagen und Märchen zu lesen geben“ wollte „– weil die doch aus der Kindheit des Volkes stammen“³⁵⁴, war die besondere Pflege des Alten, des Deutschen, des ‚Völkischen‘ etc. bereits hier angelegt. Diese Tendenzen, auf die schon bei Dietrich Schäfer hingewiesen worden ist, sollten sich im Weiteren noch verstärken.

Streifzüge in die Psychologie

Über die erste Phase ihrer Universitätsstudien selbst erfährt man von der Autobiografin nur, dass ihr das „Niederschreiben von allerhand philosophischen Versuchen und Einfällen“ zur „Hauptsache“ geworden war.³⁵⁵ Wesentlich mehr Raum nimmt sie sich für die Beschreibung der Aktivitäten, als sie über Weihnachten für „mehrere Monate“ wieder nach Hause ins Elternhaus zurückgekehrt war. So berichtet sie darüber, dass sie sich auf der Grundlage eines „Buches über den Traum“ („von irgendeinem Psychiater“) mit „Seelenkunde“ beschäftigt und davon inspiriert sogar „allerlei Experimente“ durchgeführt habe. Unter anderem habe sie „viele hundert Kinderträume“ gesammelt. Oft habe sie aus den „Einzelheiten des Traumes“, die sie sich vorzustellen versuchte und zu denen sie „Einfälle“ notierte, auf den eigentlichen „Grund“ der „Traumphantasie“ schließen können. Es ist nicht ganz klar ersichtlich, weshalb Holstein sich in der vorlesungsfreien Zeit in Privatstudien wieder einmal mit psychologischen Fragen auseinandersetzte. Aber immerhin vermochte sie in dieser Zeit auch eine Art „Zwangsvorstellung“, die sie selbst belastete, für sich aufzuklären. Sie stellte fest, dass es ein von ihrer frühen Jugend an internalisiertes *Schuldgefühl* war, was sie empfand, wenn sie einmal *beiter* und *ausgelassen* war. Als Älteste hatte man sie von Anfang an auf ihre Fürsorgepflichten für die jüngeren Geschwister festgelegt, sodass etwa im Krankheitsfall der Kleinen die Schuld dafür sogleich Christine zugeschoben wurde. Aus derartigen „Streifzügen ins Gebiet der Psychologie“ seien jetzt „manchmal“ Aufsätze entstanden, „die auch gedruckt wurden“.³⁵⁶

Obwohl Holstein für diese Zeit privater Studien noch einmal auf ihr unpraktisches Wesen zu sprechen kommt („konnte mich nie so recht in das praktische, alltägliche Leben finden“³⁵⁷), wird doch deutlich, dass das, was sie als unpraktisch einstuft, ihre psychologischen „Streifzüge“, letztlich durchaus einen praktischen Nutzen für sie und andere hatte. Denn – dieses Muster lässt sich seit ihrer ersten Ver-

³⁵⁴ Holstein 1920, S. 117.

³⁵⁵ Holstein 1920, S. 114.

³⁵⁶ Holstein 1920, S. 119f.

³⁵⁷ Holstein 1920, S. 121.

öffentlichung festmachen – über die zunächst meist zweckfreien „Beobachtungen“, die sie an „Menschen meiner Umgebung“ und an sich selbst anstellt,³⁵⁸ ergeben sich nach einiger Zeit oftmals für Christine selbst wichtige Entdeckungen, die sie mitunter offenbar so interessant zu vermitteln weiß, dass auch andere in ihnen einen Nutzen erkennen. Insofern versteht sie es durchaus, sich nützlich zu machen sowie sich gewinnbringend zu ‚vermarkten‘.

Eine „unglückliche Liebe“ und die Last der Unweiblichkeit

Ihre eigentlichen Studien in Leipzig wurden nach der Rückkehr zunächst einmal durch eine „heimliche Liebe“³⁵⁹ beeinträchtigt. In mancher Hinsicht erinnert diese Liebe an eine ähnliche Erfahrung bei Rudolphi. Z.B. trägt diese Liebe auch hier entscheidend dazu bei, dass die Protagonistin sich vergewissert, wer sie eigentlich ist und was sie in Zukunft aus sich machen will.

Bei dem vermutlich noch relativ jungen Professor „Robert Holger“ („einen jungen Mann“) besuchte sie Vorlesungen – unter anderem über „die Darwinsche Entwicklungstheorie“³⁶⁰ –, lieh sich aber auch Bücher von ihm aus („seinen ganzen Bücherschatz stellte er mir zur Verfügung“³⁶¹). Holstein zeichnet ihn in einem starken Kontrast zum älteren Professor Volkmar, der ihr wesentlich selbstsicherer und weltgewandter, dafür aber unpersönlicher und unzugänglicher erschien. Professor Holger sei „steif in seinem Wesen“ gewesen, dafür jedoch in spontaner „Anteilnahme und Liebenswürdigkeit“ immer sogleich auf sie zugekommen:

„Mein Herz klopfte, [...] wenn wir uns auf der Straße trafen und er grüßend den Hut zog. [...] Stets fand Professor Holger mich aus der Menge heraus und kam, um mich zu begrüßen. Plötzlich tauchte seine lange, eckige Gestalt vor mir auf, er streckte mir – ein wenig zögernd, die Hand entgegen, seine Augen lächelten.“³⁶²

Aus diesen Sätzen und der folgenden Darstellung des Verhältnisses wird nicht ganz klar, ob diese Liebe auf Wechselseitigkeit basierte („Immer war mir’s, als sei zwischen uns beiden etwas Besonderes, Heimliches, Scheues“). Sicher erscheint lediglich, dass Christine sich in diesen „Gelehrte[n]“ verliebt hatte:

„Ich war ganz verwandelt, zerstreut, unlustig zur Arbeit. In alles, was ich unternahm, las, schrieb, drängte sich sein Bild – ich konnte ganz unwillig über mich werden und gab mich doch immer wieder unklaren Träumereien hin.“³⁶³

Nach einem Semester, in dem sich eine zurückhaltende Annäherung zwischen den beiden vollzogen hatte, wurde aber schlagartig ersichtlich, dass eine Verbindung für den Gelehrten wohl zu keinem Zeitpunkt wirklich in Betracht kam. „Als ich wiederkam und in Professor Holgers Vorlesung ging, funkelte ein schmaler, gol-

³⁵⁸ Holstein 1920, S. 118.

³⁵⁹ Holstein 1920, S. 121.

³⁶⁰ Holstein 1920, S. 124.

³⁶¹ Holstein 1920, S. 121.

³⁶² Holstein 1920, S. 122.

³⁶³ Holstein 1920, S. 122f.

dener Ring an seiner Hand.“³⁶⁴ Anders als um 1800 bei Rudolphi, die eine Verbindung mit ihrem adligen Geliebten schon aufgrund des Standesunterschiedes für unmöglich hielt, werden um 1900 bei Holstein verschiedene Gründe gegen eine eheliche Bindung genannt. So hatte Holger ihr erzählt, dass seine Braut „jung, blond und lieblich, siebzehn Jahre“ war. Erst in diesem Moment scheint Christine zu einer realistischen Einschätzung dessen zu gelangen, was ihr Gegenüber in ihr gesehen haben mag:

„Und ich? Mein Gott, ich war ein Bücherwurm; er hatte mich unterstützen wollen in meinem Streben [...].“³⁶⁵

Als sie merkte, dass er ihr auch keine Bücher mehr leihen wollte, fand sie dieses Selbstbild und die Einschätzung der ganzen Beziehung bestätigt. Er sei, so Holstein, von Anbeginn an nur „an wissenschaftlicher Förderung, Gedankenaustausch“ interessiert gewesen, jetzt wollte er „jede Brücke zwischen uns abbrechen“.³⁶⁶ Selbst wenn Holger in ihr mehr als nur einen „Bücherwurm“ bzw. eine äußerst interessierte Studentin sah, war er sich wohl in der Tat von vornherein im Klaren darüber, dass Christine als Ehefrau für ihn nicht in Frage kam. Zum einen präferierte er offensichtlich einen *unerfahren-liebreizenden* Frauentypus, der eher dem traditionellen Geschlechtsrollenverständnis entsprach als eine schon reifere, geistig ambitionierte Frau, die bereits einen recht eigenständigen Weg eingeschlagen hatte.³⁶⁷ Zum anderen war Holstein, auch wenn Holger „kein armer Gelehrter wäre“, für ihn keine gute Partie.

Insofern ist die *ständische* Komponente zweifelsohne auch um 1900 noch von erheblicher Relevanz. Holstein ergänzt mithin zu Recht ihre vorausgehende Einschätzung um diesen klassenbezogenen Aspekt, wobei sie ein die sozialen Differenzen überzeichnendes Gleichnis aus der Märchenwelt wählt. In diesem Zusammenhang steht auch eine Vorstellung ihres eigenen Tuns und künftigen Wollens:

„Und wenn es nun so gekommen, wenn das Unmögliche Wirklichkeit geworden und Professor Holger mich zu seiner Frau begehrt hätte – das wäre wohl wie im Märchen gewesen, wo der Königssohn das Aschenbrödel freit, und in meiner ganzen Verwandtschaft hätte sich ein Geschrei erhoben über mein großes Glück – und es wäre doch nicht das Richtige für mich gewesen. Plötzlich fühlte ich das ganz unabweisbar. Ein großes Glück paßt nicht zu allen Menschen – zu mir paßt es viel besser, still für mich über meinen Büchern zu sitzen.“³⁶⁸

³⁶⁴ Holstein 1920, S. 123.

³⁶⁵ Holstein 1920, S. 123.

³⁶⁶ Holstein 1920, S. 124.

³⁶⁷ Ernst 1997, S. 168f., weist auf die völlig veränderten Entfaltungsmöglichkeiten für (Ehe-)Frauen hin, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts ergeben hatten. In vieler Hinsicht scheinen sich diese im Vergleich zu vorausgegangenen Epochenabschnitten wieder eingeengt zu haben: „Garantierten die schichtenspezifischen Zuschreibungen der Frau der höfisch-absolutistischen Oberschicht zumindest die Möglichkeit, durch weitergehende Bildung und rechtliche, besonders vermögensrechtliche Privilegien eheliche Handlungsspielräume zu erweitern, wird durch die geschlechtsspezifische Zuschreibung dieses Refugium versperrt: Fortan scheint die überragende Klugheit der ‚schönen weiblichen Seele‘ in jeder Schicht als geschlechtswidrig [...].“

³⁶⁸ Holstein 1920, S. 125.

„Es ist gut, wie alles gekommen. Ich wäre nie eine gute Frau, nie eine ruhevolle, warme Mutter gewesen – nie! Ein flüchtiges Entsetzen vor mir selber faßte mich – wie unnatürlich und unweiblich war im Grunde mein Wesen! Wie wenig war in mir an Liebe, Güte und Barmherzigkeit. Was hatte ich zu geben, wem konnte ich je etwas sein? [...] Es war nun alles, wie es war. Ich konnte mich nicht mehr ändern, wollte es auch nicht. Ich mußte jetzt unbedingt weiter [...]“³⁶⁹

Die „unglückliche Liebe“³⁷⁰ scheint nur einen kurzen Moment des Selbstzweifels, des Entsetzens vor sich selbst, hervorgerufen zu haben. Die Erkenntnis, selbst nicht dem zeitgenössischen Idealbild einer Frau und Mutter zu entsprechen, resultiert dabei unter anderem auch aus den zwischenzeitlichen Erfahrungen im heimischen Umfeld. Gerade in Phasen der Rückkehr ins Ursprungsmilieu wird Christine die zunehmende Distanz zu diesen Menschen deutlich:

„Dann floh ich zurück in das Leben der Menschen, für die alles so fest, so wirklich und wichtig war, die sich frisch und unbekümmert ihren Gefühlen, Plänen und Arbeiten hingaben. Es war mir eine Erholung, ein Trost, ihnen zuzuschauen. Aber ich saß doch wie eine Fremde in dem Kreis der fröhlichen jungen Mädchen, ich sah mit Rührung ihre Schönheit und Frische, hörte ihrem hellen Geplauder zu und hütete mich wohl, je ein Wort fallen zu lassen, das, gleich einem giftigen Samenkorn wurzelnd, in ihnen auch das Zerstören und Zersetzen aller Dinge wecken konnte, unter dem ich litt.“³⁷¹

Christine befindet sich in einer ähnlichen *Double-bind-Situation* wie andere sozial Aufsteigende.³⁷² Sie möchte das, was sie im Selbst- und im Universitätsstudium an Erkenntnissen hinzugewonnen hat, keineswegs missen. Gerade der erweiterte Horizont ermöglicht es ihr, in die Position des Betrachtens und Beobachtens („ihnen zuzuschauen“) zu schlüpfen und den eigenen, „unweiblich[en]“ und „unnatürlich[en]“ Pfad fortzusetzen („Ich mußte jetzt unbedingt weiter“).³⁷³ Aber er schafft auch eine beträchtliche Distanz („wie eine Fremde“) insbesondere zu den „fröhlichen jungen Mädchen“³⁷⁴, die Christine um ihr unbekümmertes In-den-Tag-Hineinleben beneidet, ohne jedoch selbst darin aufgehen zu wollen. Der Naivität dieser Mädchen zieht sie Wissen und Weisheit, damit allerdings auch *Leid* vor („unter dem ich litt“). Wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn erscheint somit zwar als ihr eigentliches Anliegen („lernen, lernen unermüdlich“), aber zugleich auch als Destruktion des ‚Wirklichen‘ und ‚Wichtigen‘, was das menschliche Dasein ausmacht („giftigen Samenkorn“; „Zerstören und Zersetzen aller Dinge“). An dieser Stelle kommen erneut die für diese Epoche typischen Zerfalls- und Untergangsbilder als Ausdruck einer allgemeinen Furcht vor den Schattenseiten der Moderne zum Vorschein:

„Indessen, je mehr ich las und lernte, desto schwerer wurde allmählich mein Herz. Ja, manchmal konnte es mich wie eine kalte Angst packen. Es schien mir nämlich, als würden die Dinge, je mehr sie von der Wissenschaft erforscht waren, immer körperloser und schematischer. Alles war durchleuchtet, zerfasert, immer feiner zerspalten [...]. Die feste, grünende, blühende Welt löste sich auf in

³⁶⁹ Holstein 1920, S. 128.

³⁷⁰ Holstein 1920, S. 125.

³⁷¹ Holstein 1920, S. 127.

³⁷² Vgl. etwa Bourdieu, Das Elend der Welt, 1998, S. 688.

³⁷³ Holstein 1920, S. 128.

³⁷⁴ Holstein 1920, S. 127.

eine Summe ‚chemisch-physikalischer Prozesse‘, die geheimnisvolle Menschenseele mit ihren dunklen Tiefen an Lust und Qual, ihrer Ewigkeits- und Sternensehnsucht war erkannt als ‚der Zusammenhang des physischen Geschehens‘, und Gott, der Vater und Schöpfer aller Dinge, war nirgends, nirgends zu finden. Im tiefsten Grunde der Natur ließen sich noch einige starre Gesetze erkennen, die sich seit undenklichen Zeiten in eintöniger Mechanik abwickelten; dahinter gähnte ein undurchdringliches Dunkel.“³⁷⁵

Kebrtwende ins Überkommene

Was hier schon als Kritik an den modernen Naturwissenschaften („in eintöniger Mechanik“) durchscheint, denen *humanitas* wie Gott gleichermaßen abhanden gekommen seien, verstärkte sich zum Ende der Studienzeit hin noch. Enttäuscht von der akademischen Philosophie und besonders von der „Metaphysik“ („nur eine Summe leerer Abstraktionen“), machte Christine eine radikale *Kebrtwende*.

„Noch eifriger ging ich in die Universitätsbibliothek. [...] ich las keine philosophischen und psychologischen Bücher mehr, nichts von Erkenntnistheorie und Metaphysik. Jetzt las ich Bücher über die Geschichte der Völker und noch lieber solche Schriften, aus denen ihr Geist und Wesen unmittelbar sprach; ich las Homer und griechische Sitten und Unsitten; ich las altgermanische Sagen und mittelalterliche Gesetzbücher; ich las die Edda und das finnische Epos Kalewala und dergleichen mehr, und alles, was in diesen Schriften hindeutete auf religiöse Begriffe, auf Vorstellungen von gut und böse, auf irgendein Ringen und Streben, schrieb ich mir auf.“³⁷⁶

Dass gegen Ende ihrer Studien eine deutliche Rückwendung ins Traditionelle und insbesondere ins Religiöse erfolgen würde, hatte sich bereits an einigen Stellen angekündigt. Dabei entspringt diese Umkehr nur zum Teil einer allgemeinen Strömung des deutschen Bürgertums, das seit dem 18. Jahrhundert eine besondere Verehrung der griechischen Antike erkennen ließ.³⁷⁷ Auch die historischen, ‚völkischen‘ und romantischen Interessen („las altgermanische Sagen und mittelalterliche Gesetzbücher“) weisen implizit zurück ins späte 18. Jahrhundert (Herder, Romantik). Zu einem anderen Teil kommen hier indes eher individuelle Intentionen zum Durchbruch, die allerdings auch bei anderen Aufstrebenden begegnen und insofern auf eine typische Aufsteigerproblematik rekurrieren. In der Abwendung von der für *Körperlosigkeit* stehenden Wissenschaft („immer körperloser“), in dem Wunsch, Geist und Wesen der Völker „unmittelbar“ sprechen zu hören, und noch deutlicher in der Hoffnung, von „irgendein[em] Ringen und Streben“ zu erfahren, drückt sich ein starkes *Realitäts- und Authentizitätsbedürfnis* aus. Hierbei bricht gewissermaßen der Kleinbürger im sozial Aufsteigenden durch (im späten 20. Jahrhundert besonders deutlich bei Bittner erkennbar). Dieser Zug ist in einer bestimmten Variante, d.h. eher als provinzieller denn als kleinbürgerlicher Habitus, auch bei Holstein vorhanden. Sie fragt ebenfalls nach klar erkennbaren Kategorisierungen, nach *Dichotomien*, die sie dann z.B. in den „griechische[n] Sitten und Unsitten“ oder in religiösen „Vorstellungen von gut und böse“ findet. Bei Hol-

³⁷⁵ Holstein 1920, S. 127.

³⁷⁶ Holstein 1920, S. 129..

³⁷⁷ Glaser 1993, S. 49f.

stein zeigt sich, dass ein provinzieller bis (klein-)bürgerlicher Habitus gut kompatibel ist mit einer umgreifenden völkischen bis nationalistischen Mentalität. Im Völkisch-Nationalistischen sucht die/der von Zwängen und Ängsten Getriebene eine Art Halt gegenüber den Zumutungen der Moderne (Industrialisierung, Rationalisierung, Verwissenschaftlichung, Spezialisierung, Säkularisierung etc.). Hierin werden strukturell Parallelen etwa zwischen Holstein und dem sozialen Aufsteiger Dietrich Schäfer, aber auch zwischen diesen beiden und dem politischen Aufsteiger Adolf Hitler erkennbar.

Mystifikationen

Im unmittelbaren Zusammenhang mit der beschriebenen geistigen Rückwendung steht der anschließende *Rückzug* Christines von der Universität und ihren wissenschaftlichen Bestrebungen insgesamt. Im Grunde genommen hat sich im Hinblick auf ihre Ausgangsfrage nach einer Letztbegründung in ihren Studien lediglich das bestätigt, was sie zuvor, vermittelt über ihren Bruder Gerhard, schon aus Kants Werk erfahren hatte. In einem abschließenden zweiseitigen „Ergebnis“, das in die Autobiografie eingerückt ist, heißt es unter anderem:

„Die Formen unserer Erkenntnis hindern uns, zum Kern der Dinge zu dringen. Auf dem Grunde der Welt liegt ein Geheimnis. Wie wir dies letzte Geheimnis nennen, ob ‚Gott‘ oder ‚Substanz‘ oder ‚Weltgeist‘, ist völlig gleich. [...] Wer dies alles durchdacht hat, der wird es ablehnen müssen, aus diesem Unerforschlichen, von dem man absolut nichts wissen kann, einen Halt, ein Ziel, eine Richtung für sein Leben zu gewinnen. Da wir Menschen aber doch das Bedürfnis nach einem Ziel für unser Leben und Streben haben, so bleibt uns nichts anderes übrig, als dieses in der Welt zu suchen.“³⁷⁸

Selbst wenn Christine also keine letzte Antwort bekommen hat, so habe sie dennoch erheblich an Stabilität gewonnen („Dafür stand ich aber auf festem Boden; was ich hier gesagt, war nicht umzublasen wie ein Kartenhaus, ich konnte mich daran halten. Das genügte mir vorläufig“³⁷⁹). Sie hat einen bestimmten Grad von Erkenntnis erreicht. Dass sie dabei nicht weiter gedrungen ist als einst ihr Bruder, ja dass sie im Gegensatz zu diesem noch nicht einmal einen vorzeigbaren Beleg, ein Zertifikat, einen Abschluss oder sonstiges erwerben konnte, wird nicht thematisiert. Holstein kommt es darauf an, dass sie sich selbst und anderen gegenüber sagen kann, dass ihr Wissen eine gewisse akademische Fundierung hat. Mehr war für sie als Frau und als Volksschülerin nicht zu erreichen. Und wenn sie in ihrem „Ergebnis“ von zu entfaltender „Individualität“ schreibt, dann schränkt sie dies sofort wieder auf das ihr Bevorstehende, die Rückkehr in die heimische Arbeitswelt, ein:

„Eingeordnet in diesen großen Zusammenhang, werden wir die Arbeit nicht mehr als Übel und Plage auffassen, sondern als sittliches Ideal. Ja, wir wollen unsere Individualität entfalten, aber nicht im Genießen, sondern im Schaffen und Arbeiten.“³⁸⁰

³⁷⁸ Holstein 1920, S. 130f.

³⁷⁹ Holstein 1920, S. 132.

³⁸⁰ Holstein 1920, S. 131.

Das schon etwa von Schäfer bekannte protestantische Arbeitsethos tendiert hier bereits zur Mystifikation des „Schaffen[s]“. Da Christine selbst um ihr unpraktisches Wesen weiß, klingt das formulierte „Ideal“ geradezu wie eine Selbststopfung. Und wie vorauszusehen, sollte ihr die Arbeit zu Hause auch schon bald wieder zur „Plage“ werden. Ihre Suche nach einem diesseitigen Ziel ging weiter („bleibt uns nichts anderes übrig, als dieses in der Welt zu suchen“).

Militärischer Enthusiasmus

Der Begriff „sittliches Ideal“ deutet überdies darauf hin, dass von nun an noch ein anderer Akzent in die Darstellung einfließen wird. An der Jahreswende 1913/14, als Christine nach Hause zurückgekehrt war und gerade wieder in den üblichen Trott hineingefunden hatte („Dorchen und ich besorgten die Wirtschaft, kochten, holten Wasser“ etc.), wird schon auf der Mikroebene auf das kommende weltgeschichtliche Geschehen eingestimmt:

„Unser eintöniges Leben wurde nur unterbrochen, wenn Wilibald Sonntags auf Urlaub kam. Er war jetzt Soldat.“³⁸¹

Christine wusste, dass dieser jüngste Bruder sich eher zu den anderen Schwestern, den „hübschen, jungen Mädchen“, hingezogen fühlte und dass er sie selbst als etwas sonderbar empfand („ich glaube, meine ganze Art und Weise war ihm nicht geheuer“³⁸²). Diese Distanz von seiner Seite änderte aber nichts an ihrer uneingeschränkten Bewunderung und Liebe für diesen Bruder, der mit geradezu konträren Wesenszügen zu Christine gezeichnet wird. Aus dem einstigen Heißsporn sei mittlerweile ein vorbildlicher Soldat geworden. Sie scheint in ihm eine ideale Verbindung aus körperlicher Gewandtheit, Eleganz, Ritterlichkeit und Führertum zu erblicken. Sein militärischer Enthusiasmus sei schon früh erkennbar gewesen:

„Er war ein schlanker, kräftig gewachsener Junge geworden, dem der blaue Uniformrock gut zu dem gebräunten Gesicht mit den fröhlichen, schwarzen Augen stand [...]. Schon als kleiner, barfüßiger Junge hatte Wili immer eine Rotte Dorfjungen um sich, die sich ihm unbedingt unterordneten; in St. Afra war er der Liebling seiner Mitschüler, für den sie alle durchs Feuer gegangen wären; auch beim Militär war man bald auf ihn aufmerksam geworden. Er konnte vorzüglich schießen, reiten und kommandieren. Wenn er mit strahlender Miene von seinem Soldatenleben erzählte, von seinem Hauptmann [...], von einem besonders wilden, störrischen Pferde in der Reitstunde, das er gebändigt hatte [...], wenn er sich ganze Nachmittage lang damit beschäftigte, mit seinen alten Bleisoldaten eine Schlachtlinie auf der Stubendiele zu entwickeln [...], so hatte man den Eindruck, daß er auch jetzt wieder ganz in seinem Fahrwasser war. Er hatte eine sieghafte, sonnige Liebenswürdigkeit und zugleich etwas Herrisches, Bestimmtes in seinem Wesen. Seine Vorzüge waren durchaus ritterlicher Natur und schienen alle Menschen für ihn einzunehmen, wenigstens hatte er immer, wohin er auch kam, Leute zu seiner Bedienung zur Hand.“³⁸³

Der Bruder Wili scheint über all die Vorzüge zu verfügen, die Christine nicht gegeben waren. Sie hatte ja etwa als Erzieherin zuletzt versucht, mit Bestimmtheit und Strenge aufzutreten. Und sie hatte eingesehen, dass sie sich mit eben dieser

³⁸¹ Holstein 1920, S. 132.

³⁸² Holstein 1920, S. 133.

³⁸³ Holstein 1920, S. 132f.

Rolle nicht zurechtfinden konnte. Das „Herrische[]“ ist für Holstein eine eher *männliche* Tugend, quasi geschlechtlich bedingt. Führertum erscheint hingegen als eine auch unter Männern seltene Begabung. Sofern die verschiedenen „Vorzüge“ so offen ins Auge fielen wie bei Wili, würden sich andere diesen seltenen Persönlichkeiten bereitwillig unterwerfen („die sich ihm unbedingt unterordneten“; „für den sie alle durchs Feuer gegangen wären“). In dieser einfachen hierarchischen Ordnung gibt es nur Führer und Geführte, Herrscher und Beherrschte/Dienende. Dieses 1920 niedergeschriebene, aber offensichtlich bis vor den Ersten Weltkrieg zurückreichende Idealbild legt frei, dass das deutsche Herrenmenschentum, das in den 1930er Jahren realisiert werden sollte, wesentlich tiefer liegende und weiter zurückreichende Wurzeln hat,³⁸⁴ als der Mainstream der heutigen Geschichtswissenschaft es wahrhaben will. Der von Uwe Timm³⁸⁵ beschriebene eigene Bruder, der im Zweiten Weltkrieg mit 19 Jahren als mustergültiger SS-Soldat ‚für sein Vaterland fallen‘ sollte, scheint hier bereits in Wilibald vorgezeichnet.

Erste Hinweise auf einen bevorstehenden Krieg brachte der zweitälteste Bruder, Edmund, mit nach Hause. Er kam zurück aus Kiel, wo er sich über „ein Stipendium“ („von der Schule“) aufgehalten hatte, um sich „die technischen Einrichtungen von Kriegsschiffen anzusehen“:

„Er war begeistert und sprach damals schon von der Möglichkeit eines drohenden Krieges [...].“³⁸⁶

Edmunds Begeisterung bezieht sich offenbar primär auf die Technik, aber er wird wohl kaum von ihrem Zweck abgesehen haben. Wie im Folgenden deutlich wird, war allen drei wehrfähigen Brüdern, ihm, Gerhard und Wilibald, klar, dass sie im Ernstfall „alle“ als Soldaten eingesetzt würden. Dies hielten sie für eine Selbstverständlichkeit. Als Christine naiverweise einwandte, dass Wili Arzt werden würde und die beiden anderen „nicht gedient“ hätten, erntete sie nur Spott („Aber die Brüder lachten mich aus“³⁸⁷). Der „Angst“ um ihre Brüder, die „mit hinausziehen“ würden, stand aber bald die Furcht um das bedrohte Vaterland entgegen:

„Wie man an seinem Heimatlande mit allen Fasern hängt, habe ich erst erlebt, als ich es tatsächlich von allen Seiten bedroht sah.“³⁸⁸

Die Szenarien der Einkreisung Deutschlands durch die umliegenden Mächte sollten auch bei Christine eine gewisse *Opferbereitschaft* hervorrufen – wie sich zeigen wird, war sie diesbezüglich bald zu Opfern bereit.

³⁸⁴ Bollenbeck 1996, S. 286, hebt die „Bereitschaft“ des deutschen Bildungsbürgertums „für autoritäre Lösungen“ hervor. Er zieht dabei eine Verbindungslinie zwischen Bismarck und Hitler: „Die Wendung zum ‚starken Mann‘, den Bismarck verkörpern sollte, ist mit der Reichsgründung von oben und dem Wandel der Universalsemantik bereits vollzogen. Mit den Ängsten und Aggressionen der Weimarer Zeit wird – auch im Namen von ‚Bildung‘ und ‚Kultur‘ – der Ruf nach dem rettenden Führer lauter.“

³⁸⁵ Timm, Uwe (2003): Am Beispiel meines Bruders, Köln.

³⁸⁶ Holstein 1920, S. 134.

³⁸⁷ Holstein 1920, S. 134.

³⁸⁸ Holstein 1920, S. 134.

Eine „Weltstadt kennenlernen“

Unter dem Vorwand, „etwas“ für die Zukunft der jüngsten Schwester Dora, deren gute Anlagen in dem „weltentlegenen Dorfe“³⁸⁹ ersticken würden, finden zu wollen, plante Christine, „das letztmal“ von Zuhause fort zu gehen. Zudem habe sie selbst „einmal das Getriebe einer Weltstadt kennenlernen“ wollen. Es zog sie nach Berlin, wo nunmehr die Schwester Elisabeth in einer „Klinik“ tätig war. Ihr eigenes Dasein in der elterlichen Landwirtschaft kam Christine wie eh und je nutzlos vor, da sie sich weder hierzu noch zu einer anderen Art von praktischer Betätigung berufen wähnte:

„Dann kostete ich den ganzen bitteren Fluch der Draußenstehenden, die durch keine feste Lebensstellung in eine soziale Gemeinschaft eingereiht ist. [...] Ich litt unter mir selber [...]“³⁹⁰

Im Vergleich zu anderen behandelten Ambitionierten ist es auffällig, dass Holstein sich überwiegend selbst für die Misere, in der sie sich befindet, verantwortlich macht. Sie schreibt hier zwar zunächst von einem „bitteren Fluch“, was nicht unbedingt auf Selbstverschuldung schließen lässt, endet dann aber doch wieder mit einem Selbstbezug („litt unter mir selber“). Unübersehbar ist, dass es Christine an einem Fixpunkt mangelte, der außerhalb des Elternhauses lag. Da alle anderen Geschwister, mit Ausnahme des geistig zurückgebliebenen Helmut, einen solchen festen Bezugspunkt im Außen besaßen, drängte es auch sie in die Fremde. Im Gegensatz zu ihren Geschwistern glaubte sie allerdings im Rückblick auf ihr bisheriges Dasein, sich vieles nur „mühsam“ erkämpft zu haben („meiner mühsam zusammengetragenen, lückenhaften Bildung“):

„Mein Leben lang ist mir nichts in den Schoß gefallen; ich habe mir alles mühsam erringen müssen. Um lernen zu können, mußte ich den Menschen nachlaufen, mußte sie bitten.“³⁹¹

Dass sie immer wieder genötigt war, „fremde Menschen um Auskünfte zu bitten“ oder von ihnen die Abnahme ihrer „kleinen Geschichten“ zu erbetteln, machte ihr besonders zu schaffen. Sie meinte, in den Augen dieser anderen lesen zu können, dass sie in ihr „ein wunderliches Tierchen“ sahen.³⁹² Wie die meisten hier vorgestellten sozial Aufsteigenden empfindet sich auch die Aufstrebende Holstein als eine *Mühevoll* und leidet unter dem Eindruck, dass man sie als sonderbar bzw. als *Außenseiterin* wahrnimmt. Das ganze Ausmaß ihrer Misere offenbart sie eigentlich nur an dieser Stelle, wo das Nachlaufen, Bitten und Betteln explizit angesprochen werden.

„Der griechische Mensch“ – eine emanzipierte Frau

Allerdings fand sich erneut nach altbewährtem Muster eine Wegbereiterin („mir alle Wege zu ebnet“³⁹³), die Christine zu Hilfe kam. Mit einer Berliner Volksschul-

³⁸⁹ Holstein 1920, S. 134.

³⁹⁰ Holstein 1920, S. 135.

³⁹¹ Holstein 1920, S. 135.

³⁹² Holstein 1920, S. 136.

³⁹³ Holstein 1920, S. 137.

Lehrerin hatte sie seit einigen Jahren im brieflichen Kontakt gestanden. „Maria Steinhausen“ hatte damals gleich an den Kindergeschichten Christines Gefallen gefunden und lud sie nun auf eine entsprechende Anfrage hin zu sich nach Berlin ein.³⁹⁴ Holstein betont – wie schon bei den vorausgegangenen Förderern – die Anerkennung („anerkennende Worte“; „tat so, als ob ich ein Mensch sei, auf den wer weiß was ankomme“³⁹⁵), die sie im Umgang mit dieser einige Jahre älteren Frau empfand. Einige Tage nach ihrer Ankunft in Berlin im Frühjahr 1914 fand sie in der Nähe dieser neuen *Förderin* ein Zimmer. Es entwickelte sich eine sehr enge Freundschaft, die partiell an die besondere Beziehung Rudolphis zu jenen beiden etwas erfahreneren, gutbürgerlichen Freundinnen erinnert. Christine lernte bei der Lehrerin Menschen aus unterschiedlichen Milieus kennen (Schülerinnen, Lehrerkollegen, „Schauspielerinnen“, „Geigerinnen“, „aber auch Frauen des Volkes“, d.h. Mütter von Schülerinnen) und hatte in ihr endlich eine interessante Gesprächspartnerin gefunden („und schließlich rückte die Zeit so vor, daß ich bei ihr über Nacht blieb. Wenn wir ins Erzählen kamen, fanden wir kein Ende“).³⁹⁶ An den freien Nachmittagen lud diese alleinstehende Lehrerin gern Gäste zum Tee ein. Auch in manch anderer Hinsicht erscheint sie wie eine Salondame des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

Der Autobiografin scheint es in dieser Passage insgesamt eher um die Darstellung dieser „Freundin“ zu gehen als um die Beschreibung der eigenen Aktivitäten. Denn abgesehen von ihren gemeinsamen Beschäftigungen mit der Lehrerin berichtet sie nur beiläufig von ihren täglichen Besuchen in der „Königlichen Bibliothek“³⁹⁷. Es wird nicht einmal mehr erwähnt, ob oder was sie in dieser Bibliothek gelesen hat. Ihre Studienambitionen scheinen völlig nebensächlich geworden zu sein. Im Vordergrund steht die Lehrerin und das Verhältnis der Protagonistin zu ihr. Das Bild, das von Maria Steinhausen entsteht, ist denn auch schwärmerisch, und die Autorin weiß um die Überhöhung dieser Figur („das krause blonde Haar stand licht wie ein Heiligenschein um ihre klare Stirn“³⁹⁸), will sie aber aufgrund ihrer tief empfundenen Bewunderung nicht einschränken. Maria ist für sie schlichtweg „ein Erlebnis“.

„An Maria lernte ich, daß ein Mensch nicht immer nur durch seine Arbeit, sondern durch sein bloßes starkes, lebensfrisches Dasein einen Wert für die Welt bedeuten kann.“³⁹⁹

„Maria ging in jeden Tag hinein wie in ein Fest. Sie arbeitete mit einer spielerischen Leichtigkeit von früh bis abends, es war etwas Geniales in dieser Art. Körperliche Abspannung kannte sie nicht, sie war nie in ihrem Leben krank gewesen. Vormittags unterrichtete sie ihre Gemeindegeschuldkinder, abwechselnd nachmittags und abends gab sie Sprachstunden an der städtischen Handelsschule; daneben fand sie Zeit für hunderterlei Dinge. Sie kannte Frankreich, England und Italien und be-

³⁹⁴ Holstein 1920, S. 135.

³⁹⁵ Holstein 1920, S. 135 u. 137.

³⁹⁶ Holstein 1920, S. 140f.

³⁹⁷ Holstein 1920, S. 143.

³⁹⁸ Holstein 1920, S. 141.

³⁹⁹ Holstein 1920, S. 138.

herrschte sieben Sprachen. Sie war literarisch tätig und besaß ein ausgesprochenes Rednertalent. Im Festsaal ihrer Schule hielt sie oft Vorträge. Sie bereitete sich dazu nie vor, im Augenblick floß ihr alles zu; sie verstand es, die Jugend zu begeistern und das Beste aus ihr herauszuholen. [...] Maria verdiente durch ihre vielfältige Tätigkeit eine Menge Geld, das sie aber mit derselben Sorglosigkeit, wie sie es erworben, wieder ausstreute.“⁴⁰⁰

Christine sah in ihr „das ‚Griechische‘“ verwirklicht, von dem sie einmal bei Professor Volkmar gehört hatte:

„Der griechische Mensch besitzt eine vollkommen harmonische Übereinstimmung seines Körperlichen und Seelischen, so daß er in seiner Erscheinung sein ganzes Wesen gleichsam plastisch abbildet.“⁴⁰¹

Es war vorauszusehen, dass für diesen so einzigartig vollkommen eingestuft Menschen das Ideal der kultisch verehrten „alten Griechen“ erhalten musste.⁴⁰² Holstein scheint durchaus überrascht, dass eine Frau diesem Ideal zu entsprechen vermochte. Vor allem erkannte sie, dass Maria auch noch „mit beiden Füßen fest im wirklichen Leben“⁴⁰³ stand. Diese Frau schien schon – unter privaten und beruflichen Aspekten – ein Dasein realisiert zu haben, das Holstein gerade unter einer geschlechtsbezogenen Perspektive wohl noch gar nicht für möglich gehalten hatte. Dabei lässt sie allerdings durchblicken, ohne dies in irgendeiner Weise zu kommentieren, dass das *Alleinstehen* („Fräulein Steinhausen“⁴⁰⁴) einen wesentlichen Bestandteil dieses Frauenlebens ausmacht.

Die selbstbewusste Entfaltung all ihrer Befähigungen hat offenbar immer noch zur Voraussetzung, dass eine Frau sich nicht an einen Mann bindet. Insofern hat sich im Vergleich zu Rudolphs Situation um 1800 nicht viel verändert. Aber immerhin weiß Holstein, dass Maria ihre Schülerinnen stets ermahnte, sich „nicht die Butter vom Brot nehmen“ zu lassen. Darin ging sie entschieden über Rudolphi hinaus, die selbst einst zwar ein recht selbstbestimmtes Leben geführt, ihre Zöglinge aber stets als angehende Mütter und Ehefrauen angesprochen hatte. Anders Steinhausen:

„Schalkhaft, wie sie auch sein konnte, schrieb sie einmal einem jungen Mädchen ins Stammbuch:

Dies sei der Wahlspruch für das Leben,
Nehmt alles, was Ihr kriegen könnt.
Von selber wird Euch nichts gegeben,
Es schmeckt am besten ungegönnt.“⁴⁰⁵

Der emanzipatorische bis subversive Zug dieses Wahlspruches hat in der Tat im Verhältnis zum vorausgehenden Epochenabschnitt eine neue Qualität. Unter anderem lässt er sich so verstehen, dass gerade das, was in dieser von männlicher Dominanz geprägten Gesellschaft den Frauen verwehrt wird, z.B. hohe berufliche und soziale Positionen, am interessantesten ist und daher angestrebt werden sollte.

⁴⁰⁰ Holstein 1920, S. 138f.

⁴⁰¹ Holstein 1920, S. 138.

⁴⁰² Holstein 1920, S. 138.

⁴⁰³ Holstein 1920, S. 139.

⁴⁰⁴ Holstein 1920, S. 140.

⁴⁰⁵ Holstein 1920, S. 139.

Steinhausen kann im Gegensatz zu Rudolphi auch die Nachfolgenerationen schon zu einer selbstbewussten Lebenshaltung animieren. Sie ist darin aber auch viel weiter, als es Holstein für sich selbst für möglich hält. Maria mag ihren Appell an die „Mädchen“ überdies ernster gemeint haben, als Holstein ihn einstuft („Schalkhaft“).

„gut wie Gold und fest wie Stahl“ – Körperbilder

So hilfreich diese porträtartige Darstellung der Freundin einerseits für die Einschätzung der individuellen Möglichkeiten von Frauen dieses Zeitabschnitts ist, so nützlich ist sie andererseits auch für die Auseinandersetzung mit der Autobiografin selbst. Denn Steinhausen stellt für Holstein geradezu einen *Gegenpol* zu sich selbst dar, etwas, was sie selbst schwerlich einmal erreichen würde. Sie würde niemals sieben Sprachen sprechen, nie eine solche Weltgewandtheit ausstrahlen können. Maria reflektierte ihrerseits einmal über ihrer beider Verschiedenheit:

„Mir scheint’s, als stehen wir beide vor dem Leben wie vor einem Apfelbaum. Während ich mich der zarten Blüten, der grünen Blätter und reifen Früchte freue und durch die blühenden Zweige in den goldenen Sonnenschein und den blauen Himmel gucke, schaust du hinab und grübelst, wie weit sich die Wurzeln unten verzweigen, welche Kräfte in ihnen wirksam sind; denn du weißt, der Baum wäre nicht, wenn er nicht Wurzeln hätte.“⁴⁰⁶

Wieder einmal wird die mit Weiblichkeit konnotierte Welt der Pflanzen bzw. des Gartens für einen sinnbildlichen Vergleich bemüht. Marias Worte lassen Christine als die eigentlich tiefere Denkerin von beiden erscheinen – später wird sie Christine daher auch als die Klügere⁴⁰⁷, ja als die „Philosophin“⁴⁰⁸ ansprechen und sie bitten, ihr nicht ihren naiven Gottesglauben austreiben zu wollen.⁴⁰⁹ Christine bezahlt ihr *Erkenntnisstreben* und ihre *Tiefgründigkeit* („grübelst“), die sie stets „hinab“ und nach „unten“ blicken lassen, aber auch mit einer gewissen *Freudlosigkeit*. Denn die heiteren Seiten des Lebens („goldenen Sonnenschein“ etc.) drohen ihr dabei zu entgehen.

Aus Holsteins Perspektive hingegen erscheint Maria als einzigartig, als Ausnahme, als unvergleichlich: „[...] nahm sie mit einer unvergleichlichen Sicherheit und Selbstverständlichkeit, was ihr gebührte.“⁴¹⁰ Da Marias Wesenszüge in ihrer harmonischen Ausprägung geradezu naturalisiert werden („im Augenblick floß ihr alles zu“), ist auch ihre Selbstsicherheit als einzigartiges Phänomen zu verstehen. In Holsteins Vorstellung von einem „ganze[n]“ Menschen wird dabei des Öfteren auf die *Harmonie zwischen Körper und Geist* eingegangen. Sie ist sich sogar bewusst, dass diese Skizze von ihrer Freundin jener Skizze ähnelt, die sie schon von ihrem jüngsten Bruder angefertigt hatte:

⁴⁰⁶ Holstein 1920, S. 140.

⁴⁰⁷ Holstein 1920, S. 149.

⁴⁰⁸ Holstein 1920, S. 152.

⁴⁰⁹ Holstein 1920, S. 148f.

⁴¹⁰ Holstein 1920, S. 139.

„Etwas Strahlendes und Freudiges war um sie, das mich von fern an meinen Bruder Wili erinnerte. Sie war schlank und kräftig gewachsen, hatte frische Farben, große, trotzig-blaue Augen und blondes Haar [...]. So war Maria: gut wie Gold und fest wie Stahl. Eben diese Mischung, ihre lachende, trotzi-ge Selbstsicherheit, neben so reichen geistigen Gaben ihre prachtvolle Gesundheit und körperliche Gewandtheit – sie konnte rudern, schwimmen, rüstig wandern [...].“⁴¹¹

Die beschriebene „Mischung“ aus *Körpergewandtheit, Intelligenz, Selbstbewusstsein* und *Lebensfreude* ist auch unter diskursiven Gesichtspunkten aufschlussreich. Denn das hierin anklingende „Griechische“ scheint mitunter direkt in jenes ‚Germanisch-Nordische‘ überzugleiten, das zwei Jahrzehnte später verherrlicht werden sollte: „gut wie Gold und fest wie Stahl“⁴¹². Holsteins Körperbilder lassen geradezu eine Vorstufe dessen ersichtlich werden, was in der Propagandasprache des Nationalsozialismus noch kommen sollte („war schlank und kräftig gewachsen, hatte frische Farben, große, trotzig-blaue Augen und blondes Haar“). Oder anders gewendet: die NS-Ideologen wussten, dass es sich lohnen konnte, wenn sie an bestimmte antikisierende Muster eines bildungsbehafteten Bürgertums anknüpften. Die sprachliche Grundierung war längst vorhanden.⁴¹³ Indes konnte man auch, wie sich im Folgenden zeigen wird, an einem *ideellen* Fundament ansetzen. Um es in Steinhausens Worten zu fassen: Die „Wurzeln unten“ verzweigten sich schon lange und die „Kräfte in ihnen“ waren bereits „wirksam“.

Dienste für das Vaterland

Holstein hat das Glück (resp. Unglück), dass der Ausbruch des Ersten Weltkriegs in ihren Berlinaufenthalt hineinfällt. In den Tagen nach der „Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin“ (am 28.06.1914) habe sie bereits „ein unheimliches, ahnungsvolles Vorgefühl“ gehabt. In ihrer Fantasie habe sie „die Feinde von Ost und West anstürmen“ sehen, „wilde Horden, mordend, sengend, unsere fruchtbaren Getreidefelder zerstampfend“ (diese Feindbilder werden noch einmal angesprochen). Als sie eines Tages – es wird wahrscheinlich der 2. August gewesen sein – auf dem Weg in die „innere[] Stadt“ in „eine[n] Strom von Menschen“ geriet, „die alle ein innerer Zwang vorwärts zu treiben schien“ in Richtung Schloss, habe sie „allmählich [...] das Gefühl für Zeit und Raum“ verloren:

„[...] und mir war, als sei ich nur noch ein winziges aufgesogenes Teilchen dieser ungeheuren Volksmenge. Ein Gedanke, ein Wille, ein stummer Schrei stieg wie eine unsichtbare Kraft aus diesem schwarzen Koloß empor – und wie es plötzlich gleich einem leisen Aufrauschen aus dunkler

⁴¹¹ Holstein 1920, S. 138.

⁴¹² Holstein 1920, S. 139.

⁴¹³ Dazu Bollenbeck 1996, S. 288: „Die nationalsozialistische Propaganda ‚gegen den kulturellen Niedergang‘ und für ‚deutsche Kulturwerte‘ [...] hat offensichtlich Erfolg, weil sie, Restbestände bildungsbürgerlichen Vokabulars verwendend, auf das vertraute Deutungsmuster [Bildung und Kultur] verweist.“ Noch etwas weiter gespannt, Bollenbeck 1996, S. 296: „Die Sprache des Nationalsozialismus ist keine traditionslose Sondersprache, kein isoliertes ‚Braunwelsch‘. Sie kombiniert vorhandene Diskurselemente neu, etwa aus der Rassentheorie, dem völkischen Denken, der Geopolitik [...].“

Tiefe anhob: ‚Ein’ feste Burg ist unser Gott’ und sich gleich Wellenringen ausbreitete und jeder mitsang – und bald war es kein Gesang mehr, es war wie ein elementares, rhythmisches Wogen und Brausen, das zum tiefblauen Sommerhimmel empordröhnte, – da fühlte ich zum erstenmal, was das wohl heißt: Volksseele, und all meine starre Herzensangst und Verzweiflung löste sich auf [...].⁴¹⁴

Erstaunlich ist wiederum der Eindruck der Vorwegnahme dessen, was einem als Leser dieser Zeilen erst für die 1930er Jahre vertraut erscheint. Die Motive (das Aufgehen in der Menge) und die Rhetorik („Ein Gedanke, ein Wille, ein stummer Schrei“; „Volksseele“) würde man wohl erst für diese Zeit ansetzen. Auch das Geschehen noch am Abend desselben Tages, nachdem der „Mobilmachungsbe-
fehl“ ergangen war und „die Glocken zu läuten“ begannen, wirkt wie zeitlich rückversetzt. Die im Text vermittelte Stimmung lässt unvermittelt an einen Auftritt des ‚Führers’ denken:

„Dröhnend klang es: Deutschland, Deutschland über alles!! Alle riefen nach dem Kaiser. Und der Kaiser mit der Kaiserin trat hinaus auf den goldumgitterten Balkon und sprach zu uns.“⁴¹⁵

Hier zeigen sich aber auch ganz andere verblüffende Bezugspunkte zu jenem Hauptakteur des Naziregimes. Denn wahrscheinlich genau an dem Tag, als Christine auf dem Schlossplatz von der Mobilmachung erfuhr, vernahm Adolf Hitler die deutsche Kriegserklärung inmitten einer Menschenmenge auf dem Münchner Odeonsplatz. In „Mein Kampf“ berichtet er, dass er diesen Tag in „den Massen“, „überwältigt von stürmischer Begeisterung“, erlebte. Damit nicht genug, offenbaren auch die Folgeschritte der beiden eine frappierende Handlungsübereinstimmung. „Am 3. August reichte ich ein Immediatsgesuch an Seine Majestät König Ludwig III. ein mit der Bitte, in ein bayerisches Regiment eintreten zu dürfen“, heißt es bei Hitler.⁴¹⁶ „Am nächsten Morgen [also wahrscheinlich auch am 3. August]“, so Holstein, „schob ich alle meine Bücher und Schriften zusammen und begab mich nach der Meldestelle des nationalen Frauendienstes. [...] Man schrieb meinen Namen in eine Liste [...]“.⁴¹⁷

Der spontane Wunsch, dem Vaterland die eigenen Kräfte zur Verfügung zu stellen, und der damit verbundene Enthusiasmus sind bei beiden zu erkennen. Während Hitler jedoch für die nächsten Jahre die Uniform wirklich tragen sollte, scheint man Holstein aufgrund der zahlreichen Meldungen („ungeheurer Andrang“) nicht zum Dienst einbestellt zu haben. Denn für sie ist „das Alltagsleben [...] ruhig weitergegangen“.

„Ich schrieb auch wieder kleine Arbeiten und Aufsätze; man mußte doch leben.“⁴¹⁸

Über die Themen und Inhalte dieser „Arbeiten“ verliert die Autobiografin weiterhin kein Wort mehr. Ihre Aufmerksamkeit gilt vielmehr den Meldungen der Extrablätter („Der englische Gesandte hat von der deutschen Regierung seine Pässe gefordert“) und den Kriegsvorbereitungen, die sie direkt vor Augen hatte:

⁴¹⁴ Holstein 1920, S. 144.

⁴¹⁵ Holstein 1920, S. 144.

⁴¹⁶ Zit. nach Krockow 2003, S. 31.

⁴¹⁷ Holstein 1920, S. 145.

⁴¹⁸ Holstein 1920, S. 147.

„Nein, sie sollten es nicht unter ihre Füße treten, all unser blühendes Heimatleben! Wenn sie einbrächen – wehe! Lieber sterben! Wie sollten wir weiterleben, rechtlos, heimatlos, entwurzelt, der grausamen Willkür barbarischer Völker preisgegeben? Nie, nie! Zieht hin, meine lieben Brüder, alle miteinander! Und wenn wir uns nicht wiedersehen! Und wenn unsere Herzen brechen. Es geht alles in einem hin. So fiebern die Gedanken. [...] Endlose, mit Eichenkränzen geschmückte, mit kecken Verslein bekratzte Eisenbahnzüge voll singender Soldaten rollen an unseren Blicken vorüber ins Feindesland. [...] Wie der Boden unter ihrem rhythmischen Marschieren dröhnt! Wie kühn und kriegerisch sie anzusehen sind in ihren feldgrauen Uniformen. Ihre Gesichter sind braun und fest wie aus Erz gegossen, viele lachen in prachtvoller Übermut [...].“⁴¹⁹

Die zahlreichen Ausrufungszeichen dieser Passage signalisieren bereits tiefe Anteilnahme am Geschehen. Dass die Autobiografin einmal einschränkend von fiebernden Gedanken schreibt, unterstreicht eher das eigene Mitfiebern damals, als dass es Distanz ausdrücken könnte. Überhaupt lässt sich ein distanzierter Blick der Protagonistin wie der Schreibenden hier kaum mehr feststellen (sehr ambivalent erscheint etwa die Wendung: „viele lachen in *prachtvoller* Übermut“). Als Feinde sind die in grausamer „Willkür“ handelnden „barbarische[n] Völker“ ausgemacht, die, wie zuvor erwähnt, das Vaterland geradezu umzingelt hatten. In Anbetracht dieser ‚Barbaren‘ – die Nazis werden später unter anderem von den Barbaren in Osteuropa sprechen – wird nun auch der Tod der Brüder im Abwehrkampf in Kauf genommen:

„Was half's, wenn man sich zerquälte? Es mußte sein. Wir mußten hindurch.“⁴²⁰

Krieg wird als ein Muss, als geradezu unausweichliche Durchgangsstation dargestellt. Der *verzweifelte Heldenmut* und *Opfertod*, die in diesen „Gedanken“ aufscheinen („Lieber sterben!“; „Und wenn unsere Herzen brechen. Es geht alles in einem hin“), wirken wiederum wie eine Vorwegnahme des Hitlerschen Opfer- und Todeswahns aus der Endphase des Zweiten Weltkriegs. Die semantischen Übereinstimmungen zu seinen Phrasen sind ebenfalls evident („fest wie aus Erz gegossen“). Pathos und Emphase können jedoch nicht verhindern, dass Christine einmal so von ihrer Furcht vor allem um ihren jüngsten Bruder ergriffen wird, dass sie bei Maria geradezu *körperlichen Trost* sucht („Ich klammerte mich an sie und brach in Tränen aus; heftig schluchzte ich an ihrem Halse. Sie streichelte liebevoll mein Haar und wollte mich neben sich auf den Diwan ziehen; ich aber glitt an ihr nieder, preßte meine Stirn an ihr Knie und stöhnte leise: ‚Maria – mein Bruder, mein Bruder!‘“⁴²¹). Mit dem Verweis auf ein Wiedersehen geliebter Toter schon im Diesseits („untergehen können sie nie“⁴²²), allerdings in gewandelter Form oder Gestalt, etwa in einem durch eine bestimmte Musik erzeugten Nähegefühl zu diesen Geliebten, versuchte die Freundin daraufhin Christine zu beruhigen. Zumindest unterschwellig ist diese Szene homoerotisch konnotiert.

⁴¹⁹ Holstein 1920, S. 146.

⁴²⁰ Holstein 1920, S. 147.

⁴²¹ Holstein 1920, S. 148.

⁴²² Holstein 1920, S. 153.

„wie zurückversetzt in eine ferne Heldenzeit“ – ein regressives Potenzial

Der Fingerzeig ins Transzendente oder ins Unbestimmte, ins „übernatürliche Sein“, zu den „Erlösten“⁴²³, der in Marias Worten anklingt, bereitet schon darauf vor, dass Holsteins abschließendes Kapitel ihrer Autobiografie ebenfalls in Ungewissheiten ausgehen sollte. Sie überspringt zunächst einmal drei Jahre (Ende 1914 bis 1917), über die so gut wie nichts gesagt wird, und berichtet nur noch aus den gerade vergangenen Wochen Ende 1917. Sie selbst lebte „wieder in meinem Heimatdorf ganz allein mit meinen alten Eltern“ und erfüllte quasi die Funktionen einer Magd („koche, wasche und fege wie einst“). Lediglich über die zwischenzeitliche Entwicklung ihrer drei Schwestern gibt die Autorin noch Auskunft: Johanna sei nun „eine Malerin“, Elisabeth immer noch „in Berlin als Krankenschwester“ tätig. Für Dora hat sich Christines Berlin-Aufenthalt offensichtlich ausgezahlt. Denn sie lebte inzwischen bei Maria Steinhausen und strebte wohl auch nach Höherem („besucht dabei die Handelsschule“). Christine bleibt somit das einzige der Geschwister, dem es nicht gelingt, aus dem dörflichen Bannkreis hinauszugelangen und eine berufliche Laufbahn einzuschlagen. Dennoch fühlt sie sich immer noch auf der Suche, hofft auf etwas Besseres. Sie hat gewissermaßen den Schwung der einstigen Aufwärtsbestrebungen noch nicht ganz verloren. Sie zehrt immer noch von ihrem Glauben an ein *Fortkommen im Geiste* bzw. als Denkende und Schreibende. Diese *Aufstiegsillusion* begegnete um 1800 bereits bei Gottlieb Hiller. Um 2000 lässt sie sich noch bei Bittner wiederfinden.

Mit dem Ersten Weltkrieg werden die bereits vorhandenen Unterscheidungen zwischen den Geschlechtern in den Familien noch weiter vertieft. Die drei Brüder (Gerhard, Edmund und Wilibald) waren „zu kurzem Kriegsurlaub“ „aus dem Feld heimgekehrt“, alle schon „verwundet“ und mit Tapferkeitsorden ausgezeichnet:

„[...] sie tragen alle das Eiserne Kreuz auf der Brust.“⁴²⁴

Besonders der Jüngste „strahl[te]“ über seine Auszeichnung („das Eiserne Kreuz erster Klasse“) und „erzählte uns fast nur Heiteres, derbe, lustige Soldatenstücklein und Schützengrabenidyllen oder entzückende Erlebnisse“. Allerdings habe er zuweilen auch „wie geistesabwesend“ dagesessen und sei „mit der Hand über die Stirn“ gefahren, „als wolle er quälende Bilder verscheuchen“: „von den furchtbaren Erinnerungen [...] sprach er knapp und rauh“. Holstein deutet das Grauen dieses Krieges nur an. Die Brüder berichteten von „Freiwilligkeit“, „Kameradschaftlichkeit“ in einer „geheiligte[n] Schar“ und „wunderbare[n] Errettungen aus Todesgefahr“. „Schweigend“ und „schüchtern“ verfolgte sie manche dieser Gespräche unter Brüdern.⁴²⁵ Sie ästhetisiert und romantisiert diese gemeinsame Zeit mit den Brüdern letztlich auf schauerliche Weise:

⁴²³ Holstein 1920, S. 149 u. 151.

⁴²⁴ Holstein 1920, S. 154.

⁴²⁵ Holstein 1920, S. 156f.

„wenn dann die Brüder um den Tisch sitzen, ernste, wettergebräunte Soldaten, schweigsam rauchend und Karte spielend oder sich in ihrer wortkargen Art ihre Kämpfe und Abenteuer erzählend, da komme ich mir vor wie zurückversetzt in eine ferne Heldenzeit, wo rauhe Kriegsfahrer zu kurzer Rast an einem häuslichen Herde niedersaßen.“⁴²⁶

Der Rückzug Christines in die heimlich-archaische Arbeitswelt, der eine erneute *Reduzierung auf die körperliche Arbeitskraft* impliziert, wird somit geradezu von einer *emotional-geistigen Rückbewegung* in die Vormoderne begleitet. Die Autobiografin offenbart mehr oder weniger deutlich ihre Affinität für die „ferne Heldenzeit“, hier wohl gedacht als eine ‚germanisch-nordische‘ oder mittelalterliche Welt der tapferen und sich für eine gute Sache einsetzenden Kämpfer und Ritter. In dieser Welt herrschte noch das Schwert, der kriegerische Kampf Mann gegen Mann. Eine klare Geschlechterhierarchie ist Teil dieser Verklärung alter Zeiten, in der die rauen Krieger kurzfristig in den heimischen Bereich der Frauen („an einen häuslichen Herde“) zurückkehren. Holstein ist nur ein Beispiel für diese spezifisch deutsche mentale Disposition, in der sich eine beständige Anfälligkeit für eine Vielfalt von Rückbewegungen in die ‚gute alte Zeit‘ manifestiert. Die Nationalsozialisten konnten gewissermaßen auf dieses regressive Potenzial setzen, mussten noch nicht einmal besonders fantasievoll sein, um daraus für sich Gewinn zu ziehen. Wie die Antike, was zuvor bereits angedeutet wurde, wussten sie auch das ‚Germanisch-Nordische‘ (z.B. in Gestalt Siegfrieds) und das Mittelalter (etwa in Gestalt Friedrich Barbarossas) für diese Zwecke zu nutzen. Dass Holstein – wie viele andere Enttäuschte und Suchende aus bildungsbürgerlichen Schichten – sich dieser ‚Bewegung‘ später anschließen sollte, war insofern durchaus absehbar.

Ein „unauslöschliches Sehnen nach Göttlichkeit und Ewigkeit“

Als die Brüder von jenen „wunderbare[n] Errettungen aus Todesgefahr“ erzählt hatten, war es schon zu einem Austausch mit Christine über den Einfluss „übernatürliche[r] Erlebnisse“ gekommen. Wilibald hatte ihr erläutert, dass transzendente Erfahrungen die Naturzusammenhänge nicht durchbrechen, sondern sie „erweitern“. Außerdem würde man noch „überall vor Geheimnissen“ stehen, die zu ergünden seien. Am Beispiel von „Eisblumen“ an der gefrorenen Fensterscheibe versuchte er sie auf „Formen“ der „unorganische[n] Natur“ aufmerksam zu machen, „nach der die organische gestaltet“ sei.⁴²⁷ Auch hier scheint der Gedanke zum Ausdruck zu kommen, dass das Geformte, das Geordnete auf einer früheren Stufe bereits nahezu vollendet vorgelegen hat. Eine ältere Stufe war Vorbild für eine neuere Stufe. Holstein schließt nun in ihrer abschließenden Betrachtung an diese Überlegungen an und bemüht sich, die „Geisteskraft“ aus den physikalischen Naturkräften und dem „Naturleben“ zu erklären.⁴²⁸ Das Ziel dieser theoretischen Überlegungen ist eine Art *ganzheitliche Weltformel*, in der physikali-

⁴²⁶ Holstein 1920, S. 154.

⁴²⁷ Holstein 1920, S. 157.

⁴²⁸ Holstein 1920, S. 160.

sche, biologische, psychologische und transzendente Aspekte („die ganze Welt, von den kreisenden Sternen des All [sic] bis zu den Menschenseelen“) „zu einer großen Harmonie“ zusammengebunden werden können.⁴²⁹

„[...] alle Kräfte sind im tiefsten Grunde eins. Was wir ersinnen und schaffen, liegt schon in den Naturkräften vorgeahnt. Gleichwie sich die Eiskristalle niederschlagen in den Formen von Blumen und Blättern, wie solche später die Lebenskraft hervorspriessen läßt, also sehen wir unter dem Vergrößerungsglas die Gerippe allerwinzigster Meerestierchen in den Formen von Kronen, Lanzen, Ringen und Kreuzen, wie sie Jahrtausende später der Menscheng Geist ganz aus sich heraus zu schaffen meinte, indem er formlose Metalle so gestaltete. Ebenso aber bildet vielleicht auch unser Geistesleben den Mutterboden für eine weitere Ausdrucksform der Gotteskraft in späteren Zeiten. Ja, vielleicht ist gerade unser unauslöschliches Sehnen nach Göttlichkeit und Ewigkeit das in uns angelegte Zukunftsbild einer neuen Daseinsform.“⁴³⁰

Selbst in dieser hochgestochen wirkenden *Harmonisierungstheorie*, die kaum in eine Lebensbeschreibung hineinzugehören scheint, lässt sich noch ein aufschlussreicher biografischer Kern erkennen. Holstein kann hiermit erstens vor sich selbst und ihrem Umfeld legitimieren, weshalb sie sich lange Zeit so intensiv mit philosophisch-akademischen Fragestellungen befasst hat. Diese Theorie ist das Ergebnis ihrer Studien, ihrer geistigen Auseinandersetzung mit ‚höheren Dingen‘. Dass sie sich dabei ihrer „Geisteskraft“ bedient hat, erhebt sie zweitens gewissermaßen über ihre unter sozioökonomischen Gesichtspunkten prekäre individuelle Situation, denn „ein Leben des Geistes“ steht in dieser Ordnung „über dem Naturlieben“.⁴³¹ Zumindest ideell lebt sie damit eine gehobene Lebensform. Drittens meint sie so das Übernatürliche bzw. Gott integriert zu haben („O Gott, du bist das große Geheimnis, das unser Leben von allen Seiten umspült wie ein uferloses Meer“⁴³²). Viertens rechtfertigt diese Theorie auch, weshalb Holstein, die jetzt „[d]reiunddreißig Jahre“ alt ist, noch immer auf der *Suche* ist („unser unauslöschliches Sehnen“):

„Ich will meinen Weg weitergehen. Ich weiß wohl, daß es ein harter Weg ist, die Zeiten sind schwer und teuer geworden, und ich ärmer denn je. Aber ich kann nicht anders; ich muß. [...] Ich will weiter suchen und lernen, aus dem Leben und aus Büchern. Aber auch die Bücher von der Geschichte der Völker genügen nicht mehr. Ich muß in Naturwissenschaft und Seelenkunde und wer weiß was sonst noch alles einzudringen suchen.“⁴³³

Das „ewige Sehnen und Suchen“⁴³⁴ wäre demnach tatsächlich zum Selbstzweck geworden, und zwar wider alle praktische Vernunft („ich kann nicht anders; ich muß“). Denn all ihre Studien haben die Autorin zumindest so weit gebracht, dass ihr klar sein dürfte, dass sie keine letzten Antworten bekommen wird. Sie weiß im Grunde genommen selbst nicht mehr, wo sie eigentlich noch „suchen“ soll („und wer weiß was sonst noch alles“). Immerhin hat sie ganz am Schluss wieder zu

⁴²⁹ Holstein 1920, S. 161f.

⁴³⁰ Holstein 1920, S. 160f.

⁴³¹ Holstein 1920, S. 160.

⁴³² Holstein 1920, S. 159.

⁴³³ Holstein 1920, S. 161.

⁴³⁴ Holstein 1920, S. 159.

einem verhaltenen Glauben an Gott zurückgefunden, der zwar weiterhin ein Geheimnis bleibt („O du geheimnisvolle Gotteskraft“), zu dem sie aber wieder in der Haltung des Gebets sprechen kann („Ich faltete die Hände und schaute hinaus in die feierliche Winternacht“) und an den sie ihre abschließende Bitte richtet („laß auch mich zu meinem Ziele gelangen!“).⁴³⁵

Dieser Abschluss in einer *mystisch-geistigen Rückkehr* zu Gott und ohne ein eigentliches sozial-berufliches Fortkommen in der Welt findet in gewissen Grenzen seine Entsprechung in weiten Teilen der damaligen deutschen Gesellschaft. Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg sollte die von Holstein immer wieder angesprochene Sehnsucht nach einer Erlösung bzw. einem Erlöser sich noch verstärken. Als der vermeintliche Messias dann die Bühne betrat, ‚warfen sich‘ viele derart Sehnsüchtige ihm so bereitwillig ‚an den Hals‘, wie es Christine Holstein allem Anschein nach tat.

Franz Rehbein

In der rahmenden Schlussbetrachtung der Autobiografie Franz Rehbeins (1867-1909) heißt es, er habe im Vorausgehenden⁴³⁶ „ein gutes Stück der kulturwidrigen und menschenunwürdigen Zustände“ widerspiegeln wollen, „unter denen die deutschen Landarbeiter in der Jetztzeit noch zu leben gezwungen sind.“⁴³⁷ Diese Schilderungen hätten, obwohl es sich „nur um die Erfahrungen eines einzelnen“ handelt, gewissermaßen *exemplarischen* Charakter für die Erlebnisse „Tausende[r] von Landarbeitern der verschiedensten Gegenden Deutschlands“. Bedingt seien die unwürdigen Zustände im ländlichen Bereich dieses „Kulturvolkes“ vornehmlich durch „lähmende Rechtsfesseln“, nämlich „hundertjährige Gesindeordnungen, einseitig im Interesse der Großlandwirte abgefaßte Kontrakte und längst veraltete Koalitionsbeschränkungen“. Der Autor benennt hier explizit die Spannung zwischen einer sich als Kulturvolk dünkenden Nation und ihren überkommenen, seit Generationen im Sinne privilegierter Schichten konstituierten Rechts- und Verhaltensregelungen. Die *starren Formationen* der wilhelminischen Gesellschaft stehen im Zentrum seiner Kritik. Seine ganze Hoffnung setzt der Autor in seiner Gegenwart der Jahre 1907/1908, dem Zeitpunkt der Niederschrift der Autobiografie, auf „die mächtig aufwärtsstrebende Arbeiterbewegung“, die dem „fast noch mittelalterlichen Abhängigkeitsverhältnis“ des „ländlichen Proletariats“ entgegenzuwirken trachte.⁴³⁸

⁴³⁵ Holstein 1920, S. 162.

⁴³⁶ Der Herausgeber Paul Göhre zitiert in seinem Vorwort aus einem Fragment geliebten Vorwort sowie aus verschiedenen Briefen des Autobiografen. Einmal heißt es hierin (Göhre 1911, S. 4): „Der Inhalt ist nackte ungefärbte Wirklichkeit, der als solcher für sich selbst sprechen soll [...]“

⁴³⁷ Rehbein, Franz (1911): Das Leben eines Landarbeiters, Jena, S. 261.

⁴³⁸ Rehbein 1911, S. 261f. Vgl. Kocka 1994.

Rehbein, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, in dem sich die Klassen und Schichten in einer bis dahin ungeahnten Weise differenzieren und formieren, aufwächst und politisch sozialisiert wird, schreibt seine ‚Arbeiterbiografie‘⁴³⁹ mit einem spezifischen *didaktisch-politischen Anliegen*.⁴⁴⁰ Diese Intention schlägt sich in vielerlei Hinsicht in seinem Text nieder. Eine Analyse wird einen solcherart programmatischen Text-Charakter, worin ein ganz wesentlicher Unterschied etwa zu Ulrich Bräkers ‚Dörfler‘-Biografie des 18. Jahrhunderts besteht, berücksichtigen müssen. Rehbeins Darstellung gerät allerdings nie in Gefahr, sich gänzlich in eine sozialistische Programmschrift zu verwandeln. Denn die Hoffnung des Autors Rehbein im Deutschland des ersten Jahrzehntes des 20. Jahrhunderts auf einen politisch-gesellschaftlichen Wandel erscheint stets rückbezogen auf die konkreten Erfahrungen des an Veränderungen und Wandlungen so reichen Lebenswegs des Protagonisten Rehbein. Diesem gelang es in einem langen, mühevollen und von Rückschlägen gekennzeichneten Prozess, sich allmählich aus der eigenen gedrückten und elenden Lage eines Landarbeiters, der zeitweilig auch als Fabrik- und Wanderarbeiter unter Taglohnbedingungen beschäftigt war, herauszuheben. Dieses mühselige und stets aufs Neue bedrohte Sich-Herausarbeiten aus sozialstrukturell bedingten Abhängigkeitsverhältnissen darf wohl als das biografisch eigentlich zentrale Thema dieser Lebensgeschichte erachtet werden. Dass die Erzählung mit dem nur kurz erwähnten Wechsel des letztlich völlig mittellosen Protagonisten vom Lande in die Stadt endet, lässt erkennen, dass Rehbein für sich selbst gar keinen anderen Ausweg mehr sah, als die ländliche Guts- und Grundherrenwelt zu verlassen und in eine andere Lebensform einzusteigen. Der Leibdimension, die sich schon in den Geschichten von Sudermann, Weise und Holstein quasi als *Generator von Kontingenzen* gezeigt hatte, kommt dabei eine entscheidende Bedeutung zu: Ein Arbeitsunfall macht Rehbein – wie er es selbst bezeichnet – zum „Krüppel“ und setzt einer weiteren körperlich-manuellen Tätigkeit ein abruptes Ende. Zum einen verschafft dieser *Bruch* dem Autor eigentlich erst die Legitimation, seine Autobiografie mit dem Abstieg als Arbeiter abzuschließen. Zum anderen legt das abrupte Textende aber auch die Vermutung nahe, dass es dem Autor an Kraft und Mitteln fehlte, den Wechsel in eine eher bürgerlich-intellektuelle Daseinsform selbst noch zur Darstellung zu bringen. Womöglich deutet es auch darauf hin, dass der Autobiograf große Zweifel hegte, ob es in absehbarer Zeit zu jenen erhofften gesellschaftlichen Veränderungen kommen würde.

Da es Rehbeins ausdrückliche Intention ist, insbesondere die prekäre Lage der landarbeitenden Bevölkerung zu vergegenwärtigen, liegt a priori ein großes Ge-

⁴³⁹ Göhre, Theologe und Herausgeber dreier weiterer ‚Arbeiterbiografien‘ (von William Bromme, Wenzel Holek und Karl Fischer), ordnet Rehbeins Schrift auch unter dieser Rubrik ein (Göhre 1911, S. 1). Schon den Wanderarbeiter Wenzel Holek, der zwischen der ländlichen und städtischen Arbeitswelt hin- und herpendelt, hatte Göhre unter die Arbeiterautobiografen eingereiht.

⁴⁴⁰ Frerichs [1979], S. 556, führt aus, dass Rehbein „gezielt im Medium der proletarischen Selbstdarstellung didaktisch-politische Ansprüche und Ziele verfolgt“.

wicht auf der Beschreibung der *äußeren Arbeits- und Lebensbedingungen* auf dem Lande.⁴⁴¹ Dabei schreibt er über diese Bedingungen aber sowohl als unmittelbar Betroffener wie auch als jemand, der versucht, seine Umwelt quasi als *teilnehmender Beobachter* – also trotz Teilnahme, ja Involviertheit mit einer gewissen Distanz – zu beleuchten.

„Ich will die Arbeiterzustände auf dem Lande erzählen so wie ich sie sah und erlebte, nichts weiter. Alles andere, auch das aus der Familie, ist rührseliger Kaffeeklatsch, wozu ich mich nicht entschließen kann.“⁴⁴²

So antwortet Rehbein später einmal in einem Brief auf eine Anfrage seines bürgerlichen Herausgebers Paul Göhre zu weiteren familiären Hintergründen. Nichtsdestotrotz lassen sich der Autobiografie das Wesentliche zu seinem Herkunftsmilieu wie auch einige Informationen über sein späteres Privatleben als Familienvater⁴⁴³ entnehmen. Überdies führt er seiner Leserschaft – wenn auch nicht in weit-schweifigen expliziten Selbstreflexionen – vor Augen, wie sich sein Inneres in den einzelnen Stationen, die er durchläuft, verändert. So entsteht eine spezifische Mischung aus Innen- und Außenbeschreibung,⁴⁴⁴ wobei es aber wichtig erscheint, sehr genau zu beachten, wie innere Anteilnahme des Schreibenden auch in der (scheinbar) objektivierenden Beobachtung des Außen zum Ausdruck kommen kann. Anders als noch bei Bräker wird zudem „der reflektierte Erzählstandpunkt, die bewußte Retrospektive“ auch für große Teile der dargestellten frühen Entwicklungsphasen „nicht zugedeckt – etwa durch den Anschein, noch in der Haut des Kindes zu stecken“⁴⁴⁵. Die Reflexionen und Deutungen des reifen und weltanschaulich gefestigten Autors kommen durchgängig zum Vorschein. Eine zusätz-

⁴⁴¹ Laut Bollenbeck 1976, S. 339, „ist die Beziehung von Innerem und Äußerem unproportioniert, bleibt die Spiegelung der objektiven Realität im Subjekt milchig“. Für Rehbeins Selbstbeschreibung (sowie für die von Christina Gabriel um 1800) scheint eine von Bergmann 1991, S. 138, formulierte ‚Gesetzmäßigkeit‘ für populäre Autobiografik noch am ehesten zutreffend: „Je niedriger der soziale Status der Individuen ist, je mehr ihre Lage durch Unterprivilegierung, Abhängigkeit und Diskriminierung gekennzeichnet ist, desto eher rückt die Stigmatisierungsproblematik ins Zentrum [...]“. Rehbeins eigene Stigmatisierung ist allerdings über weite Strecken eng gekoppelt an die Stigmatisierung eines bestimmten Kollektivs (Land- und Wanderarbeiter, Tagelöhner, Sozialdemokraten).

⁴⁴² Göhre 1911, S. 11.

⁴⁴³ Diese Informationen, Rehbein 1911, S. 198ff., beschränken sich allerdings im wesentlichen auf Folgendes: das Kennenlernen seiner späteren Gattin Dora; das Glück der quasi ein ganzes Jahr lang andauernden vorweggenommenen Flitterwochen bei einem gemeinsamen Arbeitgeber; die baldige Heirat nicht zuletzt aufgrund von Doras Schwangerwerden; das kärgliche Dasein in einer Tagelöhnerwohnung mit dem sich einstellenden Nachwuchs; die gemeinsame Arbeit mit der Gattin im Tagelöhnerdienst; das Familiendasein zwischen Arbeitslosigkeit und kurzfristigen Beschäftigungsverhältnissen; die familiäre Notlage kurz nach dem Arbeitsunfall. Im Vergleich zu den sonstigen Schilderungen etwa der sozialen Verhältnisse auf dem Lande erscheinen diese ‚Familiengeschichten‘ in der Tat sehr skizzenhaft.

⁴⁴⁴ Über die Beschreibung der strukturellen Bedingungen schreibt Frerichs [1979], S. 550: „Die subjektive Form, in der Rehbein die [äußeren] Verhältnisse abbildet, vermittelt die Einsicht in ihr objektives Wesen.“

⁴⁴⁵ Frerichs [1979], S. 530.

liche Distanz zu den dargestellten Erlebnissen resultiert selbstverständlich aus dem zeitlichen Abstand, der den Autobiografen von dieser erzählten Welt trennt.

Der letztere Aspekt ist in diesem Fall gerade deshalb von besonderer Bedeutung, da Rehbein in den zwölf Jahren zwischen seinem Arbeitsunfall (mit 28 Jahren), mit dem die Autobiografie inhaltlich abschließt, und dem Zeitpunkt der Niederschrift seiner Lebensgeschichte (mit etwa 40 Jahren) eine ganz außerordentliche *innere* Entwicklung durchlaufen hat. Man erfährt über den relativ späten Entwicklungsprozess Rehbeins zwar nur etwas aus dem Vorwort des Herausgebers Göhre, und dieses Wenige an Informationen enthält vornehmlich Angaben zum äußeren Lebenslauf (über die wesentlichen beruflichen Positionen, die Rehbein in dieser Zeit eingenommen hat) sowie über die weiter zurückgehende Entstehung seines politisch-sozialistischen Weltbildes. Aber immerhin wird hier berichtet, dass es Rehbein gelungen ist, im Rahmen der *sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Organisationsstrukturen* eine ‚journalistische‘ und politisch engagierte Laufbahn einzuschlagen. Er arbeitet sich in dieser Zeit, nachdem er zunächst „eine Zeitlang mit Zwirn und Band“ „[ge]bettel[t]“⁴⁴⁶ hatte, vom kleinen Zeitungsausleger eines sozialdemokratischen Parteiorgans („Schleswig-Holsteinische Volkszeitung“) über eine Verlegertätigkeit bei dieser Zeitung hoch zum schreibenden politischen ‚Kommentator‘ (Lokalberichterstatte für den „Vorwärts“) und ist schließlich für die Berliner Gewerkschaftskommission tätig. Dass innerhalb dieses Zeitraumes eine beträchtliche innere Entwicklung stattgefunden haben wird, lässt sich implizit erschließen. Auch geografisch ist Rehbein in dieser Zeit mobil: Nach seinem Wechsel vom Lande (aus der Marsch/Dithmarschen) in die Stadt Kiel geht er erst nach Elmshorn (wo er den erwähnten Verlag übernimmt) und später in die Metropole Berlin. Er schafft es also in der Tat, sich räumlich, sozial und kulturell aus seinem angestammten Milieu *herauszubegeben*.

Insgesamt betrachtet handelt es sich somit um eine Aufsteigergeschichte. Der autobiografische Text selbst endet allerdings mit dem völlig mittellos und zum Invaliden gewordenen Protagonisten und zeigt letztlich den aus der relativ gesicherten Position eines Großknechts abgestiegenen Rehbein. Eine innere Veränderung bzw. Horizonterweiterung, zu der schon eine spezifische räumliche Mobilität gehört, lässt sich aber bereits in seiner bis zu diesem Zeitpunkt reichenden autobiografischen Erzählung erkennen. Die Bildebewegungen in ihrer Gesamtheit haben in entscheidender Weise dazu beigetragen, dass diese „Arbeiterbiografie“ eine ganz eigene Qualität besitzt.⁴⁴⁷ Da dem Autor wie dem Herausgeber daran gelegen ist, über das bürgerliche Publikum hinaus gerade auch die LeserInnen der Arbeiterschicht zu erreichen, kann es für sie nicht darum gehen, eine Aufsteiger-

⁴⁴⁶ Göhre 1911, S. 2.

⁴⁴⁷ Rehbeins Autobiografie wurde nicht zu Unrecht von einigen Interpreten quasi als Höhepunkt der Erinnerungsschriften von Arbeitern bezeichnet (so etwa Bollenbeck 1976, S. 316; Frerichs [1979], S. 523).

geschichte vorzulegen. Denn an der Darstellung eines eifrig Aufstrebenden, der darauf aus ist, seine Herkunftsgruppe zu verlassen, wird die ArbeiterIn wohl wenig Interesse gehabt haben. Rehbein versucht daher eher, im Selbsterlebten und durch Beobachtung Wahrgenommenen eine Art Sozialgeschichte der (eigenen) Klasse der Arbeiter zu präsentieren.

Das Herkunftsmilieu – dörfliches Kleinhandwerk

Am Beginn der Autobiografie ist der geografische, politische, historische und soziale Kontext angedeutet. Über „Hinterpommern“, der „verrufene[n] Ecke unseres lieben deutschen Vaterlandes“, wo es „einem so merkwürdig ‚östlich‘ zumute“ werde, würde „heute noch ein Hauch des Mittelalters“ wehen. „Ein Adelsitz am andern“, „Stammschlösser und Tagelöhnerkaten, Herrenmenschen und Heloten“, gelegentlich ein kleines „Bauerndorf“ und „in respektvoller Entfernung voneinander die kleinen industriearmen Landstädtchen mit ihren Ackerbürgern, Kleinhandwerkern und – Honoratioren.“ Rehbein skizziert hier die Sozialstruktur⁴⁴⁸ und die strukturellen Bedingungen seines Heimatlandes – „Puttkamerun“, wie er es in trefflicher Weise charakterisiert. Diese Wortschöpfung, eine Zusammensetzung aus ‚Puttkamer‘ (ein Großgrundbesitzer- und Adelsgeschlecht aus Pommerellen)⁴⁴⁹ und ‚Kamerun‘, „impliziert Satire und Kritik, die zu einer Vergleichen der Unterdrückung der Landbevölkerung durch die Großgrundbesitzer in Ostelbien mit der kolonialistischen Herrschaft der Deutschen in Afrika provozieren soll“⁴⁵⁰. Zugleich kommt in diesen paradigmatischen Anfangszeilen ein Stilmittel zur Anwendung, das den gesamten Text mitstrukturiert: die *kontrastive Beschreibung*, die geradezu eine Dramaturgie des Kontrastes ermöglicht. Diese scheint insofern durchaus angemessen, als sie sich auf in der Tat tief empfundene Kontrasterfahrungen des Protagonisten bezieht. Zwischen den Darstellungsmitteln und den Erlebnissen bestehen gewissermaßen strukturelle Konvergenzen.⁴⁵¹

Über das unmittelbare Umfeld des jungen Franz heißt es, die sechsköpfige Familie Rehbein habe in einem Landstädtchen (Neustettin⁴⁵²) eine kleine Mietwohnung bewohnt, deren einziges Zimmer sowohl als Wohn- und Schlafräum, als Küche

⁴⁴⁸ Laut Frerichs [1979], S. 527, sind die Herrschaftsverhältnisse hier „durch eine soziale Differenzierung abgesichert, die die Landarbeiter in Gesinde, Tagelöhner, Kleinbauern und sogenannte Inst-Leute gliedert, spaltet und somit ein Bewußtsein über die gemeinsame Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern nahezu verhindert“.

⁴⁴⁹ Frerichs [1979], S. 522.

⁴⁵⁰ Frerichs [1979], S. 523.

⁴⁵¹ Insofern erscheinen die Deutungsmuster und symbolischen Ordnungen, deren sich der Autor bedient, keineswegs rein ideologisch bedingt, sondern können als wohlbegründete Ausdrucksformen bezeichnet werden.

⁴⁵² Rehbein nennt seine Heimatstadt hier nicht beim Namen. In einem Antwortbrief Rehbeins auf eine Nachfrage Göhres (nach dem Verhältnis zu seiner Mutter) nennt er „Neustettin“ als seine Heimatstadt (Göhre 1911, S. 11).

wie auch als Werkstatt des Vaters dienen musste. Der Vater arbeitete als kleiner „Handschneider“ für Ackerbürger, Arbeiter und Bauern der umliegenden Dörfer. Er war „seelensgut“, aber „kränklich“. Er hatte die Schwindsucht und konnte seine Aufträge zusehends nur noch mit der *tatkräftigen Unterstützung seiner Frau* bewältigen. Er „hörte es nicht ungern, wenn er ‚Meister‘ tituliert wurde“. Anders formuliert: er verfügte, was auf dem Lande durchaus nichts Ungewöhnliches war, nicht über einen zunftmäßigen Meistertitel. Dennoch meinte der Vater, als Handwerker könne man zum Frühstück „doch nicht Mehlsuppe essen, wie die Tagelöhner“, da sonst „die Reputation der ganzen ehrenwerten Schneiderzunft darunter gelitten haben“ würde. Die Prekarität zwang jedoch dazu, dass auch bei den übrigen Mahlzeiten zu Hause „Schmalhans Küchenmeister“ gewesen war.⁴⁵³ Der Autobiograf stellt jedoch gleich klar:

„[...] hundert anderen Familien ging es genau ebenso [...]. Diese Ernährungsweise bildete dort schon seit Menschengedenken den Normalzustand für die unteren Volksschichten. [...] Es ist eben ‚hinterpommersch‘. Die Sorge um den Lebensunterhalt hält die Gedanken der ärmeren Familien denn auch sozusagen Tag und Nacht wach. Nahrung und Feuerung, darum dreht sich alles.“⁴⁵⁴

Dies ist ein Beispiel dafür, wie Rehbein seine ärmliche Daseinsform stets vor dem Hintergrund eines kollektiven Schicksals einordnet. Gezwungenermaßen bestimmen ein gewisser ‚Materialismus‘ und Funktionalismus („Nahrung und Feuerung“) den gesamten Alltag, was sich – verständlicherweise – auch noch in der thematischen Fokussierung der Autobiografie niederschlägt. Rückblickend vermag sich der Autor in begrenztem Maße von dieser engen Weltsicht zu distanzieren. So kommentiert er etwa das *ambitiöse Verhalten des Vaters*, der sich aufgrund seiner Handwerkerlehre von unter sich stehenden Bevölkerungsteilen abheben zu müssen glaubt, mit *Ironie*. Zugleich bringt er dem Vater aber eine gewisse Empathie entgegen. Der Widerspruch zwischen dem väterlichen Prestigedenken und der faktisch prekären häuslichen sozialen Lage wird so aufgedeckt. Ironie scheint überhaupt – worin, wie erwähnt, deutliche Parallelen zu Sudermanns Geschichte bestehen – als Möglichkeit der Distanznahme von leidvollen Erfahrungen und strukturellen Abhängigkeiten ein wichtiger Teil dieses Bildungsprozesses zu sein. Die weitere, ebenfalls nicht frei von Widersprüchen verlaufende Entwicklung des Franz Rehbein wird erst von dieser Ausgangskonstellation her verständlich.

Während sich der kleine Franz zusammen mit seiner Schwester „schon im zarten Alter nützlich“ machte (z.B. „Roßäpfel und Kuhfladen [...] sorgfältig aufgelesen“) und meistens „barfuß gehen“ musste, sah er „die Kinder wohlhabender Eltern vergnügt“ in Stiefeln „einherstolzieren“. Für „uns Schlag Leute“ wäre dies „ein überflüssiger Luxus“ gewesen. In den Arbeitsprozess wurden die Rehbein-Kinder – eine der zahlreichen Überschneidungen mit dem Fall Bräker um 1800 – schon sehr früh integriert. Der Schulbesuch blieb auf das Nötigste beschränkt. Schule hat für Rehbein nicht im Entferntesten die Bedeutung erlangen können wie für

⁴⁵³ Rehbein 1911, S. 14f.

⁴⁵⁴ Rehbein 1911, S. 17.

die junge Christine Holstein, die ja eigentlich erst im Schulunterricht neue Entfaltungsmöglichkeiten für sich erkannte. Über die Unterrichtsinhalte lässt sich seinem Text so gut wie nichts entnehmen. Stattdessen berichtet der Autor über „politische‘ Gespräche“ und „Kriegsgeschichten“, die in den Winterabenden zwischen seinem Vater und einigen Nachbarn (anderen Dorfhandwerkern, die teils selbst an Kriegen teilgenommen hatten) in der „warmen Schneiderbude“, dem „Treffpunkt dieser ‚Feierabend-Zunft‘“, gepflegt wurden. Hatte Bräkers Vater sich noch mit dem Pfarrer oder einem Nachbarn über religiöse Fragen ausgetauscht, so steht bei Rehbeins Vater die *Politik* im Vordergrund. Säkularisation bedeutet hier immerhin schon eine gewisse Informiertheit über die Welt der Mächtigen. Männer wie Moltke und Bismarck seien so mit der Zeit auch zu Franzens Kriegshelden geworden.⁴⁵⁵ Nicht selten sah Franz überdies, wie die „Honoratioren und Geschäftsleute“ seines Städtchens „Bücklinge und Kratzfüße“ vor den adligen Gutsherren machten, die an Feldzügen selbst teilgenommen hatten. Sich hieran orientierend, galt ein Vertreter dieser „tapferen pommerschen Krieger“ auch in seinen Augen als „eine Art höheres Wesen“, ja sogar als „rechtmäßiger Herr und Gebieter in anderen Dingen“, wie man es ebenfalls von den Lehrern in der Schule eingepflichtet bekam.⁴⁵⁶ Die Schule erscheint hier lediglich als ein Herrschaftsinstrument, das die bestehenden Macht- und Sozialstrukturen bestätigt. Militärische Elemente und der Gestus der *Untertänigkeit* den traditionellen Eliten gegenüber sind schon früh Teil der kindlichen Sozialisation. Elias hat derartige Vorgänge als spezifisch deutsche Eigenheiten hervorgehoben: „manche Aspekte des durch den Adel vertretenen deutschen Kriegerkanons drangen als Muster des Verhaltens im Frieden in weite deutsche Schichten ein“⁴⁵⁷. In Christine Holsteins Kindheit und Jugend ließ sich bereits eine starke Affinität für adlig-heroische Komponenten ersehen, bei ihr allerdings gepaart mit einem von den einst privilegierteren Eltern übernommenen Herrschaftsbewusstsein. Als der Vater Rehbein starb, wünschte der nunmehr 12-jährige Franz, endlich selbst eine Arbeitsstelle annehmen zu können, um der Not zu Hause Abhilfe zu leisten.

Anknüpfung an ein anderes Milieu und Aufstiegsaspirationen

Franz fand in der Tat eine kleine Stelle, die insgesamt betrachtet von ganz entscheidender Bedeutung für seine Biografie sein sollte. Während sein älterer Bruder bereits „zu einem befreundeten Schneidermeister in die Freilehre gebracht worden“ war und seine Mutter sich als „Waschfrau und Tagelöhnerin“⁴⁵⁸ verdingte,

⁴⁵⁵ Rehbein 1911, S. 20f.

⁴⁵⁶ Rehbein 1911, S. 22.

⁴⁵⁷ Elias, Studien, 1998, S. 35.

⁴⁵⁸ Rehbein 1911, S. 26, zeichnet seine Mutter nicht nur als „kräftige Natur“ sondern insgesamt als eine sehr starke Persönlichkeit. Wie Göhres Vorwort zu entnehmen ist, hängt Rehbein sehr an seiner Mutter und versucht auch nach seinem Fortgehen aus der Heimat, den Kontakt zu ihr stets aufrechtzuerhalten (Göhre 1911, S. 11f.). Aber verständlich wird ihm ihr Charakter und ihr Handeln,

nahm Franz „bei Pastors“ eine „Stellung als wohlbestallter Stiefelputzer“ an. Im Hause des Pastors waren ein halbes Dutzend höhere Schüler des städtischen Gymnasiums aus der Umgebung – unter anderem auch eine „Anzahl Gutsbesitzersöhne“ darunter – „in Kost und Logis“. Zu Franzens Aufgaben gehörten – in gewisser Hinsicht sind hier Ähnlichkeiten zum jungen Dietrich Schäfer erkennbar – das Putzen der Schuhe und das Reinigen der Kleider der ganzen Pastorenfamilie sowie der „Pensionäre“, das Holz- und Torfschleppen sowie Botendienste. „Dennoch war meine rund zweijährige Tätigkeit als Stiefelputzer“, so resümiert der Autobiograf über diese Zeit, „von außerordentlichem Nutzen für mich, vor allem in Bezug auf meine geistige Entwicklung“:

„Schon der allgemeine Umgangston war hier ein doch ganz anderer als zu Hause [...]. Ich hörte hier nicht die ständige Verwechslung von ‚mir‘ und ‚mich‘, wie sie bei uns Volksschülern sonst üblich war. Die Kinder und Pensionäre des Pastors befließigten sich stets einer [...] sorgfältig gewählten Aussprache. Und das farbte bis zum gewissen Grade auch bald auf mich ab. Von den jüngeren ‚meiner‘ Gymnasiasten wurde ich nämlich nach der Schulzeit des Nachmittags häufig zum Spielen eingeladen, was mir bei meinen nachbarlichen Spielgenossen aus der Volksschule freilich manch hämisches Wort der Mißbilligung eintrug. Denn seit jeher bestand nämlich zwischen Volksschülern und Gymnasiasten eine arge Schülerfehde [...]. Die Gymnasiasten hießen bei uns Schlemmer oder ‚Schlemmnasiasten‘, während wir Volksschüler von jenen als Knoten bezeichnet wurden. Diese Gegensätze waren zwischen mir und den Gymnasiasten der Pastorenfamilie in kurzer Zeit so gut wie ausgeglichen. Sie hatten mich gerne beim Spiel, und ich rang und balgte mit den jüngeren nach Herzenslust. Durch diesen Umgang eignete ich mir ebenfalls eine gewisse Gewandtheit in der Ausdrucksweise an, meine Manieren wurden etwas geschliffener.“⁴⁵⁹

Der außerordentliche Nutzen dieser Erfahrung für Rehbein wird einsichtig. Denn aus dem ‚Putz- und Handlangerjob‘ entwickelte sich bald eine Art *Lebensstil- und Habitusvermittlung*, gewissermaßen eine Enkulturation in bürgerliche Lebensart. Franzens „Manieren“ wurden „geschliffener“, seine „Ausdrucksweise“ gewandter. Dabei handelt es sich um einen durchaus wechselseitigen Prozess zwischen zum einen eher beiläufiger Prägung und zum andern einem Anverwandeln bzw. einer aktiven Übernahme: einmal *farbte* die „gewählte Aussprache“ auf ihn *ab*, dann aber *eignete* er sich eben auch „eine gewisse Gewandtheit“ *an*. Wichtig scheinen bei dieser Anknüpfung des Volksschülers Rehbein an das bildungsbürgerliche Milieu der Gymnasiasten und „bei Pastors“ aber zugleich ganz andere Faktoren: das gemeinsame „Spielen“ mit den Gymnasiasten nach der Schule („Sie hatten mich gerne beim Spiel“) und das Ringen und Balgen „mit den jüngeren nach Herzenslust“. Die Annäherung an das andere Milieu geschieht hier gewissermaßen auf der Straße oder auf dem Feld, also außerinstitutionell und auch über den *Körper*. Zivilisierungs- und Bildungsprozesse finden auf der *informellen* Ebene statt. Aber selbst wenn es zwischen Franz und den Gymnasiasten zu einem Ausgleich der Gegensätze kommt – dass der Autor das Possessivpronomen „meine“ auf die Gymnasiasten anwendet, spricht bereits für eine gewisse Identifikation –, weiß er um die

das mitunter auch von gewissen Härten gegenüber den Kindern nicht frei war, erst im reiferen Alter, als er selbst schon Kinder hat.

⁴⁵⁹ Rehbein 1911, S. 26f.

„Mißbilligung“ dieses Geschehens durch sein früheres Umfeld, durch die Volksschüler. Er sitzt bereits zu diesem Zeitpunkt ‚zwischen den Stühlen‘, was ja paradigmatisch insbesondere für Aufsteigergeschichten zu sein scheint. Rehbein wird im Folgenden immer wieder in Situationen geraten, die sehr *ambivalente* Bedingungen und Anschlussmöglichkeiten aufweisen.

Verglichen mit den bei Dietrich Schäfer beschriebenen Erfahrungen mit höheren Schülern fällt auf, dass Rehbein hier schon für einen sehr frühen Zeitpunkt auch eine explizit *körperlich-wettkampftartige Komponente* in der Begegnung mit diesen besergestellten Kindern anspricht („ich rang und balgte mit den jüngeren nach Herzenslust“). Schäfer hingegen erwähnt lediglich *kognitiv-wissensbezogene* Aspekte seiner Annäherung an die Kinder der „Wohlhabener[n]“ („hatten einen gewissen Respekt vor mir, weil ich allerlei wußte, was sie in ihren höheren Schulen nicht gelernt hatten“). Wenn Schäfer an anderer Stelle seine *Überlegenheit* gerade in physisch-körperlicher Hinsicht gegenüber Gleichaltrigen hervorhebt, dann bezieht er sich auf die Kinder seines eigenen (unterbürgerlichen) Milieus. Nur ihnen gegenüber scheint er sich in so handfester Weise Respekt verschafft zu haben („ich habe keinen gleichaltrigen Knaben getroffen, dem ich nicht durchaus überlegen gewesen wäre. In den mancherlei Reibereien mit den Jungen der Nachbarschaft ist mir das zugute gekommen; sie fürchteten mich, wenn sie nicht in großer Zahl beieinander waren“). Bei Rehbein ist gewissermaßen auch das Verhältnis zu den Etablierten und Herrschenden, also nach oben hin, von vornherein ein Verhältnis *physisch-körperlicher Gewalt*.

Insgesamt bleiben ihm diese zwei Jahre im Pastorenhaus in einer gewissen *Ambiguität* in Erinnerung: Von den Gymnasiasten erhielt er mitunter „Schulhilfe“, der Pastor erkundigte sich „wohlwollend“ nach seinen Schularbeiten und gab ihm „lehrreiche Bücher zum Lesen“ (Reisebeschreibungen, geografische, historische und biografische Schriften sowie „Werke unserer Dichter“) – man förderte also auch ausdrücklich seine „geistige Entwicklung“. Wenn sein „Lerneifer“ anhalte, so meinte der Pastor, könne Franz vielleicht sogar „einmal Lehrer werden“. Diese Hoffnung zerschlug sich schnell, denn wo sollte seine Mutter „als Waschfrau die Mittel dazu hernehmen“, zumal sie jetzt zudem noch auf „eine Armenunterstützung“ angewiesen war? Über diese vagen Ermutigungen zu einem möglichen sozialen Aufstieg konnte die Unterstützung des Pastors – und etwas später auch die des Rektors seiner Schule – also offenbar nicht hinausgehen. Aber schon „diese Andeutungen“⁴⁶⁰ sollten Wirkung haben. Über die *Bildungsaspirationen* hinaus hegte Franz fortan weitergehende Hoffnungen auf einen gewissen *Statusgewinn*. Auch als ‚seiner‘ Gymnasiasten ihn kurze Zeit später zu einem zweiten Hilfsdienst (einem „weiteren Nebenverdienst“) als „Faktotum“ für ihren „akademischen Verein“ „nach studentischem Muster“ überredeten, versuchte man ihn in diese Richtung

⁴⁶⁰ Rehbein 1911, S. 27f.

zu ermutigen: Er sei zu *Höherem* ausersehen als nur zum Stiefelputzer. Das Höhere „in diesem Amt“ („Hoffentlich weißt du diese Ehre zu würdigen, mein Junge“) sollte wiederum seine zwei Seiten haben: Zum einen hatte Franz „Journale und akademische Hefte bei den Kommilitonen [...] auszutragen“, was ja immerhin noch als eine Art Unterstützung des wissenschaftlichen Nachwuchses verstanden werden konnte; zum anderen hatte er an den Vereinsabenden „Pfeifen zu stopfen, Fidibusse anzuzünden, Gläser zu spülen, Heringe abzuwaschen und – eventuell auch den Kotzeimer herauszutragen“⁴⁶¹. Trotz dieses knechtischen Aufgabenbereichs sah Franz es als eine „Gelegenheit, ein Stück sogenanntes Studentenleben kennen zu lernen“. In der *Distanzierung* ausdrückenden Formulierung „sogenanntes Studentenleben“ deutet sich zumindest ansatzweise an, welche Mechanismen der Junge hier mitbekommen sollte. Elias hat die zwiespältige Funktion – „Zwang zum Ausleben des Verbotenen und zur gleichzeitigen Bewältigung des Auslebens durch rigide Formalisierung“ – damaliger studentischer Verbindungen wie folgt umschrieben:

„Es gehörte zu den Grundzügen dieses studentischen Charaktertrainings, daß es das Ausleben von vergleichsweise infantilen und barbarischen Impulsen, die zuvor bei vielen Novizen wohl schon durch Gewissenskontrollen vom Handeln abgedrängt waren, nicht nur erlaubte, sondern erzwang; und daß es dieses Ausleben verbotener Impulse zugleich durch ein Gitter genau zu befolgender Rituale aufs strengste einhegte.“⁴⁶²

Franz erlebte den akademisch-bürgerlichen Nachwuchs also gleich in einem exemplarisch diffizilen Aktionszusammenhang, zumal er in diesem Kreis wiederum sowohl teilnehmender Beobachter (als „Faktotum“) als auch mitunter direkt involvierter Akteur sein sollte:

„In schönster Ulkstimmung waren nämlich einige eines Nachts auf den Einfall gekommen, ich solle ebenfalls ein Lied singen, aber auf dem Tisch.“⁴⁶³

Die „Kneiperei“ dieser Möchtegern-Korporierten („Vorfreuden der kommenden Burschenherrlichkeit“) endete so auch für das „dreizehnjährige[] Bürschchen“ Franz mit einem „wahren Kanonenrausch“. Beim gemeinsamen Singen und Saufen unter ‚Männern‘ – die egalisierende Wirkung der Geschlechterkategorie sollte hier nicht unterschätzt werden – wurden offenbar letztlich doch einmal die Klassenbarrieren außer Kraft gesetzt. Aus Rehbeins Erzählung geht allerdings ebenso hervor, dass selbst diese Quasi-Korporation von „Primaner[n] und Sekundaner[n]“ eigentlich eine streng hierarchische Struktur aufwies („Präses“, „Füchse“ etc.).⁴⁶⁴ Wie Elias erläutert, war „jede solcher Verbindungen [...] ein Männerverband von Altersgruppen, innerhalb dessen die Senioren in genauester Abstufung Befehls- und Entscheidungsgewalt über die Jungen hatten“⁴⁶⁵.

⁴⁶¹ Rehbein 1911, S. 28f.

⁴⁶² Elias, Studien, S. 126.

⁴⁶³ Rehbein 1911, S. 30.

⁴⁶⁴ Rehbein 1911, S. 29f.

⁴⁶⁵ Elias, Studien, S. 127.

Ohne dies eigentlich beabsichtigt zu haben, erlangte Franz somit bereits *tiefe Einblicke* in die Welt der gehobenen Schichten und die Herrschaftsstrukturen der damaligen Gesellschaft. In der Gesamtbetrachtung dieser Biografie erscheint es sogar, als habe er sich schon in dieser Lebensphase „bei Pastors“ und unter den Gymnasiasten die Grundlage für sein späteres Eintauchen in eine eher bürgerlich-geistige Lebenswelt verschaffen können. Dass dies möglich war, wird man gewiss nicht auf eine besondere gesellschaftliche Offenheit zurückführen können, denn dass das Kaiserreich alles andere als offen für sozial Aufsteigende war⁴⁶⁶, lässt sich an Rehbeins Autobiografie selbst in vielerlei Hinsicht belegen. Der kleine Franz erwies sich als ungewöhnlich pfiffiger Handlanger und wusste überdies in *informellen* Gebieten (etwa „beim Spiel“) zu gefallen. Wie einst Schäfer erweckte auch der junge Rehbein die Aufmerksamkeit der jugendlichen Gymnasiasten, die sich in diesem Alter noch durch eine gewisse Gewitztheit beeindrucken ließen. Grundsätzlich war aber auch für sie klar, dass das Aufstreben dieses gelegentlichen Spielkameraden (und ‚Saufkumpanen‘) seine Grenzen hatte. Der Pastor rührte letztlich ebenfalls nicht an diesen Grenzen, sondern beließ es bei seinen „Andeutungen“.

Bezogen auf den Habitus lässt sich bei Rehbein – wie bereits bei Schäfer – im Sinne Bourdieus feststellen, dass er „über Ingetrationsstufen“ verfügt, die durchaus Neues in sich aufnehmen können. Bourdieu erläutert in seinen „Meditationen“, dass „der Habitus oftmals mit Aktualisierungsbedingungen konfrontiert sein“ kann, „die von denen abweichen, unter denen sie produziert wurden“. Abgesehen von den Überforderten bzw. „Hilflosesten“, die „in Krisen oder bei einem plötzlichen Wandel“ der äußeren Bedingungen⁴⁶⁷ ihren „Dispositionen verhaftet bleiben“, obwohl diese „durch den Wandel der objektiven Bedingungen (soziales Altern) obsolet geworden sind“, gelte es unter anderem gerade für „Aufsteiger“, „Positionen ein[z]unehmen, die [...] andere Dispositionen als die ursprünglich erworbenen erforderlich machen.“⁴⁶⁸ „In Abhängigkeit von neuen Erfahrungen ändern die Habitus sich unaufhörlich. Die Dispositionen sind einer Art ständiger Revision unterworfen, die aber niemals radikal ist, da sie sich auf der Grundlage von Voraussetzungen vollzieht, die im früheren Zustand verankert

⁴⁶⁶ Ritter/Tenfelde 1992, S. 456, deuten neben sozialstrukturellen Hindernissen auch auf mentalitäre Barrieren hin, die „die geringe Ausprägung sozialen Aufstiegs“ insbesondere von Arbeiterkindern und Arbeitern mitbedingten: „Die Ursachen [...] lagen nicht nur in den bezeichneten Strukturen begründet. Nicht genügend bekannt ist, ob nicht auch aufstiegsfeindliche oder doch -hinderliche Mentalitäten und Verhaltensweisen einer Verbesserung der sozialen Positionen im Wege standen. Solche Mentalitäten konnten bei Arbeitern, etwa den Zuwanderern aus ländlichen Gebieten, stark herkunftsbedingt und darin durch ständische Orientierungen verursacht sein. Es mag aber auch sein, daß die Ausbreitung eines mental homogenisierenden Klassenbewußtseins im Zusammenhang mit dem Aufstieg der Arbeiterbewegung in ähnlicher Weise aufstiegshemmend wirkte.“

⁴⁶⁷ Bourdieu 2001b, S. 207, nennt dazu beispielsweise „Situationen wie de[n] Kolonialismus oder sehr rasche[] Deplazierungen im sozialen Raum“.

⁴⁶⁸ Bourdieu 2001b, S. 206f.

sind.“⁴⁶⁹ Auch im Falle Rehbeins lässt sich nicht übersehen, dass sein Denken und Handeln gewissen *Grenzen* unterliegt. Wie bei Schäfer begrenzt der Habitus allerdings auch bei ihm „nur die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmöglichkeiten“, „legt sie [aber] nicht im strengen Sinne fest; innerhalb dieser Grenzen sind durchaus Variationen und auch Innovationen möglich. [...] Insofern ist der Habitus nicht starr, sondern veränderlich und bereit, auf veränderte gesellschaftliche Konstellationen [...] und auf neue Bedingungen in einer Laufbahn zu reagieren. [...] Der Habitus bildet als Repertoire für alle möglichen Handlungsaufforderungen auch die Basis für Improvisation“.⁴⁷⁰

Frühe Erfahrungen der sozialen Objektivierung von Raum und Leib

Noch während seiner Schulzeit erklärte sich Franz einmal nach einem zweiwöchigen Ernteeinsatz kurz entschlossen bereit, für den erkrankten Sohn eines Instmannes auf dem Friederikenhof „im Gutsdienste“ einzuspringen. Er wanderte auf den Hof zu, den er bis dahin nur aus der Ferne gesehen hatte.

„Je näher ich kam, desto stattlicher erschien mir dieser. Vom Hauptwege erblickte ich durch den großen herbstlich entblätterten Park das prächtige Herrenhaus. Es war ein schloßartiges Gebäude, dessen Seitenflügel den Mittelbau um die Höhe eines Stockwerkes überragten. [...] Sinnend stand ich eine Zeitlang vor diesem parkbeschatteten Edelsitz der Damerows. Doch die kühle Erhabenheit, die von dem Herrenhaus ausstrahlte, wirkte niederdrückend auf mich. Frostig und bekloffen zog mir's durch die Glieder. Wie armselig kam ich mir doch vor im Vergleich zu denen, die hier stolz und vornehm als Besitzer und Gebieter nach ihrem Willen schalten und walten konnten.“⁴⁷¹

Im Zentrum dieses erinnerten Erlebnisses steht eine Wendung, die eine *zweispieltige* Empfindung ausdrückt: eine „kühle Erhabenheit“ habe jenes Herrenhaus ausgestrahlt. „Sinnend“ verharrte Franz damals vor diesem „prächtigen“ Bauwerk. Einerseits war es für ihn also durchaus eine Erfahrung *selbstgenügsamen Betrachtens*.⁴⁷² Das Objekt seiner Betrachtung hatte etwas Erhabenes. Andererseits aber wirkte es auf ihn auch „niederdrückend“, denn in dem Bau erkannte er ebenso den Stolz und die Vornehmheit seiner Besitzer, die über seinesgleichen in der Tat schalten und walten konnten, wie es ihnen beliebte. Es liegt nahe, hierbei etwa auf die kühnen Bauwerke zu verweisen, mit denen die Kirche schon im Mittelalter vermochte, ihre Gläubigen wohl nicht selten in ähnlicher Weise fröstelnd zu machen. Imposante Architektur dient dem grundbesitzenden Adel auch im 19. Jahrhundert als Ausdruck unantastbarer (und insofern eben „kühle[r]“) Macht und Herrschaft, die wie bei Franz sogar in die „Glieder“ fahren kann. (Dass ein Großbürgerlicher wie Alfred Krupp es mit dem Bau seiner Villa Hugel – zwischen 1870 und 1873 – dem Adel in dieser Hinsicht gleichtat, sei hier nur am Rande erwähnt.)

⁴⁶⁹ Bourdieu 2001b, S. 207.

⁴⁷⁰ Fuchs-Heinritz 2005, S. 130f.

⁴⁷¹ Rehbein 1911, S. 44.

⁴⁷² Vgl. Oevermann 1996.

Unmittelbar vor der Darstellung dieses Erlebnisses berichtet Rehbein von einer Konfrontation mit dem Herrn von Damerow selbst. Während des erwähnten Kartoffelernteeinsatzes sah Franz einen Reiter vom Gut auf sich und die übrigen Arbeitskräfte zukommen.

„Mit ungezwungener Eleganz saß er im Sattel, die rechte Hand leicht auf die Lende gestemmt. Sein Fuchs ging den ruhigen, aber elastischen Schritt, der das schöne Tier ohne weiteres als edles Reitpferd kennzeichnete. [...] Jetzt setzte der Vogt seine Kartoffelkiepe auf die Erde, wischte sich schnell die Hände an den Hosen ab und ging seinem Gebieter entgegen. Sechs Schritt vor ihm blieb er stehen, nahm kurz die Hacken zusammen und zog ehrerbietig seine Mütze.“⁴⁷³

Auch die Tagelöhner zogen „mechanisch ihre Kopfbedeckung“. Franz nutzte die Gelegenheit, um in die „Nähe“ des Reiters zu kommen und ihn und sein Pferd „besser betrachten zu können“.⁴⁷⁴

„Ich vergaß mich fast selbst, so sehr imponierten mir Roß und Reiter. Mit offenem Munde starrte ich bald auf den adeligen Herrn mit dem graumelierten Bart und eleganten Reithosen, bald auf die ungeduldig scharrende Fuchsstute, die zeitweilig den schöngeformten Kopf in die Höhe warf und Schaumflocken von dem blanken Gebiß schüttelte.

Da plötzlich wurde ich aus meinen Betrachtungen gerissen. Herr von Damerow ließ sein Pferd dicht auf mich zugehen und sah mich einen Moment durchdringend an. ‚Hat dich dein Schulmeister noch nicht gelehrt, den Deckel zu ziehen?‘ fragte er scharf. Ich wußte vor Verlegenheit nicht, was ich antworten sollte. Wahrhaftig, ich hatte vor lauter Bewunderung des ‚gnädigen Herrn‘ gar nicht daran gedacht, ebenfalls die Mütze abzunehmen. Verblüfft senkte ich deshalb den Kopf und schwieg.“⁴⁷⁵

In das selbstgenügsame Betrachten des Jungen – was gewissermaßen als eine Art *ästhetische Erfahrung* bezeichnet werden kann – brechen in drastischer Weise die *sozialen Regeln* dieser Lebenswelt herein. Dabei geschieht die scharfe Zurechtweisung des Jungen durch den Herrn von Damerow sowohl auf *leiblich-sinnlicher* als auch auf *verbaler* Ebene: Er lässt sein Pferd auf den Jungen zugehen, fixiert ihn „durchdringend“ und erinnert Franz – kurz darauf auch seine Mutter – mahnend an die Regel, vor dem Gutsherrn den „Deckel zu ziehen“. Der Autobiograf führt hier vor Augen, wie *Leiblichkeit* bzw. *Körperlichkeit* sozial objektiviert wird. Anders als die Tagelöhner, die „mechanisch ihre Kopfbedeckung“ ziehen,⁴⁷⁶ ist Franz zunächst so frei, sich ganz der innigsten Betrachtung hinzugeben. Er kennt zwar die Regel, dass man die Mütze zu ziehen hat, aber er weiß nicht, welche Sinnzusammenhänge sich hinter diesem Regelwerk verbergen. Den sozialen Kosmos, in den anderssozialisierte junge Menschen (etwa aus dem Bürgertum) in der Regel über einen längeren Zeitraum hinweg hineinwachsen,⁴⁷⁷ kann Franz hier innerhalb

⁴⁷³ Rehbein 1911, S. 40.

⁴⁷⁴ Rehbein 1911, S. 40.

⁴⁷⁵ Rehbein 1911, S. 40f.

⁴⁷⁶ Diese Geste der Unterwerfung ist „der Effekt eines Vermögens, das in Form von Wahrnehmungsschemata und Dispositionen (zu bewundern, zu achten, zu lieben usw.), die für bestimmte symbolische Äußerungen der Macht *empfänglich* machen, dauerhaft in die Körper der Beherrschten eingepägt ist“ (Bourdieu 2005, S. 74f.).

⁴⁷⁷ Wie Bourdieu 2005, S. 71, am Beispiel der männlichen Herrschaftsausübung auf Frauen erläutert, handelt es sich auch hier um „das unmerkliche Vertrautwerden mit einer symbolisch strukturierten

eines Augenblicks allenfalls erahnen. Im Grunde weiß er gar nicht recht, wie er auf die Zurechtweisung reagieren soll („Verblüfft senkte ich deshalb den Kopf und schwieg“).

Rehbein gelingt es hier, die fundamentale Differenz zwischen den sozialen Regeln und den leibgebundenen Formen, die diese Regeln zum Ausdruck bringen sollen, zutage zu fördern.⁴⁷⁸ Gerade an dem Beispiel des jungen Franz kann er zeigen, dass es so etwas wie ein *zweckfreies Handeln*, in diesem Fall ein ‚Staunen‘, insbesondere für die unteren Schichten in dieser Sozialwelt nicht geben darf.⁴⁷⁹ Zugleich demonstriert er aber auch, wie dieses Kind bereits aus der übrigen Masse seines Milieus *heraustritt*, aber eben als ‚unwissendes‘ Kind, noch nicht als selbstbewusster Akteur. Denn es sucht (aktiv) die „Nähe“ des Reiters, und es fragt sogar etwas später den Vogt, weshalb er „in gewisser Entfernung vor dem Herrn stehen geblieben sei“. „Dat kümmt noch vom Kummiß“, erfährt er. Die weiteren Erklärungen des Vogtes wiedergebend heißt es:

„Der Herr sei Rittmeister gewesen, und da verlange er, daß jeder seiner Arbeiter, der mit ihm sprechen wolle, sechs Schritt vor ihm stehen bleibe und abwarte, bis er von ihm angeredet werde. [...] Beim Inspektor verringere sich dieser Abstand etwa um die Hälfte. So, nun wußte ich Bescheid.“⁴⁸⁰ Sogar der *Raum* unmittelbar um den Gutsherrn herum erscheint sozial strukturiert. Seine Zugänglichkeit differiert je nach sozialer Position der Untergebenen innerhalb der innerbetrieblichen Hierarchie.

Rehbein inszeniert sich hier bei der Darstellung seines damaligen Verhaltens also geradezu als Subjekt mit eigener Aktivität – oder positiv gewendet: er zeichnet seine *Subjektwerdung* nach, zu der es eben auch gehört, dass er die (ungeschriebene) Gesetzesordnung des sozialen Raumes kennenlernt.⁴⁸¹ Schon zu diesem frühen Zeitpunkt erscheint Franz somit als ein recht eigenwilliges ‚Kerlchen‘. Der Gutsherr wirkt hingegen eher auf leibliche Verstrickung mit sozialen Formen reduziert und wird in der Szene erst spät individualisiert bzw. handelt weitgehend gemäß

physischen Welt und die frühzeitige und fortwährende Erfahrung von Interaktionen, die von den Strukturen der Herrschaft geprägt sind“.

⁴⁷⁸ Bourdieu 2005, S. 71, schreibt diesbezüglich einmal von der „symbolischen Kraft“, die „wie durch Magie auf die Körper ausgeübt wird“. Diese Magie stütze sich auf Dispositionen, „die wie Treibfedern in die Tiefe der Körper eingelassen sind“.

⁴⁷⁹ Hier wird ersichtlich, dass die Ausrichtung auf das Nützliche und *Notwendige*, die für Angehörige unterer Schichten signifikant ist, über die innere Disposition hinaus immer auch eine Zurichtung resp. Zuschreibung von außen, von oben darstellt. Dispositionen bzw. Lebenshaltungen beruhen insofern stets auf wechselseitigen Zuschreibungen, Orientierungen und Identifikationen von oben und unten. Bourdieu, feinen Unterschiede, S. 290, merkt daher an, dass der „Notwendigkeitsgeschmack“ Ergebnis von „Konditionierungen“ ist. „Der Geschmack ist *amor fati*, Wahl des Schicksals, freilich eine unfreiwillige Wahl, durch Lebensumstände geschaffen, die alles außer der Entscheidung für den ‚Notwendigkeits-Geschmack‘ als pure Träumerei ausschließen.“ (Ebd.)

⁴⁸⁰ Rehbein 1911, S. 41.

⁴⁸¹ Wie Frerichs [1979], S. 526, ausführt, handelt es sich hier um „erste Ansätze des sozialen Lernens, der Erziehung durch die Lebens- und Arbeitsverhältnisse, die auf das proletarische Kind frühzeitig desillusionierend wirken“.

seiner sozialen Rolle, die zugleich *militärisch* habitualisiert ist. Die *Leibdimension* erscheint hier immer auch als eine Möglichkeit der Bedrohung (der Reiter kontrolliert sie strategisch). Mit dem Pferd bzw. Reiten lassen sich verschiedene Herrschaftsattribute verknüpfen: militärisch-politische Macht einer adligen Elite, ein physisches Gewaltpotenzial, aber auch Lebensart und Eleganz. Im Kern thematisiert der Autor die *Verleiblichung komplexer sozialer Strukturen*.⁴⁸² Herrschaft wird über die Körper konstituiert und hat zur Folge, dass sie auf diese Weise „naturalisiert wird“⁴⁸³. Das, was Rehbein in der zuvor erwähnten Szene am Beispiel der Architektur des Gutsherrenhauses aufzuzeigen vermag, nämlich die *Verkörperung sozialer Machtstrukturen in der unbelebten Objektwelt*, gelingt ihm nun auch in der belebten Welt der interagierenden Subjekte. Macht/Herrschaft formt sich gewissermaßen die Ding- und die Subjektwelt nach Belieben zurecht. *Formalität* ist geradezu in die Räume, Gegenstände, Tiere und Menschen eingelagert. Dabei ist allerdings unübersehbar, dass es auf Seiten der Herrschenden schon eines „beträchtlichen Aufwand[es] an Zeit und Anstrengung“ bedarf, um eine solche „Somatisierung des Herrschaftsverhältnisses“ zu erreichen.⁴⁸⁴

Das Dasein eines ungewöhnlichen Landarbeiters

Gleich nach dem Ende seiner Schulzeit (mit 14 Jahren) hatte Franz zusammen mit vielen anderen ‚Ostprovinzlern‘ in der *Hoffnung auf bessere Arbeitsbedingungen und besseren Verdienst* als sogenannter „Sachsengänger“ seine Heimat in Richtung Schleswig-Holstein verlassen. Er arbeitete nun als „Kuhhirte“ bzw. „Hütejunge“ für den holsteinischen Kleinbauern Jochen Voß in Kaltenkirchen. Rehbein distanziert sich in dieser Darstellung strikt von den zahlreichen „Dichterlinge[n]“, den „natschschwärmende[n] Schriftsteller[n]“, die das „Hirtenleben verherrlichen“. Sie würden nur die „Sonnenseite“ dieses Dienstes sehen.⁴⁸⁵ Als Autor legitimiert Rehbein somit explizit, weshalb er selbst gerade die Kehrseiten und damit auch *starre Formalität* thematisiert. Neben vielen Ähnlichkeiten zu Bräkers Darstellung des Hirtendienstes⁴⁸⁶ gibt es auch erhebliche Unterschiede. So wird z.B. von dem

⁴⁸² Dazu Klein 2005, S. 82: „Das In-Erscheinung-Treten des Körpers bedeutet [...] immer ein Wirksam-Werden von Macht.“

⁴⁸³ Bourdieu 2005, S. 99.

⁴⁸⁴ Bourdieu 2005, S. 99.

⁴⁸⁵ Rehbein 1911, S. 74f.

⁴⁸⁶ Es gibt keine direkten Informationen darüber, ob Rehbein die Darstellung des Hirtendaseins bei Ulrich Bräker kennt. Einige Formulierungen sind allerdings so nah am Bräker-Text – und dies gilt nicht nur für die Darstellung des Hirtendienstes –, dass es sehr gut möglich erscheint, dass Rehbein diesen Text gelesen hat. Sowohl die dargebotene Sonnenseite („die Lerchen jubilieren“, „die Käfer summen“, „harmonischer Glockenklang vom fernen Kirchturm herüber tönt“) als auch die Schattenseite des Hirtenlebens („das tauige Gras legte sich schneidend kalt um die bloßen Füße“, „Achte nicht der Disteln und Dornen, auf die du trittst; stoß dir an Steinen die Füße blutig, reiß dir die Beine wund an Büschen und Brombeergestrüpp“), Rehbein 1911, S. 75f., erinnern stark an Bräkers „Lebensgeschichte“. Die bei Rehbein beschriebene Instrumentalisierung und Destruktion der „Na-

schwer zu bändigenden Eigenwillen der zu hütenden Tiere berichtet. Franz müsse als Hütejunge immer wieder „selbst Hund spielen“⁴⁸⁷, um die Herde zusammenzuhalten. Als „besonders arge[n] Übelstand“ des Hirtenlebens nennt Rehbein die „Einsamkeit“⁴⁸⁸.

Ein Hütejunge sei „vom frühen Morgen bis zum späten Abend [...] auf sich angewiesen. Was das heißt, weiß nur jemand zu empfinden, der es durchgemacht hat.“⁴⁸⁹

Solche expliziten Verweise auf die Bedeutung der *eigenen* Erfahrung, des Selbstmit-Erlebens, die zugleich die tiefere Reflexion der Erlebnisse belegen sollen, sind übrigens signifikant für Rehbeins Darstellung.

Eine „unendliche Langeweile“ plage den Hirtenjungen, „die noch um so übler wirkt, als die meisten Landwirte in vollständiger Verkennung der Dinge ihren Hütejungen nicht einmal das Lesen irgendeines Buches gestatten. In der Regel sind sie der Meinung, solch ein Junge würde beim Lesen die Zeit versitzen und deshalb auf das Vieh zu wenig Obacht geben.“⁴⁹⁰

„Selbst intelligente Gesichter“ würden durch diese „geisttötende Einsamkeit“ nach und nach einen „eigenartig stupiden Zug annehmen“, was man landläufig mit „Kohharsgesicht“ [Kuhhirtengesicht] umschreibe.⁴⁹¹

Franz selbst hatte allerdings auch in dieser Phase wieder einmal ein besseres Los gezogen. Sein „gutmütig[er]“ Arbeitgeber Jochen Voß, der stets „belebend und ermunternd auf seine Umgebung einwirkte“ und Franz von vornherein sympathisch war, verschaffte ihm nicht nur „angenehme Abwechslung“ während des Hütedienstes, wie z.B. leichtere Feldarbeiten, sondern er überließ seinem Kuhhirten auch bereitwillig „Zeitungen [genannt wird die „Hamburger ‚Reform‘] und Bücher“.⁴⁹²

„Man mut doch wäten, wat in de Welt passiert“, meinte der Kleinbauer Voß, „sunst weet’n jo garni, dat man läwt“.⁴⁹³

„Er tat sich fast etwas darauf zugute“, so resümiert Rehbein, „daß er einen Kohhar [Kuhhirten] hatte, der so eifrig hinter dem Lesen her war. An manchen Abenden [...] mußte ich ihm noch einiges aus der Zeitung vorlesen“.⁴⁹⁴

So habe Franz sich „manch anerkennendes Wort“ wegen seiner „fließenden Aussprache“ eingeholt. Voß sei jedoch „eine Ausnahme von vielen seinesgleichen“ gewesen.⁴⁹⁵ Überdies lernte er bald auch noch den alten „Dorfprivatier“ Thies, einen „früheren Müller und ‚Achtundvierziger‘“, kennen, der ihn für „n’ganz plietschen Jung’n“ hielt und ihm daher regelmäßig „allerhand Bücher“ mitbrachte,

tur?, genauer: der Fauna und Flora, gehen noch über das von Bräker Erzählte hinaus. Vgl. dazu Rehbein 1911, S. 82f.

⁴⁸⁷ Rehbein 1911, S. 77.

⁴⁸⁸ Rehbein 1911, S. 78.

⁴⁸⁹ Rehbein 1911, S. 79.

⁴⁹⁰ Rehbein 1911, S. 79.

⁴⁹¹ Rehbein 1911, S. 82. Ein Zusammenhang zwischen bestimmten Verhaltensmustern und der Leiblichkeit wird von Rehbein häufiger thematisiert – dazu mehr am Ende der Fallanalyse.

⁴⁹² Rehbein 1911, S. 79.

⁴⁹³ Rehbein 1911, S. 79.

⁴⁹⁴ Rehbein 1911, S. 79.

⁴⁹⁵ Rehbein 1911, S. 79.

über die sie sich austauschten. Auch „mancherlei Belehrung“ gab er ihm mit auf den Weg.⁴⁹⁶ Auf der Grundlage der wenigen Angaben zu diesem ‚Revoluzzer‘ von 1848 lässt sich immerhin vermuten, dass hier bereits in eine bestimmte Richtung hin politisiert wurde. Die spätere *Annäherung* Rehbeins *an die Sozialdemokratie* mag hier schon vorgezeichnet worden sein. Von anderen Hütejungen, die er mitunter zum „Snack“ (Plausch, Plauderei) traf, wusste Franz, dass ihnen zum einen jeglicher „Lesestoff“ oder sonstige Abwechslung verwehrt wurde und dass sie zum anderen in der Schule wegen ihrer „unwiderstehlichen Schlafanfalle“, die infolge ihres lang andauernden Hirtendienstes über sie kamen, Schläge von den Lehrern bekamen.⁴⁹⁷ Die zwei Seiten eines solchen Hütedienstes klangen schon bei Bräker an, der seinerzeit zwar einerseits dabei in der freien Natur allerlei abenteuerliche und ästhetische Erfahrungen machte, dessen Geißen andererseits aber auch gut genährt (mit dicken Bäuchen) wieder in den väterlichen Betrieb zurückkommen mussten. Die in Rehbeins Darstellung offenkundig meist in einem schlecht bezahlten Aushilfsverhältnis arbeitenden Hütejungen fühlten sich wohl in ein noch wesentlich rigideres System eingespannt. Nicht nur ihre Arbeitgeber versuchten ihnen strikte Verhaltensregeln aufzuerlegen, sondern auch in der Schule sollten sie ihre Müdigkeit überwinden, also ihre Leiblichkeit in einer Weise *kontrollieren*, die über das Menschenmögliche weit hinauszugehen scheint. Fortgeschrittene ökonomische Rationalisierung der Landwirtschaft bedeutet hier weniger Freiräume für die Beschäftigten schon in ganz jungen Jahren. Für diese Menschen steht das 19. Jahrhundert, zumindest im Vergleich zu Bräkers Erfahrungen, für ein *höheres Maß an Formalität*.

Rehbein hatte mit seiner Arbeitsstelle in mehrfacher Hinsicht ‚Glück‘ gehabt (er selbst nennt es „ein[en] günstige[n] Zufall“⁴⁹⁸). Sein Arbeitgeber erkundigte sich nicht nur gleich am ersten Tag „in wohlwollender Teilnahme“⁴⁹⁹ nach Franzens Vorleben, sondern er zeigte diesem Jungen gegenüber, der erst seit kurzem in der Fremde war, insgesamt ein außergewöhnliches Einfühlungsvermögen. Deutlich wird aber auch in dieser Passage, dass Franz eigentlich ein *Unikum* in dieser Sozialwelt darstellt (nicht nur wegen seines Verlangens nach genügend „Lesestoff“). Noch wird er allerdings eher von außen als eine etwas ungewöhnliche Erscheinung betrachtet und zieht aus diesem *Anderssein* auch immer wieder Gewinn für sich („fand ich eine ähnliche Anerkennung auch bei Steffen Thies“). Er empfindet sein Anderssein noch nicht als ein Problem, wie es etwa bei Christine Holstein bereits in relativ jungen Jahren im familiären Kontext thematisiert wird. Vielmehr öffnet es ihm bisher immer wieder neue Möglichkeiten, sich in unterschiedlicher Weise – sowohl in der Praxis des Arbeitsalltags als auch in explizit geistig-

⁴⁹⁶ Rehbein 1911, S. 80.

⁴⁹⁷ Rehbein 1911, S. 81.

⁴⁹⁸ Rehbein 1911, S. 80.

⁴⁹⁹ Rehbein 1911, S. 71.

intellektueller Hinsicht – zu erweitern. Sein unmittelbares Umfeld scheint seine Anwesenheit seinerseits als Bereicherung zu bewerten – so lernt es wohl auch aus seinen „Vorlesungen“. Franz kann also in gewissen Grenzen durchaus auf sein soziales Umfeld einwirken. Letztlich zeigt aber auch diese Episode, dass es für den Protagonisten eigentlich kein Halten, keinen festen Ort, keine Sesshaftigkeit gibt. Als „wildfremd in Hamburg aufgegriffen[er]“ Wanderarbeiter – hier hatte Voß ihn übernommen – war er nach Beendigung der vereinbarten Dienstzeit wieder ‚frei‘ für den Arbeitsmarkt. Voß hatte ihm schon rechtzeitig gesagt, dass er ihn zwar gern behalten würde, aber „für seine kleine Wirtschaft“ im Winter keinen Dienstjungen finanzieren könne.⁵⁰⁰ Im Winter, wenn das Vieh im Stall bliebe, brauchte er keinen Hütejungen. Franz musste sich also nach einem neuen Posten umsehen.

Diese *fortwährende Suchbewegung*, die schon für Christine Holsteins Weg signifikant war, kennzeichnet die gesamte in der Autobiografie dargestellte Entwicklung. Einerlei, in welcher Stellung und Position eines landwirtschaftlichen Betriebes Rehbein sich im weiteren Verlauf der Geschichte befindet, er verspürt stets eine gewisse *Unsicherheit* und *Unzufriedenheit*. Als Autobiograf reflektiert Rehbein die strukturell bedingte Abhängigkeit der LandarbeiterInnen und findet so auch Antworten zur Erklärung seines damaligen Unbehagens. Sein Text ist, wie erwähnt, gleichermaßen Selbst- wie Sozialstrukturbeschreibung. Unter meist impliziter Bezugnahme auf ein bestimmtes *politisches Deutungsmuster* kann Rehbein eine ganz andere Sensibilität für die Situation der anderen entwickeln, als etwa Gustav Weise und Holstein es vermochten, die überwiegend ihre eigenen Ziele und Nöte im Auge haben.

Ein quasi-institutionelles Ablaufmuster

Mit dem Stellenwechsel von einem Bauern zum nächsten bzw. mit dem Beginn eines neuen Dienstjahres – das sei hier als Überblick bereits vorausgestellt – verändert sich jeweils auch der innerbetriebliche Status und der Lohn. So durchläuft Franz während seiner Zeit als Landarbeiter in Schleswig-Holstein die folgenden Stufen: „Hütejunge“ – „Dienstjunge“ (subdifferenziert in „Lüttjung“ im 1. und „Grotjung“ im 2. Dienstjahr) – „Dienstknecht“ – „Großknecht“. Unterbrochen wird dieses Ablaufmuster durch den dreijährigen Militärdienst. Dieser berufliche Weg weist einen prozessualen Charakter auf, der eine Institutionalisierung des Landarbeiterberufs dieser Zeit widerspiegelt. Darin unterscheidet sich Rehbeins Laufbahn bereits erheblich von dem wenig vorstrukturierten Weg, den Bräker im 18. Jahrhundert durchlief, der ja zwischenzeitlich als Knecht/Tagelöhner bei einem Schlossbauern, aber eben auch als Lakai für einen Werbeoffizier gearbeitet hatte. Trotz durchgreifender beruflicher Institutionalisierung im 19. Jahrhundert selbst im ländlichen Bereich ist jedoch Rehbeins berufliches Fortkommen eben-

⁵⁰⁰ Rehbein 1911, S. 89.

falls keineswegs garantiert. Im Wissen um ein stets bereitstehendes unerschöpfliches Reservoir an billigen und flexiblen Arbeitskräften entschließt sich Rehbein so z.B. mit 25 Jahren, nachdem er bereits die einzelnen Stufen bis zum „Großknecht“ durchlaufen hatte, noch zu einem Wechsel in das äußerst unsichere Dasein eines Tagelöhners in der industriellen Produktion. Industrialisierung und freier Markt führen hier zu neuen Möglichkeiten der beruflichen Entfaltung, aber auch zu größerer Instabilität für die persönliche Planung.

Gewachsenes Selbstbewusstsein und Strategien des Widerstandes

Die Entwicklung eines besonderen Selbstbewusstseins lässt sich schon früh erkennen. Sie steht vor allem mit Rehbeins Anknüpfung an ein anderes Milieu in Verbindung. In der weiteren Entwicklung zeigt sich allerdings eine spezifische Form von Willensbildung und Widerstand während seiner Dienstverhältnisse als Landarbeiter. Am Anfang steht eine Szene aus Rehbeins Dienstzeit auf einem mittelgroßen Hof bei dem Marschbauern Jan Gnurr „von Kassenbüttel“⁵⁰¹, einem „Geizhals, der keine größere Freude kenne, als jemanden mit abgefemter Bauernschlauheit recht gründlich übers Ohr zu hauen, besonders wenn es gelte, einen armen Knecht um seinen Lohn zu prellen“⁵⁰². Jörn, der Sohn dieses Bauern, der „wegen seines ungeschliffenen eingebildeten Wesens gemeinhin der ‚Gröhler‘ genannt“⁵⁰³ wurde, „schlug und stieß“ Franz (zu diesem Zeitpunkt etwa 17 Jahre alt) während der gemeinsamen Arbeit oftmals „aus purem Vergnügen“.⁵⁰⁴ Zunächst ließ sich dieser „jedes Unrecht“ „apathisch und widerspruchslos“ gefallen,⁵⁰⁵ da er sich gegenüber dem 22-jährigen Jörn „noch nicht kräftig genug“ fühlte. Im zweiten Dienstjahr jedoch setzte Franz sich einmal zur Wehr. Als er beim Eggen versehentlich ein wenig von der „graden Streck“ abgewichen war, brüllte ihn der Bauernsohn an und gab ihm „ein paar Hiebe mit der Peitsche“.

„Jetzt schoß mir’s aber mit einem Male siedend heiß durchs Blut. Also wie einen Sklaven wollte mich der Lümmel peitschen?! Schnell drehte ich mich um – ließ die Pferde stehen und: klitsch, klatsch, hieb ich ihm mit meiner Ackerpeitsche um die Ohren. Im ersten Moment schien er ganz verblüfft zu sein, daß ich – der bisher so unendlich Geduldige – jetzt urplötzlich eine Gegenwehr wagte.“⁵⁰⁶

Schon anhand dieser wenigen Zeilen lässt sich erahnen, was für ein Abwehrpotenzial sich hier in Rehbein angestaut hatte. „Als 18jähriger Mensch“⁵⁰⁷ konnte

⁵⁰¹ Rehbein 1911, S. 126. Namens- und Ortsangaben sind zumindest teilweise fingiert. Göhre 1911, S. 4: „Zweckmäßig erschien es mir [Rehbein] indessen, verschiedene Orts- und Personennamen zu ändern, da die wirklichen Namen um so weniger zur Sache tun, als hier nicht irgendwelche Personen, sondern die ländlichen Dienst- und Arbeitsverhältnisse beleuchtet werden sollen.“

⁵⁰² Rehbein 1911, S. 128.

⁵⁰³ Rehbein 1911, S. 128.

⁵⁰⁴ Rehbein 1911, S. 129.

⁵⁰⁵ Rehbein 1911, S. 129.

⁵⁰⁶ Rehbein 1911, S. 136.

⁵⁰⁷ Rehbein 1911, S.135.

er sich diese Behandlung nicht mehr bieten lassen. Es hatte anderthalb Jahre gedauert, bis er in dieser Form *Widerstand* leistete. Mit den Peitschenhieben aus ganz geringfügigem Anlass, die das Herren-Sklaven-Verhältnis zwischen dem nur wenige Jahre älteren Bauernsohn („der Lämmel“) und dem sich jetzt erwachsen fühlenden Rehbein fortschreiben sollten, war das äußerste Maß dessen, was er noch ertragen konnte, überschritten. Er verlor infolge dieser Auseinandersetzung zwar seine Stelle und wurde um seinen ihm zustehenden Lohn geprellt, aber innerlich ging er offenkundig gestärkt aus dieser Erfahrung hervor:

„Draußen wurde mir’s ordentlich leicht ums Herz. Ich fühlte mich plötzlich frei wie ein Vogel. Nun mochte kommen was da wollte; war mir’s doch, als hätte ich ein Sklavenjoch abgeschüttelt.“⁵⁰⁸

Die „befreiende, emanzipative Wirkung“⁵⁰⁹ des Geschehens geht aus diesen Worten hervor. Für seinen weiteren Weg würde er allerdings zu einer etwas weniger aufsässig wirkenden Widerstandsstrategie greifen müssen. Denn die *Formalität der Herrschenden* ließ sich offenbar nicht mit den gleichen rigiden Mitteln aushebeln, ohne dadurch letztlich einfach ganz aus dem System ausgeschlossen zu werden.

Als die nächste Stufe der Entwicklung eines *bestimmten Verhaltensmusters* kann eine gemeinsame Widerstandsaktion von Knechten auf einem anderen Hof, „in Reinsbüttel“, etwa ein Jahr später erachtet werden. Als der Bauer (dessen Name nicht genannt wird) von seinen Bediensteten nach mehreren Sonntagen der Feldarbeit auch noch die Osterfeiertage für die Bewirtschaftung seines Betriebs beanspruchte, also den formellen Bereich gewissermaßen nach Belieben in den zum eigenen Bedarf der Bediensteten freistehenden Raum ausdehnte, leitete der Großknecht eine gemeinsame Arbeitsverweigerung in die Wege. Der Bauer sah darin „dat reine Uppsetten“, „dat reine Kumploott“, gab sich aber letztlich „in ohnmächtigem Zorn“ geschlagen.⁵¹⁰ Hier wird eine „Solidarisierung der Abhängigen“⁵¹¹ beschrieben, bei der auch Franz selbst dem Bauern explizit den geforderten Dienst verweigerte („arbeit’ doch sölben, wenn di dat soveel Spaß makt!“⁵¹²). Das *Vorbild* des Großknechts hatte ihn dazu animiert.

Nach einem Jahr wechselte Franz erneut die Stelle und arbeitete fortan bei „einem Großbauern“ in „Hedewigenkoog“ („galt in landwirtschaftlicher Beziehung als Musterhof“).⁵¹³ Dieser Bauer habe in seinem Personal lediglich „menschliche Maschinen“ gesehen, „die nur dazu bestimmt waren, für ihn zu arbeiten“.⁵¹⁴ Diese *Reduktion auf die reine Arbeitskraft* ist dabei verknüpft mit einem eindeutigen Herrschaftsverhältnis:

⁵⁰⁸ Rehbein 1911, S. 137.

⁵⁰⁹ Frerichs [1979], S. 536.

⁵¹⁰ Rehbein 1911, S. 151.

⁵¹¹ Frerichs [1979], S. 540.

⁵¹² Rehbein 1911, S. 151.

⁵¹³ Rehbein 1911, S. 152.

⁵¹⁴ Rehbein 1911, S. 153.

Er „kannte [...] nur einen Grundsatz: ‚Ick de Herr – du de Knecht!‘“⁵¹⁵

Für „geistige Bedürfnisse der Leute hatte der Bauer absolut kein Verständnis, soviel er auch für eigene Bildungszwecke aufwandte“.⁵¹⁶

Als er seinen Knecht Rehbein einmal über eine Zeitung gebeugt sah, gab er ihm zu verstehen, dass „ich nicht lesen solle [...]; eine Anstrengung des Kopfes könnten wir uns getrost ersparen“. Franz legte die Zeitung also beiseite und fasste den Bauern „nur einige Sekunden ins Auge“. Mit seinem „Blick“, einer *Leibkomponente*, die offenbar für informelle Botschaften genutzt werden kann, versuchte er somit die Allmacht des Bauern zu *unterminieren*.

„Seit jenem Abend stimmte es nicht mehr zwischen uns. Ich ging jetzt häufiger ‚aus‘, als wie ich es sonst getan hatte, da der Koog von den nächsten Ortschaften ziemlich weit entfernt lag. Nun war es bei den meisten Bauern Sitte, daß ihre Dienstboten um Erlaubnis ‚fragen‘ sollten, wenn sie ausgehen wollten, und besonders unser ‚Herrgott‘ achtete sehr darauf, daß diese schon etwas veraltete Gewohnheitsregel strikte innegehalten wurde. Ich vermochte nun nicht einzusehen, weshalb ein Knecht nach getaner Arbeit noch erst untertänig ‚fragen‘ solle, ob er mal ausgehen dürfe, um so weniger als mich der Bauer ja auch nicht ‚fragte‘, wenn er ausging oder ausfuhr. Meiner Meinung nach genügte es vollkommen, wenn ich ‚Bescheid sagte‘. Also sagte ich eines Sonntags kurz und bündig, daß ich nach Süderdeich gehe. Das gab dem Bauern jedoch einen förmlichen Schrecken. Ob ich nicht mehr wisse, wie ich mich zu benehmen habe, hauchte er mich an. Ich erwiderte, genau so wie er auf Würde halte, halte auch ich darauf; es werde wohl genügen, daß ich an meinem Sonntage Bescheid sage, wohin ich gehe; ‚fragen‘ werde ich von jetzt an überhaupt nicht mehr, das sei höchstens etwas für Jungens, aber nicht für Leute im Alter von 20 Jahren. Sprach’s und drehte mich um. Der Bauer brauchte mehrere Augenblicke, um sich von seinem Erstaunen zu erholen; dann aber rief er mir mit Stentorstimme nach: ‚Un ick befehl di, dat du jetzt sofort hierbliwwst!‘ ‚Na, dar hest’ lang’ wat an‘, antwortete ich achselzuckend, und ging.“⁵¹⁷

Franz registrierte, dass schon jener „Blick“ das Verhältnis zu seinem Arbeitgeber verändert hatte („stimmte es nicht mehr zwischen uns“). Obwohl offiziell ein eindeutiges soziales Gefälle zwischen Knecht und Bauer besteht, scheint es diesbezüglich im täglichen Umgang noch einen Bereich des *Gestaltbaren* zu geben, auf den beiderseitig eingewirkt werden kann. So demonstriert Franz allein schon durch sein häufigeres Ausgehen eine größere Distanz zu diesem Arbeitsverhältnis. Aber erst, als er es unterlässt, für sein Ausgehen förmlich um Erlaubnis zu bitten, sieht der Bauer sich gezwungen, explizit dazu Stellung zu nehmen. Rehbein ist sich im Klaren darüber, dass er hier die allgemeingängige „Sitte“ unterläuft, und sucht dies durch den Hinweis auf den Anachronismus der Regel (auf die „schon etwas veraltete Gewohnheitsregel“) zu legitimieren. Er suggeriert, dass sich der Bauer, den er spöttisch als „Herrgott“ bezeichnet, auf nicht mehr geltendes Recht beruft. Über die Irritation („Erstaunen“) hinaus zeigt sich beim Bauern eine Furcht, das Verhältnis zu seinem Knecht neu definieren zu müssen („einen förmlichen Schrecken“). Indem er von Franz einklagt, sich „zu benehmen“, wie es sich gehört, erinnert er ihn an den Regelfall. Die defensive Art, in der dieser Appell

⁵¹⁵ Rehbein 1911, S. 153.

⁵¹⁶ Rehbein 1911, S. 154.

⁵¹⁷ Rehbein 1911, S. 154f. Hochdeutsche Übersetzung der beiden letzten Sätze: „Und ich befehle dir, dass du jetzt sofort hierbleibst!‘ ‚Na, da kannst du lange warten’ ...“

geschieht („hauchte er mich an“), lässt erkennen, dass der Bauer bereits an Boden gegenüber seinem Knecht verloren hat. Wenn Franz außerdem die „Würde“ ins Spiel bringt, die sie beide gewissermaßen als Menschen miteinander gemein hätten, dann wird deutlich, dass hier eine neue Ebene des *Aushandelns* betreten ist. Mit dem Hinweis auf universalistische Prinzipien, Menschen- und Bürgerrechte, werden implizit Errungenschaften der Aufklärung aufgerufen, die auch auf dem Lande nicht einfach ausgehebelt werden können, zumal wenn diese ‚Untertanen‘ bereits insgeheim mit der Sozialdemokratie in Berührung gekommen sind.⁵¹⁸ Der Bauer merkt, wie ihm die Situation entgleitet, kann, nicht zuletzt aufgrund der geschickten Argumente seines Gegenübers („nicht für Leute im Alter von 20 Jahren“), letztlich nur noch im Befehlston das alte Machtgefälle herbeirufen. Der eigentlich Untergebene ist dem entgegen in der Lage, die *Selbstkontrolle* zu behalten. Auf subfigurativer Ebene offenbaren sich an diesem Beispiel neue Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten, die überkommene Machtdifferenziale aufweichen. Im alltäglichen Miteinander kommt es zu einer *Informalisierung*, zu einer Angleichung zwischen Herrschenden und Beherrschten.

Von jenem Großknecht „in Reinsbüttel“ war Franz noch in eine andere Form des Widerstands eingeführt worden, die bereits auf eine längere Tradition zurückzugehen scheint und die explizit dazu dienen sollte, bestehende *Formalitäten* (alte Gewohnheitsrechte, Gesetze, Herrschaftsverhältnisse) zu *unterlaufen* bzw. *aufzuweichen*:

„Mir setzte er darauf näher auseinander, wie man einen Landwirt, der sich bei jeder Gelegenheit mit Vorliebe auf das Gesetz und die Obrigkeit versteifte, in ganz legaler Weise derartig ärgern könne, daß solchem Manne die Lust zu gesetzlichen Schikanen schließlich schon von selbst vergehe. Das Mittel war übrigens herzlich einfach: Man braucht nur immer wortwörtlich zu tun, was einem gesagt wird, dann hat auch der rabiateste Landwirt bald genug. Also – passive Resistenz. Dazu markiert man ein bißchen den Eulenspiegel und das kuriert den klobigsten Bauern. Allerdings muß man sich dabei auch ein wenig auf seine Knochen verlassen können.“⁵¹⁹

Hier kommt ein *Widerstandsverhalten* zum Ausdruck, das sich über Generationen hinweg durch die mündliche Überlieferung des Eulenspiegel tradiert zu haben scheint⁵²⁰: der „buchstäbliche Gehorsam“, der „Dienst nach Vorschrift‘ als Widerstandsmodell der Schwachen“⁵²¹. Bei dieser „passiven Resistenz“⁵²² geht es dem Abhängigen darum, so der Eulenspiegel-Forscher Dieter Arendt, „mit seiner wahrheits- und buchstabengetreuen Haltung sich den Anschein einer kindlich-reinen Redlichkeit [zu] geben, die zugleich sein Alibi ist vor drohender Strafe“⁵²³. Wichtig ist bei der hier weitergegebenen Erfahrung des Großknechts aber zudem

⁵¹⁸ Erst aus einer Korrespondenz Rehbeins mit dem Herausgeber wird klar, dass er schon mit 19 Jahren Kontakt zu Sozialdemokraten hatte. Dazu später Genaueres.

⁵¹⁹ Rehbein 1911, S. 151f.

⁵²⁰ Frerichs [1979], S. 541.

⁵²¹ Frerichs [1979], S. 542, die hier Dieter Arendt zitiert (Arendt 1978, S. 81).

⁵²² Frerichs [1979], S. 542.

⁵²³ Arendt 1978, S. 81.

der Hinweis, dass man sich bei einer derartigen Strategie „auf seine Knochen verlassen können“ muss. Dies unterstreicht sowohl das Risiko eines solchen Vorgehens – womöglich eine Gefahr für ‚Leib und Leben‘ – als auch die Bedeutung, die dem *Leib als wichtigster (und letzter) Ressource in diesem ländlichen Kontext* – als eine Art ‚leibliches Kapital‘ zukommt.

Rehbein sollte dieses *strategische Verhalten* in der Tat einige Jahre später „mit gutem Erfolg“⁵²⁴ anwenden. Etwa zwei Jahre nach seinem Militärdienst (im Alter von 25 Jahren) war er selber als Großknecht bei dem Großbauern Georg Breetfoot in „Poggensand“ beschäftigt. Dieser Bauer war es schon gewöhnt, so hörte Franz von Knechten der Umgebung, dass ihm die Bediensteten wegen der schlechten Behandlung und Kost „mitten in der Dienstzeit unter Zurücklassung ihres Lohnes bei Nacht und Nebel davonliefen“⁵²⁵. „Ganz Dithmarschen“ wusste, „daß er für seine Schweine und Mastochsen ungleich besser sorge, wie für seine Leute“⁵²⁶. Rehbein hatte insbesondere aufgrund der üblen Kost für die Bediensteten „immer öfter Krach“ mit Breetfoot:

„Mir kam es schließlich ganz so vor, als wolle er besonders mich so weit schikanieren, daß ich aus dem Dienst laufen sollte.“⁵²⁷

Er erfuhr auch, dass der Bauer seine bestbezahlten Leute stets einige Wochen vor dem „Abgangstermin systematisch [...] zum Weglaufen zwiebele“, um den Lohn einzusparen. Er stellte daher folgende Überlegung an:

„Lief ich [...] davon, so hätte ich nicht nur meinen Lohn im Stich lassen müssen, sondern konnte mich auch darauf gefaßt machen, daß er mich – vielleicht erst nach Wochen – durch den Gendarm wieder zurückholen ließ, und mir wurden dann nicht nur die amtlichen Kosten, sondern auch der Schadensersatz vom Lohne abgezogen, so daß mir am Ablauf meiner Dienstzeit womöglich nicht ein Pfennig mehr übrig geblieben wäre.“

Er beschloss: „Ausgekniffen wird nicht!“⁵²⁸ Stattdessen bediente er sich jener „passiven Resistenz“, die ihm einst empfohlen worden war. Da er sich auf seine „eigenen Knochen ziemlich verlassen konnte“, wollte er „den Spieß einmal um[drehen“ und Breetfoot „so viel gesinderechtig gestatteten Verdruß“ bereiten, dass dieser ihn „schließlich gerne von selbst laufen ließ“. Er griff also auf jene Eulenspiegel-Methode zurück und befolgte „die Anordnungen des Bauern wortwörtlich“.⁵²⁹ Als ihm Breetfoot z.B. bezogen auf den gerade angelieferten Kunstdünger zurief: „Schmiet den Sack up de Wagschal!“⁵³⁰, warf er den 200 Pfund schweren Sack „mit aller Wucht auf die Dezimalwage [sic]“, worauf „Sack und

⁵²⁴ Rehbein 1911, S. 152.

⁵²⁵ Rehbein 1911, S. 205.

⁵²⁶ Rehbein 1911, S. 210.

⁵²⁷ Rehbein 1911, S. 211.

⁵²⁸ Rehbein 1911, S. 211.

⁵²⁹ Rehbein 1911, S. 211.

⁵³⁰ Hochdeutsche Übersetzung: „Schmeiß den Sack auf die Waagschale!“

Wage aus dem Leim gingen“. Nach einigen Wochen solcher „Niederträchtigkeiten“⁵³¹ wurde es dem Bauern zu viel.

„Ick heww mi de Saak öwerlegt“, kam er Rehbein entgegen, „doh’ mi den eenzigsten Gefallen, un mak dat du wegkummt! Du kannst jo ‘n Peerd dotargern! [...] Ick gew di all wat dir hört.“⁵³²

Franz „willigte mit Vergnügen ein“. Er bekam seinen Lohn ausgezahlt und zog „wohlgemut [...] von dannen“⁵³³.

Aus dem „apathisch und widerspruchslos“ „jedes Unrecht“ seines Arbeitgebers Hinnehmenden, der er mit 17 noch war, ist (mit 25 Jahren) ein selbstbewusst-strategisch Handelnder geworden, der dem Bauern die Initiative aus der Hand nimmt. Der sich eigentlich bauernschlau dünkende Arbeitgeber wird so von seinem Knecht an Verwegenheit übertroffen. Hierbei sollte allerdings nicht unterschätzt werden, dass es für die Umsetzung jener einst erhaltenen Ratschläge, für die Eulenspiegel-Methode, durchaus einer gewissen *Kreativität* und Spontaneität im Akt der Destruktion bedurfte. Jede neue Umsetzung musste auf Kenntnis des in der konkreten Situation vorhandenen Spielraums beruhen. Eine Destruktion musste sich in relativ eng gesteckten Grenzen halten, damit der Bauer nicht doch eine Handhabe gegen Franz gehabt hätte. Gelingt ein solches Vorgehen dem eigentlich Untergebenen, dann wird Formalität geradezu mit *Über-Formalität* beantwortet, was im Endeffekt zu einer Desavouierung des herrschenden Formalitätsträgers führt. Ohne die soziale und rechtliche Reflexion⁵³⁴ der eigenen Lage war solch ein Handeln nicht möglich. Allerdings war dieser komplexe Hintergrund durch die Tradition teilweise schon vorher verarbeitet worden. Eine Anschluss-handlung bot sich insofern an. Es bleibt festzuhalten, dass Franz in diesem Fall letztendlich zwar den ihm zustehenden Lohn erhalten, damit jedoch nur das Beste aus einer bereits verfahrenen Angelegenheit gemacht hat. Denn sein Abgang an sich war nicht mehr zu verhindern.

Bildungsambitionen und Bildungsförderung der Bediensteten

Rehbein geht prinzipiell von einem „natürliche[n] Lese- und Lerneifer“ des Menschen, auch des „Ungebildetsten“,⁵³⁵ aus, der allerdings eines äußeren Anstoßes bedürfe. Er selbst hatte solch einen Anstoß von einem anderen – dem bildungsbürgerlichen – Milieu erhalten. Indes las er schon in seiner früheren Kindheit „überhaupt gerne“. ⁵³⁶ Der gutmütige Kleinbauer Jochen Voß war später seinem *Lesebedürfnis* entgegengekommen. Die meisten Arbeitgeber sahen in etwaigen Bil-

⁵³¹ Rehbein 1911, S. 212.

⁵³² Hochdeutsch Übersetzung: „Ich habe mir die Sache überlegt“, ..., „tu mir den einzigen Gefallen, und mach, dass du wegkommst! Du kannst ja ein Pferd totärgern! [...] Ich gebe dir alles, was dir gehört/zusteht.“

⁵³³ Rehbein 1911, S. 220.

⁵³⁴ Frerichs [1979], S. 543.

⁵³⁵ Rehbein 1911, S. 111.

⁵³⁶ Göhre 1911, S. 5.

dungsambitionen der Bediensteten eher Gefahren für ihren Betrieb als Vorteile (Ablenkung von der Arbeit, durch Lektüre gefördertes Emanzipationsbestreben etc.). Lieber nahmen sie schon die *Apathie* und *geistige Abstumpfung* ihres Personals hin. Als Neunzehnjähriger hatte Franz noch einmal ein glückliches Los gezogen. Nach seinen schlechten Erfahrungen mit dem „Geizhals“ Jan Gnurr arbeitete er als Knecht bei dem Großbauern Claus Meier „im Süderdeich“. Dieser gehörte zu den wohlhabenden Marschbauern, die sich „in Kleidung und Auftreten [...] mit jedem honetten Bürgersmann“ messen konnten und „verdamm modernisiert“ waren.⁵³⁷

„Das neuzeitlich allerorts gesteigerte Bildungsbedürfnis hat auch die meisten Marschbauern bewogen, ihre Söhne wenigstens eine Zeitlang auf bessere Schulen zu schicken und sie einige Kurse auf landwirtschaftlichen Lehranstalten absolvieren zu lassen.“⁵³⁸

Es fehlte dort auch nicht an „Zeitungen“ und „landwirtschaftlichen Fachzeitschriften“. Auf dieser Stelle „lebte“ Franz „förmlich auf“⁵³⁹. „Ganz besonders gefiel“ ihm, dass er „hier einen ziemlich weitgehenden Einblick in die neuere landwirtschaftliche Betriebsweise erhielt“.

Er nahm „Einsicht in den ökonomischen Zusammenhang, in die Rentabilität eines Betriebes, in die Zweckmäßigkeit einer sorgfältig gewählten Fruchtfolge, in den Wert oder Unwert künstlicher Düng- und Futterstoffe“.⁵⁴⁰

Er sprach „häufig mit den beiden Söhnen“ seines Bauern darüber. „Bereitwilligst“ bekam er „auch stets gewünschte Auskunft, so wie sie es teils aus der väterlichen Praxis, teils auf der landwirtschaftlichen Schule in Meldorf gelernt hatten“. Sein „Interesse an der zweckmäßigen rationellen Bewirtschaftung eines Hofes war ihnen sichtlich sympathisch“. Sogar in „allerhand theoretische Studien“ „vertieften“ sie sich mit ihm.⁵⁴¹

Dieser *Lernprozess*⁵⁴² entwickelte eine Eigendynamik bei Franz, die der Autobiograf nicht zuletzt auf einen „natürliche[n] Verantwortungstrieb“ zurückführt, der selbst „bei dem ungebildetsten Knecht“ anzutreffen sei.

„Man lebt und fühlt in der Natur, in der man schafft und arbeitet [...]. An allem klebt ja mit ihr Schweiß, an allem haftet ihre Arbeitskraft, und alles spiegelt in seinem Wachstum und Gedeihen einen Teil ihrer Schaffenskraft wieder [sic]. [...] Sie [die Landarbeiter] würden eben arbeiten, als arbeiteten sie für sich, mit Lust und mit Freude.“⁵⁴³

Das Leben in der Natur, an die der „Schweiß“ und die „Arbeitskraft“ der Arbeitenden abgegeben wird, sorgt geradezu für eine Symbiose zwischen Mensch und Natur. Dem Wachstumsprozess der Tiere und Pflanzen entspricht ein Bildungsprozess des arbeitenden Menschen, der sich in diesem Werden selbst miterkennt und Verantwortung entwickelt. Rehbein kommt so zu dem Schluss, dass die

⁵³⁷ Rehbein 1911, S. 140.

⁵³⁸ Rehbein 1911, S. 141.

⁵³⁹ Rehbein 1911, S. 140f.

⁵⁴⁰ Rehbein 1911, S. 143.

⁵⁴¹ Rehbein 1911, S. 143f.

⁵⁴² Laut Bollenbeck 1976, S. 326, möchte Rehbein sich hier „weiterbilden“.

⁵⁴³ Rehbein 1911, S. 145.

Landwirte „dieses natürliche Empfinden ihrer Leute“ nur „richtig [...] würdigen“ müssten, um auch selbst davon profitieren zu können.⁵⁴⁴ Der Einfluss bestimmter sozialistischer bzw. sozialdemokratischer Vordenker (z.B. Lassalles) schlägt sich in diesem Verständnis von Natur nieder. Rehbein setzt in einem ‚utopischen‘ Entwurf auf die harmonisierende Wirkung eines veränderten Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Bediensteten. Ein wichtiger Bestandteil sollte dabei eben auch die Förderung der Bildung des Personals sein, die als eine Art Qualifizierungsmaßnahme ihrer Arbeitskräfte den Bauern selbst zugute komme. Eine Basis für den Erfolg eines solch gewandelten Verhältnisses zu den Bediensteten sieht der Autor in der betriebsstrukturell gegebenen Eingebundenheit und einer Art natürlicher Affinität der Knechte zu ihren Produkten sowie ihrer Arbeits- und Lebenswelt (er unterscheidet daher mit Blick auf die Fabrikarbeit auch ausdrücklich zwischen der Arbeit „mit toten oder lebenden Produkten eines Berufszweiges“⁵⁴⁵). Arbeit erscheint somit gekoppelt an Selbstentfaltung („als arbeiteten sie für sich“), an Bildung. „Bildung“⁵⁴⁶ wird auf unterschiedlichen Ebenen als Bestandteil des Bedienstetenalltags gedacht. Franz selbst hat bereits versucht, dieses Ideal zu leben, und zwar zur Not auch, indem er allzu eng gesteckte Grenzen durch seine Arbeitgeber einfach überschritten hat. Dass er Bildung als Allgemeingut einzufordern vermag, verweist wiederum auf seinen spezifischen politischen Hintergrund. Die Nützlichkeitsabwägungen („bis es seiner zweckdienlichen Bestimmung entgegengeführt ist“⁵⁴⁷), an denen sich die Arbeitgeber im Umgang mit ihrem Personal orientieren, hat Rehbein durchaus in sein Modell integriert. Nur soll die Arbeit aus Sicht der Bediensteten darin nicht aufgehen. Sie soll von ihnen als *sinnhaft* empfunden werden können. Die Arbeitgeber/„Herren“ kommen ihren Beschäftigten in der Regel keinen Schritt entgegen: Bildung ist so auch auf dem Lande eine *Klassenfrage*.⁵⁴⁸ Die *Formalitätsseite* zeigt sich Ende des 19. Jahrhunderts so gut wie unverändert. Dieser Sachverhalt verwundert freilich kaum, wenn man für diesen Zeitabschnitt die eigentlichen Bereiche, wo Bildungsprozesse gefördert werden sollten, genauer betrachtet. Bei Christine Holstein war ja bereits ersichtlich, wie starr etwa an den deutschen Universitäten an den Verbotstafeln für Frauen festgehalten wurde. Der Wunsch sich weiterzubilden war in ihrem Fall ebenfalls von *informellen* Arrangements abhängig, die die bestehenden Zugangsbestimmungen nach Bildungsgraden und die geschlechtsbezogenen Exklusionsregelungen ausnahmsweise einmal unterliefen.

⁵⁴⁴ Rehbein 1911, S. 145.

⁵⁴⁵ Rehbein 1911, S. 145.

⁵⁴⁶ Göhre 1911, S. 9.

⁵⁴⁷ Rehbein 1911, S. 145.

⁵⁴⁸ Der Bildungshistoriker Friedrich Paulsen, der ja selbst aus bäuerlichen Verhältnissen stammt, „sieht 1895 [...] die Gesellschaft in ‚Gebildete‘ und ‚Ungebildete‘ geteilt. Von früheren Unterscheidungen in Gläubige und Ungläubige, Protestanten und Katholiken, Adlige und Bürgerliche, Christen und Juden seien ‚noch Erinnerungen da, aber die praktisch wichtige, die entscheidende Einteilung ist die zwischen Gebildeten und Ungebildeten“ (zit. nach Bollenbeck 1996, S. 245).

Der Militärdienst

Rehbein leistete seinen Militärdienst im Alter von 20 bis 23 Jahren „in Elsaß-Lothringen, in der berühmten Festung Metz“ ab, auf „historischem Boden“, wie es im Hinblick auf hier ausgefochtene Schlachten heißt.

„Ich bekam somit auch noch etwas von der Welt zu sehen.“⁵⁴⁹

Er sah darin zunächst „eine Abwechslung in dem ewigen Einerlei der ländlichen Arbeit“, und außerdem:

„man wird auf dem platten Lande immer für etwas voller angesehen, wenn man Soldat war.“

Man „konnte mitreden“⁵⁵⁰. Franz begrüßte also erst einmal die erhoffte *Horizont-erweiterung* durch diese staatliche Institution und wusste um die größere soziale Anerkennung bei seinesgleichen.⁵⁵¹ Aber schon nach wenigen Tagen lernte er die auf allen Ebenen herrschende Willkür der Vorgesetzten, der höheren Ränge „im militärischen System“ kennen. Auffällig sind wiederum die zahlreichen Parallelen zu den Schilderungen aus dem 18. Jahrhundert bei Bräker: etwa die Brutalität der Offiziere, die „straffe Disziplin“, die abstumpfende Dienstroutine, die Beschimpfungen der Rekruten, die „exorbitanten Strafen“⁵⁵², der erzwungene Fahneneid, die schikanösen Waffenübungen, die „unendliche Putzerei“⁵⁵³, die Bordellbesuche und Geschlechtskrankheiten der Soldaten, die Desertions- und Selbstmordgedanken des Protagonisten usf.⁵⁵⁴ Allerdings hat Rehbein drei Jahre Militärdienst „abgerissen“⁵⁵⁵, während Bräker nach knapp einem Jahr bereits (zugestandenmaßen direkt vom Schlachtfeld weg – also vor dem Hintergrund konkreter Kriegserfahrung) desertiert hatte. In der *Absage an diese totale Institution* stimmen sie aber überein: Ähnlich wie bei Bräker⁵⁵⁶ heißt es bei Rehbein: „Was eine Null ist, weiß ich, sie ist nichts; ein Soldat ist aber noch viel weniger wie eine Null!“⁵⁵⁷ Letzterer zieht denn auch folgende Lehre aus seiner Dienstzeit:

⁵⁴⁹ Rehbein 1911, S. 158.

⁵⁵⁰ Rehbein 1911, S. 157.

⁵⁵¹ Dazu Ritter/Tenfelde 1992, S. 742: „Eine erfolgreich absolvierte Militärzeit war sicher auch für viele Arbeiter ein Moment der Selbstbestätigung, auch der bestätigten Männlichkeit, und der Bewährung als Mitglied dieser Gesellschaft.“

⁵⁵² Rehbein 1911, S. 173.

⁵⁵³ Rehbein 1911, S. 174.

⁵⁵⁴ Zur ‚Weiterentwicklung‘ des ‚Militärsystems‘ vom 18. zum 19. Jahrhundert schreibt Büsch 1981, S. 59: „Das Militärsystem Reformpreußens schloß [...] im Unterschied zu der Befreiung ganzer Gruppen und Teile der Gesellschaft vom Militärdienst im alten System nunmehr alle Schichten [...] in den Wehrdienst ein, verwandelte die lebenslängliche, später zwanzigjährige Dienstpflicht des altpreußischen Militärsystems in eine gestufte Dienstpflicht von kürzerem aktiven Dienst und jahrzehntelangem Reservistentum bzw. Landwehrangehörigkeit und ‚demokratisierte‘ so die Teilnahme der preußischen Gesellschaft am Militärsystem des monarchischen Staates.“

⁵⁵⁵ Rehbein 1911, S. 191.

⁵⁵⁶ Bei Bräker 1997, S. 118, heißt es: „Der König allein ist König; seine Generals, Obersten, Majoren sind selber seine Bedienten – und wir ach! wir – so hingeworfene verkaufte Hunde – zum Abschmieren im Frieden, zum Totstechen und Totschießen im Krieg bestimmt [...]“

⁵⁵⁷ Rehbein 1911, S. 177.

„Als armer Teufel war ich eingetreten, als armer Teufel kehrte ich zurück. [...] Doch ich war doch um etliche Erfahrungen reicher geworden, ich sah die Welt mit anderen Augen an und wußte nun, daß all die schönen Soldatengeschichten der Literatur nichts weiter sind wie Märchen, gemacht, um einen Pseudopatriotismus zu hegen und zu pflegen, der das nüchterne Denken der unteren Volksschichten umnebeln soll. Wie ein Hohn auf die nackte Wirklichkeit erschienen mir nun schon längst Lobpreisungen des Militarismus, wie ich es häufig in Büchern und Zeitungen gelesen.“⁵⁵⁸

Rehbein fühlte sich gerade durch diese negativen Erlebnisse als Rekrut „um etliche Erfahrungen reicher“. Er scheint um die Bedeutung dessen, was wir heute als Erfahrungsaufschichtung bezeichnen, für den Bildungsprozess zu wissen. Und er „sah die Welt [nun] mit anderen Augen“, d.h. er hatte auch einen Wandlungsprozess durchgemacht, durch den er jetzt die politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse wirklichkeitsgetreuer zu erfassen meinte und die gesellschaftlichen Deutungsmuster in Deutschland relativieren konnte. Wie Bräker fühlte er sich im Militärsystem total instrumentalisiert, nicht zuletzt weil er als ein Vertreter „der unteren Volksschichten“ immer noch besonders schikaniert wurde. Der Zugriff von außen auf den eigenen Leib mag für beide Autobiografen mehr über den Charakter dieser Institution ausgesagt haben, als jede ideell-gesellschaftliche Kennzeichnung des Militärwesens es vermochte. Wie Bräker kritisiert so auch Rehbein die Überhöhung, ja die Ideologisierung dieses Systems durch die Gesellschaft („Pseudopatriotismus“, „Militarismus“).

Das Dasein als Tagelöhner

Über weite Strecken erscheint dieses Landarbeiterdasein als ein relativ kontinuierliches Fortschreiten von einer Stufe zur nächsten. Insofern ließe sich der Protagonist ebenfalls als ein *Stufenkletterer* bezeichnen. Allerdings ist dieses gestufte Fortkommen, wie erläutert, quasi *beruflich-institutionell gerahmt*. Nach seinen Erfahrungen als Großknecht beim Großbauern Breetfoot, wo Rehbein ja erst nach der erfolgreichen Anwendung der Eulenspiegel-Methode seine Stelle verlor, hatte er jedoch „kein Verlangen mehr darnach, [sich] fernerhin noch als Knecht zu vermieten“⁵⁵⁹.

„[...] [j]etzt im Alter von 25 Jahren [...] hatte ich das Abhängigkeitsverhältnis als Knecht nachgerade ‚dick‘ gekriegt. Mit zunehmender Reife wird das an sich schon recht drückende Gefühl, mindestens ein halbes Jahr auf ein und derselben Stelle aushalten zu müssen, immer unerträglicher.“⁵⁶⁰

„Es ist, als ob man stets in einer unsichtbaren Zwangsjacke stecke, die nur je nach dem Charakter der Dienstherrschaft bald straff, bald locker angezogen wird.“⁵⁶¹

Rehbein sehnte sich also nach „größerer Bewegungsfreiheit“⁵⁶². Lange hatte er sich gegen die gemeinhin als extrem unsicher geltende Existenz als Tagelöhner ausgesprochen. Knechte und Mägde hatten trotz all ihrer Pflichten immerhin einen Anspruch auf Speisung und Unterkunft, zudem eine vertraglich vereinbarte

⁵⁵⁸ Rehbein 1911, S. 192.

⁵⁵⁹ Rehbein 1911, S. 221.

⁵⁶⁰ Rehbein 1911, S. 221.

⁵⁶¹ Rehbein 1911, S. 222.

⁵⁶² Rehbein 1911, S. 221.

Dienstdauer, ein Grund, weshalb Bedienstete in der Regel nicht ins Tagelöhnerdasein wechselten. Rehbein motiviert seinen Meinungswandel mit dem Alter und der „Reife“, mit einer Art innerem Prozess, der einfach auf mehr Autonomie hin ausgerichtet ist:

„dann bekommt man das ‚Dienen‘ nach und nach satt und zieht die Tagelohnarbeit dem Gesindedienst vor.“⁵⁶³

Nicht zu Unrecht ist Rehbein diesbezüglich von der Forschung als „sozial wieder absteigend“⁵⁶⁴ eingestuft worden. Vom Autobiografen selbst werden in Bezug auf die Tagelöhnerarbeit erhebliche Differenzen festgehalten. So gab es z.B. die Unterscheidung zwischen verheirateten und unverheirateten Tagelöhnern.⁵⁶⁵ Letztere Differenz ist biografisch für Rehbein selbst deshalb von Bedeutung, weil seine Dora (die „Grotdeern“ (Großmagd), in die er sich bei dem Großbauern Breetfoot verliebt hatte) schon bald nach seinem Wechsel ins Tagelöhnerdasein schwanger wird, sodass die beiden heiraten „müssen“. Den Arbeitgebern ist in der Regel ein unverheirateter Tagelöhner lieber, da er – ohne familiäre Verpflichtung und nicht sesshaft – quasi der Arbeit „nachlaufen“ kann und auch für weniger Lohn arbeitet. Ein Familienvater kann hingegen „mit einem so erniedrigten Lohn beim besten Willen nicht auskommen“⁵⁶⁶. Anfangs als Lediger „brauchte“ Rehbein „nicht besorgt zu sein“. „Ohne Unterbrechung“ fand er immer wieder eine Beschäftigung in der Marsch (beim Torfhacken, Grasmähen etc.). Nach der Heirat aber kam er in arge Schwierigkeiten. Zunächst beim Deichbau tätig, wechselte er nach dem Sommer wieder zur Erntearbeit. Es folgt ein *ständiges Hin und Her* zwischen kurzfristiger Fabrikarbeit (in Ziegelei und Zuckerfabrik) bzw. kurzfristiger Beschäftigung für größere Projekte (Bau des Nord-Ostseekanals, „Kleungs-“⁵⁶⁷ und Meliorationsarbeiten⁵⁶⁸) einerseits und saisonaler Feld- bzw. Erntearbeit⁵⁶⁸ (wozu auch die Maschinendrescherei gehörte) andererseits. Dazwischen gab es immer

⁵⁶³ Rehbein 1911, S. 222.

⁵⁶⁴ Thiersch 1987, S. 162.

⁵⁶⁵ Rehbein verweist zudem auf die wichtige Unterscheidung zwischen den „freien“ Tagelöhnern und den „Kontrakttagelöhner[n]“. Letztere könnten zumindest etwas „sorgenfreier“ (Rehbein 1911, S. 100) leben, da sie über einen „kontraktlichen Lohn“ (S. 98), „einige Quadratmeter Gartenland“ (S. 98), ein wenig Vieh (S. 96f.) und teils eine „Gutskate“ (S. 96) als Wohnung verfügten. „Freie“ Tagelöhner müssten sich hingegen stets „den Kopf darüber [...] zerbrechen, wo sie für den nächsten Tag etwas zu essen hernehmen sollten“ (S. 100). Aufgrund einer eigenständigen historischen Entwicklung in Dithmarschen (das Fehlen von „Leibeigenschaft“), die nicht mit den übrigen Verhältnissen in Deutschland übereinstimme, bestehe hier „seit je [...] eine Abneigung gegen kontraktliche Bindungen“ (S. 222). Die Unterscheidung kann somit für Dithmarschen nicht gemacht werden.

⁵⁶⁶ Rehbein 1911, S. 224.

⁵⁶⁷ „D.h. Gräben ausgeworfen, in denen sich zur Gewinnung neuen Vorlandes der Meeresschlick ablagerte“ (Rehbein 1911, S. 248).

⁵⁶⁸ Rehbein 1911, S. 222, erklärt die allgemein zunehmende Saisonarbeit mit der „modernisierten Betriebsweise“ auf dem Lande. „Die Einführung von Maschinen“ habe „eine förmliche Umwälzung auch in der Landwirtschaft herbeigeführt“ (Rehbein 1911, S. 224).

wieder „leere Perioden“⁵⁶⁹, Beschäftigungslosigkeit, die zusehends dramatischere Dimensionen bekam. Nachdem er für seine nun dreiköpfige Familie „eine Dorfwohnung gemietet“ hatte, eine baufällige Kate⁵⁷⁰, nahm die „winterliche Arbeitslosigkeit einen immer größeren Umfang an“.

„Kein Bauer hatte mehr etwas für uns Tagelöhner zu tun. [...] Da saßen wir Tagelöhner nun und guckten zum Fenster hinaus. Mich beschlich allmählich ein Gefühl unruhiger Mißmutigkeit, das von Tag zu Tag peiniger wurde, je länger ich herumbummeln mußte. Ein paar Tage und schließlich auch ein paar Wochen hält man es ja in der Stube aus; da läuft einer zum andern, man klöhnt [sic] [plaudert, schwatzt] oder spielt Schafskopf und hofft auf baldigen Umschlag. Wenn man jedoch an regelmäßige Arbeit gewöhnt ist und die Arbeitslosigkeit gar nicht wieder abreißen will, dann wird's einem in den vier Pfählen verdammt ungemütlich. Teufel, das ist ein Gefühl, jung, kräftig und arbeitslos in der Kate zu sitzen, wo man doch so gerne arbeiten möchte! Man schämt sich förmlich, sich noch auf der Straße sehen zu lassen. Es ist, als grinste einen jeder Strauch und jeder Misthaufen schadenfroh an. Dabei schrumpfen die paar Spargroschen immer mehr zusammen; man kann sich schon an den Fingern abzählen, wann der letzte Taler angerissen werden muß; und was dann?“⁵⁷¹

Statt sich freier und autonomer durch seinen Wechsel in die Tagelöhnerexistenz zu fühlen, wurde seine Lage *immer prekärer*. Er bekam die Nachteile dieses Daseins in aller Härte am eigenen *Leib* zu spüren („selbst am eigenen Leibe durchgekostet“⁵⁷²). Die lang andauernde Arbeitslosigkeit war für ihn eine Krisenerfahrung, die offenkundig über alle zuvor erlebten hinausging. Die „unruhige[] Mißmutigkeit“ wurde immer „peinigender“. Als tatkräftiger junger Mensch konnte er nicht „herumbummeln“, „in der Stube“ hocken. Aber auch auf der Straße wollte er sich aus Scham nicht sehen lassen. Ein schadenfrohes Grinsen glaubte er mitunter sogar in personifizierten Sträuchern und Misthaufen zu sehen. Seine letzten Ersparnisse schrumpften dahin. Er schaute geradezu ins Nichts („guckte[] zum Fenster hinaus“). Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Verständlicherweise wird dafür denn auch – selbst wenn ihm anders als bei Bräker keine wirksame Macht mehr zugestanden wird – der „Teufel“ aufgerufen. Was bleibt, ist lediglich ein Hoffen „auf baldigen Umschlag“.

Der Protagonist zeigt sich hier in die Dynamik einer *Verlaufskurve* verstrickt. Er verlor zusehends die Kontrolle über das Geschehen. Sein Tatendrang verschärfte die Situation eher, da er dem mit sich und der Außenwelt Beschäftigten keine Ruhe ließ. Die äußeren Bedingungen, die erwähnten Modernisierungsmaßnahmen auf dem Lande, ließen zudem die Chancen auf dem Arbeitsmarkt dezimiert erscheinen. Letztlich begegnete Rehbein dieser hoffnungslosen Situation, indem er sich „eine Zeitlang von Weib und Kind trenn[te]“⁵⁷³. Aber auch in der Folge wird seine Familie nur „von der Hand in den Mund“ leben.⁵⁷⁴

⁵⁶⁹ Rehbein 1911, S. 226.

⁵⁷⁰ Rehbein 1911, S. 230f.

⁵⁷¹ Rehbein 1911, S. 232f.

⁵⁷² Rehbein 1911, S. 100.

⁵⁷³ Rehbein 1911, S. 232f.

⁵⁷⁴ Rehbein 1911, S. 251.

Politik: die Entwicklung zum Sozialdemokraten

„Zu Hause in meiner Heimat bin ich außerordentlich religiös und patriotisch erzogen worden, und gerne las ich religiöse oder vaterländische Geschichten. Ich las überhaupt gerne.“⁵⁷⁵

Der Autobiograf verweist hier in einem Brief an Göhre auf einen gewissen Patriotismus und eine religiöse Rahmung seines Herkunftsmilieus.⁵⁷⁶ Wie schon im vorhergehenden Jahrhundert bei Bräker gehört Religion in Verbindung mit Lektüre zu einem festen Bestandteil der ländlich strukturierten Lebenswelt. Im 19. Jahrhundert kommt noch eine ausgeprägte Form des Nationalismus hinzu, die ja auch in den erwähnten politischen Gesprächen und den „Kriegsgeschichten“ der „Feierabend-Zunft“ im elterlichen Hause zutage tritt.⁵⁷⁷ Die religiöse Rahmung verliert aber für Rehbein mit der Zeit an Bedeutung. Als ihm klar wurde, dass seinesgleichen in Wirklichkeit „nur als eine niedere menschliche Arbeitskraft“ betrachtet wurden, zweifelte er zusehends an „all den schönen Geschichten“, die er gelesen hatte. „Weshalb waren die Leute so herzlos? Weshalb half mir kein Gott?“⁵⁷⁸ fragte er sich.

1886 (mit 19 Jahren) lernte er einen „Schuster namens Schröder“ kennen, der ihm „allerhand von der Sozialdemokratie“ erzählte und ihm verstoßen Ausgaben des „Züricher ‚Sozialdemokrat[en]‘“ aushändigte, der „in Deutschland eigentlich verboten sei“.⁵⁷⁹

„Donnerwetter, war das eine Tonart in diesen Dingen! [...] Da wurde das Arbeiterelend und die Abhängigkeit der Arbeiter von Kapitalisten und Grundbesitzern mit einer Lebendigkeit und Naturtreue geschildert, daß ich ganz verblüfft wurde. Mir fiel's förmlich wie Schuppen von den Augen. [...] Mein Gemüt hatte Feuer gefangen.“⁵⁸⁰

Schon Anfang 1887 verteilte er für die anstehenden Wahlen „in einigen Dörfern Flugblätter und Stimmzettel bei den Tagelöhnern“. Die Erfahrungen des Militärdienstes scheinen für die weitere Entwicklung zum Sozialdemokraten von großer Bedeutung gewesen zu sein:

„Wenn ich noch nicht ganz Sozialdemokrat war – dort beim Militär bin ich's geworden. Dort mußte man's ja werden, ganz aus sich selbst heraus, ohne jede Agitation, wenn man sonst seinen gesunden Verstand gebrauchte.“⁵⁸¹

Rehbein hatte in den drei Jahren Militärdienst *Willkür und Inhumanität einer institutionellen und gesellschaftlichen Elite* seines Staates am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Der weitere Weg führt über den Besuch von politischen Versammlungen, Diskussionen mit anderen Arbeitern⁵⁸² bis hin zum „Studium sozialistischer

⁵⁷⁵ Göhre 1911, S. 5.

⁵⁷⁶ Laut Thiersch 1987, S. 164, ist Rehbein „aufgewachsen im konservativen, frommen Milieu“.

⁵⁷⁷ Bräkers Vater hatte gern in historischen Büchern gelesen und mit einem Nachbarn theologische Fragen diskutiert (Bräker 1997, 1997, S. 44).

⁵⁷⁸ Göhre 1911, S. 5f.

⁵⁷⁹ Göhre 1911, S. 6.

⁵⁸⁰ Göhre 1911, S. 6f.

⁵⁸¹ Göhre 1911, S. 7.

⁵⁸² Rehbein 1911, S. 242 u. 255, deutet an, dass es bei diesen „Klöhn'-Abenden“ unter Tagelöhnern viel leichter zu einem Austausch über die sozialen Bedingungen kam als unter Landarbeitern und

Schriften“ (genannt werden unter anderem Werke von Lassalle, Engels und Bebel) nach seinem Arbeitsunfall.

In Kiel „durchbüffelte“ er „die Bibliothek des sozialdemokratischen Vereins von einem Ende bis zum andern“ und machte sich „abschnittsweise [...] aus den grundlegenden Werken der Sozialdemokratie schriftliche Auszüge und verarbeitete sie auf diese Weise für mich, so daß mir deren Inhalt einfach in Fleisch und Blut übergang.“ Aber „nicht in der Stadt“, wie Rehbein betont, „bin ich zur Sozialdemokratie ‚betört‘ oder ‚terrorisiert‘ worden, sondern hinten in ländlicher Abgeschlossenheit an einsamer Wasserkante, wo die Welt ‚mit Brettern vernagelt‘ ist, dort nahm ich das Samenkorn des Sozialismus in mich auf“⁵⁸³.

Rehbein kam also bereits mit 19 Jahren erstmals mit sozialdemokratischem Gedankengut in Berührung und hatte sogleich „Feuer gefangen“.⁵⁸⁴ Später, nach seinem 28. Lebensjahr, fand er eine Methode, literarische Ausformungen dieses Weltbildes in umfangreichem Maße zu internalisieren, sie geradezu zu *habitualisieren* („in Fleisch und Blut übergang“). Dass dieses Weltbild auf jeder Seite seiner Autobiografie durchscheint, kann mithin kaum verwundern.⁵⁸⁵

Sein Herausgeber Göhre war höchst erstaunt darüber, dass Rehbein diese wichtigen Einflüsse für seine Entwicklung in seiner Autobiografie selbst nicht eingehender behandelt,⁵⁸⁶ denn die oben angeführten Informationen entstammen allesamt einer brieflichen Korrespondenz, die erst im Nachhinein stattfand. Ein halbes Jahr vor seinem Tod habe Rehbein Göhre aber noch erklärt, weshalb er die sozialdemokratischen Einflüsse nicht direkt behandelt hatte:

„er war schon als Tagelöhner, ja schon als Großknecht Sozialdemokrat; aber nur mehr heimlich, selten etwas davon bekennd. Und darum, so sagte er mir [also Göhre], habe es [...] auch nicht ins Buch gehört, darin davon Worte zu machen.“⁵⁸⁷

Rehbein spielt hier indirekt auf die staatlichen Repressionen gegenüber den Sozialdemokraten (kulminierend im ‚Sozialistengesetz‘) an.⁵⁸⁸ Dass diese Erfahrungen dazu geführt hätten, sich auch mehr als ein Jahrzehnt später nicht zur eigenen politischen Sozialisation zu äußern, wirkt nicht sehr überzeugend. Wahrscheinlicher ist, dass Rehbein, obwohl er in der Autobiografie seine schriftstellerische Begabung unter Beweis stellt, sich im Klaren darüber war, wie schwer es sein würde, auch diese, die politische Seite seiner Entwicklung, noch in angemessener Weise zu behandeln. Die einzelnen Fäden dieses Werdens und ihre wechselseiti-

Bediensteten. Bollenbeck 1976, S. 330, führt dies auf „größere Möglichkeiten zu kommunizieren und damit auch zu opponieren“ bei den nicht an die Höfe gebundenen Tagelöhnern zurück. Sie würden so „eher ein gemeinsames Lagebewußtsein“ entwickeln.

⁵⁸³ Göhre 1911, S. 10.

⁵⁸⁴ Frerichs [1979], S. 567, spricht von „schockierenden (im positiven Sinne) Aneignungs- und Lernprozessen, die buchstäblich als Entschleierung des Bewußtseins und der Anschauung vermittelt werden“.

⁵⁸⁵ Laut Bollenbeck 1976, S. 314, sind Rehbeins Erinnerungen „von einem sozialistischen Standpunkt mit ordnender Hand arrangiert und gestaltet“.

⁵⁸⁶ Göhre 1911, S. 5.

⁵⁸⁷ Rehbein 1911, S. 5.

⁵⁸⁸ Vgl. dazu Böhme 1975.

gen Beeinflussungen im Auge zu behalten, wäre wohl auch für einen versierteren Schriftsteller nicht ganz einfach gewesen.

Die Autobiografie endet, wie schon erwähnt, mit dem Wechsel vom Land in die Stadt. Aber trotz dieses recht unbefriedigenden Endes deutet sich jene (innere und äußere) Fort- und Aufwärtsbewegung des Protagonisten bereits an, die für die Zeit nach dem Arbeitsunfall aus Göhres Vorwort hervorgeht. Aus ärmlichen, dörflich-kleinstbürgerlichen Verhältnissen stammend, kommt der junge Rehbein relativ früh (mit 12 Jahren) mit einem anderen Milieu (dem Bildungsbürgertum) in Berührung. Diese erste Anknüpfung an eine andere Lebenswelt stellt sich nachträglich als ein ganz entscheidendes und prägendes Erlebnis für das ganze weitere Leben heraus. Es ist der Ansatz- und Schnittpunkt für alle weiteren Bemühungen und Handlungen, aber auch für die künftigen Deutungen des Protagonisten. Immer wieder wird er nun ein Grundgefühl des *Andersseins* und der Fremdheit in seiner Position als abhängiger Lohnarbeiter in der ländlichen Lebenswelt verspüren. Er hatte einen Einblick in eine andere Lebensform erhalten, der seinen Horizont erweitert und sein ‚inneres Koordinatensystem‘ in irreversibler Weise verschoben hat. In diesem individuellen Zivilisationsprozess entwickelt sich eine Befähigung zur *Selbstbeobachtung*, die Teil einer entstehenden *Selbstzwangapparatur* ist, die Rehbein zusehends von seiner Herkunfts- und Kollegenwelt unterscheidet. Dass es zwischenzeitlich auch Phasen in dieser Biografie gibt, in denen er durchaus eine gewisse Zufriedenheit mit seinem Dasein als Landarbeiter empfindet, ändert nichts daran, dass er insgeheim – ohne dies reflexiv wirklich zu durchdringen – aus dieser Existenzform herausdrängt. Er versucht zwar immer wieder, die ländliche Welt in seinem Sinne mitzugestalten, und bewirkt auch hier und da, auf *subfigurativer* Ebene, gewisse Modifikationen, aber letztlich erweist sich diese Welt als weitgehend resistent gegen die von ihm erwünschten Veränderungen. Der soziale Wandel, den er auf dem Lande erlebt, geht meist in eine Richtung, die Rehbein eher für eine weitere Verschlechterung der eigenen Existenzweise erachtet. In seiner eigenen Entwicklung lässt sich erkennen, dass sich die einzelnen Stränge zusehends gegenseitig beeinflussen: So fällt z.B. die vom Großknecht angezettelte gemeinsame Widerstandsaktion der Bediensteten (zu denen auch Franz gehört) „in Reinsbüttel“ zeitlich in etwa mit Rehbeins Kennenlernen sozialdemokratischen Gedankenguts zusammen.⁵⁸⁹ Die endgültige Hinwendung zur Sozialdemokratie resultierte in erster Linie aus seinen abschreckenden Erfahrungen im Militärdienst, wo er die Vorgesetzten, die als ein wesentlicher Teil der gesellschaftlich anerkannten Elite des Staates galten, als Unmenschen kennenlernte. Rehbeins Selbstbewusstsein gegenüber Arbeitgebern wächst zweifellos aufgrund seiner vielschichtigen Konflikterfahrungen und seines Wissens um die erworbenen praktisch-beruflichen Fertigkeiten. Es handelt sich also um ein *Wechselverhältnis unterschiedlichster Entwicklungsstränge*, das der Autobiograf jedoch nur ansatzweise

⁵⁸⁹ Darauf hat bereits Frerichs [1979], S. 538, hingewiesen.

widerzuspiegeln vermag. Auffällig ist überdies, dass in dieser Autobiografie eigentlich erst recht spät, nämlich für Rehbeins Lebensphase als „freier“ Tagelöhner und Arbeitsloser, auf eine Verlaufskurve verwiesen wird, obgleich die gesamte Lebensgeschichte, auch schon in früheren Lebensphasen, ein erhebliches *Verlaufskurvenpotenzial* aufweist.

Gelegenheitsstrukturen

„Merkwürdig, hier von't Holsten geht allens na Amerika, un von Pummern un Oostpreußen un Poolen kamt de Lüd hier wedder her; dat mut bi ju de achter doch 'n bannig schlechte Gegend sin.“⁵⁹⁰

Gleich am ersten Tag, als Franz bei Jochen Voß zu arbeiten begonnen hatte, hatte der Kleinbauer „nachdenklich“ diesen Vergleich angestellt.⁵⁹¹ Der riesigen Anzahl von Amerika-Auswanderern stand eine große Masse von WanderarbeiterInnen aus dem Osten gegenüber, die die in Schleswig-Holstein entstandenen Lücken wieder füllten. Voß ist offenkundig erstaunt, welche Diskrepanz zwischen den Ansprüchen seiner Landsleute und denen der „Sachsengänger“ besteht. Rehbeins Text ist zu entnehmen, wie diese Diskrepanz zu erklären ist. Kurz nach seiner Schulentlassung hatte er einen durch die ‚Ostprovinzen‘ fahrenden Agenten reden gehört, der „das schöne ‚Sachsen“⁵⁹² einfach als „das gelobte Land, wo Milch und Honig floß“ beschrieb. Alles dort „sei besser wie auf den pommerschen Höfen“: die Behandlung der Arbeiter, die Kost und die Löhne. „Kinder“, sagte er, „die 8 oder 9 Monate sind ja keine Ewigkeit; wenn's euch dort nicht paßt, kommt ihr zum Herbst wieder; freie Reise kriegt ihr ja“. Seine Worte „elektrisierten“ Franz „förmlich“.

Seine Mutter „hatte auch schon daran gedacht, sagte sie, doch in der Hoffnung, daß sich vielleicht sonst noch etwas Passendes für mich finden würde, war sie wieder davon abgekommen. Schließlich wußte ich ihre Bedenken zu zerstreuen. Ich wies auf andere hin, die auch schon jung aus der Heimat ‚weggemacht‘ waren und die doch sehr schöne Briefe nach Hause schrieben, erinnerte auch an den Ausspruch eines Lehrers, daß man etwas von der ‚Welt‘ gesehen haben müsse, wenn man mitreden wolle, und rechnete schon all den schönen Verdienst zusammen, den ich ‚dort draußen in Sachsen‘ erzielen würde. Ich sehe sie noch vor mir, meine Mutter, wie sie tief Atem holte und sagte: ‚Na denn geh‘; es ist ja einmal das Schicksal von uns armen Leuten, daß wir unsere Kinder in die Welt hinausstoßen müssen, wenn sie nur eben die Finger rühren können.‘ Ja, so war es tatsächlich. Schon seit Jahren kannte man es dort gar nicht anders, als daß die Kinder armer Leute, sobald sie schulfrei waren, für sich selbst sorgen mußten: der Wind mochte sie hinwehen, wohin er wollte. Und merkwürdig oder nicht: den allermeisten gefällt es draußen in der Fremde besser wie in der Heimat.“⁵⁹³

⁵⁹⁰ Hochdeutsche Übersetzung: „Merkwürdig, hier aus Holstein gehen alle nach Amerika, und aus Pommern und Ostpreußen und Polen kommen die Leute hier wieder her; das muss bei euch da hinten doch eine sehr schlechte Gegend sein.“

⁵⁹¹ Rehbein 1911, S. 72.

⁵⁹² Unter Sachsen wurden in dieser Zeit und in diesem Zusammenhang „alle hochentwickelten deutschen Gebiete jenseits der Oder“ verstanden (Bollenbeck 1976, S. 316).

⁵⁹³ Rehbein 1911, S. 61f.

Bereits hier am Beginn der langen Wanderschaft, die Rehbein antreten sollte, sind die wesentlichen Bedingungen abgesteckt und die Mechanismen erkennbar, die den weiteren Weg über greifen sollten. Raffgierige Agenten – derartige „Menschenhändler“ und „Seelenverkäufer“ säumen immer wieder den Weg des Protagonisten – nutzten die allgemein schlechte Lage in östlichen Regionen Europas (auch in Polen, Ungarn etc.) aus, um sich an den „armen Leuten“, die sich durch sie an einen Arbeitgeber vermitteln ließen, eine goldene Nase zu verdienen. „Meistenteils“, so Rehbein, „waren diese Arbeiter zum Winter wieder nach der Heimat zurückgekehrt“. Aber für Franz selbst scheint dies von vornherein nicht vorgesehen gewesen zu sein. Er wusste, dass schon andere „aus der Heimat ‚weggemacht‘ waren“ und dass es ihnen „draußen in der Fremde“ oft besser gefiel.⁵⁹⁴ Im Vordergrund stehen *materielle Beweggründe* („Welches Glück! Ich sollte als vierzehnjähriger Junge in Sachsen ebensoviel verdienen, wie ein vollwertiger Tagelöhner in meiner hinterpommerschen Heimat!“). Aber er wollte eben auch etwas von der Welt sehen, raus aus dem heimischen „Muff“ und seinen *Horizont erweitern*, wie es der Lehrer gepriesen hatte. Der *Mutter* fällt es schwer, ihren Sohn ziehen zu lassen (holte „tief Atem“ und hatte „ihre Bedenken“). Die *emotionale Verbundenheit* mit Franz ist so groß, dass sie schon das „Schicksal“ der Armen bemühen muss, um sich selbst zu rechtfertigen. Ihr Sohn sucht zudem, sie mit der Aussicht auf „schöne[] Briefe[]“ aus der Fremde zu erweichen. Schlagend scheint das Argument, dass die armen Leute sowieso stets Objekte seien, auf die *äußere Bedingungen* einwirken. Als handelnde Subjekte, die ihren Lebenslauf selbst gestalten, können sie sich kaum fühlen. Was sich schon im *Schicksalsbegriff* niederschlägt, wird noch konkretisiert: Die „Kinder armer Leute“ „waren“ schon seit Jahren „aus der Heimat ‚weggemacht‘“ – interessant ist hier nicht nur der umgangssprachliche Ausdruck „weggemacht“, sondern auch das Hilfsverb „waren“. Selbst wenn der Sprechende/Schreibende es aktivisch gemeint haben sollte, so unterstreicht es die Lenkung durch äußere Kräfte, die ursprünglich wohl mit dieser Wendung zum Ausdruck gebracht werden sollte. Die heute vertrauter klingende Formulierung „*hatten* (sich) *weggemacht*“ hätte noch mit Aktivität konnotiert werden können.⁵⁹⁵ Zudem würden arme Leute ihre „Kinder in die Welt hinausstoßen müssen, wenn sie nur eben die Finger rühren können“. Die Eltern fühlen sich also gezwungen, ihre Sprösslinge viel zu früh und – darauf deutet das Wort „stoßen“ hin – geradezu in einem Gewaltakt wegzuschicken. Und „der Wind mochte sie“ dann „hinwehen, wohin er wollte“. Wie Blütenstaub, so ließe sich die Metapher ausfüllen, wer-

⁵⁹⁴ Thiersch 1987, S. 161, schreibt über diese Wanderarbeiter: „Als Opfer der Landreform, – der Aufhebung der Ortgebundenheit und der zunehmenden Technisierung auf den Gütern – suchen sie Arbeit und Lebensunterhalt zu finden, wo immer sie sich in der sich industrialisierenden Gesellschaft findet [...]“

⁵⁹⁵ Weiter unten, Rehbein 1911, S. 110, wird sich zeigen, dass die Wendung „ich war fortgemacht“ offenbar durchaus als aktive Handlung gemeint ist. Dennoch klingt auch in dieser Formulierung eine deutlich passive Komponente mit.

den Jungen wie Franz vom Wind in die Welt verstreut. Der Zufall bestimmt, wo solche Kinder landen und in wessen Hände sie fallen.⁵⁹⁶

Zugleich wäre aber auch der *aktive* Anteil, den der junge Rehbein bei diesem Lösungsvorgang leistet, in dieser Passage zu beachten. Denn er „rechnet“ schon mit dem „schönen Verdienst“ und „wußte“ die Bedenken seiner Mutter „zu zerstreuen“. Er hatte sich eigenständig für den ‚Absprung‘, für das Fortgehen entschieden. Schon in dieser Szene begegnet ein Muster, das über die gesamte (Auto-)Biografie hin zum Tragen kommt: Äußere Bedingungen werden für Franz nach und nach so unhaltbar bzw. bedrohlich, dass er nach einer Veränderung seiner Position strebt, obwohl er sich eigentlich nichts sehnlicher wünscht, als (endlich einmal) sesshaft sein zu können. Er hat dieses widersprüchliche Prinzip recht früh internalisiert. Je deutlicher Rehbein in seinen unterschiedlichen Stellungen jeweils nach einiger Zeit die Einengung seinesgleichen und die Abhängigkeitsverhältnisse durchschaut, umso heftiger wehrt er sich gegen diese Strukturen und wagt den (erneuten) Absprung. Dabei handelt es sich, wie schon am Beginn dieser Suchbewegung, meist um einen Sprung ins Ungewisse. Sicherheit und ein Wissen, wie es weitergehen soll, eine Zielvorstellung, wohin es letztlich gehen soll, gibt es in dieser Lebensgeschichte nicht. Auf *Kontingenzen*, mit denen stets gerechnet werden muss, wird meistens mit einem *Kontextwechsel* geantwortet. So kann der Lebenslauf von Rehbein letztlich doch immer wieder als aktiv strukturiert erlebt werden.

Ein weiteres Beispiel dafür aus einer späteren Lebensphase:

Drei Jahre später: Nachdem der Kleinbauer Voß Franz nicht mehr hatte gebrauchen können, war der Junge in die „holsteinische ‚Grafenecke‘“ gewechselt. Obwohl Voß ihn vor dem „Dienst auf großen Gütern“ und der „Herrenwirtschaft“ im „östlichen Holstein“ gewarnt hatte, schloss er auf „Bunsloh“⁵⁹⁷, einem Gut der „gräflich R.schen Familie“, einen Dienstvertrag ab. Denn der erwähnte Privatier Steffen Thies hatte ihm „plausibel gemacht“, „daß man sich nur in einem großen landwirtschaftlichen Betriebe zu einem tüchtigen Knecht ausbilden könne; und nur ein solcher später einmal auch einen hohen Lohn verlangen“⁵⁹⁸ könne. Rehbein entschied sich hier gegen den Rat des ihm wohlgesonnenen Voß und wählte eine Anstellung, die ihm vielversprechend erschien. Er vertraute, da es ihm zunächst um ein besseres Auskommen ging, eher den Ratschlägen des wohlhabenden Privatiers und einstigen Müllers als denen des gutmütigen, aber eben ökonomisch nicht sehr weit gekommenen Kleinbauern. Interessant ist an dieser Stelle

⁵⁹⁶ In Göhre 1911, S. 5f., heißt es ähnlich: „Als mich [Rehbein] das Schicksal [...] frühzeitig von einer Ecke Deutschlands in die andere warf [...], als ich mich [...] als blutjunges Bürschchen von fremden Leuten umherstoßen lassen mußte [...].“

⁵⁹⁷ Laut Diederichs/Rüdel 1985, S. 329, ist Bunsloh „ein von Rehbein erfundenes Pseudonym für das Gut“.

⁵⁹⁸ Rehbein 1911, S. 89.

auch, dass Thies offenbar für den Knechtsdienst von einem *Sich-selbst-Ausbilden* ausgeht („man sich [...] zu einem tüchtigen Knecht ausbilden könne“).

Rehbein hatte sich, wie es einmal heißt, „hierher [...] also als ‚Lüttjung‘ vermietet“, was wieder eher auf die eigene Verdinglichung anspielt.⁵⁹⁹ Resümierend bewertet er die zwei Jahre auf diesem Gut an einer Stelle als „ewige[] gleichförmige[] Tretmühlenarbeit“, als ein Dasein „in gleichmütiger Stumpfsinnigkeit, ohne geistige Anregung“⁶⁰⁰. Über die Unterkünfte und die Behandlung seinesgleichen im Krankheitsfall etwa schreibt er:

Die „primitive Einrichtung der Gesindestuben und ihre Lage dicht an den Stallungen kann ohne weiteres als ein getreues Abbild der sozialen Stellung dienen, die das Gesinde auf einem Gutshofe einnimmt. Das Gesinde wird eben nur als eine Art lebendiger Mittelstufe zwischen Vieh und Herrschaft angesehen und demgemäß auch ‚gehalten‘.“⁶⁰¹

„[...] ein kranker Arbeiter zählt auf dem Lande nicht mehr mit. Ist seine Arbeitskraft brach gelegt, so gilt er selbst einer humanen Herrschaft nur noch als lästiger und überflüssiger Esser.“⁶⁰²

Vor allem „innere Erkrankungen“, die man nicht sehen konnte, habe der Inspektor (d.h. der Verwalter) „nicht gelten lassen“. Seine „Diagnose“ war nicht selten schlicht: „faulkrank“. Insbesondere mit den Kontrakttagelöhnern sei dann „kurzer Prozeß gemacht“ worden und der „Kontrakt gelöst“ worden. Aber „in allen Krankheitsfällen erfolgte regelmäßig der Abzug des entsprechenden Lohnes“. Die Kosten für Arzt und Apotheker seien ebenfalls „vom Lohne abgezogen“ worden. *Krankheit* stellte also, zumal „es hier keine Krankenkasse für die ländlichen Arbeiter gab“, eine ungleich größere Bedrohung der gesamten Existenz dar als in anderen Milieus.⁶⁰³

Dennoch, trotz all dieser menschenunwürdigen Bedingungen, versuchte Rehbein, auch aus dieser Stelle das Beste für sich herauszuholen. Zwar könne man den Großbetrieb „nicht in allen Teilen als einen ganz modern-neuzeitlichen bezeichnen“, aber er mache „einen ungleich günstigeren Eindruck“ als das „von Damerowsche Gut in Hinterpommern“, das er zuvor kennengelernt hatte. In diesem Zusammenhang erwähnt er die rationelle Zucht und Mästerei, Selbsttränkapparate für das Vieh und verschiedene landwirtschaftliche Maschinen.⁶⁰⁴ Er lernt hier also den gesamten Mikrokosmos eines durchaus innovationsfreudigen Betriebes kennen. In Bezug auf das erste Dienstjahr an diesem Ort heißt es:

„Ich muß gestehen: allmählich hatte ich mich an das Leben, die Arbeit und Abgeschiedenheit auf unserem Gute [...] gewöhnt [...]. Ich hatte satt zu essen, wurde gut behandelt, verdiente einen Lohn, der mir die ausreichende Beschaffung von Zeug ermöglichte, ja es blieben mir noch einige Taler am Jahresschluß übrig [...]. Noch hatte ich es keinen Augenblick bereut, daß ich aus meiner pommer-

⁵⁹⁹ Nach Frerichs [1979], S. 531, ist der Begriff *vermietet* „analytisch exakt; aufgrund der Gesindeordnung [...] verfügte der Gutsherr nicht nur über die verkaufte Arbeitskraft, sondern auch teilweise noch über den Menschen im Sinne von Überresten feudaler Leibeigenschaft“.

⁶⁰⁰ Rehbein 1911, S. 92.

⁶⁰¹ Rehbein 1911, S. 105.

⁶⁰² Rehbein 1911, S. 100.

⁶⁰³ Rehbein 1911, S. 100f.

⁶⁰⁴ Rehbein 1911, S. 95.

schen Heimat fortgemacht war. Es ging mir hier in allen Stücken besser wie daheim. So etwas wie Heimweh habe ich denn auch nie kennen gelernt.“⁶⁰⁵

Rehbeins Zufriedenheit hat vornehmlich ökonomische Hintergründe. Mit Beginn des zweiten Dienstjahres konnte Franz sich (im Alter von 17 Jahren) mit dem „stolzen Titel ‚Grotjung‘“⁶⁰⁶ (Großjunge) schmücken und erhielt das „Privilegium, ‚schmöken‘ [rauchen] zu dürfen“⁶⁰⁷. Rangstufen werden – wie sich hier zeigt – in diesem Kontext mit den einfachsten Mitteln generiert, symbolisiert und tradiert. Selbst wenn der Autobiograf diesem ritualisierten Vorgang wiederum einen *ironischen* Akzent verleiht („stolzen Titel“), bleibt erkennbar, dass das Ganze für den jungen Rehbein damals durchaus bedeutsam war.

Ein weiterer angenehmer Umstand kam in diesem zweiten Jahr auf „Bunsloh“ noch hinzu: Der Verwalter, der „Vertreter der Herrschaft“, dem sein offizieller Titel „Inspektor“ zu „mekelborgsch“ war, also zu sehr an die negativ konnotierten östlichen Verhältnisse erinnernd,⁶⁰⁸ „began sich“ für Franz „zu interessieren“. Denn er hatte mit Franzens Zustimmung einen seiner Briefe an die Mutter zu lesen bekommen. Schon als er „die Aufschrift“ sah, hatte er sich gewundert „wegen dat Richtigschriewen [des Richtigschreibens]“.

„Sowohl der Inhalt, wie auch die Handschrift und besonders die Schreibweise schienen dem Verwalter besser zu gefallen, wie ich erwartete. Er tat aufrichtig erfreut darüber, fragte hin und her und meinte schließlich: aus mir könne noch mal etwas werden. Unter diesen Umständen faßte ich mir ein Herz und trug ihm bescheiden meinen Wunsch nach Lesestoff vor, der mir bis dahin, abgesehen von einigen Räubergeschichten und Schundromanen, die mir ein Hausierer gelegentlich mitbrachte, gänzlich gefehlt hatte. ‚Dat schalt du hebben, min Jung‘, sagte er mit bedächtigem Wohlwollen im Ton und gab mir nun von seinem Privatvorrat, was ihm gut schien.“⁶⁰⁹

Neben „illustrierte[n] Zeitschriften“ erhielt Franz allerlei Gelegenheitsliteratur und „landwirtschaftliche Lehrbücher über Agrarchemie, Viehzucht und praktische Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen“. In einer „wahren Wut“ stöberte er darin herum. Die Folgen dieser *Lesewut*, die sich hier nicht nur auf Fachspezifisches beschränkt, im unmittelbaren Umfeld sind durchaus bemerkenswert:

„Unseren anderen Knechten [denen neben Franz] war es allerdings ganz was Neues, daß jemand, und noch dazu ein Junge in meinem Alter, überhaupt Lust dazu haben konnte, ‚so in de Böker rumtoschnüffeln‘. Einige versuchten es mitunter auch, doch wenn sie so eine Viertelstunde lang mühsam Wort für Wort zusammenbuchstabiert hatten, dann wurde ihnen die Geschichte langweilig. Mit einem bedeutsamen: ‚Nee, dat is nix vör mi‘⁶¹⁰, legten sie das Buch wieder weg. Dagegen hörten sie es zuweilen ganz gern, wenn ich ihnen einzelne Abschnitte, wie Texte zu den Illustrationen und anderes vorlas. Sie meinten dann mitunter, ja wenn sie so lesen könnten, dann würde ihnen der Bücherkram vielleicht auch mehr Spaß machen. Einer aber, der in komischem Zorn am meisten über die verdammten Bücher schimpfte (weil’s bei ihm mit dem Lesen gar nicht gehen wollte), saß

⁶⁰⁵ Rehbein 1911, S. 109f.

⁶⁰⁶ Rehbein 1911, S. 96.

⁶⁰⁷ Rehbein 1911, S. 104.

⁶⁰⁸ Rehbein 1911, S. 102.

⁶⁰⁹ Rehbein 1911, S. 110. Hochdeutsche Übersetzung: „... ‚Das sollst du haben, mein Junge‘ ...“

⁶¹⁰ Hochdeutsche Übersetzungen: ‚so in den Büchern herumzuschnüffeln‘; ‚Nein, das ist nichts für mich‘.

dennoch recht oft des Sonntags oder des Abends dabei und buchstabierte, daß ihm die Lippen wehtaten. Dieses Verhalten fasse ich als einen Beweis dafür auf, daß auch bei dem Ungebildetsten ein natürlicher Lese- und Lerneifer vorhanden ist; er sollte nur geweckt werden. Und hier weckte ihn mein einfaches Jungenbeispiel.“⁶¹¹

Es ist erstaunlich, wie es dem jungen Rehbein offenbar gelungen war, auch die übrigen Knechte zum Lesen zu animieren, bei ihnen geradezu Bildungsbewegungen zu initiieren. Gerade die beharrliche Geduld eines dieser Bediensteten, dem das Lesen besondere Schwierigkeiten bereitete, lässt den Autobiografen letztlich zu jenem Axiom über eine Art naturgegebenen Lese- und Lerneifer auch der „Ungebildetsten“ kommen, wenn dieser nur einmal von außen angestoßen werde. Der Autor hätte dafür auch auf seine eigene Entwicklung verweisen können. Das Beispiel eines einzigen Lesenden verändert das (Freizeit-)Verhalten der Bediensteten teils ganz erheblich. Sie betreten so – bewusst oder unbewusst – ein kulturelles Terrain, das sich eigentlich die herrschenden Schichten vorbehalten. Dass Rehbein hier gewissermaßen als ein *Vermittler von Bildung* auftritt, verweist implizit auf gesellschaftliche Prozesse im Kaiserreich. Mit der Arbeiterbewegung und ihren Organisationsstrukturen existieren mittlerweile *Vermittlungsinstanzen*, die im Bereich Bildung neue Möglichkeiten für mittlere und untere Schichten schaffen. Rehbein ist in gewisser Hinsicht bereits eingebunden in diese Strukturen.

Deutlich wird hier zudem erneut, wie *außergewöhnlich* Franzens Verhalten und Persönlichkeit in dieser Sozialwelt sind: Der Verwalter war erstaunt über das „Richtigschriewen“ und erfreut über das gelesene Produkt. Er machte ihm, ähnlich wie damals der Pastor in Rehbeins Heimatstadt, sogar Hoffnungen, es einmal zu *etwas Besserem* zu bringen („aus mir könne noch mal etwas werden“).⁶¹² Und für die Knechte war Franzens „Lust“ an der Beschäftigung mit dem „Bücherkram“ zunächst ziemlich unverständlich. Abermals stellte Franz fest, dass man ihm als ‚Vorleser‘ große Anerkennung zollte. In dieser Funktion war er einerseits herausgehoben aus dieser Berufsgruppe, andererseits trat er aber zugleich als eine Art *Vermittler von (bürgerlicher) Kultur* und damit auch als Mittler zwischen verschiedenen Milieus auf. Dies spiegelt sich schon in dem Verhalten des Verwalters wider, der ihn fortan nach dem Gelesenen fragte, ihm „Wirtschaftstabellen [...] zum Abschreiben“ aushändigte und plötzlich auch „hochdeutsch“ mit ihm zu reden versuchte – „sonst sprach er mit uns allen grundsätzlich nur platt“. Der Wechsel in die Hochsprache wirkt auf Franz wie eine *sprachliche Nobilitierung*. Gerade auf dem Lande, so sagte der Verwalter einmal zu Franz, schade das Lesen „nix, denn hier hat man sonst ja weiter keinen Mensch wie ‘n gutes Buch, womit ‘n sich mal ‘n büschen gebildet unterhalten kann“. Auch dem durch herrschaftliche Legitimation statusmäßig herausgehobenen Verwalter mangelt es offenkundig an *geistig-kulturellem Austausch*. Bücher werden daher personifiziert und dienen als Ersatz für wirkliche Ansprechpartner. Zudem „behält“ der Verwalter Franz „vermehrt im

⁶¹¹ Rehbein 1911, S. 110f.

⁶¹² Rehbein 1911, S. 110.

Auge“, und bald erzählte ihm der Großknecht „im Vertrauen“, der Verwalter habe ihm mitgeteilt, dass er Franz „demnächst zu sich ins Gutsbureau nehmen wolle“. Der Großknecht fügte noch hinzu: „De Oll hett ‘n Oog up di, [...] un dar hest du ‘n guden Bontje“.⁶¹³ So schienen sich völlig neue Perspektiven zu eröffnen:

„Freilich hätte ich dort eine gute Stellung gehabt. Meine Tätigkeit wäre dann gewesen, einen Teil der Gutsschreibereien zu besorgen, bei der Butterexpedition zu helfen [d.h. bei dem Transport der Butter auf den Hamburger Markt], Bestellungen auszurichten, kurz lauter leichte Arbeiten auszuführen, die einmal bedeutend angenehmer waren wie die groben Feld- und Stallarbeiten, dann aber auch mehr Abwechslung mit sich brachten, weil ich öfter zur Stadt gekommen wäre. Bislang war ich nur erst dreimal vom Hofe heruntergekommen.“⁶¹⁴

Franz malte sich die neue Stellung aus: statt der teils *schweren körperlichen Arbeit* als Knecht sah er sich schon mit *Schreibarbeiten* in der *gemütlicheren* Atmosphäre eines Büros beschäftigt. Verbunden war damit auch die Hoffnung auf eine *Horizontenerweiterung* (mehr Abwechslung und größere Mobilität). Ob dabei allerdings zudem die Vorstellung einer gehobenen Position in der innerbetrieblichen Hierarchie eine Rolle spielte, also das *Herausdrängen* aus der Arbeiterexistenz, lässt sich nur vermuten. Wenn Rehbein derartige Ambitionen hatte, dann wusste er sie mit Blick auf die intendierte Leserschaft, d.h. insbesondere ArbeiterInnen, geschickt zu kaschieren („hätte ich dort eine gute Stellung gehabt“; „Ich freute mich also im Stillen nicht wenig über mein Glück“). Die Rezipienten ahnt bereits aufgrund der vielen verwendeten Konjunktive, dass es anders kam.

„Doch leider, es hat nicht sollen sein! Eines guten Morgens [...] wurde uns die überraschende Mitteilung, daß der Verwalter beim Kaffeetrinken plötzlich verstorben sei. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht“.⁶¹⁵

Mit dem neuen, schon nach wenigen Tagen eingesetzten Verwalter „zog auch ein neuer Geist auf Bunsloh ein, freilich kein besserer“. Selbst ein Aufsteiger („Er kam aus Mecklenburg von einem der dortigen Güter unserer Herrschaft, woselbst er bis dahin als Unterinspektor gewesen war“), will dieser Verwalter sogleich die „behäbig[e]“ Wirtschaft verändern und das mauflaue Personal mehr antreiben. „Wie ein Feldweibel“ „schnauzte“ er seine Untergebenen an.⁶¹⁶ Schon bald hatte er auch „Schnitterfamilien aus Brandenburg“ kommen lassen, die „williger“ und „unterwürfiger“ waren „wie die eingeborenen Holsteiner“⁶¹⁷. Rehbein hebt sich einmal ausdrücklich von dem „gewissen Fatalismus“ der Männer dieser unter „kulturwidrige[n]“ Bedingungen auf den Gütern lebenden Schnitterfamilien ab. Diese würden alles „als eine Art *Verhängnis*, das zwar entwürdigend wirke, aber leider nicht geändert werden könne“, hinnehmen. Sie fragten, was sie denn sonst

⁶¹³ Rehbein 1911, S. 111. Hochdeutsche Übersetzung: „Der Alte hat ein Auge auf dich gerichtet, [...] und da hast du einen guten Bonbon“.

⁶¹⁴ Rehbein 1911, S. 111f.

⁶¹⁵ Rehbein 1911, S. 112.

⁶¹⁶ Rehbein 1911, S. 112.

⁶¹⁷ Rehbein 1911, S. 117.

machen sollten, denn wenn sie bei sich in der Heimat mehr verdienten, dann würden sie auch nicht in die Fremde gehen. Von diesen letzteren Worten fühlte Franz sich durchaus wieder selbst betroffen: „ich wußte ja aus eigener Erfahrung, daß die Leute damit recht hatten“. ⁶¹⁸ Es zeigt sich wiederum die *Ambivalenz*, in der der junge Rehbein zu diesen Leuten, zu ihrem „Wanderdasein“ stand.

„Ich fühlte doch, wie es innerlich an allen nagte, solch ein Leben führen zu müssen und als so minderwertige Geschöpfe behandelt zu werden.“ ⁶¹⁹

Zum einen distanziert er sich von ihrem „Fatalismus“, zum anderen „fühlte“ er sich in sie hinein, was ihm aufgrund ähnlicher „eigener Erfahrung“ als ‚Wanderer‘ nicht schwer fiel. Auch bei ihm hatte vor kurzem ein missliches Geschick dafür gesorgt, dass er eben nicht in jene angenehmere Position als Gutsschreiber gekommen war: der plötzliche Tod des alten Verwalters beim Kaffeetrinken. Dieser wäre womöglich ein wichtiger *Förderer* für Franz gewesen, der ihm schon relativ früh den Weg zu einem weiteren Fortkommen gewiesen hätte.

„Doch leider, es hat nicht sollen sein!“ ⁶²⁰

Nach Beendigung des zweiten Dienstjahres verließ Rehbein aufgrund eines Konflikts mit dem neuen Verwalter „Bunsloh“, ohne sich schon „um eine neue Stelle [...] bekümmert“ zu haben. Es schien ihm, „als würde der holsteinische Hof mit jedem Tag ‚pommerscher‘.“ Ein anderer Knecht hatte „die holsteinischen Marschen“ (im Westen Holsteins) gelobt, und so zog Franz aus, sich „auf gut Glück in der Marsch einen neuen Dienst zu suchen“. ⁶²¹ Wieder einmal also ein Sprung ins Ungewisse.

Von einer Art *biografischer Planung* lässt sich in dieser Lebensgeschichte nur sehr bedingt sprechen. Dennoch ist auf der beruflichen Ebene dieser Biografie bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Fortkommen erkennbar. Ein präventives Muster wie bei Aufsteigern aus dem Kleinbürgertum, wie z.B. bei Bittner im nachfolgenden Epochenabschnitt, ist bei Rehbein nicht dargestellt. Vielmehr werden *Gelegenheitsstrukturen* auf dem Lebensweg angesprochen, die entweder zum Weiterkommen animieren oder aber einem Fortkommen entgegenwirken. Dem *Zufall* wird dabei eine erhebliche Bedeutung zuerkannt. Insgesamt betrachtet erscheint die Biografie geradezu *in zwei Teile gespalten*. In die Zeit vor dem Arbeitsunfall (im Alter von 28 Jahren) und die Zeit danach. In einen ländlichen und in einen urbanen Part. In eine *körperlich arbeitende Existenz* und eine eher *geistige sowie schreibende*. Man kommt kaum umhin, sich angesichts dieser Spaltung die Frage zu stellen: Was wäre eigentlich aus Rehbein geworden, wenn er nicht jenen furchtbaren Arbeitsunfall gehabt hätte? Hätte er auch dann den Absprung aus dem ländlichen Bereich geschafft? So paradox es klingen mag, aber es scheint fast so, als hätte erst der Unfall und damit eben auch die Verstümmelung Rehbeins dazu geführt, dass

⁶¹⁸ Rehbein 1911, S. 120.

⁶¹⁹ Rehbein 1911, S. 120f.

⁶²⁰ Rehbein 1911, S. 112.

⁶²¹ Rehbein 1911, S. 122f.

er sich vom ländlichen und somit gleichsam vom vormodernen Milieu abwendet. Auch unter dem Einfluss eines *äußerlich-kontingenten Ereignisses* scheint hier somit ein individueller Modernisierungsprozess in Gang gesetzt.

Schlussbetrachtung

Der gewonnene Einblick in ein anderes Milieu (in bildungsbürgerliche Verhältnisse), der noch relativ früh erfolgte, hatte bei Rehbein *Selbstzwänge* entstehen lassen, durch die er unweigerlich an die Welt der mittleren Stände gekoppelt wurde. Der Protagonist geriet so in eine *fortwährende Suchbewegung*, eine Selbstsuche, die wesentlich komplexer verlaufen sollte, als dies in der Regel bei Vertretern seines Ursprungsmilieus der Fall war. Da das kulturelle Kapital in Rehbeins Herkunftsfamilie kaum vergleichbar ist etwa mit dem in Christine Holsteins Familie, lassen sich die späteren Suchbewegungen der beiden ProtagonistInnen nur schwerlich gegenüberstellen und bewerten. Wie schon im Fall Bräker gelingt es ein Jahrhundert später auch Rehbein nicht, die verschiedenen Erfahrungsstränge miteinander zu verbinden. Ihm mangelt es ebenfalls schlichtweg an Ressourcen bzw. Kapitalien, um aus seiner prekären Lage hervorzutreten. Positive Veränderungen kann Franz zumindest in seinem alltäglichen Verhältnis zu den Arbeitgebern sowie für seinen eigenen Handlungsspielraum und den einiger anderer Bediensteter bewirken. Die wenigen Male, bei denen sich eine wirkliche Chance zur Verbesserung der eigenen Lage und Position zu ergeben scheint, werden als stark abhängig von äußeren Faktoren wie z.B. fördernden Personen gezeigt, wie etwa dem alten Verwalter auf „Bunsloh“. Wenn diese Faktoren ‚ausfallen‘, dann erlischt zugleich die Hoffnung auf eine Verbesserung. Aus eigener Kraft schafft es Rehbein nicht, sich aus seinem Landarbeiterstatus zu erheben. Nichtsdestotrotz sind auf der beruflichen Ebene, im äußeren Verlauf dieser Landarbeiterexistenz, zumindest bis zum 26. Lebensjahr eine gewisse Stabilität und Kontinuität zu erkennen. Diese scheinen aber eher im Rahmen institutioneller Prozessierung generiert.

Eine weitere Rahmung dieser Lebensgeschichte, die in der Autobiografie selbst kaum erwähnt wird, ist in diesem Zusammenhang nicht zu unterschätzen. Anders als bei Bräker, für den eine religiöse Rahmung seines Handelns – der Vorsehungsglaube – noch durchaus von Bedeutung war, lässt sich bei Rehbein eine *politische* Rahmung festmachen, die für sein Handlungs-, Wahrnehmungs- und Deutungsmuster von großer Relevanz ist. Diese politische Prägung wirkte sich *sinnstiftend* und stabilisierend aus. Im Vertrauen auf die gesellschaftsverändernde Dynamik der Arbeiterbewegung eröffnen sich Rehbein Möglichkeiten und Denkhorizonte, die er ebenso anderen Unterbürgerlichen zu erschließen sucht. Mit diesem emanzipatorischen Anliegen, das immer auch für andere mitgedacht ist, geht er weit über die zuvor behandelten AutobiografInnen hinaus. Da die Herren/Herrschenden jeglicher Veränderung zugunsten ihrer Untergebenen entgegenwirken, sind Rehbeins Versuchen freilich enge Grenzen gesetzt.

Die härtesten und repressivsten Erfahrungen seines Landarbeiterdaseins machte Rehbein als Tagelöhner im Alter von 25 bis 28 Jahren. Nachdem er eine „ordinäre Tagelöhnerwohnung“⁶²² für sich, seine Frau und sein erstes Kind gemietet hatte, gelang es ihm über unterschiedliche Beschäftigungsverhältnisse als Tagelöhner, die zeitweise von dramatischen biografischen *Krisensituationen* aufgrund von Arbeitslosigkeit unterbrochen wurden, einigermaßen über die Runden zu kommen. Während der folgenden Erntezeit verdingte er sich zusammen mit seiner Frau auf dem Hof des Bauern „Peiter Pink“, für den er früher schon einmal tätig war.

„Unsern Jungen führen wir in einem für alt gekauften Kinderwagen mit aufs Feld, dort wurde er hinter den Hocken gepackt, und dann konnte er schlafen, spielen oder schreien, solange er Lust hatte; er mußte es beizeiten anwenden, daß er nur ein Tagelöhnerkind war.“⁶²³

Überblickt man die ganze Biografie, dann drückt sich in diesem Satz ein für Rehbein doch eher ungewöhnliches Hinnehmen der eigenen Misere aus. Er deutet sogar eine Art *Verehrung sozialer Lagen* und damit die *Reproduktion sozialer Strukturen* an. Dies unterstreicht noch einmal die Dramatik dieser Lebensphase, das Entgleiten der Handlungsautonomie. Da die Erntearbeit „der Hauptverdienst des ganzen Jahres“ ist, geht die „Selbstantreiberei“, die „Akkordarbeit“, so weit, „daß man dem Tag nicht 24, sondern am liebsten 48 Stunden lang wünschen möchte“. Seine Frau sei nach solchen Tagen oft „derart von Müdigkeit übermannt“ gewesen, dass ihr die Augen beim Stillen des Kindes zufielen.⁶²⁴ Gleich nach den Haupterntewochen nahm er dann, da sich sonst nichts Besseres finden ließ, „Arbeit bei der Dreschmaschine an“, die als eine der „anstrengendsten und aufreibendsten“ überhaupt galt.⁶²⁵

„Stunden, nur Stunden schinden, ist hier die Losung. [...] Bei der Arbeit geht es ‚immer feste weg‘, was der Schinderkasten nur schlucken kann. Der Mensch muß mit der Maschine fort, er wird ihr Sklave, wird selbst zum Maschinenteil. Vergewärtigt man sich das ununterbrochene Heulen und Brummen der Dreschtrommel, sowie den fast undurchdringlichen Staub, den sie entwickelt, dann kann man sich denken, was diese Art Maschinendrescherei für den Mann bedeutet. Der Staub haftet, besonders wenn das Korn viel Regen bekommen hat, fast zentimeterdick auf den Leuten; oft können sie kaum aus den Augen sehen; die Augen sind denn auch häufig geschwollen und entzündet. Ebenso ist die Nase vom Einatmen der Staubmassen förmlich verstopft, und beim Auspeien kommen ganze Klumpen schwärzlichen Schleimes zum Halse heraus. Außerordentlich fest setzt sich der Staub auf die bei der schweren Arbeit stark schwitzende Haut und verursacht ein unangenehmes Jucken und Brennen, so daß es einem zumute ist, als säße der ganze Körper voller Ameisen. Hat man in diesem Zustand seine 15, 16 oder 18 Stunden heruntergerissen, so ist man im wahren Sinne des Wortes todmüde. [...] und gerade dann wenn man im besten Schlaf ist, ruft die Dampf[p]feife schon wieder zu neuer Arbeit. [...] Die erste Arbeit des Maschinenmeisters am Morgen ist, daß er jedem seiner Leute einen ‚grotten Kööm‘ einschenkt. Der Fusel muß die infolge der kurzen Nachtruhe erschlaffte Energie wieder beleben. Und wirklich, das Gesöff tut Wunder. Hat erst jeder auf den nüchternen Magen einen gehörigen Kümmel hinter die Binde gegossen, so erneuern sich zusehends

⁶²² Rehbein 1911, S. 231.

⁶²³ Rehbein 1911, S. 234.

⁶²⁴ Rehbein 1911, S. 235.

⁶²⁵ Rehbein 1911, S. 237.

die trägen Lebensgeister, und mit dem Brummen der Dreschtrommel verrichtet alles ganz mechanisch seine Arbeit wie am vorigen Tage [...].“⁶²⁶

Der Fusel werde im regelmäßigen Abstand „von zwei zu zwei Stunden“ weiter verabreicht. Der Arbeiter wird hier nicht nur zum „mechanisch“ arbeitenden Teil der Maschine, sondern muss auch ihren ohrenbetäubenden Lärm und den von ihr produzierten Staub inkorporieren. Und der schwärzliche Schleim im Hals wird noch durch billigen Schnaps im Magen ergänzt. Aber auch außen, auf der Haut, ist er einer Tortur ausgesetzt, gegen die es offenbar keinen Schutz gab und die daher verständlicherweise mit einer Art Ameisenangriff assoziiert wird. Dieser *allumfassende Angriff auf den Leib*, der bis zu 18 Stunden täglich andauern konnte, wird die Gesundheit eines jeden erheblich beeinträchtigt haben. Rehbein sollte mit nur 42 Jahren eines offenbar für sein Umfeld *unplötzlichen Todes* sterben. Vor dem Hintergrund seines *jahrelang geschundenen Körpers* erscheint dieser recht frühe Tod durchaus erklärbar. Der Autobiograf bezeichnet das Drescharbeiterdasein denn auch resümierend als ein „Hundeleben“, aber wohlgermerkt: „selbst der schlechtest gehaltene Hund hat es immer noch besser“.⁶²⁷

Insgesamt hat Rehbein drei solcher Dreschkampagnen mitgemacht. Die *Verdinglichung des Menschen*, dem die Maschine gewissermaßen ihren eigenen Rhythmus aufzwingt, kann man sich kaum weiter getrieben vorstellen („Der Mensch [...] wird selbst zum Maschinenteil“), wobei Rehbein über die Arbeits- und Lebensverhältnisse in einer Zuckerfabrik, wo auch „aus dem Osten importierte Leute“ beschäftigt und in der Nähe untergebracht waren, beinahe noch Schlimmeres zu berichten weiß.⁶²⁸ So seien „bei der ständigen körperlichen Überanstrengung der Leute“ auch viele Unfälle vorgekommen. Seinen eigenen *Arbeitsunfall* schildert der Autor gegen Ende der Autobiografie wie folgt:

„Emsig und unverdrossen hatten wir den ganzen Vormittag über in Staub und Zug gearbeitet. Als nun der Heizer an der Lokomobile zu Mittag pfiß, hielt ich wie gewöhnlich eine Garbe umgekehrt in die noch stark rotierende Dreschtrommel, um diese dadurch eher zum Stillstand zu bringen. Hierbei glitt ich ein wenig aus. Sofort erfaßte die Trommel die große rauhe Hafergarbe mehr, als wie sie es eigentlich sollte, und damit auch zugleich – meine Hand. Was weiter geschah, kam mir in der Geschwindigkeit gar nicht mehr ganz klar zum Bewußtsein. Ich fühlte nur, daß ich in der Maschine saß. Die Trommel zog nach unten, ich zog nach oben – und schon im nächsten Moment war mir der rechte Arm weggerissen.“⁶²⁹

Rehbein bemüht sich, gerade dieses für seine Biografie so wichtige, aber furchtbare Erlebnis bis zur letzten Konsequenz widerzuspiegeln. Der Einsatz von Maschinen ist in dieser Zeit mit *unkalkulierbaren Risiken* für die ArbeiterInnen verbunden. So laufen die Treibriemen zwischen den einzelnen Maschinensegmenten z.B. meistens ohne jede schützende Verkleidung, es mangelt an den geringsten Sicherheitsmaßnahmen. Ein kurzes Ausgleiten, ein kleines Missgeschick, genügte, um

⁶²⁶ Rehbein 1911, S. 239ff.

⁶²⁷ Rehbein 1911, S. 242.

⁶²⁸ Rehbein 1911, S. 244.

⁶²⁹ Rehbein 1911, S. 259.

von der Trommel erfasst zu werden. Und obwohl ihm das weitere „nicht mehr ganz klar zum Bewußtsein“ kam, erinnert der Autor den grausigen Moment, als er „in der Maschine saß“. Mit dem – im aussichtslosen Kampf mit der Maschine erfolgten – Verlust des rechten Armes wird Rehbeins ganze Lebensgeschichte gespalten. Der *zerrissene Körper* korrespondiert gewissermaßen mit dem *Bruch in dieser Biografie*.

„Arbeiterschicksal! Des Morgens noch ging ich gesund, frohgemut und kräftig von Hause, des Mittags schon war ich ein Krüppel. Mitten im besten Mannesalter, mit 28 Jahren, hatte mich das Geschick niedergeworfen. Das war das Ende meiner Laufbahn als Landarbeiter.“⁶³⁰

Der *Schicksalsbegriff* besagt hier zum einen – in Anlehnung an die eigentliche Intention des Autors –, dass das Erlebte von *exemplarischer Bedeutung* für eine kollektive Erfahrung von Arbeitern dieses Epochenabschnittes ist. Dass sich – zum anderen – hinter diesem „Geschick“ keine anonyme Macht verbirgt, sondern eine bestimmte politisch-gesellschaftliche Konstellation, hat Rehbein in seinem Text ausführlich dokumentieren können. Insofern kann die – in schonungsloser Selbststigmatisierung benannte – *Verkrippelung des Einzelnen* hier als ein Beispiel für die *kollektive leibliche und geistige Verstümmelung* der auf dem Lande tätigen ArbeiterInnen verstanden werden.

Rehbeins Invalidität hat in der Folge auch soziale Konsequenzen für die ganze Familie:

„Nun saßen wir da, eines konnte dem andern nicht helfen, dazu drei Kinder, und der Winter stand vor der Tür. Was ich da manchmal für Gedanken hegte, will ich hier lieber verschweigen. [...] O, war das ein niederdrückendes Gefühl, Ortsarmer zu sein und sich, halb bemitleidet, halb mißachtet die paar Mark Armengeld hinzahlen zu lassen!“⁶³¹

Kurz nach seinem Unfall hatte seine Frau das dritte Kind zur Welt gebracht. Wie sollte die fünfköpfige Familie nun überleben? Rehbein mag die Empfindungen, die er an diesem Tiefpunkt seiner Biografie gehabt hat, nicht mehr in Worte fassen. Über das Mitleid und die Missachtung seines Umfeldes hinaus sah er damals auf dem Lande „höchstens noch das Armenhaus als Daueraufenthalt wink[en]“ und zog so bald darauf „nach der Stadt“⁶³². Es war ein erster Schritt, sich aus der *Verdinglichung als Körper, als Arbeitskraft und als Maschinenteil* zu befreien. Als politisch und schreibend Wirkender erfolgt dann erst eine Art *Einmündung* in die im weiteren Sinne bürgerliche Gesellschaft, wobei ein Sozialdemokrat weiterhin um seine Anerkennung in dieser Gesellschaft ringen muss. In diesem Fall bleibt der Aufsteigende noch vornehmlich auf Partei- und Gewerkschaftsorganisationen verwiesen. Intermediäre Sphären, *Vermittlungsinstanzen* zwischen Oben und Unten entwickeln sich historisch betrachtet in Deutschland – verglichen etwa mit Frankreich, England und den Niederlanden – erst sehr spät. Immerhin haben sich auch im Kaiserreich – im Vergleich zum 18. Jahrhundert – die Möglichkeiten erweitert,

⁶³⁰ Rehbein 1911, S. 259.

⁶³¹ Rehbein 1911, S. 260.

⁶³² Rehbein 1911, S. 260.

die individuelle soziale und berufliche Position zu verbessern. Mit dieser allmählichen Veränderung der Chancenstrukturen geht eine kaum wahrnehmbare *Verflüssigung der Machtdifferenziale* einher, die sich vor allem im Kleinen, im alltäglichen Umgang zwischen Herrschenden und Beherrschten manifestiert. Ein Anrecht auf Bildungsbeteiligung breiterer Bevölkerungsschichten (im Sinne eines universalistischen Prinzips) scheint immer noch eher in Ausnahmefällen bei privilegierten Schichten Akzeptanz zu finden (bei manchen Bauern, bei besagtem Pfarrer). Dass im wilhelminischen Deutschland den Kräften der Beharrung eine erhebliche Bedeutung zukommt, lässt sich dem Text allenthalben entnehmen.

4. Zweite Zwischenbilanz

Infolge einer noch in der späten Jugend erfolgten Kontaktaufnahme mit einer spezifischen politisch-emanzipatorischen Bewegung, der Sozialdemokratie, unterliegt die Autobiografie Rehbeins von vornherein einer vor allem auf das *Außen*, auf die gesellschaftlichen Bedingungen gerichteten Perspektive. Anders als um 1800 etwa bei Christina Gabriel oder bei Johann Christoph Händler ergibt sich diese *Soziologisierung des Erzählten* also nicht mehr nur aus einer Involviertheit in die drückenden äußeren Umstände, die kaum einmal eine reflexive Distanznahme zu diesem Außen zu erlauben scheint. Rehbein kann bereits auf eine Hintergrundkonstruktion seines eigenen Daseins, auf ein im zähen Ringen mit den Herrschaftsformationen entwickeltes Programm und Gedankengebäude, zurückgreifen, um seine eigenen Erfahrungen und Lebenserwartungen einzuordnen und zu artikulieren. Er schreibt schon explizit als Akteur und Vertreter der organisierten Arbeiterbewegung, die sich allerdings weiterhin als Ganzes in einer von Ressentiments und Repressionen gekennzeichneten Position innerhalb des Kaiserreichs befindet. Als Repräsentant dieses immer noch nicht etablierten Kollektivs und einer immer noch gefährdeten Partei, aber immerhin als Teil einer bereits institutionalisierten Gruppierung kann Rehbein legitimer Weise seine eigene Lebensproblematik schon als die einer Vielzahl von Menschen beschreiben.

Damit stehen ihm nun auch bestimmte Deutungsmuster und die darin eingelagerten Kategorien und *Dichotomien* zur Verfügung. Das ideologisch verfestigte Diskursmaterial, dessen er sich für die Darstellung der eigenen und der Erlebnisse anderer bedient, generiert dieses Außen, aber es entwickelt und modifiziert sich selbst wiederum auch in der Auseinandersetzung mit dieser Sozial- und Objektwelt, die ihrerseits in vielfältigen Kontrasten, *Polaritäten* und Konfliktfeldern strukturiert ist. Rehbein weiß, dass seine sozialistische Programmatik die gesellschaftlichen Begebenheiten in mancherlei Hinsicht sehr drastisch konturiert, aber das, was er im Alltag gesehen und am eigenen Leib erfahren hat, war eben auch oft sehr drastisch und bedrohlich. Für ihn ist es wichtig, dass er über sein Bildungs-

und insbesondere über sein politisches Interesse Mittel und Foren gefunden hat, die ihm einen gewissen *Ausgleich* schaffen und das eigene Selbst stabilisieren. Er hat sich dabei aber auch ein passendes Instrumentarium an *kontrastiven* und *dichotomischen* Mustern erarbeitet, mit dem er auf diese häufig verstörende Außenwelt zugehen kann. Sie verdeutlichen und erschließen erst das, was schwer zu greifen ist oder als gegebene Tatsache normalerweise gar nicht verbalisiert oder hinterfragt wird. In dieser Autobiografie ist quasi in jeder Zeile zu spüren, was es für einen Unterbürgerlichen – hier für einen Landarbeiter – bedeutet, wenn er sich die intellektuellen Mittel erwirbt, um sein Dasein und seine gesamte Lebenswelt, gerade die sonst kaum beleuchteten Schattenseiten (Zurückweisungen, Krisensituationen, Repressionen usf.), zu verbalisieren und zu reflektieren. Vergleicht man Rehbeins Text mit den anderen hier für um 1900 analysierten, dann wird erkennbar, dass das Wort, die *Sprache* nur bei ihm – und selbstverständlich auch bei Hermann Sudermann, der allerdings als Schriftsteller schon in relativ jungen Jahren einen ‚professionellen‘ Umgang mit der Sprache pflegte – wirklich zu einem Mittel des *Widerstands gegen die Mächtigeren* und der *Befreiung aus einer randständig-prekären Position* geworden ist. Dabei offenbart sich dieser Widerstand nicht nur im Alltag des Protagonisten, sondern auch im daraus hervorgehenden Schreiben des Autors Rehbein: Die Autobiografie als solche ist Anklage sowie Angriff auf die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse.

Der spezifische Bildungsweg, der Rehbein zu einer solchen Sprachbeherrschung und dem damit verbundenen Selbstbewusstsein führt, bietet ihm zudem die Möglichkeit, die *Leibdimension* in besonderer Weise zu thematisieren. Hier zeigt sich ebenfalls, wie sich das Wissen um das eigene und das Dasein anderer erweitert, wenn erst einmal eine Grundlage für *Vermittlung* und *Erkenntnis* geschaffen wurde. Gerade der Unterschied zu den anderen, zu den Bediensteten und Arbeitern im Umfeld, die nicht über derartige Vermittlungsinstrumente verfügen, kommt immer wieder zum Ausdruck. Bei Rehbein stellt der *Leib* gewissermaßen die wichtigste (und letzte) Ressource des Landarbeiters dar, auf die er ‚bauen‘ kann. Das *Sich-verlassen-Können-auf-den-Körper* (sich „auf seine Knochen verlassen“) ist von fundamentaler Bedeutung für dieses Milieu. Idealerweise ist der Leib/Körper an sich also gewissermaßen *kontinuitätsstiftend*.⁶³³

Der Autobiograf bietet allerdings auch noch eine andere, wesentlich negativere Perspektive auf die *Leibgebundenheit* innerhalb dieser Lebenswelt. Aus seiner Zeit in der schleswig-holsteinischen „Grafenecke“ auf dem Gutshof „Bunsloh“ (wo er im Alter von 16 bis 18 Jahren tätig war) berichtet Rehbein, dass sich hier in zwei Jahren „einfach nichts, aber auch rein gar nichts zutrug“.

„Ich lebte dahin, lebte und arbeitete [...], ich vegetierte, wie auch die anderen Gutsarbeiter dahinvegetierten. [...] ganz so wie die Ackerpferde: hüh, hott und prrr. In stiller Abgeschiedenheit, fern von

⁶³³ Diesbezüglich sei auf den Begriff der „körperlichen Identität“ verwiesen, den Kaschuba 1989, S. 217, „im Sinne von arbeits- und leistungsbezogenen Wertmustern“ definiert.

Dorf und Stadt, verging hier ein Tag nach dem andern in ewiger gleichförmiger Treitmühlenarbeit.“⁶³⁴

„Die immerwährende grobe Knochenarbeit und der gänzliche Mangel an erfrischender geistiger Kost“ würden den Menschen „seelisch und körperlich vor der Zeit stumpf und steif“ machen und ihn schließlich „zu einer Art Arbeitstier herabkultivier[en]“⁶³⁵.

Die „dösig[e] Maulfaulheit“ und „Kaltblütigkeit“ der Landarbeiter sei nicht nur auf ein „nordisches Phlegma“, also letztlich „aufs Klima“ zurückzuführen, wie es der „oberflächliche Beobachter“ in seiner „psychologische[n] Beurteilung von Volkseigentümlichkeiten“ häufig tue,⁶³⁶ sondern auch in den sozialstrukturellen Bedingungen begründet („In stiller Abgeschiedenheit“; „der gänzliche Mangel an erfrischender geistiger Kost“; „zu einer Art Arbeitstier herabkultiviert“). In geradezu *soziologischer* Manier beschreibt Rehbein hier überdies die Mentalität und das Verhalten seines damaligen Umfeldes. Er erweitert dabei in gewisser Hinsicht auch die Grenzen des über die Leiblichkeit Sagbaren um eine *soziale* und *mentalitäre* Komponente. Einerseits distanziert er sich vom Verhalten seiner damaligen ArbeitskollegInnen, andererseits ist er sich jedoch bewusst, dass er ebenfalls in diesen *Prozess der Abstumpfung* verwickelt war („ich vegetierte, wie auch die anderen Gutsarbeiter dahinvegetierten. [...] ganz so wie die Ackerpferde“). Später aus der Zeit beim Marschbauern Jan Gnurr (mit etwa 18 Jahren) heißt es noch konkreter, die schlechte Behandlung in dessen anderthalbjährigen Diensten und die vorausgehende „Einförmigkeit des zweijährigen Gutsdienstes auf Bunsloh“ hätten Rehbeins „Energie und Willenskraft völlig gelähmt“, und es habe ihm „wie Blei in den Knochen“ gelegen.

„Auch über mich war nach und nach schon jener gewisse Stumpsinn gekommen, [...] eine Niedergedrücktheit, die das Aufbäumen gegen Unrecht gar nicht mehr zulassen will.“⁶³⁷

Erkennbar wird für die Situation auf „Bunsloh“ zudem, dass man sich in diesen Verhältnissen schwerlich als Subjekt empfinden kann. „Gang, Haltung und Wesen“ nähern sich, so Rehbein, dem Gebaren von Ackergäulen; die Menschen werden geradezu *entsubjektiviert*. Die Drastik der gewählten Formulierungen („gutmütige Beschränktheit“, „hölzerne Unbeholfenheit“, „Sie lebten in einer Welt für sich, bedürfnislos, wortkarg apathisch“⁶³⁸) macht deutlich, dass Rehbein für sich selbst eine andere Lebensform reklamiert. Schon in jener Zeit versuchte er, dem Abstumpfungsprozess entgegenzuwirken, etwa wenn er mal „ein Zeitungsblatt in die Hand“ bekommen konnte.⁶³⁹ Die Fundamente für diese *Distanzierungstechnik* wurden, wie erörtert, recht früh gelegt: eingehend dokumentiert in der Szene, als er im Pfarrhaus die Ideale und Lebensformen eines anderen Milieus kennenlernte. Dieses *Sich-anders-Fühlen* als die Vertreter des Herkunftsmilieus, das für den Auf-

⁶³⁴ Rehbein 1911, S. 92.

⁶³⁵ Rehbein 1911, S. 94.

⁶³⁶ Rehbein 1911, S. 93.

⁶³⁷ Rehbein 1911, S. 135. Wie Frerichs [1979], S. 533, schreibt, erklärt Rehbein die „physische und psychische Abstumpfung [...] als unausbleibliche Folgen dieser Arbeitsverhältnisse“.

⁶³⁸ Rehbein 1911, S. 92f.

⁶³⁹ Rehbein 1911, S. 93.

steigenden als ‚sozialem Fremdgänger‘ geradezu zu einer Grundbefindlichkeit werden kann, prägt sich nach Rehbeins Arbeitsunfall mit 28 Jahren weiter aus und kann als wesentliche Ursache dafür erachtet werden, dass dem Autor eine viel stärkere Distanznahme zu seinem (früheren) Arbeiterdasein gelingt, als dies in anderen Arbeiterautobiografien möglich ist. Vor allem daher rührt auch die ganz eigene Qualität von Reflexivität. Bei ihm zeigt sich, wie bereits punktuell im Hinblick auf die Verhaltensunförmigkeiten an anderen AufsteigerInnen (insbesondere bei Heyne, Hiller und Weise) erläutert wurde, welche (Selbst-)Erkenntnismöglichkeiten sich ergeben können, wenn Individuen sich in der Gesellschaft nicht mehr „am rechten Platz“ befinden und sich daher ihren Dispositionen nicht „mehr und vollständig überlassen“ oder ihnen nicht mehr „vertrauen“. ⁶⁴⁰ „[S]oziale Auf- oder Absteiger“, die in der Gesellschaft eine „Zwischenposition einnehmen“, haben, wie es einmal bei Bourdieu heißt, „mehr Chancen, sich dessen bewußt zu werden, was sich für andere von selbst versteht, sind sie doch gezwungen, auf sich achtzugeben und schon die ‚ersten Regungen‘ eines Habitus bewußt zu korrigieren, der wenig angemessene oder ganz deplazierte Verhaltensformen hervorbringen kann.“ ⁶⁴¹ Wie es um 1800 vor allem bei Hiller aufscheint, ist um 1900 auch bei dem zur Arbeiter-Intelligenz emporgestiegenen Rehbein zu sehen, dass er sich nicht nur vom gesellschaftlichen Oben, sondern in bestimmter Hinsicht auch vom Unten distanziert.

Bei allen *emanzipatorischen* Tendenzen und faktischen Fortschritten, die zweifelsohne in dieser Lebensgeschichte sichtbar werden und die oftmals mit didaktisch-vorbildgebender Intention auch auf die KollegInnen und Mitmenschen gerichtet sind, bleibt festzuhalten, dass gerade Rehbeins Dasein vorwiegend von *Dissonanzen* geprägt ist. Was in der Tiefenstruktur dieses Epochenabschnitts angelegt ist, eine sich zusehends polarisierende Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, die im Prinzip in den meisten Lebensbereichen immer noch an einem traditionellen Herren-Knecht-Gefälle orientiert ist, lässt sich mit dem guten Willen individuellen Engagements nicht einfach beheben. Selbst wenn Rehbein von einem bestimmten Punkt seiner Entwicklung an in die Rolle eines *Vermittlers* zwischen Beherrschten und Herrschenden, zwischen Unten und Oben schlüpfen kann, lassen sich die strukturellen Differenzen und Gegensätze nicht beiseiteschieben. Auch der Alltag in den landwirtschaftlichen Betrieben ist z.B. von einer unüberwindlich erscheinenden Dichotomie von *körperlicher* und *geistiger* Betätigung gekennzeichnet. Rehbein bemüht sich, die geistig-kognitiven Anteile des Daseins in dieser Lebenswelt so gut es eben geht zu erweitern. Ihm ist dabei durchaus bewusst, dass seine eigenen Bildungsambitionen nicht nur über die der anderen Bediensteten, sondern meistens sogar weit über die seiner Arbeitgeber und Vorgesetzten hinausgehen. Letztlich scheint er eingesehen zu haben, dass er nur dann eine Chance hat, sich

⁶⁴⁰ Bourdieu 2001b, S. 209.

⁶⁴¹ Bourdieu 2001b, S. 209.

seinen Ansprüchen entsprechend zu entfalten, wenn er ganz aus dieser Lebenswelt *herauspringt*. Als Land-, aber auch als Industriearbeiter weiß er sich stets aufs Neue *auf seine körperliche Arbeitskraft reduziert*.⁶⁴² Ein Ausweg konnte eigentlich nur darin bestehen, aus dieser einseitigen Existenzweise zu entfliehen.

Der Schriftsteller Hermann Sudermann, der Rehbein politisch noch am nächsten steht, war schon in wesentlich jüngeren Jahren zu einer vergleichbaren Einsicht gelangt. Ihm war wenige Wochen nach seinem Wechsel von der Realschule in die Apotheker-Lehre klar geworden, dass die öde und geistlos empfundene „Apothekerei“⁶⁴³ („ödesten Kommistums“) nicht das sein konnte, was er sein Leben lang machen wollte. Die Entscheidung für einen Bildungsaufstieg über die höhere Schule, der in seinem Fall tatsächlich einmal an einen sozialen Aufstieg gekoppelt sein sollte, war insofern nur konsequent. Dass er diesen Weg gehen konnte, hing allerdings – ähnlich wie bei Rehbein – vorwiegend von einem *kontingenten* Ereignis ab. Die bereits zwei Jahre zuvor erlittene *Kniewerletzung* gab nun den Ausschlag dafür, dass eine gelehrt-akademische Laufbahn anvisiert werden konnte. Denn vom „Stehen“ hinter dem „Rezeptiertisch“ riet der ärztliche Befund ab.⁶⁴⁴ Dieser Einschätzung fügte sich auch der Vater, der für seinen Sohn eigentlich ein „bürgerliche[s] Vorwärtskommen“⁶⁴⁵ in einem praktischen Berufszweig gewünscht hatte.

Bei Sudermann ist also ebenfalls eine strikte Trennung zwischen dem Bereich praktischer Berufstätigkeit und der Welt des Geistes ersichtlich, und zwar schon sehr früh:

„Wenn ich spät abends die Doppeltür der Apotheke geschlossen [...] hatte, dann ging ich auf mein Zimmer und überlegte: ‚Was haben sie heute in der Klasse getan? Wie weit sind sie im Ovid gekommen?‘“⁶⁴⁶

Und nur wenige Jahre danach zeichnet sich bereits der Hang zum *Künstlertum* bei ihm ab:

„Ein Dichter wollte ich werden, ein Dichter wie Goethe und Schiller.“⁶⁴⁷

Eine *Verknüpfung* von praktischen mit geistigen oder künstlerischen Elementen scheint schon zu diesem Zeitpunkt undenkbar. Die Entfernung zwischen diesen Sphären drückt sich auch darin aus, dass hier in geradezu paradigmatischer Weise für die Verhältnisse in Deutschland um 1900 – wie sich noch zeigen wird aber auch für die Zeit um 2000 – gleich an ein (vermeintliches) Höchstmaß an Selbstverwirklichung und Genialität gedacht wird. Wenn schon Selbstentfaltung, dann gleich im Maßstab klassisch-humanistischer Bildungsideale („ein Dichter wie Goe-

⁶⁴² Dazu Meuser 2005, S. 286: „Das ‚Kapital‘ der Fabrikarbeiter war traditionell ihr körperliches Leistungsvermögen.“

⁶⁴³ Sudermann 1990, S. 121.

⁶⁴⁴ Sudermann 1990, S. 128.

⁶⁴⁵ Sudermann 1990, S. 124.

⁶⁴⁶ Sudermann 1990, S. 122.

⁶⁴⁷ Sudermann 1990, S. 160.

the und Schiller“). Seltsamerweise setzen sich gerade sozial Aufstrebende oftmals einen dermaßen hohen Maßstab. Ohne dies selbst zu reflektieren, übernehmen sie damit die Leitbilder eines Bildungsbürgertums, zu dem sie eigentlich ein zutiefst zwiespältiges Verhältnis haben, da sie merken, dass es in ihnen in der Regel nur die unliebsamen Nachzügler und Emporkömmlinge sieht.

Die Ängste, wieder auf das *Praktische* und *Funktionale* zurückgestuft zu werden, weiß der Vater von Hermann Sudermann auch bei dem Oberschüler noch zu schüren:

„Ich sei der Sohn armer und ehrlicher Eltern – für mich zieme sich höchstens das Postfach oder sonst eine mittlere Beamtenkarriere, wo man bald sein Auskommen habe, aber wenn ich wüßte, auf wessen Kosten, könne ich ja ruhig studieren [...]“⁶⁴⁸

Sudermann wird diese *Ängste*, ins Enge und Geistlose zurückzufallen, nie loswerden. Selbst im Rentenalter, als er nach außen hin „den Schloßbesitzer und eleganten Herrn aus dem Berliner Westen“⁶⁴⁹ gibt, hat er noch die „Kleinbürgermisere“, die „Existenz des Elends“ vor Augen. Das *Fühlen und Denken in dichotomischen Mustern* hat um 1900 auch den zum wohlhabenden Künstler Aufgestiegenen fest im Griff. Selbst sein Leben wird von einem geradezu allgegenwärtigen Oben-Unten-Gegensatz dominiert.

Der zunächst im industriellen und danach im akademischen Bereich emporkletternde Gustav Weise steht einerseits schon für eine modernere Variante des Bildungsaufstiegs. Denn er bewegt sich in einem weitgehend institutionalisierten und gerade für das späte 19. Jahrhundert signifikanten Berufsfeld, im technisch-industriellen Sektor. Andererseits finden sich allerdings auch auf seinem Weg noch eher vormoderne Elemente (z.B. soziale Patenschaften, Stipendienwesen), die schon als typisch für einen Aufstieg ein Jahrhundert zuvor etwa im künstlerischen Feld herausgestellt werden konnten. Denn beispielsweise die *Förderer* und *Gönner*, von denen die Künstler Hiller und Voss um 1800 (und der angehende Künstler Sudermann um 1900) wie selbstverständlich berichten,⁶⁵⁰ tauchen mit eben dieser Selbstverständlichkeit auch noch bei dem Techniker Weise auf. Moderne Berufslaufbahnen sind noch längst nicht frei von *ständischen* Komponenten des Fortkommens. Wie schon Rehbein für den landwirtschaftlichen Bereich (erinnert sei an jenen Gutsverwalter, der Rehbein fördern wollte, dann aber eines plötzlichen Todes starb, sodass auch die kurz aufleuchtende Aussicht auf Verbesserung der sozialen Lage wieder erlosch) zeigt Weise für den technischen Bereich, dass ohne bestimmte Wegbereiter und Förderer nicht an eine Verbesserung der eigenen Position zu denken ist. Aber der technische Ausbildungs- und Bildungsweg offenbart bereits eine ganz entscheidende Neuerung, die es einem jungen Mann ohne höheren Schulabschluss wie Weise ermöglicht, aufgrund spezifischen Fachwissens

⁶⁴⁸ Sudermann 1990, S. 179f.

⁶⁴⁹ Osterkamp 1990, S. 392.

⁶⁵⁰ Sudermann 1990, S. 269.

mit einer Art *Sonderstatus* doch noch ein Hochschulstudium aufzunehmen (als „außerordentlichen Studierenden“). So gelang es dem Volksschüler Weise, nachdem er nebenbei mit dem Einjährigen einen mittleren Bildungsabschluss nachgemacht hatte und obwohl er zwischenzeitlich schon an verschiedenen Orten als *Lehrkraft* eingespannt worden war, schließlich sogar noch, einen Dokortitel zu erlangen. Verglichen mit dem ein Jahrzehnt früher geborenen Rehbein und erst recht mit den etwa ein Jahrhundert zuvor geborenen Aufstiegswilligen Bräker, Händler und Hiller haben sich damit um 1900 zumindest in einem spezifischen Teilbereich des Bildungssystems neue Mobilitätschancen ergeben.

Dass hier bilanzierend für den Fall Weise gleich auf die eher *formale* Seite dieses Bildungswegs eingegangen wird, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass der Autobiograf selbst den *formal-funktionalen* Aspekten seiner Lebensgeschichte ein so großes Gewicht beilegt. Er scheint im Rückblick immer noch ein wenig überrascht darüber, dass er angesichts seiner ungünstigen Startbedingungen dennoch so weit gekommen ist in dem bereits hoch differenzierten und reglementierten Bildungssystem. Indes zeigt sich auch in anderer Hinsicht, dass diese Biografie von funktionalen Aspekten stark geprägt ist. Selbst wenn der Text schon im Untertitel als eine Art Anleitung für Aufstiegswillige einen pragmatisch-funktionalen Akzent bekommt („Eine Geschichte für solche, die vorwärts kommen wollen“), würde man doch erwarten, dass nicht jeder beschriebene Lebensbereich in dieser einseitigen Perspektive abgehandelt wird. Beim Gesamtüberblick des Textes wird aber deutlich, dass Weise gar nicht mehr anders kann, als *strategisch* zu agieren. Strategisch-pragmatisches Handeln ist bei keiner Aufstiegsautobiografie so sehr zum dominanten Wesenszug, ja zur eigentlichen Lebenshaltung geworden wie bei ihm. Alles wird dem Vorwärtkommen untergeordnet: Studentisches Leben heißt eigentlich nur noch pauken und auf alle verführerischen Ablenkungen (Kneiperei, Korporationswesen etc.) verzichten. Fremdsprachen werden einzig zu dem Zwecke der späteren Anwendbarkeit im Berufsleben gelernt. Bekanntschaften und Liebeleien mit Frauen erscheinen zwar als schöne Erfahrungen, sollten aber wohl möglichst wenig Zeit und Energie beanspruchen. Die Tendenz zur *asketischen Lebensführung*, die anfangs schon eher aus rationalen als aus moralischen Gründen von wegweisenden Bezugspersonen übernommen wurde, wird zusehends zur einzig denkbaren Lebenseinstellung. Es hat sogar den Anschein, als ob Weise sich in dieser Art zu leben gut einrichten konnte. Im Gegensatz zu Protagonisten des vorausgegangenen (Bräker, Heyne, Voss) und des nachfolgenden Epochenabschnitts (vor allem Bittner) scheint Weise an seiner tendenziellen *Abspaltung von sinnlich-leiblichen Komponenten* kaum zu leiden. Beim Schreiben seines Textes mag er manche seiner Affekte und einstigen Krisenerlebnisse bewusst verschweigen, aber am Gesamteindruck seiner Persönlichkeit ändert sich dadurch wenig. Die *einseitig funktional-strategische Ausrichtung* seiner Existenz – Elias schreibt, wie erwähnt, von „ganz spezifischen Verkrümmungen des Bewußtseins und der Haltung“ – ist das Resultat einer spezifischen Laufbahn. Einmal abgesehen von der Frage nach dem

Verhältnis Weises zu seinen Affekten und Leidenschaften, fällt beim Vergleich zu den anderen Autobiografien um 1900 zudem auf, dass *Politik* bei ihm kaum eine Rolle spielt. Er ist trotz seines erwähnten Aufsatzes über „Kaiser Wilhelm I.“ im Rahmen der Einjährigen-Prüfung – ein Thema, das er ja vermutlich auch unter strategischen Erwägungen ausgewählt hatte – der am wenigsten politisch denkende und handelnde Protagonist und Autor. Man wird ihm höchstens attestieren können, dass er sich mit seiner national-konservativen Haltung einer etablierten politischen Richtung anschließt – und auch dies wohl teils aus einem bestimmten Kalkül heraus. In der beschriebenen *Eindimensionalität* entspricht Weise somit einem gängigen negativen Klischee des sozialen Aufsteigers.

Christine Holstein stellt in der Reihe der untersuchten AufstiegsautobiografInnen dieses Epochenabschnitts nicht allein als Frau eine besondere Persönlichkeit dar, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass sie aus einer Familie kommt, in der ein durchaus *gebobenes Bildungskapital* vorhanden war. Infolge des sozialen Abstiegs ihrer Eltern war es ihr selbst im Vergleich zu ihren Geschwistern jedoch am wenigsten vergönnt, sich ihren eigenen Bildungsambitionen entsprechend zu entfalten. Als die älteste Tochter wurde sie schon früh auf die Versorgung der jüngeren Geschwister und auf die nicht selten *schwere körperliche Arbeit* in der Landwirtschaft festgelegt. Die Eltern, die sich mehr schlecht als recht in einer bäuerlichen Lebensform über Wasser hielten, wählten sie gewissermaßen als die Hauptleidtragende ihrer eigenen Misere aus. Denn mit Ausnahme eines geistig zurückgebliebenen Bruders gestatteten die Eltern allen anderen Geschwistern neben Christine, ihren schulischen und beruflichen Zielsetzungen nachzugehen. Selbst als sich bei Christine ein zumindest kleines schriftstellerisches Talent zeigte, das ihr von dritter Seite bestätigt wurde, änderte sich für sie kaum etwas. Wie schon für Rudolphi einst in ähnlicher Lage schien auch für Holstein kaum eine andere Option möglich, als sich über eine Berufstätigkeit als Erzieherin aus der elterlichen Umklammerung zu lösen. Die Protagonistin nutzte zwar dieses Sprungbrett, um auch ein wenig von der Welt zu sehen, scheiterte aber immer wieder im gewählten Berufsalltag. Wie sie es bereits früh an ihren Eltern festgestellt hatte, musste sie sich selbst jetzt eingestehen, dass sie für die praktischen Dinge des Lebens ‚nicht geschaffen‘ war. Das Dilemma der Eltern, sich zu Besserem bzw. Höherem berufen zu fühlen und sich daher gelegentlich dilettierend im Feld der *Kultur* oder der *Gelehrsamkeit* zu versuchen, wobei sie in der Praxis ihrer Subsistenz kaum zu bestehen vermögen, hat sich gewissermaßen auf die Tochter übertragen. Holstein hält zwar bald zu einer Kinderbuchautorin und zu einem Gelehrten, einem Psychiater, Kontakt und lernt damit auch andere soziokulturelle Horizonte und Lebenshaltungen kennen, aber sie fühlt sich letztlich immer wieder zurückgeworfen auf ihre ‚Pflichten‘ in der elterlichen Landarbeit. Wie Rehbein und Sudermann hadert sie ebenfalls damit, dass sie tendenziell *auf ihre praktische Funktion* (als eine Art Magd) *reduziert* wird.

Wie Gustav Weise findet sie eines Tages eine Möglichkeit, trotz fehlender höherer Bildungszertifikate an der Universität zu ‚studieren‘. An den Vorlesungen darf sie nur aufgrund eines persönlichen, *informellen* Arrangements mit einem bestimmten Professor teilnehmen. Sie weiß von vornherein, dass sie keinen legitimen Hochschulabschluss erlangen kann. Während sich für den Volksschüler Weise bereits Türen öffnen und er schließlich sogar seinen Doktor macht, darf die Volksschülerin Holstein, wie andere Frauen an der damaligen Universität auch, eigentlich nur als *Gasthörerin* akademisches Bildungsgut akkumulieren, wobei es keinen wirklich interessiert, was sie damit anfangen will. Selbst der junge Dozent, zu dem sie sich nicht nur aus fachlichen Gründen hingezogen fühlt, kümmert sich nur in begrenztem Umfang um ihre Interessen und überlässt sie eines Tages sich selbst. Am Ende stellen die Universität und die akademische Welt, die sie anfangs so wehevoll betreten hatte, eine große Enttäuschung für sie dar. Christine hat zwar in einigen Disziplinen ihr Fachwissen erweitern können, vor allem auf philosophischem Gebiet, aber im Ergebnis muss sie feststellen, dass sie auf ihre eigentlichen Fragen keine befriedigenden Antworten erhalten hat. In vieler Hinsicht bleibt sie auf ihren *autodidaktischen* Zugang zu den Rätseln und „Geheimnissen“ der physischen und psychischen, der belebten und unbelebten Erscheinungswelt zurückverwiesen.

Immerhin hat sie sich wie einst Hiller und Rudolphi eine Möglichkeit erschlossen, neben den praktisch-funktionalen Subsistenznotwendigkeiten auch ihren *geistig-intellektuellen Interessen* nachzugehen und daraus sogar noch einen gewissen materiellen Gewinn für sich und ihre Eltern zu erzielen. Zweifellos konnte Holstein von ihren Kinder- und Jugendbüchern genauso wenig leben wie Hiller um 1800 von seinen Gelegenheitsgedichten. Aber sie hat nachweislich bis kurz vor ihrem Tod Bücher veröffentlicht und sich damit in gewissen Grenzen anerkannt und erfolgreich fühlen können. Hierin unterscheidet sie sich z.B. von Bräker, der ein solches Gefühl kaum je gehabt hat. Eine Parallele zu Bräker mag darin bestehen, dass es auch bei Holstein trotz gelegentlicher Erfolgsgefühle wohl kaum zu einem wirklichen *inneren Ausgleich* gekommen ist. Zumindest bis zum 33. Lebensjahr, bis zu dem ihr autobiografischer Text berichtet, ist der beständige Rückbezug auf den heimatlichen Kontext und die dort verspürte Enge sowie die damit verknüpfte körperliche Arbeit unverkennbar. Anders als die männlichen Aufstrebenden im selben Epochenabschnitt, Rehbein, Schäfer, Sudermann und Weise, hat sie sich aus dieser *Instrumentalisierung* ihres Selbst nicht wirklich befreien können. Dass sie als Einzige ein Pseudonym, eine Art Maskierung wählt, unter dem sie ihre Texte veröffentlicht, verweist ebenfalls auf weiterhin bestehende besondere Bedingungen und Konventionen für Frauen.

Dennoch hat sie eine ziemlich klare Vorstellung davon, wie eine ‚freie‘ Existenz aussehen könnte. Durch die Freundschaft und den Umgang mit der einige Jahre älteren Lehrerin „Maria Steinhausen“ sieht sie, dass es gelingen kann, sich auch als

Frau in dieser Gesellschaft weitgehend zu entfalten und zu emanzipieren. (Auffällig ist, dass ein Jahrhundert, nachdem Rudolphi bewusst auf eine eheliche Partnerschaft verzichtet hatte, eine partnerschaftliche Verbindung mit einem Mann auch in dem von Holstein angedeuteten Konzept immer noch kaum einen Platz zu haben scheint.) In Marias Wesen und Charakter scheinen sich alle erdenklichen Vorzüge und Begabungen menschlichen Daseins, wie durch ein glückliches Geschick herbeigeführt, zu vereinen. Die Idealisierung dieser geradezu einmalig-perfekten weiblichen Erscheinung („ein Erlebnis“) ermöglicht es Holstein, mit ihrem eigenen Dilemma und Missgeschick einigermaßen leben zu können. Denn Maria ist in dieser Perspektive, gerade als Frau, mit ihrer inneren Zufriedenheit und äußeren Anerkennung eine *Ausnahmeerscheinung* in dieser gesellschaftlichen Formation, die eindeutig von Männern dominiert wird. Die zum Idealbild und zur Ausnahme stilisierte Maria macht somit zugleich den Regelfall verständlich, nämlich die stark eingeschränkte Entfaltung weiblichen Daseins. Ohne sich dessen bewusst zu sein, legt Holstein damit auch eine *soziologische* Erklärung ihrer eigenen Problematik frei. Christine konnte sich nicht so entwickeln wie diese Lehrerin, weil sie nicht annähernd so perfekt, quasi wie ein Naturereignis, auf die Welt gekommen war. Nur eine so einzigartige Frau kann in dieser Gesellschaft ihren eigenen Ambitionen gemäß leben und vorankommen. Es passt durchaus in diese Konstruktion, dass Holstein in ihrer Freundin im Sinne der „alten Griechen“ einen *ganzen Menschen* ausmacht. Diese Ganzheitlichkeit scheint sonst eigentlich Männern vorbehalten und selbst unter diesen nur selten anzutreffen zu sein. Holstein zeigt dies an der Beschreibung eines ihrer jüngeren Brüder. Er verkörpert äußere und innere Werte wie z.B. *körperliche Gewandtheit* und *geistige Regsamkeit*, an denen sich andere meist nur orientieren können, ohne sie selbst jemals zu erreichen. Zu der *biologistischen* Interpretation, die hier zugrunde liegt, in der Äußerlichkeiten und Befähigungen eigentlich schon von Geburt an angelegt sind und nur einige Wenige eine optimale Ausstattung fürs Leben mitbekommen haben, gehört das *sozialdarwinistische* Gedankengebäude, an das Christine bereits von ihren Eltern herangeführt wurde und mit dem sie später offenbar auch an der Universität in Berührung kommt. Überdies verbindet sich ein früh internalisiertes *Herrschaftsbewusstsein* zusehends mit einem *Glauben an besondere Führungspersönlichkeiten*. Auch Holstein wächst gewissermaßen in vorgezeichnete *dichotomische* Deutungsmuster hinein, die ihre Wahrnehmungen strukturieren (Schemata wie oben/unten, stark/schwach, Herrschaft/Diener, Führer/Gefolgschaft, Freund/Feind, kultiviert/barbarisch, körperliche Arbeit/geistige Betätigung). Es ist allerdings bei Holstein davon auszugehen, dass sie sich selbst im Raster dieser Dichotomien anders positioniert als die behandelten männlichen Protagonisten. Z.B. wird sie sich als das Kind von Eltern, die selbst noch in einer Herrschaftsrolle zu agieren glaubten, eher mit eben dieser *Herrschaftsrolle* identifizieren als mit der Bedienstetenrolle oder sonstigen Subalternenrollen. Als Frau wird sie sich hingegen meis-

tens (etwa an der Universität und im Berufsleben) in der Position der *Schwächeren* gesehen haben.

Dass Holstein sich in reiferen Jahren dem Nationalsozialismus zugewendet hat, überrascht die RezipientIn nach der Lektüre ihrer Autobiografie nicht wirklich. In ihrem Text von 1920 finden sich schon Wendungen und Inhalte, die man eigentlich erst in den 1930er Jahren erwarten würde. Eine Affinität zum Heroischen, Kriegerischen und zu imposanten Herrschafts- und Führungspersönlichkeiten offenbart bereits die jugendliche Christine. Im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg kommen spezifische Deutungsmuster und Werthaltungen hinzu (Nationalismus, Mut, Opferbereitschaft etc.). Holstein ist in dieser Hinsicht zweifelsohne auch ein Kind ihrer Zeit. Dass sie sich dann von einem bestimmten Zeitpunkt an in ihren Kinderbüchern als NS-Propagandistin betätigen sollte, verweist unter anderem wiederum auf ein zeittypisches Phänomen. Denn es lässt erahnen, dass Holstein niemals wirklich aus der Prekarität herausgekommen ist. Als *Verliererin*, als nicht oben Angekommene, wird sie wie andere Gescheiterte an die Heilsversprechungen des ‚Führers‘ geglaubt haben. Eine spezifische soziale Situation und eine bestimmte mentale Disposition gehen auch bei ihr, wie ja bei Hitler selbst, in einer gefährlichen Gemengelage zusammen.

Vor der Bilanzierung des Falles Schäfer sei noch einmal hervorgehoben, dass die vier ProtagonistInnen Holstein, Rehbein, Sudermann und Weise jeweils auf für ihre Laufbahn *entscheidende Leiberfahrungen* verweisen. Schäfer hat zwar auch wichtige Leiberfahrungen gemacht, die aber nicht so einschneidend-bedrohlich und folgenreich waren wie bei den Erwähnten. Bei Rehbein war es ein schrecklicher Arbeitsunfall, der ihn zum „Krüppel“ machte und ihn in der Folge in eine journalistische Tätigkeit wechseln ließ. Im Falle Weises sorgte erst eine Erkrankung („schmerzhafte[r] Gelenkrheumatismus“) eigentlich dafür, dass er von einer körperlichen Arbeit in eine Bürotätigkeit wechselte. Bei Sudermann erweist sich eine ältere Knieverletzung unverhofft als Weichenstellung zur höheren Bildungswelt. Holstein kann wiederum von einer Erkrankung („Erstickungsanfälle“) berichten, die nicht unwesentlich dazu beitrug, dass die Eltern ihr den Besuch der Universität gestatteten. Wie erwähnt, lässt sich diesen autobiografischen Texten also entnehmen, wie abhängig soziale Mobilitätsprozesse von *kontingenten* körperlichen Beeinträchtigungen sein können. Dass die Komponenten *Leib* und *Zufall* implizit und explizit gleich von mehreren AutorInnen um 1900 als ganz entscheidende Einflussfaktoren für ihre Biografie genannt werden, sagt an sich schon Wesentliches über die (Un-)Wahrscheinlichkeit sozialen Aufstiegs in dieser Gesellschaft aus.

Trotz oder gerade wegen seines unbestreitbaren gesellschaftlichen und beruflichen Erfolges ist die Geschichte des späteren Historikers Dietrich Schäfer eigentlich die beklemmendste der hier analysierten. Denn seine auf den ersten Blick hin so harmlos erscheinenden Anekdoten und Erlebnisbeschreibungen erweisen sich bei einer genaueren Untersuchung als ein zumindest unter gesellschaftspolitischen

Aspekten höchst bedenkliches Zeugnis deutschen Gelehrten-daseins. Ähnlich wie Rehbein aus sehr einfachen Verhältnissen stammend, wie dieser bestens mit den Nöten und Hoffnungen der kleinen Leute vertraut, wendet er später doch zusehends eben dieses Wissen um die einstigen Nächsten gegen sie. Wenn Rehbein sich von einem bestimmten Zeitpunkt an von der apathisch-passiven Haltung der einfachen Landarbeiter distanzierte, dann geschah es, um für sich selbst etwas Freiraum aus der eigenen Gebundenheit, aus den repressiven Verhältnissen zu schaffen und um aus dem so gewonnenen Abstand reflexiv auch Freiräume für die anderen Eingebundenen zu erschließen. Bei ihm lässt sich immer wieder eine aufklärerisch-didaktische und pädagogisch-emanzipatorische Intention im Umgang mit anderen erkennen. Das, was ihn selbst bedrückt und an seiner Entfaltung hindert, bekämpft er meist zugleich mit Blick auf und für seine KollegInnen und Mitmenschen. Ein Empathievermögen findet sich selbstverständlich auch bei Schäfer, allerdings werden daraus ganz andere Schlussfolgerungen als bei Rehbein gezogen. Die Menschen, denen der kleine Dietrich in seinem Umfeld begegnete, werden ex post jeweils nach bestimmten sittlich-moralischen Maßstäben – vorwiegend nach einem protestantischen Arbeitsethos – kategorisiert und letztlich nach ihrer Überlebensfähigkeit als Einzelne oder als Kleingruppe (als Familie) in der bestehenden Gesellschaft bewertet. In dieser Perspektive geht es darum, das Stehvermögen und die Durchsetzungskräfte des Einzelnen zu stärken. So gelte es etwa, das *Ehrgefühl*, das *Prestige- und Statusstreben* eines kleinen Handwerkers oder Händlers („feines Gefühl für Schichtungen“) möglichst so weit zu fördern, dass er sich gegenüber anderen bewähren und durchsetzen kann. Jeder wird hier eigentlich nach den Maßstäben eines erfolgreichen Aufsteigers überprüft und eingeordnet, der das Leben ähnlich wie Holstein schon in jungen Jahren als eine Art *Kampf ums Dasein* gesehen hat. Die Wettkampf-Metapher ist signifikant für Aufsteigererzählungen,⁶⁵¹ aber um 1900 stellt sie auch ein Sinnbild der Epoche, ein zentrales Element des Zeitgeistes dar.

Dem *Körper* fällt im Wettkampf in der Regel eine beträchtliche Bedeutung zu. Bei Schäfer spielt denn auch die Körperdimension zumindest in der Kindheit und Jugend eine große Rolle. Bereits als Kind hat Dietrich sich offenbar in *handfesten Auseinandersetzungen* mit anderen Jungen seines Alters bewähren müssen⁶⁵² und dabei aus der Erfahrung, dass er ihnen so gut wie immer *körperlich überlegen* war, ein immenses Selbstbewusstsein gezogen. Gemessen hat es sich, wie er berichtet, überdies frühzeitig auch mit Kindern und Jugendlichen aus besseren Verhältnis-

⁶⁵¹ In der soziologischen Beobachtung des soziologischen Beobachters Pierre Bourdieu lässt sich daher zu Recht festhalten, dass auch die Gesellschaftsanalysen des Aufsteigers Bourdieu von der Wettkampf-Metaphorik geprägt sind. Das Buch eines Bourdieu-Interpreten spielt bereits im Titel darauf an: Schwingel, Markus (1993): *Analytik der Kämpfe. Macht und Herrschaft in der Soziologie Bourdieus*, Hamburg.

⁶⁵² Allgemein zur Bedeutung des körperlichen Wettkampfs unter heranwachsenden Jungen vgl. Schulze 1983.

sen. Da dieses Sich-Messen eher *geistig-kognitive* Aspekte betraf, konnte Dietrich feststellen, dass er diesen privilegiierteren Kindern gleichsam auf einer ‚höheren‘ Ebene gewachsen war, ja dass er ihnen mit seinem Wissen aus einer anderen Sozialwelt sogar in gewisser Hinsicht imponieren konnte. Einerseits halfen ihm also Wissbegierde, Fleiß, Eifer und Intelligenz nicht nur in der Schule, in der er sich ähnlich wie andere Aufstiegswillige (Heyne, Hiller, Holstein etc.) vor Mitschülern *hervortat*, sondern auch im außerinstitutionellen, *informellen* Bereich, im kommunikativ-spielerischen Austausch mit Gleichaltrigen.

Andererseits zeichnet er wiederum bestimmte *körperlich-sinnliche Aspekte* seiner Entwicklung („Größte Sehnsucht hatte ich, zu wandern, allerlei zu sehen“) im Rückblick als integrale Bestandteile einer Gelehrtenbiografie. Schäfers immer wieder erwähnte besondere Neigung zur Geografie, die ihm später als Historiker sehr zugutekam, stand von vornherein in Verbindung mit seiner *Begeisterung für das Wandern, Schauen und Erkunden*. Es hat allerdings den Anschein, dass selbst in Freizeitbeschäftigungen wie dem Wandern bald *funktional-strategische* und *leistungsbezogene Elemente* die Oberhand gewannen – etwa wenn der Ehrgeiz dazu antrieb, möglichst alle Ortschaften der näheren und weiteren Umgebung zu erwandern. Eifer und Rastlosigkeit bestimmten in diesem Gelehrten-dasein zusehends auch die *informellen* Lebensbereiche. *Strebsamkeit* ist bei Schäfer, wie schon bei Weise, zum allgegenwärtigen Prinzip geworden.

Wie bei Rehbein werden die wiedergegebenen biografischen Erfahrungen bei Schäfer quasi als Belegmaterial für eine bestimmte ideologische Aussage verwendet. Allerdings vertreten die beiden Autobiografen geradezu konträre politisch-ideologische Auffassungen. Schäfer dient die eigene Erfolgsgeschichte als Bestätigung dafür, dass der „Tüchtige“ und Zielstrebige wie „von selbst nach oben“ kommt. Perfide Züge erhält seine Darstellung dadurch, dass sie ihm unter anderem dazu dient, dem zeitgenössischen *Sozialdarwinismus* gewissermaßen eine biografisch-empirische Grundlage zu verschaffen. Der *Körper* ist wesentlicher Bestandteil dieser weltanschaulichen Konstruktion. Denn Schäfers Aufstiegsbewegung scheint geradezu eine *körperliche Fundierung* zu haben („Ich war flink und behende und hatte vom Vater eine ungewöhnliche Körperkraft geerbt“). Es sieht so aus, als hätten ihn nicht nur *geistige Regsamkeit*, sondern ebenso *körperliche Geschicklichkeit* („flink und behende“) und eine *ererbte außerordentliche Körperkraft* zum Erfolg geführt. Zumindest wird diesen physischen Aspekten für die Entwicklung eines besonderen Selbstbewusstseins eine große Relevanz zuerkannt. Das Bewusstsein *physischer Überlegenheit* gegenüber anderen („überlegen“; „In den mancherlei Reibereien mit den Jungen“; „sie fürchteten mich“) ist ein wesentliches Element am Anfang dieser Aufstiegsbewegung. Hiermit eng verknüpft scheint der Glaube an besondere eigene *Führungsqualitäten*. Schäfer schreibt sich also schon früh jene Führereigenschaften zu, die Holstein nur an einem ihrer Brüder, keineswegs aber an sich selbst zu erkennen glaubte. Schäfers Selbststilisierung ist denn

auch in vielerlei Hinsicht noch erheblich *martialischer* als die von Holstein. Das manifestiert sich z.B. darin, dass er, als er schon auf dem besten Wege in eine Gelehrtenkarriere war, sich kurz entschlossen freiwillig zum Fronteinsatz meldete, obwohl abzusehen war, dass er manchen seiner Förderer damit verprellen würde.

In bestimmten Situationen und Problemstellungen scheint es für diesen Aufsteiger kaum Kompromisse zu geben. Eine Tendenz zum Entweder-Oder, zur *Unbedingtheit*, offenbart sich immer wieder. Dieser Aspekt ist nicht zuletzt deshalb von einigem Interesse, weil er um 2000 hinter einem anderen politischen Vorzeichen erneut sichtbar wird. Im Gegensatz zu Rehbein hatte Schäfer schon in relativ jungen Jahren das Glück, sich mit gelehrt-intellektuellen Gesprächspartnern nahezu auf Augenhöhe austauschen zu können. Im täglichen Umgang mit diesen Akademikern internalisiert er auch einen *Geistesaristokratismus*, der gerade in den gewählten Studienfächern und -orten eine spezifische Ausprägung hatte. Als ziemlich schnell und problemlos *Assimilierter* empfindet er sich selbst als festen Bestandteil dieser geistig-kulturellen Elite. Die Menge, das Volk, die Arbeiter sind daher für ihn nun die anderen bzw. das Andere. So spricht er sich denn auch scheinbar *ohne Rückbindung* an seinen eigenen sozialen Ursprung eindeutig gegen *partizipatorische* Zielsetzungen und *demokratische Prinzipien* aus („habe früh die Überzeugung gewonnen, daß [...] Kultur überhaupt nicht vereinbar sei mit staatlicher Herrschaft der Massen“). Von den politischen Vorgaben des von ihm verehrten Treitschke ist er nie abgewichen. Auch als Akademiker denkt und handelt Schäfer noch überwiegend in *dichotomischen* Mustern (oben/unten, kultiviert/barbarisch usw.).⁶⁵³ Was schon bei den zuvor behandelten Aufstrebenden auffiel, war in dieser Epoche keineswegs hinderlich für eine Gelehrtenlaufbahn. Ganz im Gegenteil: Der Hang zur *Polarisierung* und zur Eindeutigkeit scheint geradezu von Vorteil für eine solche Laufbahn. Dass das Private, das *Informelle* im Verlaufe der Erzählung immer mehr abhanden kommt, ist insofern nicht alleine dadurch bedingt, dass es sich bei dieser Autobiografie in Anlehnung an tradierte biografische Formen um eine *Gelehrten-schrift* handelt. Es spiegelt auch eine gewisse Einseitigkeit dieses Lebens insgesamt wider. Dabei mag der Protagonist gar nicht allzu weit vom Durchschnitt des Akademikertums dieser Zeit entfernt liegen. Auch in diesem Zusammenhang wirkt die *einseitig funktionale Ausrichtung* dieser Biografie, in der für emotionale Belange oder gar für fantasiegeleitete Abschweifungen kaum mehr Raum übrig scheint, als eine stimmige Beschreibung. Obwohl Schäfer einen erstaunlichen persönlich-beruflichen Erfolg für sich verbuchen kann, erscheint seine Selbstdarstellung somit insgesamt für die RezipientIn recht fad und kalt.

⁶⁵³ Gerade auf die Akademiker und das Bildungsbürgertum insgesamt bezogen ist der Vergleich mit den Verhältnissen in anderen europäischen Staaten höchst aufschlussreich. Dazu heißt es etwa bei Kocka 1989, S. 16: „Vergleicht man [...] deutsche Bildungsbürger mit norwegischer, tschechischer, slowakischer und finnischer ‚Intelligenz‘, dann erkennt man die sozial höhere Herkunft der deutschen Akademiker, ihre größere Neigung zur Selbstrekrutierung und schärferen Abschottung zum Volke hin.“

Teil 3

Figuration des Phänomens *sozialer Aufstieg* um 2000

1. Zeitgenössisch-soziologische Diagnosen

Der Soziologe Ralf Dahrendorf, der 1965 vor allem mit einem essayistischen Plädoyer unter dem Titel „Bildung ist Bürgerrecht“¹ Aufsehen erregte, hat in seinem im selben Jahr veröffentlichten ‚Deutschlandbuch‘ eine typisierende Skizze des Aufsteigers „von ganz unten nach ganz oben“ vorgelegt. Er betont dabei, dass dieser Typus gerade in England schon zu einer „literarischen Figur erhoben“ wurde:

¹ Dahrendorf, Ralf (1965): Bildung ist Bürgerrecht. Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik, Bramsche/Osnabrück.

„Der Weg von ganz unten nach ganz oben, den wir zur Metapher einer Gesellschaft mit gleichen objektiven wie subjektiven Chancen gemacht haben, ist sicher kein direkter Weg zum Glück. Nach allem, was wir wissen, bringt er für den, der ihn beschreitet, vielmehr vorwiegend Ängste und Unsicherheiten mit sich. Englische Autoren haben den *scholarship boy*, den Stipendien-Jungen, der sich auf Grund seiner Leistung vom Arbeiterkind zum Akademiker heraufgearbeitet hat, zur literarischen Figur erhoben. Er ist eine traurige, innerlich zerrissene Figur. Als Kind gab es ihm Auftrieb, wenn die Eltern, die Geschwister und Verwandten von ihm sagten, er ‚hat Köpfchen‘, obgleich schon im häufigen Lob ein hohler Ton der Fremdheit immer vernehmlicher mitschwang. Er konnte manches besser als seine Altersgenossen, aber sein Können forderte einen Preis. Wenn die anderen, die Geschwister und Nachbarskinder auf der Straße herumstanden oder Fußball spielten oder, später dann, zum Tanzen gingen, saß er bei der verständnisvoll nicht-verstehenden Mutter und machte Schularbeiten; wenn die Geschwister im Wohnzimmer Schallplatten hörten, die Mutter bügelte und der Vater die Zeitung las und das Gelesene laut kommentierte, blieb ihm nur eine Tischdecke zum Studium der Bücher, die so gar nicht in das Zimmer passen wollten. Er beneidete die anderen um ihr Lachen und haßte sie zugleich. Er trieb sich immer wieder zur Arbeit an und wurde von Jahr zu Jahr einsamer. Später, auf der Universität, nahm die Einsamkeit eine neue Form an. Er sah seine Eltern und ihr Haus nicht mehr täglich; vielleicht mied er beide; aber die anderen sahen sein Elternhaus in ihm – und wieder gehörte er nicht dazu. Er erwarb seine Scheine und absolvierte seine Fleißprüfungen pünktlich, schon um sein Stipendium nicht zu gefährden; aber die Begeisterung fehlte wie die Leichtigkeit und die Sicherheit des Umganges mit dem Gelernten. Er war verspannt, in sich zerrissen und allein. Nun hat er einen akademischen Beruf, aber der Weg nach oben hat ihm nicht den ersehnten und zugleich verachteten Zugang zu den sinnlosen Selbstverständlichkeiten einer gehobenen sozialen Existenz gebracht. Glücklich ist er nicht. Ist das der menschliche Preis der Modernität?“²

Es wird sich im Folgenden gerade an dem im Zentrum der Analyse stehenden Fall Bittners zeigen, dass einige der genannten Probleme und Erfahrungen in der Tat typisch für sozial Aufsteigende sind, einerlei in welcher modernen Industriegesellschaft sie leben. Dahrendorf geht es in seiner weiteren Untersuchung aber nicht primär um die Typik dieser zur literarischen Figur geronnenen Erscheinung. Er fragt vielmehr danach, wie die jeweilige Gesellschaft sich zu diesem Typus des Aufsteigers verhält, welche Chancen sie ihm, der sich ohnehin nur durch eine gewaltige Kraftanstrengung und unter immenser Anspannung nach oben kämpft, auf diesem Weg und im Weiteren bietet. Die Frage nach der „Modernität“ erhält somit eine mehrschichtige Ausrichtung. Denn erstens steht Modernität für eine strukturelle Weiterentwicklung (funktionale Differenzierung) der Gesellschaft, die auch von den Individuen eine gewisse Modernisierung verlangt, um in ihr bestehen zu können. Zweitens gehört jene Figur des Aufsteigenden gewissermaßen als Signum von Modernität *ideell* zur modernen meritokratisch-demokratischen Staatsform,³ dient als „Metapher einer Gesellschaft mit gleichen objektiven wie subjektiven Chancen“. Drittens lässt sich an der Figur aber auch immer wieder

² Dahrendorf, Ralf (1965): Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München, S. 131f.

³ Eine ausgezeichnete kritische Auseinandersetzung mit der meritokratischen Leitfigur moderner Gesellschaften bietet jetzt Solga 2005. Vgl. auch Vester 2004, S. 19, der auf die Gegenwartsgesellschaft bezogen expliziert: „Wie weit eine soziale Gruppe im meritokratischen Wettbewerb gekommen ist, hängt [...] von ihrem Startkapital an Bildung, Besitz und sozialen Beziehungen ab.“

aufs Neue überprüfen, in welchem Grad „Modernität“ in verschiedenen Gesellschaften bzw. Nationen schon *verwirklicht* ist.

„Es kann Gesellschaften geben, die formal entwickelt sind, insofern sie ihren Bürgern gleiche Rechte versprechen, faktisch aber der Tradition verhaftet bleiben, weil die Bürger, gefesselt an zugeschriebene Sozialpositionen, von diesen Rechten keinen Gebrauch machen können. Die soziale Welt ist modern, aber die Menschen sind unmodern geblieben, und der Weg in die Liberalität bleibt versperrt.“⁴

Dahrendorf sieht hier gerade „eine jener explosiven Verwerfungen, die das kaiserliche Deutschland und die industrielle Revolution“ der deutschen Gesellschaft „hinterlassen haben“.⁵ Er deutet mentale Barrieren im Deutschland seiner Gegenwart an, die weit in die spezifische deutsche Vergangenheit zurückreichen. „[F]ormell“ habe sich eine Gleichberechtigung entwickelt, in der Praxis, im alltäglichen Miteinander aber sei sie kaum entfaltet. Die Individuen selbst würden keinen angemessenen Gebrauch von den bestehenden Rechten machen. Hier ließe sich unter anderem einwenden, dass der Einzelne in Deutschland mitunter, insbesondere wenn er aus unterbürgerlichen Verhältnissen kommt, erschreckend wenige Mittel (Bildungskapital, soft skills usw.) an die Hand bekommt, um sich einmal eigenständig entfalten zu können. Aber Dahrendorf geht später auch auf solche sozialen Benachteiligungen ein. An dieser Stelle verweist er vornehmlich auf mentalitäre Strukturen, die dazu führten, dass die Gesellschaft in einer scharfen Trennung zwischen Oben und Unten verharret.⁶

„In diesem Sinne [...] ist die deutsche Gesellschaft nach wie vor eine halbierte Gesellschaft, zerschnitten in ein Oben, das wenig vom Unten, und ein Unten, das wenig vom Oben weiß“.⁷

Auf der einen Seite (Unten) kann das dann dazu führen, dass z.B. Eltern „für ihr begabtes Kind eine höhere Ausbildung nicht wünschen“, „aus Unwissenheit“ oder „auf Grund sozialer Distanz“.⁸ Auf der anderen Seite (Oben) hingegen mag sich der Klinikdirektor etwa gegen den Vorwurf, er halte seine zahlreichen Assistenten in quasi-feudaler Abhängigkeit, mit der Entschuldigung herausreden: „Aber das ist doch gar nicht meine Absicht, sondern die Leute wollen es selber so und verhalten sich dementsprechend.“⁹ Beide Seiten nehmen ihre gegenseitige Distanz „als naturgegeben“ hin, „wenn man auch unterstellen muß, daß das Interesse an der Erhaltung der halbierten Gesellschaft bei denen Oben im ganzen sehr viel größer ist als bei denen Unten. Jede Verringerung der Distanz schwächt die Kontrolle derer im Licht.“ Für Dahrendorf handelt somit beiderseits „ein unmoderner Mensch“, der „aus ihm vorgegebenen Strukturen und Stereotypen ohne das Be-

⁴ Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 116.

⁵ Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 116.

⁶ Ähnlich auch Adorno 1972, S. 101, der eine „fortdauernde Dichotomie“ zwischen Bildungsbürgertum und Proletariat konstatiert.

⁷ Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 132.

⁸ Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 132.

⁹ Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 122.

wußtsein der Möglichkeiten eigener Entscheidung“ denkt.¹⁰ Allerdings erkennt Dahrendorf Mitte der 1960er Jahre in einigen Bereichen, wie etwa in der gerade öffentlich diskutierten Bildungsbeteiligung breiterer Teile der Gesellschaft, deutliche Anzeichen für eine Überwindung des „Traditionalismus“. In anderen Bereichen hätten die „traditionalen Verhaftungen der Sozialpsychologie der Deutschen“ jedoch „noch eine verblüffende Vitalität“. Der „Widerspruch von moderner Welt und unmodernen Menschen“ hemme „den Weg des Staatsbürgers und die volle Durchsetzung seiner Rolle in Deutschland“.¹¹ Von einer Partizipation der unteren Schichten an Institutionen und Machtpositionen kann in dieser Interpretation der deutschen Verhältnisse kurz vor ‚Achtundsechzig‘ also noch kaum die Rede sein. Eine Vermittlung zwischen dem oberen Drittel („den Eliten und den angrenzenden Bereichen der Dienstklasse und des Mittelstandes“) und den unteren zwei Dritteln (Arbeiterschicht und Unterschicht)¹² scheint, wenn überhaupt, nur in ersten Ansätzen vorhanden.

Bei dem Begriff der Staatsbürgerschaft bezieht sich Dahrendorf vergleichend auf die Verhältnisse in England.¹³ Elias stellt ebenfalls des Öfteren die deutschen und englischen Verhältnisse einander gegenüber. Da die Ansätze und Untersuchungsergebnisse dieser beiden Soziologen sich in vieler Hinsicht ähneln, sei hier lediglich auf eine besondere Interpretationsrichtung bei Elias eingegangen, die über die Ausführungen Dahrendorfs hinausgeht. Elias hebt gerade für die Geschehnisse in den 1960er und 70er Jahren eher auf einen „Generationskampf“¹⁴ ab als auf Klassen- oder Schichtdifferenzen. Im Bezug auf die behandelten Autobiografien von Aufsteigenden, die alle mehr oder weniger in die studentische Protestbewegung und ihre Folgen bzw. in die linke Szene verwickelt waren, wird gerade dieser Generationenkonflikt von einiger Bedeutung sein.

Bei Elias heißt es einmal:

„In England ist das durch alle Klassen und Regionen hindurchgehende Gefühl der Gemeinsamkeit und des hohen Wertes, englisch zu sein, trotz aller Erschütterungen, trotz des Absinkens der Großmacht zu einer Macht zweiten Ranges, das England mit anderen Nationen Europas teilt, im großen und ganzen noch recht wenig erschüttert. In Deutschland hat die Maßlosigkeit des Selbstlobes der eigenen Nation unter den Nationalsozialisten, hat der bittere Zusammenprall ihrer großen kollektiven Phantasien mit der harten Realität der zwischenstaatlichen Machtverhältnisse in der Nachkriegszeit besonders bei den jüngeren Menschen einen oft ebenso starken Ausschlag des Gefühls nach der anderen Seite ausgelöst. Der nationalsozialistische Bombast, im Verein mit den Gewalttaten, die im Namen des deutschen Volkes begangen wurden, hat für viele Gruppen jüngerer Menschen den Wert

¹⁰ Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 123.

¹¹ Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 127f.

¹² Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 118f.

¹³ Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965, S. 82.

¹⁴ Bei Elias, *Studien*, 1998, S. 532, heißt es: „Daß sich hinter dem Gebrauch des Klassenkampfbegriffs durch vorwiegend bürgerliche Gruppen der Nachkriegsgenerationen oft ein entschiedener Generationskampf verbarg [...]“

dieses Namens wenn nicht zerstört, so doch verringert und seinen früheren Glanz in den Schmutz gezogen.“¹⁵

England dient hier nur als ein Beispiel dafür, wie in anderen „reicheren industriellen Nationalstaaten“ eine gewisse Art von Ethos und Gemeinsamkeitsgefühl über den Zweiten Weltkrieg hinweg auch zwischen den Generationen aufrechterhalten werden konnte. In Deutschland sei hingegen ein tiefer „Bruch zwischen den Erfahrungswelten“ der älteren Generationen und der nach dem Krieg geborenen Generation, der jüngeren Generation, zu erkennen.¹⁶ Die an sich überall auftretende Konkurrenzsituation zwischen der „Vätergeneration“ und ihren adoleszenten bis post-adoleszenten Töchtern und Söhnen habe sich im Nachkriegsdeutschland bei einer ganzen „Reihe jungbürgerlicher Menschen“ mit dem Bewusstsein verbunden, „daß dieselben Väter Vertreter der Generation waren, die direkt oder indirekt für den Aufstieg Hitlers und der Seinen verantwortlich war“.¹⁷ Entscheidend für den folgenden Zusammenprall sei dann das Empfinden vieler junger Menschen gewesen, dass diese Vätergeneration sich weigerte, sich der Frage nach der eigenen Verantwortlichkeit für den Faschismus zu stellen. Selbst die offizielle Politik ging weitgehend dahin, eine offene Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu vermeiden. Zu den verheerenden Folgeereignissen kam es unter anderem deshalb, weil „in der Frühzeit der Bundesrepublik deren Führungsgruppen die Parole ausgaben, es habe sich im Grunde nichts geändert“. Diese „unreformierte Fortführung der Geschäfte des Landes“ ließ für die Angehörigen der jüngeren Generation den Eindruck entstehen, „sie lebten immer noch in einem autoritären Staat“. Elias sieht hierin „eine der Wurzeln ihrer Radikalisierung und damit auch, in extremen Fällen, des späteren Terrorismus“. Einige „auch die intellektuell wacheren“ der Jüngeren suchten „ihre Identität im Marxismus“, „dem einzigen Gedankengebäude, das ihnen eine Erklärung des Faschismus bereitstellte“.¹⁸ Elias ist weit davon entfernt, das „Marxsche Gedankengut“ für ein akzeptables Praxismodell zu halten.¹⁹ Es geht ihm lediglich darum, die Bezugnahme der Jüngeren auf dieses Gedankengebäude zu ergründen:

„Grob gesagt hatte die Marxsche Lehre mit ihren Derivaten [...] eine vierfache Funktion: Sie diente ihnen als Mittel der Reinigung von dem Fluch des Nationalsozialismus, als Mittel der Orientierung über dessen sozialen Charakter wie über den der eigenen, zeitgenössischen Gesellschaften, als Kampfmittel gegen die älteren, etablierten Generationen, gegen ihre Väter, die Bourgeoisie, und als Modell einer alternativen Gesellschaft, einer sinngebenden Utopie, von der aus man die Mängel der eigenen Gesellschaft kritisch in ein helleres Licht zu setzen vermochte.“²⁰

¹⁵ Elias, Studien, 1998, S. 519f.

¹⁶ Elias, Studien, 1998, S. 534. Genau genommen müsste man auch noch die Jahrgänge zu der jüngeren Generation zuzählen, die während des Krieges geboren wurden. Die im Folgenden behandelten Aufsteigerautobiografien stammen teils von ‚Achtundsechzigern‘ oder Angehörigen der terroristischen Szene, die vor 1945 geboren wurden.

¹⁷ Elias, Studien, 1998, S. 331.

¹⁸ Elias, Studien, 1998, S. 536f.

¹⁹ Elias, Studien, 1998, S. 528.

²⁰ Elias, Studien, 1998, S. 332.

Die „Marxsche Lehre“ bot zumindest eine Art Gegenentwurf. In dem bisher Zitierten scheint dieses Potenzial allerdings noch relativ abstrakt, eher als eine politische „Utopie“ auf. Marx konnte auf einer konkreteren Ebene aber auch für ein anderes „soziales Ideal“ herhalten. Denn mit ihm ließen sich z.B. „die Interessen der Arbeiterschaft mit den Interessen der Menschheit“ gleichsetzen.²¹ Ein gewisser Idealismus konnte mit dem Blick für den Einzelnen, insbesondere den Nicht-Privilegierten verbunden werden und dann wieder zur Konstitution eines anderen universalistischen Modells führen. Geradezu in einer Gegendynamik der einstigen Orientierungsrichtung der Mittelschichten an den Oberschichten, wie sie etwa im 18. Jahrhundert in der Assimilation des Bürgertums an Verhaltensweisen des Adels (französische Sprache, höfische Etikette etc.) zu erkennen war, kommt es nun etwa seit den 1950er Jahren (beginnend mit der Halbstarken-Bewegung) zu einem Ausgleich und Anschmiegen nach unten hin. Mit Blick auf einen nationenübergreifenden *Informalisierungsprozess* im Gefolge der studentischen Protestbewegung deutet Elias diesbezüglich auf einen europäischen Rahmen, den man in Anbetracht der damals weltweit stattfindenden Protestaktionen (USA, Japan etc.) wohl eher noch ausgedehnter umreißen sollte.

„Soweit es sich bei diesem tiefgreifenden Generationskonflikt um Differenzen oder auch Gegensätze zwischen den jeweiligen Normenmustern handelt, bestehen in allen europäischen Ländern, in denen er sich beobachten läßt, bemerkenswerte Ähnlichkeiten. Besonders auf dem Gebiet der Sexualmoral stellen die jüngeren Generationen dem Kanon der älteren ihre eigenen Muster entgegen. Aber auch das moralische Engagement der ersteren, wo es um Fragen der sozialen Ungleichheiten geht, ist außerordentlich viel größer. Überall zeigen sie eine bewußte Vernachlässigung, vielleicht auch eine gewisse Verachtung für die Subtilitäten sozialer Formen im Verkehr der Menschen – etwa für die genaue Abstufung der Verbeugungen und Knickse –, besonders soweit diese Formalitäten Macht-, Rang- und Prestigeunterschiede zu symbolisieren scheinen. Schließlich gehört zum Syndrom der Normen, die für die Nachkriegsgeneration schwerer wiegen als für die vor dem Kriege Herangewachsenen, das intensivere Eintreten für die Sache der Unterdrückten in ihrem Kampf gegen die Unterdrücker, der Schwachen gegen die Übermacht der Starken. [...] Die Großväter und Väter, die vor dem Kriege heranwuchsen, hatten eine individuelle Moral, die das Verhalten und Empfinden des einzelnen, besonders auch im Privatleben, betraf. Die Hegemonialstellung gegenüber machtschwächeren Gruppen in anderen Ländern oder im eigenen Lande war kaum – oder nur soweit es sich um individuelles Verhalten handelte – in den Bereich moralischer Forderungen mit einbezogen. Diese Vätergenerationen nahmen Machtunterschiede im Verhältnis von Gruppen, also auch die eigene soziale Machtüberlegenheit und die Vorteile, die sie einbrachte, zumeist als selbstverständlich hin, ohne sie einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. Der Verlust der europäischen Vorherrschaft in vielen Teilen der Welt zwang die Nachkriegsgenerationen zu einer Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit. Unwillkürlich saßen dabei die Söhne und Enkel über ihre Väter und Großväter zu Gericht.“²²

Was hier an verschiedenen Beispielen beleuchtet wird, verweist insgesamt auf ein erheblich stärkeres Bewusstsein bei der jüngeren Generation für Herrschafts- und Machtgefälle zwischen verschiedenen Staaten sowie zwischen den Vertretern verschiedener gesellschaftlicher Gruppierungen und Milieus innerhalb eines Staates.

²¹ Elias, Studien, 1998, S. 338.

²² Elias, Studien, 1998, S. 370f.

Zu Ritualen und Normen erstarrte Verhaltensweisen, die von den Älteren als Selbstverständlichkeit erachtet werden, müssen sich vor den Augen einer nachgewachsenen Generation einer „Prüfung“ unterziehen. Denn mit der Infragestellung europäisch-westlicher Dominanz im Weltmaßstab (durch Emanzipationsbewegungen ehemaliger Satellitenstaaten, Kolonialländer usw.) kam auch der Wertekanon der einstigen Hegemonialmächte sowohl im Inneren als auch im Äußeren unter Legitimationsdruck. Das Geschehen um den Schah-Besuch in den späten sechziger Jahren in der BRD zeigt geradezu exemplarisch, wie gleich eine Vielzahl von Instanzen unter Kritik der studentischen Protestbewegung geriet (die innerpolitischen Verhältnisse im Iran; die Außenpolitik der bundesdeutschen Regierung; das Verhalten der deutschen Polizei, Gerichte, Politiker und der berichtenden Medien etc.). Dass ein Autobiograf wie Bittner sich eines solchen Themas annimmt, erscheint somit alles andere als beliebig. An seinem und an den weiteren behandelten autobiografischen Texten wird überdies ersichtlich, wie aufschlussreich gerade die im Alltag zu registrierenden Informalisierungsphänomene für das gewandelte Verhältnis des Einzelnen zu seinem näheren und weiteren Umfeld, zu den gesellschaftlichen Autoritäten und Institutionen, zur eigenen Identität, zum eigenen Lebensentwurf und vor allem zur eigenen Leiblichkeit (Sexualität inbegriffen) sein können.

Man könnte bei dem von Elias eher als allgemeine Informalisierung in Mittel- und Westeuropa beschriebenen Prozess in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – das sei hier noch ergänzend angefügt – allerdings wiederum nach spezifisch *deutschen* Ausprägungen fragen. Ein Beispiel hierzu bietet Stephanie Hortmann, die einmal deutsche mit englischen Umgangsformen in der Arbeitswelt kontrastiert:

„Man stelle sich einen deutschen Abteilungsleiter vor, den seine zweite Sekretärin im Großraumbüro morgens mit dem Satz: Hallo Wilhelm, schöner Tag heute, nicht wahr? begrüßt. Im Englischen klingt derselbe Satz völlig selbstverständlich, selbst bei dem genannten hierarchischen Gefälle: ‚Hi John, nice day, isn’t it?‘“²³

Das Beispiel mag heute schon wieder überholt wirken, denn wahrscheinlich haben sich im beginnenden 21. Jahrhundert auch in Deutschland die Unternehmen und die in ihnen geltenden Hierarchien erneut entscheidend verändert (etwa durch die stärkere Betonung von Teamarbeit). Es verdeutlicht jedoch, dass insbesondere im Mikrobereich des alltäglichen Austausches wesentliche Signale des Ranges, des Prestiges, des Respekts und der gegenseitigen Anerkennung zum Tragen kommen. Im Alltag offenbart sich, wie die/der Einzelne (Angestellte, Arbeiter, Arbeitslose, Aufsteiger, Absteiger etc.) in die Gesellschaft integriert wird; im Kleinen entsteht eine spezifische Sensibilität für Fragen der sozialen, kulturellen und politischen Partizipation. Dass gerade Letzteres, die besondere Feinfühligkeit für partizipatorische Elemente, für sozial Aufsteigende von immenser Bedeutung ist, ließ sich bereits aus den Autobiografien der vorausgegangenen Epochenabschnitte ersehen.

²³ Hortmann 1993, S. 185.

Wie Aufstrebende ihre Teilhabemöglichkeiten im 20. Jahrhundert einschätzen, wird sich im Folgenden zeigen.

Einen aktuellen Einblick in die Chancenstrukturen der gegenwärtigen BRD bietet Michael Hartmann. Er hat „Spitzenkarrieren und soziale Herkunft“ in den vier Bereichen Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft untersucht. Das wissenschaftliche und das politische Feld können demnach noch als Berufsfelder mit einer relativ großen sozialen Durchlässigkeit gelten. Die Justiz erscheint dagegen bereits als ein sozial hoch selektives Feld, das immer noch stark von ständischen Strukturen geprägt ist. Die geringsten Aufstiegschancen für Menschen aus Mittel- und Unterschichten bestehen im Hinblick auf Toppositionen im Bereich Wirtschaft. Hier wird offiziell weiterhin betont, dass auch die Spitzenmanager ausschließlich nach Leistungskriterien ausgewählt werden. Dass die realen Verhältnisse anders aussehen, lässt sich jedoch nicht nur quantitativ nachweisen (80 bis 90 Prozent der Topmanager stammen aus dem Bürgertum, gut 50 Prozent aus dem Großbürgertum; Männer sind in diesen Stellungen nahezu völlig unter sich). Einem Schreiben, das Hartmann im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen von einem deutschen Großkonzern erhalten hat, ist zu entnehmen, dass die Vertreter der Wirtschaft sehr wohl wissen, dass sie ihre Kräfte kaum nach Leistungskriterien aussuchen, sondern vornehmlich nach herkunftsbezogen-habituellen Verhaltensweisen. Im selbstgefälligen Ton dieser Zeilen zeichnen sich auch mentalitäre Strukturen in den heutigen deutschen Führungsetagen ab:

„Sehr geehrter Herr Professor Hartmann,
[...] Wären Sie interessiert, gelegentlich einmal für uns zu schreiben? Zwar kann ich die Aussage in Ihrem FAZ-Kommentar [über die Bedeutung der sozialen Herkunft für die Karriere] gut nachvollziehen, allerdings können wir dieses Thema so nicht in X [dem Mitarbeiterorgan der Y] behandeln, da das im Klartext hieße, dass viele Mitarbeiter nur wenig Chancen auf Karriere hätten. Aber sicherlich können Sie das Thema auch ein wenig anders akzentuieren. Über die Bedeutung des souveränen Auftretens würden wir gern von Ihnen etwas lesen, ohne zu betonen, dass 80 Prozent der Topmanager aus den oberen drei Prozent der Bevölkerung stammen, denen dieses Verhalten in die Wiege gelegt würde.“²⁴

²⁴ Hartmann 2002, S. 17. Zu den entscheidenden habituellen Voraussetzungen, über die Bewerber für eine Topposition in der Wirtschaft verfügen müssen, stellt Hartmann 2004, S. 140, resümierend fest: „Wer in die Vorstände und Geschäftsführungen großer Unternehmen gelangen will, der muss [...] vor allem eines besitzen: habituelle Ähnlichkeit mit den Personen, die dort schon sitzen. Da die Besetzung von Spitzenpositionen in großen Unternehmen von einem sehr kleinen Kreis von Personen entschieden wird und das Verfahren nur wenig formalisiert ist, spielt die Übereinstimmung mit den so genannten ‚Entscheidern‘, der ‚gleiche Stallgeruch‘, die ausschlaggebende Rolle.“ Und ders., ebd., S. 142, erklärt explizit zur Gruppe der Aufstrebenden: „Soziale Aufsteiger lassen es fast immer an der erforderlichen oder zumindest erwünschten Selbstverständlichkeit in Auftreten wie Verhalten und damit zugleich auch an der Bereitschaft mangeln, den offiziellen Kanon und die herrschenden Codes auch einmal zu durchbrechen. Diese Souveränität, die den spielerischen Umgang mit den gültigen Regeln beinhaltet, macht die entscheidende Differenz aus zwischen denen, die dazu gehören, und denen, die nur dazu gehören möchten.“

2. Die Themen *sozialer Aufstieg* und *Leiblichkeit* im Spiegel verschiedener Autobiografien

Wiederum sollen nicht jene autobiografischen Aufsteigertexte zum Gegenstand gemacht werden, die aufgrund einer besonderen sprachlich-literarischen Qualität kurz nach ihrem Erscheinen bereits einen gewissen Ereignischarakter hatten, wie es in den 1970er Jahren bei Franz Innerhofer²⁵ und 2001 bei Ulla Hahn²⁶ der Fall war. Im Mittelpunkt steht der autobiografische Roman „Der Aufsteiger“ von Wolfgang Bittner aus dem Jahre 1978, der zwar auch einige Aufmerksamkeit erregte, aber doch in einem begrenzten Rahmen rezipiert wurde und heute bereits kaum mehr bekannt ist. Zum Vergleich dienen zwei Selbstbeschreibungen von einstigen Mitgliedern der terroristischen Szene (der eine Text von einer Frau, der andere von einem Mann), die zumindest in den Anfangspassagen durchaus als Geschichten von Bildungs- bzw. sozialen Aufstiegen gelesen werden können.

Bommi Baumann

Die Erzählung von Michael („Bommi“²⁷) Baumann (geboren 1948), die aus einem Interview hervorgegangen ist,²⁸ weist auf unterschiedlichen Ebenen Gemeinsamkeiten mit der von Bittner auf. Sie wird daher etwas eingehender behandelt. Bereits die sprachliche Präsentation erscheint bei beiden Erzählern ähnlich. Sie wählen einen Ton, der sich der Alltagssprache annähert und für *Authentizität* steht. Baumanns Text ist sogar als „O-Ton pur“ bezeichnet worden (Sontheimer). Peter Handke kritisierte an dem Text allerdings die „angeberische, leere Milieu- oder Szene-Sprache“.²⁹ Die immer wiederkehrende Personalform „du“ schafft Intimität mit der LeserIn und zielt auf Universalisierung des Dargestellten. So manifestiert sich bereits in der sprachlichen Gestaltung – aber, wie sich zeigen wird, auch in inhaltlicher Hinsicht – eine deutliche *Informalisierung* und ein historisch gesehen neuer *Anspruch auf Verallgemeinerung* und ‚Globalisierung‘ der Erfahrungen und Interessen.

Die Angaben über die Herkunftsverhältnisse sind bei Bittner wie bei Baumann wohl bewusst spärlich gehalten. Baumann belässt es dabei, dass „wir“ „aus dem

²⁵ Innerhofer 1974; Innerhofer 1975; Innerhofer 1977; Innerhofer 1982.

²⁶ Hahn 2001.

²⁷ Diese Namensgebung resultiert aus dem Ruf als Bombenleger.

²⁸ Sontheimer 1991, S. 159.

²⁹ Sontheimer 1991, S. 158.

Osten gekommen“ sind, als er „ungefähr zwölf“ war.³⁰ Im „Westen“ sei er dann „in so ’ner Vorstadt aufgewachsen, am Rande des Märkischen Viertels“³¹ in Berlin. Die räumliche Selbstverortung verweist sogleich auf eine *marginalisierte Position*. Schon im Osten hatte er „Schwierigkeiten“ gehabt, weil er „nicht bei den Pionieren war“. Und auch „Zuhause“, wo er „von zick Frauen erzogen wurde, also immer irgendwo ’ne Antiposition sowieso beziehen mußte; bewußt um mich zu halten, um nicht unterzugehen, mich immer gegen die herrschende Strömung gestemmt habe“.³² Die *Auflehnung* scheint ihm also gewissermaßen als (Über-)Lebenshaltung von der Kindheit an vertraut gewesen zu sein. Weiter hinten im Text finden sich noch einmal indirekte Informationen zum Ursprungsmilieu, als der Erzähler sich kontrastierend von der Art der Gewaltanwendung bei der RAF (Roten Armee Fraktion) absetzt, die lediglich „aus einer Abstraktion“ heraus entstehe, da ja ein „Intellektueller“ „erst mal mit dem Kopf Sachen abschecken kann“ – „wegen des Imperialismus oder aus anderen theoretischen Beweggründen“.

„Sie haben als erste Schußwaffen eingesetzt in einem irrationalen Moment, wo es echt nicht hingehört.“³³

Anders die „Bluesgruppe“ oder die „Haschrebellen“³⁴, Gruppen, zu denen sich Baumann zählte und die „proletarisch bestimmt“ gewesen seien:

„Wir haben mit der Gewalt von Kindesbeinen an gelebt, das hat eine materielle Wurzel. Wenn Zahntag ist, der Alte kommt besoffen nach Hause und verprügelt erst mal deine Alte, das sind doch die ganzen Geschichten. In der Schule, da keilst du dich, sich mit Fäusten durchzusetzen, das ist für dich eine ganz normale Sache, du keilst dich auf der Arbeitsstelle, du keilst dich in Kneipen, du hast ein gesünderes Verhältnis. Für dich ist Gewalt eine ganz spontane Sache, die du ganz leicht abwickeln kannst. Da war auch immer der Sprung zwischen der RAF und uns, in der Entstehung der Gewalt, wo sie herkommt.“³⁵

Die Erklärungen zur Genese der *Gewalt* rekurrieren auf ein Leitmotiv in der Darstellung Baumanns. Eingangs zeichnet er seine eigenen Wurzeln als „proletarisch“. Dazu gehört auch, dass er eine „Lehrstelle“ als „Betonbauer“ angenommen und später „alle möglichen Jobs gemacht“ hatte.³⁶ Liefen seine Aktionen als Kommunitätmitglied („war die K I schon die richtige Verbindung von Politik und Subkultur“³⁷), Plakatkleber, Demonstrant etc. zunächst noch als zweites Betätigungsfeld neben den „Jobs“ einher, so musste er sich später als Partisan, Stadtguerillero, Bombenleger, Bankräuber, Mitglied der „Bewegung 2. Juni“³⁸ zusehends verdeckter halten und ganz auf dieses illegale Tun kaprizieren. Die Gegenüberstellung von „Fäusten“ und „Kopf“ lehnt sich an ein überkommenes *sozialistisches Vokabular* an,

³⁰ Baumann, Bommi (1977): *Wie alles anfing*, Frankfurt a.M., S. 7.

³¹ Baumann 1977, S. 9.

³² Baumann 1977, S. 11.

³³ Baumann 1977, S. 92.

³⁴ Baumann 1977, S. 82 u. 85.

³⁵ Baumann 1977, S. 92f.

³⁶ Baumann 1977, S. 7.

³⁷ Baumann 1977, S. 18.

³⁸ Terroristische Organisation, die nach dem Todestag von Benno Ohnesorg benannt ist.

das nicht nur an die Frühphase der DDR, sondern auch weiter zurück an die Vergangenheit der Arbeiterbewegung erinnert. Ein „konkreter Erfahrungswert“³⁹ und „eine ganz spontane Sache“ stehen „einer Abstraktion“ der „reine[n] Intellektuellengruppe“ gegenüber. Dabei habe man sich wie alle Partisanengruppen „langsam hochgebracht“, sich geradezu emporgerackert und hochgekämpft, während die „rein studentische Gruppe“ gleich alles mit „Sprachschablonen“ angehen wollte.⁴⁰ Hier werden eindeutige *Oppositionspaare* aufgestellt: auf der einen Seite „Arbeiter“, Körperwelt, Materiell-Handfestes, Gesundes, Praxis; auf der anderen Seite Intellektuelle, Geistigkeit, Abstraktion, Irrationalität, Theorie. Baumann verortet sich selbst, obgleich er sich von dem Geschilderten *reflexiv-ironisch* distanziert („der Alte kommt besoffen nach Hause und verprügelt erst mal deine Alte“), auf der für Authentizität stehenden Seite der Arbeiter ein. Die studentisch-intellektuelle Sphäre erscheint hier gleichsam als ‚irreal‘ abgewertet.

Der Kontrast zur RAF, den radikaleren Systemgegnern und Gewaltanwendern, ist das eigentliche Lebensthema des Autors und Protagonisten, wobei allerdings für den objektivierenden Betrachter der Übergang von den Haschrebellen und Stadtguerilleros zu den von vornherein als Illegale, als Untergrundkämpfer auftretenden Terroristen durchaus fließend erscheint. Baumann betont immer wieder den „Sprung“ oder „Bruch“⁴¹ zu diesen anderen, aber zuweilen enthüllt seine eigene Sprache, dass es bei diesen Radikalen eben nur „auf einer noch abgefahreneren Ebene“ ablief.⁴² Was er mit der eigenen Gruppe veranstaltete, war demnach auch schon ‚abgefahren‘. Der *Anti-Intellektualismus* Baumanns ist eher als Gestus gemeint, nicht als ein politischer Reaktionismus. Ein solch anti-intellektuelles Muster findet sich auch etwa in der KPD und reicht ebenfalls weit zurück in die sozialistischen Anfänge. Es kann als eine Art der Auflehnung gegen einen herrschaftsinstrumentellen Intellektualismus erachtet werden. Bei Baumann mögen sich dahinter *demütigende Erfahrungen* mit einem allzu elitären Akademikertum verbergen („diese reinen Bücherwürmer, die habe ich sowieso nie voll überzogen“; „bei denen schon immer irgendwo eine gewisse Arroganz da war“⁴³). Mitunter klingen in seinen Formulierungen allerdings auch eher *kleinbürgerliche* als proletarische Dispositionen an: etwa in dem Bild des sich ‚langsam Hochbringenden‘ oder in der Hochachtung des Handwerks („da mußt du auch ganz bestimmte Fähigkeiten in den Händen haben“⁴⁴) gegenüber der *instrumentalisierenden* Fabrikarbeit, ebenso in der Ablehnung des Konsums („unnütze Dinge“⁴⁵) oder in einem gewissen Anti-Technizismus, der jedoch durchaus mit einem Bastler-Interesse und einem Faible

³⁹ Baumann 1977, S. 107.

⁴⁰ Baumann 1977, S. 92.

⁴¹ Baumann 1977, S. 121.

⁴² Baumann 1977, S. 92.

⁴³ Baumann 1977, S. 17 u. 35.

⁴⁴ Baumann 1977, S. 13.

⁴⁵ Baumann 1977, S. 117.

für technische Neuerungen gepaart sein kann („kannst Radios umbasteln auf Polizeifunk, du lernst alles“⁴⁶). Am deutlichsten tritt ein anti-proletarisches Motiv wohl in den eingestreuten *Ausstiegsszenarien* hervor. Ein Streben nach zumindest *mehr Sinn*, wenn auch nicht unbedingt nach einem höherem Sinn kommt darin zum Ausdruck:

„[...] auf der Fahrt zur Baustelle ist mir plötzlich klar geworden, das machst du jetzt 50 Jahre. [...] also ich habe immer eine Möglichkeit gesucht, rauszukommen.“⁴⁷

„[...] siehst immer dieselben verkaternten Gesichter, ein Säufer ist denn immer verkaterter als der andere [...] und als Lehrling bist du natürlich immer auch Schütze Arsch da. Du machst denn irgendeinen Stumpfsinn [...]. In der Arbeit [...] kannst du ja auch keinen Sinn sehen [...]“⁴⁸

Am interessantesten an Baumanns Biografie ist vielleicht, dass er sich über eine *andere Subkultur* definiert als die nachfolgenden Mobilien und als andere Angehörige der linken Szene.

„Das fängt bei mir an über Rockmusik eigentlich, über Medium Musik und mit langen Haaren.“⁴⁹

In Jugendtreffs hatte sich Baumann in den 1960ern mit „anderen Drop-outs“ zusammengefunden und allmählich unter den „Einflüsse[n] von ein paar Gleichgesinnten“ ein neues Selbstverhältnis, ja ein spezifisches Selbstwertgefühl entwickelt:

„Du siehst, es gibt noch andere in der ganzen Welt [...]. Du bist plötzlich jemand, du erkennst dich als Mensch anders in deinen ganzen Möglichkeiten und Fähigkeiten, sonst davor bist du ja nur Nummer.“⁵⁰

Er sieht sich „plötzlich“ „innerhalb einer bestimmten Kulturrichtung, ’ner bestimmten Geistesrichtung“ stehen.⁵¹ Die schon früh anklingende „Vereinzelung“ und *Außenseiterposition* (von „zich Frauen“ erzogen; „Drop-outs“) kann im „Kontakt“ zu „Gleichgesinnten“ überwunden werden. Zum einen hängen damit *literarische Bildungserfabrungen* zusammen:

„Ich habe vorher nie Bücher angefaßt, weil mich niemand dazu angehalten hat, höchsten Karl May gelesen [...] oder so einen Blödsinn. Denn hab ich angefangen so Allen Ginsburg, Jack Kerouac oder Sartre oder so ’ne Leute zu lesen, Jack London oder was weiß ich, lauter so wat, also Leute, die ähnliche Situationen gehabt haben.“⁵²

Die Identifikation mit bestimmten literarischen Vorbildern, wobei die Bandbreite von Abenteuer- über Aussteiger- bis hin zu philosophisch-existentialistischer Literatur reicht, ist Teil dieser Lektüreerlebnisse. Zum anderen berichtet Baumann aber auch von explizit *körperbezogenen Erfahrungen*: So hätten z.B. schon die langen Haare hingereicht, um „aus Kneipen rausgeschmissen“ zu werden. Die Empörung des Erzählers entzündet sich immer wieder gerade an den *Konformitätserwartungen* in der Frühphase der BRD. Vor allem über die „Bluesmusik“ wird dann ein weiter

⁴⁶ Baumann 1977, S. 106.

⁴⁷ Baumann 1977, S. 11

⁴⁸ Baumann 1977, S. 13.

⁴⁹ Baumann 1977, S. 7.

⁵⁰ Baumann 1977, S. 10.

⁵¹ Baumann 1977, S. 11.

⁵² Baumann 1977, S. 10.

gesteckter geschichtlich-kultureller Rahmen, ein Zusammenhang mit vorausgegangenen Ausgrenzungserfahrungen anderer sozialer Gruppierungen hergestellt:

„[...] bei dieser Bluesmusik, diese Problematik, die da rauskommt, die Situation der Neger, du siehst denn plötzlich den Zusammenhang. Du bist denn plötzlich och sone Art Jude oder Neger oder Aussätziger, auf alle Fälle bist du irgendwie draußen, vollkommen unbewußt.“⁵³

„Die ganze Gedächtniskirchengeschichte [Treffpunkt von Jugendlichen], also damit wo es anfängt, war dann rein proletarisch. Is klar, zu der Rockmusik hat ein Arbeiter mehr Beziehung natürlich wie ein Intellektueller, bei dir läuft's 'n bißchen mehr über'n Körper, du wirst ja nur auf Körper getrimmt, nicht auf Gehirn, und Tanzen und so ist eigentlich eine angemessene Sache für dich, denn du bist irgendwo erdnäher. Also schon eher eine Körpergeschichte, so 'ne Musik, einfach im feeling. Rockmusik, die ganze Message heißt Ficken oder wie immer du es nennen willst, bumsen oder make love not war, war ja auch so ein Slogan. Das ist natürlich für einen Arbeiter leichter zu ticken oder umzusetzen. Ich kann mich zum Beispiel erinnern, [...] wie ich das erste Mal Chubby Checkers ‚Let's Twist again' gehört habe, bin ich aus dem Bett aufgestanden und habe Twist getanzt und habe es genauso getanzt, wie ich es später gesehen habe, also ich habe es intuitiv richtig verstanden wie der Mann das gemeint hatte. [...] Diese Musik ist ja nicht wie so ein Beethoven, so ein Headmovie, sondern is ja 'ne reine Körpergeschichte. Klar, kommt vom Blues, also von Baumwollpflückern, die diesen Drive, zu dem sie den ganzen Tag gezwungen werden, einfach in Freude umwandeln, einfach da noch das Beste rausholen. Na so war das eben mit der Musik und dadurch, durch so eine Musik haben so 'ne Sachen klar mehr proletarische Kreise erfaßt als intellektuelle.“⁵⁴

Den Dualismen „Gehirn“/„Körper“ und „Intellektueller“/„Arbeiter“ entspricht die Gegenüberstellung *legitimer Kultur*⁵⁵ versus *Subkultur* („Beethoven, so ein Headmovie“ versus „Blues“, „Chubby Checker“], „reine Körpergeschichte“). Hier werden zudem auf engstem Raum Verbindungslinien zwischen a) ersten emanzipatorischen Ansätzen der afro-amerikanischen Bevölkerung in den USA („Baumwollpflückern“, „diese Bluesmentalität“, „Sensibilisierung durch den Blues“, „das Lebensgefühl Blues“, „du bist der Blues“⁵⁶), b) der proletarischen Jugendkultur sowie der Halbstarckenbewegung („Rockmusik“) und c) der studentischen Protestbewegung („make love not war“) gezogen. Das Tanzen wird als körperlicher Ausdruck bewertet, der „intuitiv“ nur von Farbigen bzw. von Arbeitern verstanden werden könne. Der Blues, das Tanzen symbolisieren *Widerstandsformen von unten* (den Zwang „einfach in Freude umwandeln“). Sie scheinen geradezu aus der *körperlichen Arbeit* heraus generiert zu sein („du wirst ja nur auf Körper getrimmt“). Eine Art Körperkult und ein Körperdiskurs konstituierten sich bereits seit den 1950ern. Besonders die Halbstarckenbewegung hatte den sozialen Raum geöffnet, für eine *Informalisierung* gesorgt, an die einige Jahre später die bürgerlich-studentische Jugend anknüpfen konnte („keine Autoritätsstrukturen“⁵⁷). Baumann thematisiert eine Frühphase des Informalisierungsschubes, deren Bedeutung für die weitere Entwicklung der Bundesrepublik heute meistens immer noch kaum angemessen wahrgenommen wird.

⁵³ Baumann 1977, S. 8.

⁵⁴ Baumann 1977, S. 14f.

⁵⁵ Zum Begriff der Legitimität vgl. Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 59.

⁵⁶ Baumann 1977, S. 73, 139, 123 u. 105.

⁵⁷ Baumann 1977, S. 106.

Aber es kommt noch etwas für die 60er Jahre Bedeutsames hinzu: „die ganze Message heißt Ficken“ – „sexuelle Revolution“. Baumann stilisiert sich selbst gewissermaßen als einen ‚Weiberhelden‘:

„Wenn du lange Haare hattest [...], da haben unheimlich viel Bräute auf dir gestanden, gerade die ganzen Fabrikmiesen. Das fanden sie natürlich gut, so einen Typen, der irgendwie einen Auftritt hatte. Die angepaßten Typen waren ja damals echt nicht gefragt [...]“⁵⁸

Zur erwähnten „Körpergeschichte“ zählt Baumann auch die „Liebesgeschichten“, wo er in der KI jedoch auch „viel von Rainer (Rainer Langhans) gelernt“ habe.⁵⁹ Im Gegensatz zu den Studenten seines Umfeldes, die „irgendwie noch verklemmt“⁶⁰ waren, habe Baumann „das große Glück“ gehabt, „meistens eine Braut“ zu haben.⁶¹ Seine im Vergleich zu den studentischen Konkurrenten unangepasste Erscheinung und Lebenshaltung haben ihm im Hinblick auf Liebesbeziehungen offenbar gewisse Vorteile verschafft. Die Informalisierung in sexueller Hinsicht schlägt sich übrigens sehr deutlich in nahezu allen analysierten Autobiografien dieses Epochenabschnittes nieder.

Der Eintritt in die „Politszene“, in das studentische Milieu gehörte ebenfalls zu dem des Öfteren genannten „Entwicklungsprozeß“ des Protagonisten⁶²: der „Sprung von der Gedächtniskirche in den SDS“⁶³; die Lektüre „anarchistische[r] Sachen“, „klar auch das kommunistische Manifest“; „alle Zeitungen geholt [...] und ins Archiv geklebt“; „Demonstrationen“⁶⁴; mit Dutschke „in der Uni-Mensa“ gegessen; „das erste Teach-In“⁶⁵ etc.

Gerade in den Bereichen *Sexualität/Emotionalität* und *Politisierung* werden allerdings auch die entscheidenden Distanzierungen Baumanns zur RAF, zur „Palästina-Fraktion“ ersichtlich („als sie wiederkamen, nichts außer ihrem Willen zu kämpfen [...] waren eben quasi als Fremde wiedergekommen [...] total straight“⁶⁶):

„[...] die Gruppe hat in dieser Zeit nicht mehr die Sensibilität und Zärtlichkeit aufgebracht, eine Frau [...] zu verstehen. Die sind eigentlich behandelt worden wie so Sexualobjekte und haben denn bei den Aktionen einfach mitgemacht. [...] Die haben mehr gemacht, wie die ganzen Typen.“⁶⁷

„Die sind dann das letzte Jahr rumgerannt ohne eine Frau zu sehen, das ist ein irrsinniger Streß [...]. Das wird alles weggeschrieben dafür, daß du [...] irgendwo eine Bombe reinschmeißt“.⁶⁸

„Aber diese allgemeine Lustfeindlichkeit hat dann die Sache langsam zerbrechen lassen. [...] Die sagten, ihr rennt durch zick Wohnungen, fickt lauter Bräute und raucht Haschisch [...]. Diese Sache darf keinen Spaß machen, das ist hier ein harter Job. Da steht rigides Studententum für mich dahin-

⁵⁸ Baumann 1977, S. 19.

⁵⁹ Baumann 1977, S. 19.

⁶⁰ Baumann 1977, S. 23.

⁶¹ Baumann 1977, S. 127.

⁶² Baumann 1977, S. 12.

⁶³ Baumann 1977, S. 17.

⁶⁴ Baumann 1977, S. 20f.

⁶⁵ Baumann 1977, S. 34 u. 78.

⁶⁶ Baumann 1977, S. 66.

⁶⁷ Baumann 1977, S. 89.

⁶⁸ Baumann 1977, S. 127.

ter, das ist die totale Lustfeindlichkeit. Da fehlt jede Ekstase, ohne die eine Revolution gar nicht laufen kann.“⁶⁹

Nach den quasi-militärischen Ausbildungskursen in den Lagern der ‚Kampfgenossen‘ in Palästina kamen RAF-Mitglieder in Baumanns Sicht gewissermaßen als Kampfmaschinen zurück nach Deutschland. Er, der aus eigener Erfahrung wusste, was es heißt, für andere *fremd* bzw. befremdlich zu erscheinen, empfand diese Kämpfer nun seinerseits als „Fremde“. Ihre Ansprüche und Haltungen unterschieden sich gerade im privat-intimen Bereich radikal von den seinen. Baumann mag es mehr oder weniger bewusst gewesen sein, dass sich in der Gesellschaft seit den 60er Jahren eine gewisse „Emanzipation der sexuellen Triebe und Gefühle“⁷⁰ vollzog. Er selbst war nicht zuletzt durch den Kontakt mit Rainer Langhans ein aktiver Teil dieses Prozesses. Die Kämpfer fallen hingegen aus politisch-ideologischen Beweggründen zurück in ein traditionelles Geschlechtsrollenverständnis. Frauen erscheinen ihnen nur als „Sexualobjekte“, die einerseits den Bedürfnissen der Männer gefügig sein müssen, andererseits aber auch die gleichen Aufgaben und Operationen durchführen sollen wie sie. Der Widerspruch zwischen der Rolle der Beherrschten im sexuellen Bereich und der der Kameradin im operativen Bereich kennzeichnet dieses Frauenbild. Man sollte allerdings auch nicht übersehen, dass Baumann selbst in sexueller Hinsicht klar zwischen Frauen und Männern unterscheidet. Denn wenn er berichtet, dass die männlichen Genossen nicht mehr die „Sensibilität und Zärtlichkeit auf[]bracht[en], eine Frau [...] zu verstehen“, dann klagt er zwar zum einen die Männer wegen ihrer Rohheit und *mangelnden Empathie* an. Zum anderen verbirgt sich dahinter aber immer noch die Vorstellung, dass Frauen in sexueller Hinsicht andere Ansprüche haben als Männer. Männer können demnach leichter Sex von Liebe abtrennen, während Frauen eine zärtlich-gefühlvolle Grunddisposition unterstellt wird. Diese „Romantisierung“ weiblicher Identität⁷¹ geschieht in guter Absicht, verbleibt aber eigentlich auch in traditionellen Bahnen. Es wird sich im Folgenden zeigen, dass im weiblichen Schreiben schon ein durchaus moderneres Frauenbild aufscheint.

Die RAF hat Baumann später unter anderem wegen solcher Ausführungen in seiner autobiografischen Darstellung Verrat vorgeworfen. Der Autor selbst sah dies voraus, beharrte auf seinem *Spaß- und Lustprinzip*, ohne das auch Revolution nicht funktionieren könne und warf der RAF ebenfalls Versagen vor: Sie sei letztlich im „total[e] Leistungsdruck“ und in „total abstrakte[r] Theorie“ erstickt.⁷² Sie sei nur noch ein *Abbild des Gegners*, des verhassten ‚Systems‘ gewesen („total den Apparat imitieren“):

„Du wirst wie der Apparat, den du bekämpfst, zum Schluß hat er dich eingeholt.“⁷³

⁶⁹ Baumann 1977, S. 122.

⁷⁰ Wouters 1997, S. 280.

⁷¹ Wouters 1997, S. 283.

⁷² Baumann 1977, S. 128 u. 134.

⁷³ Baumann 1977, S. 128f.

Dem männlichen Schreiben lässt sich somit bereits Anfang der 70er Jahre die Vorstellung von einer „idealere[n] Lustbalance“⁷⁴ entnehmen. Baumann hat auch versucht, so weit es ihm möglich war, solchen Idealen entsprechend zu leben.

Noch 1991 wird Baumann im Rückblick schreiben:

„Ich sehe heute vieles anders, aber ich bereue nach wie vor nichts. Ich würde es noch einmal so machen. Nein! Ich bereue doch, daß Menschen verletzt wurden, zu Tode gekommen sind, auf beiden Seiten. [...] Aber wenn du als kleiner Lehrling auf der Straße stehst mit fünfzehn Jahren und überlegst, ob du jetzt fünfzig Jahre auf den Bau gehen und buckeln sollst – also da bin ich doch gut gefahren. Die insgesamt sechs Jahre Knast, da lach ich doch drüber. Ich habe die halbe Welt gesehen.⁷⁵ Für mich persönlich hat sich das ausgezahlt. [...] Ich habe versucht, aus der Situation, in die ich mich reingeritten habe, rauszukommen. [...] ich habe Glück gehabt.“⁷⁶

Am Ende beurteilt der Autor seinen Weg also durchaus als eine Erfolgsgeschichte. Er versucht sie sogar unter dem *Reisemotiv* als eine bestimmte Art von Bildungsgeschichte auszulegen („habe die halbe Welt gesehen“). In gewisser Hinsicht knüpft er mit dieser Auslegung an die zuvor erwähnten Lektüree Erfahrungen an – man denke etwa an Kerouacs Reiseerzählung „Unterwegs“, Originaltitel: „On the Road“. Aus analytischer Perspektive erscheint Baumanns Geschichte allerdings eher als ein *doppelter Ausstieg*, was ja ebenfalls bereits in der einst von ihm gelesenen Literatur angelegt war. Zunächst ist er aus der repressiven Nachkriegsgesellschaft ausgebrochen und zum „Drop-out“ geworden, der sich unter *lauter Konformen* („die ganzen Angepaßten“⁷⁷) praktisch wie ein Schwarzer („Neger“) vorkam und sich in einer kleinen Gruppe von „Gleichgesinnten“ bald auf den Spuren einstiger „Bohèmeiens“ wähnte („eine elitäre Geschichte, ein Bohèmetrip, oder so ein Pseudokünstlertum, wir fühlen uns allen anderen in der Welt überlegen!“⁷⁸). Diesem *Sich-Ausklinken* und *Neuorientieren im Privaten* entspricht ein *Ausbrechen* und *Umorientieren in beruflicher Hinsicht* („habe denn die Lehre abgebrochen“⁷⁹). Den „Bohèmetrip“ „machten“ so in Anlehnung an vergangen-historische Modelle – Künstlertum, Bluesmentalität –, wie Baumann meint, „zum erstenmal auch Proleten mit“⁸⁰. *Sozialistische Vorbilder* (ein abstrakter Rekurs auf die Arbeiterbewegung, Marx- und Marx-Adepten-Exegese) kommen für ihn erst Jahre später über die „Intellektuellen“, die Studenten, ins Spiel und können ihn nie recht überzeugen („Wir haben

⁷⁴ Wouters 1997, S. 280.

⁷⁵ Baumann war 1972 ins Ausland geflohen und lernte so unter anderem Syrien, den Iran, Afghanistan, Indien und Italien kennen. Bei einer Durchreise durch die DDR wurde er zeitweilig inhaftiert und hat dem MfS (Ministerium für Staatssicherheit), das ihm mit Auslieferung an die BRD drohte, auch umfangreiche Informationen über die West-Berliner Terrorszene zukommen lassen. Nach seiner Verhaftung in London im Jahre 1981 wurde er zu einer fünfjährigen Freiheitsstrafe wegen Bankraubs und eines Sprengstoffanschlags verurteilt.

⁷⁶ Baumann, Bommi (1991): Eine aktuelle Bemerkung zur neuen Auflage, in: B. B.: Wie alles anfing, Berlin-Kreuzberg, S. 9f.

⁷⁷ Baumann 1977, S. 10.

⁷⁸ Baumann 1977, S. 12.

⁷⁹ Baumann 1977, S. 7.

⁸⁰ Baumann 1977, S. 12.

nie die Internationale gespielt, sondern immer Jimmi Hendrix⁸¹). Der *zweite Ausstieg* erfolgt dann mit der Absage an die *Rigidität der RAF*. Diese hätten eigentlich „wieder bürgerliche Verhaltensweisen angenommen“ („Furcht vor der Liebe und Furcht vor der Freiheit“)⁸², ja sie seien gewissermaßen in die Muster der *Formalität* zurückgefallen, indem sie genau zu den gleichen Mitteln griffen, die der Gegner („das bürgerliche System“) ihnen vorhielt („flüchtest in eine absolute Gewalt“).⁸³ Das „Lebensgefühl des Blues“ stand für Baumann am Beginn des Weges und es hat ihn nicht mehr losgelassen. Ein *subkulturell-künstlerisches Element* hat die politisch-ideologischen Einflüsse stets unterlaufen. Das *Alternativmodell* ist so bis in die Schreibgegenwart hinein der einzige Sinngenerator geblieben („du bist der Blues“): „Es geht darum, neue Formen zu überlegen. Ich habe keine Message [...]“⁸⁴ In der Absage an die marxistische Ideologie und in der Offenheit für „neue“, verschiedene kulturelle und soziale „Formen“ kündigt sich so vielleicht schon etwas Neues (Postmodernes) an.

Elias erkennt, das sei ergänzend nachgetragen, in den „Untaten der Terroristen [...] langfristige Nachwirkungen, mit umgekehrtem Vorzeichen, der barbarischen Gewalttaten der Nationalsozialisten“⁸⁵. Er sieht auch den Terrorismus vor einer spezifisch deutschen Geschichte, zu der ein „traditionelle[r] Mangel an Augenmaß von deutschen Führungsschichten“ gehöre:

„In Deutschland gibt es eine lange Tradition, sich von Außengruppen abzuschließen und sie abzustößen. Das ist eine Verhaltenstradition, die sich merklich von der zum Beispiel in England seit langem praktizierten Tradition der begrenzten, schrittweisen Assimilation von Außenseitergruppen, also etwa von eingeborenen Arbeitern im 19., von Gastarbeitern (allerdings oft mit britischen Pässen) im 20. Jahrhundert, unterscheidet.“⁸⁶

Assimilation und *Partizipation* von Unterprivilegierten resp. Nicht-Etablierten können in Deutschland bis weit ins 20., ja ins 21. Jahrhundert hinein als ungelöste Aufgaben bezeichnet werden (gegenwärtig wird dies vornehmlich am Beispiel der zweiten und dritten Generation türkischer ‚MigrantInnen‘ öffentlich diskutiert⁸⁷). Sofern ein Individuum in der frühen Bundesrepublik einen unkonventionelleren Weg als erwartet gehen wollte, sah es sich zumeist gezwungen, sich dafür einen *gesonderten Rahmen zu suchen*. Für jemanden wie Baumann stellten die herkömmli-

⁸¹ Baumann 1977, S. 82.

⁸² Baumann 1977, S. 131.

⁸³ Baumann 1977, S. 136 u. 131.

⁸⁴ Baumann 1977, S. 134.

⁸⁵ Elias, Studien, 1998, S. 550.

⁸⁶ Elias, Studien, 1998, S. 542.

⁸⁷ Geißler (2005): Die Metamorphose der Arbeitertochter zum Migrantensohn, in: Berger/Kahlert, S. 76 u. 95, der mit Verweis auf die Ergebnisse der ersten PISA-Studie betont, dass Deutschland „zu den vier ‚Weltmeistern‘ bei der Benachteiligung der Kinder aus sozial schwachen Schichten“ gehört, sieht dennoch einen „Wandel der Chancenstruktur“ sich zuspitzen: „Die Kumulation der mehrdimensionalen Benachteiligung hat sich von der Arbeitertochter zum Migrantensohn aus bildungs-schwachen Familien verschoben.“

chen Rahmungen keine angemessenen Sinnangebote mehr bereit. Wie viele andere Jüngere wandte er daher seinen Blick gewissermaßen nach außen, wobei dieses Außen über Freunde oder Bibliotheken bereits relativ problemlos zu erhalten war: z.B. in der Blues- und Rockmusik und der damit verbundenen Mentalität/Lebenshaltung aus den USA oder in den Büchern eines westlichen Nachbarlandes („Sartre“ etc.). Der Bezug auf die (einstige) „Avantgarde“⁸⁸ im Ausland sorgte auch für Verschiebungen und *Verflüssigungen* im Inland. Von einer *Integration* in die deutsche Gesellschaft kann jedoch im Falle Baumanns nicht die Rede sein. Die Frage nach Integrationsangeboten und Partizipationsmöglichkeiten stellt sich auch in der folgenden, radikaleren Variante des Abweichens von der „Normalität“.

Inge Viett

Eine zweite Autobiografie aus der terroristischen Szene soll hier nur in einigen Aspekten vorgestellt werden, da sie sich in vielen Einzelheiten mit der eben behandelten deckt.⁸⁹ Ein ganz entscheidender Unterschied besteht allerdings darin, dass hier auch der letzte Schritt, der Eintritt in die RAF, erfolgt („[...] Leben im Untergrund. Ich hatte ein stolzes, starkes Gefühl der totalen Hingabe an eine Sache“⁹⁰). Es ist gewissermaßen eine radikalere und vor allem eine weibliche Variante des von Baumann Präsentierten. Der *Genderaspekt* kreuzt sich dabei übrigens a priori mit einer *Klassen- bzw. Schichtproblematik*: bereits die Mutter der Protagonistin habe ein „deklassiertes Dasein“⁹¹ geführt, und auch das Kind Inge selbst wird in der Folge als „Waisenkind“ von ihrer Pflegemutter und einem ländlich-provinziellen Umfeld ausgenutzt und gedemütigt; als Jugendliche wird die Protagonistin von einem benachbarten Bauern vergewaltigt⁹².

Inge Viett (geboren 1944) kann aufgrund ihrer Erfahrungen in arabischen Staaten (militärische Ausbildung bei der PLO etc.) auch zu eben jener „Palästina-Fraktion“ gezählt werden, deren *rigides Kampf- und Gewaltprinzip* Baumann ablehnte. So kommt es eines Tages dazu, dass Viett selbst auf einen Vertreter der Staatsmacht schießt und ihn schwer verletzt.⁹³ Später geht sie als im Westen Verfolgte auf ein Angebot der DDR ein, dort neu anzufangen. Aber trotz einer bewussten

⁸⁸ Baumann 1977, S. 30.

⁸⁹ Bommi Baumann tritt in diesem Text sogar einmal als eine Art Anwerber der Protagonistin für die Bewegung 2. Juni auf: „Wir haben dich schon länger im Auge“, sagt Bommi [...]“ (Viett, Inge (2000): Nie war ich furchtloser. Autobiographie, Reinbek bei Hamburg [1996], S. 90).

⁹⁰ Viett 2000, S. 119.

⁹¹ Viett 2000, S. 15.

⁹² Viett 2000, S. 45.

⁹³ Es bleibt auch insofern bis in die Gegenwart eine dogmatischere und rigidere Fassung als bei Baumann, als Inge Viett gegenüber den Opfern der terroristischen Gewalttaten keinerlei Form von Schuld empfindet, Mona Lisa: Inge Viett: Ein Terroristenleben, ZDF Jahresrückblick 2001, http://www.puc-web.de/jahr2001/i_06_1.htm (20.12.2004)

Entscheidung für diesen anderen deutschen Staat, den sie bis zu seinem Zusammenbruch als eine positive Alternative zur BRD betrachtet, gelangt die Protagonistin nie in eine Phase der Sesshaftigkeit und inneren Stabilität. Auch in der DDR wird sie trotz Tarnung (Namensänderung usw.) immer wieder nach relativ kurzer Zeit von Freunden oder Kollegen als im Westen gesuchte Terroristin erkannt, woraufhin jedes Mal ein *Wechsel in ein anderes räumlich-soziales Umfeld* erfolgt. Ihr Leben erscheint ihr bereits als „ein ewiges Provisorium“.

Die Autorin vermag die „Brüche“ in ihrer Biografie einmal sehr plastisch zu beschreiben:

„Es gibt Momente, in denen ich glaube, daß ich nicht noch einmal – zum wievielten Male nun schon? – von vorn anfangen kann, es emotional nicht mehr schaffe. Ich lebe immer intensiv, gehe oft verschwenderisch mit meinen körperlichen und seelischen Energien um [...]. Es wird jedesmal schwerer, und fast erliege ich der Furcht, daß mein Leben jetzt ein ewiges Provisorium sein wird. In der Illegalität waren immer nur die äußeren Bedingungen provisorisch gewesen. Die innere Stabilität und Energie waren nicht berührt von einem Wohnungswechsel, einer Ortsveränderung, einem Landeswechsel. Das gehörte zum Wesen der Illegalität und zerriß nicht die Beziehungen in der Gruppe und nicht das gemeinsame Handeln.“⁹⁴

Als von der Stasi immer wieder an neue Orte und Arbeitsplätze Gesetzte ist Viett hingegen in der DDR überall auf sich allein gestellt und muss jedes Mal wieder „ganz neu beginnen“:

„Jetzt aber mußte ich jede Bindung und Verbindung durchschneiden, Gefühle und Sehnsüchte abtöten, Menschen aus meinem Leben streichen, als wäre ihr Auftauchen darin nur ein Versehen gewesen. Ich bin ganz in die Abhängigkeit des MfS zurückgeworfen [...]“⁹⁵

In den insgesamt acht Jahren (1982-1990), in denen sie in der DDR lebte, wurde sie manchmal gerade dann aus Freundschaften und sogar Liebesbeziehungen herausgerissen, wenn diese eine gewisse Festigkeit erlangt hatten. Das *Abtöten der eigenen emotionalen Bindungen und Gefühlsregungen* wurde von Viett wie ein unumgängliches Nachwirken der Erfordernisse einer für sie vergangenen Terroristenexistenz empfunden. Es gibt somit eigentlich in diesem Leben *keine Entlastung von Rigidität*. Aber zurück zum Anfang dieser Lebensgeschichte:

Dass es sich hier schwerlich um eine Erfolgsgeschichte handeln kann, hängt schon damit zusammen, dass die Protagonistin von vornherein immense Barrieren zu überwinden hatte, um einen gewissen Grad an Handlungsfreiheit zu gewinnen. Strukturell liegt der Fall Vietts in der Kindheits- und Jugendphase insofern durchaus nicht so weit entfernt von der Dörflergeschichte Bräkers oder von den weiblichen Biografien des 18. Jahrhunderts (Christina Gabriels und Caroline Rudolphis), wie man wohl annehmen würde. Aus einem Heim in Schleswig-Holstein („Du bist ein Waisenkind“⁹⁶ – ihrer Mutter war das Sorgerecht wegen Verwahrlosung ihrer Kinder entzogen worden) gelangte Inge in die Hände von Pflegeeltern in engen

⁹⁴ Viett 2000, S. 303.

⁹⁵ Viett 2000, S. 303.

⁹⁶ Viett 2000, S. 13.

dörflichen Verhältnissen, wo man sich 1953 immer noch mit „Heil Hitler“⁹⁷ begrüßt habe. Die Auseinandersetzungen mit Angehörigen der dörflichen Umgebung und vor allem mit der Pflegemutter, die eine *offizielle Kontrollfunktion* im Dorf innehatte („Die Frau war die lebendige Chronik vergangener und gegenwärtiger Lebensläufe des Dorfes, der heimlichen und der öffentlichen“⁹⁸), riefen bei Viett schon früh ein ähnliches Bedürfnis nach einer Art Eigenraum hervor wie es schon etwa bei Bräker festzustellen war. Auch ihr dienen die Natur sowie das Medium Buch zur Konstituierung einer *Gegenwelt*, in die sie nur „heimlich“ abtauchen konnte:

„Die Geräusche der Stille und des Sommers verführten zum Lauschen, zum Vergessen, ich schaute den Lerchen nach, bis die Sonne Funken vor meine Augen zauberte. [...] versuchte übermütig den jubelnden Lerchengesang nachzutrollern.“⁹⁹

„[...] da war die Leihbücherei [...]. Ich mußte heimlich lesen, durfte mich nicht erwischen lassen. [...] Die Bücher lebten in mir mit ihren kleinen heilen oder abenteuerlichen Welten, nicht ich in ihnen.“¹⁰⁰

Die *Instrumentalisierung* als Arbeitskraft wird von Inge früh empfunden. Wie zwei Jahrhunderte zuvor bei Rudolphi ist wiederum von einem *Sehnen nach etwas anderem* die Rede. Verständlicherweise wählt die Autobiografin auch Bilder ihrer späteren Erlebnisse als Gefangene, um ihre *Ausbruchsfantasien* zu umschreiben:

„Dachte [...] an die Arbeit morgen, übermorgen, alle Tage. Ich sehnte mich fort und wußte doch nicht, wohin und wonach ich mich sehnte, ich kannte nichts anderes. Mein Dasein war ein Gefängnis, ich war eingesperrt und begann, die Wände nach einem Ausgang abzutasten.“¹⁰¹

In die „Außenseiterposition“¹⁰², auf die sie von vornherein als „Waisenkind“ festgelegt worden war, geriet sie auch in der Schule. Sie erzeugte, wie es scheint, bald sogar bewusst ein *Befremden bei den anderen*, was sie jedoch selbst wiederum *beschämte*:

„Diese Bücher trieben mich aus dem sprachlichen Alltag in die Imagination. In der Schule erregten meine Aufsätze Anstoß, sie waren stark von diesem Stoff beeinflusst. Manchmal las der Lehrer sie erstaunt vor, unsicher, ob er sie als gutes Beispiel empfehlen sollte oder nicht. Alle waren befremdet von diesen Worten und Geschichten, die so ganz aus ihrer Welt herausfielen. Sie schwiegen und sahen mich argwöhnisch an. Ich war geniert.“¹⁰³

Die Pflegemutter habe „all mein Suchen und Träumen als Ungehörigkeit, als Verderbtheit“ verfolgt und daher Inges Hefte und Aufsätze zu *kontrollieren* versucht. In den gefundenen „kitschigen Geschichten von verlorenen Indianerkindern, von Freundschaften bis in den Tod, von Liebe, Treue, Wahrheit und dergleichen“ habe sie „Beweise“ von *Aufsässigkeit* gesehen:

⁹⁷ Viett 2000, S. 31.

⁹⁸ Viett 2000, S. 22.

⁹⁹ Viett 2000, S. 44.

¹⁰⁰ Viett 2000, S. 39.

¹⁰¹ Viett 2000, S. 49.

¹⁰² Viett 2000, S. 13.

¹⁰³ Viett 2000, S. 50.

„Was ich mir nur einbilde, ob ich wohl was Besseres sei, die Flausen würde sie mir schon austreiben, zeigen, wo mein Platz sei, und sie trieb mich in den Hühnerstall, in die Küche oder zum Holzsägen in den Hof.“¹⁰⁴

Als das Mädchen mit etwa 14/15 Jahren kräftig genug war, „widersetzte“ sie sich ihrer Pflegemutter. Ein Vorspiel dazu war eine Art *Rückzug nach Innen*, eine Isolation auch in sprachlicher Hinsicht:

„Ich kapselte mich ein, lebte in permanenter innerer Verteidigung und Distanzierung zur Außenwelt, sprach immer weniger, weil ich mich weigerte, die Worte der Frau und der Leute im Dorf zu benutzen. Aber andere konnte ich nicht, und so verstummte ich fast, wurde störrisch. Dann begann ich zurückzuschlagen, wenn ich geschlagen wurde, und machte dabei die Erfahrung, daß es gar nicht so schwer ist, sich zu wehren, daß es ein gutes Gefühl macht, daß es befreit und die Ohnmacht zerbricht. Als ich mich das erste Mal einer Bestrafung widersetzte, war der Bann aus Angst und Gehorsam gebrochen. [...] Mit fünfzehn, nach Beendigung der Volksschule, lief ich sofort davon. Ich wollte mich auf keinen Fall mit dem für mich geplanten Lebenszuschnitt abfinden.“¹⁰⁵

Gewaltsam-körperliche Repression wird mit entsprechender *Gegengewalt* gebrochen. Als moralische Entlastung scheint schon an dieser Stelle das Motiv der Notwehr eingeschaltet. Das Mädchen hat sich in einem langen Prozess zur Gegenwehr durchringen müssen. Als es dann aber geschehen war, zeigte es sich selbst nicht weniger „überrascht“ als seine Peinigerin. Das „[Z]urückschlagen“, das Sich-Wehren erfährt Inge als ungeheuer befriedigend („ein gutes Gefühl“). Es liegt nahe, hier bereits ein *Muster* auszumachen („die Erfahrung, daß es gar nicht so schwer ist, sich zu wehren, daß es ein gutes Gefühl macht, daß es befreit und die Ohnmacht zerbricht“), das im weiteren Verlauf dieser Biografie wirksam bleiben wird. Die Protagonistin war jetzt entschlossen, „keinen Schlag, keine Demütigung mehr hinzunehmen“.¹⁰⁶ Und aus dem von anderen für sie „geplanten Lebenszuschnitt“ *sprang* sie ebenfalls *heraus*. Sie setzte schlichtweg auf ein Entwicklungspotenzial, das sie auf *körperlich-gewaltsame* Weise entgrenzt hatte („begann ich zurückzuschlagen“).

Dass Viett, wie gesagt, mit ihrer Autobiografie keine Erfolgsgeschichte vorlegt, lässt sich überdies aus der Entstehungssituation des Textes ableiten. Sie schreibt ihn Mitte der Neunziger Jahre im Gefängnis, nachdem sie 1990 verhaftet worden war.¹⁰⁷ Das Schreiben ist unter anderem ein Versuch, „der Auslöschung eines Teils meines Ichs“ entgegenzuwirken. Schon in der autobiografischen Beschreibung des Tagebuchschreibens, gewissermaßen in der *verdoppelten Selbstbeobachtung*, manifestiert sich die *Gespalteneheit des Ichs*:

„Am 17. Januar 1994 schrieb ich in mein Tagebuch: ‚Besuch von dir, die Emotionen ziehen durch alle Nervenspitzen. Die Sinne stürzen und steigen wie schwere See im Sturm [...]‘.“¹⁰⁸

¹⁰⁴ Viett 2000, S. 50.

¹⁰⁵ Viett 2000, S. 51.

¹⁰⁶ Viett 2000, S. 50f.

¹⁰⁷ Nach ihrer Verurteilung 1992 wegen versuchten Mordes an dem Polizisten zu 13 Jahren Haft wurde sie 1997 vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen.

¹⁰⁸ Viett 2000, S. 333f.

Das kurze Zitat würde an sich hinreichen, um zu erkennen, dass Viett einen anderen literarischen Anspruch als Baumann hat. Man kann den Text sogar als ausgesprochen präventiv bezeichnen. Seine Metaphern sind häufig überladen, und vieles wirkt allzu gewollt gut. Gleichwohl hatte sich das *Ambitiöse*, wie angedeutet („ob ich wohl was Besseres sei“), auch in diesem Fall schon früh aus einer bestimmten biografisch-sozialen Konstellation heraus ergeben. Ähnlich, wie es noch bei dem Aufsteiger Bittner zu sehen sein wird, kommt bei Viett viel deutlicher als bei Baumann zum Ausdruck, dass Ambition in ihrer Genese stark mit frühen seelischen wie körperlichen Demütigungen, Ausbruchsversuchen aus der Enge des Herkunftsmilieus und Sehnsucht nach Alternativen und Entwicklungsmöglichkeiten verbunden ist. Als erstaunlich kann bereits hier bezeichnet werden, dass sich in der dörflichen Kleinwelt zwei Jahrhunderte nach Bräker immer noch die *Natur* und *Bücher* als erste (und einzige) alternative Sinnressourcen anbieten.

Im Weiteren kann es hier nicht mehr darum gehen, den Fall in seinen einzelnen Etappen zu untersuchen. Vielmehr soll nur noch ein wesentlicher Aspekt, die *Liebesbeziehungen*, hervorgehoben werden, bei dessen Behandlung über das hinausgegangen wird, was Männer dieses Epochenabschnitts in Autobiografien beschreiben.

„Mit vierzehn Jahren habe ich zum ersten Mal Bekanntschaft mit der Liebe gemacht und war ganz durcheinandergeraten. [...] Die schöne junge Lehrerin fuhr einmal in der Woche mit dem Überlandbus auf die Dörfer und kümmerte sich einen Sommer lang um die ‚Leibeserziehung‘ der Mädchen und Jungen. Sie war in ihrer Freundlichkeit und Schönheit ganz und gar exotisch für unser Dorf. Alle Kinder waren verliebt, und auch der Lehrer und der Bürgermeister wurden albern wie Hähne in ihrer Anwesenheit.“¹⁰⁹

Inge fühlte sich wie in einem „Martyrium zwischen Himmel und Hölle“ und konnte sich ihr „wunderliche[s] Verhalten“ nicht erklären. Sie sei nämlich einen Sonntag „dreißig Kilometer zu Fuß gelaufen“, um diese Frau zu besuchen.¹¹⁰ Der Abstand zwischen Dorf und Stadt ist hier doppelt konnotiert. Zum einen als von Inge wirklich abgeschrittene, also leiblich-körperlich erfahrene Wegstrecke, zum anderen durch die kognitiv und emotional wahrgenommene Opposition von Dumpfheit/Provinzialität versus Freundlichkeit/Schönheit/Exotik. Interessant ist jedoch vor allem, dass sich die Beziehung zwischen Viett und dieser Lehrerin tatsächlich weiter entwickelt, als es das Mädchen wohl für möglich gehalten hatte. Und zudem beeinflusst allein das Bild, das sich Inge von dieser Frau macht, die Planungen, die sie für ihren weiteren Werdegang macht:

„Seit meinem ersten großen Liebesleid wollte ich Sportlehrerin werden. So schön, angesehen und begehrenswert wie die schöne, angesehene und begehrenswerte Gymnastiklehrerin aus der Stadt hatte ich werden wollen. Ein fast aussichtsloses Begehren bei meiner Schulbildung und meinem sozialen, finanziellen Hintergrund [...]“¹¹¹

¹⁰⁹ Viett 2000, S. 41f.

¹¹⁰ Viett 2000, S. 41f.

¹¹¹ Viett 2000, S. 55.

Die Lehrerin verkörpert für Inge – die Parallele zu Christine Holsteins Verehrung für die Lehrerin Maria Steinhausen ist auffällig – ein *Ideal von ästhetisch-körperlichen, psychischen und sozialen Attributen* (schön, freundlich, angesehen), dem sie nacheifert. Sie weiß, dass ihr Vorhaben eigentlich naiv ist („fast aussichtsloses Begehren“) angesichts ihrer Herkunftsbedingungen. Aber mit dem einschränkenden „fast“ geht Viett bereits über das hinaus, was sich Holstein im vorausgegangenen Epochenabschnitt selbst zutraute. Inge hielt es demnach nämlich immerhin schon für möglich, sich diesem in der Lehrerin verkörperten weiblichen Ideal anzunähern. Trotz ihrer geringen Ausstattung an ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital mochte sie die Chancen, sich zu verbessern und voranzukommen, nicht ganz negieren. Ein *Glaube an den sozialen Aufstieg* erscheint somit schon ausgeprägter als um 1900. Dies deutet zumindest darauf hin, dass die gesellschaftlichen Hierarchien nicht mehr ganz so starr gedacht werden. Dass sich bei Viett, die ja das Gesellschaftssystem der BRD durchgehend hart kritisiert, ein wenn auch zurückhaltender Hinweis auf eine *Verflüssigung* der strukturellen Bedingungen findet, ist wohl nicht unbedingt erwartbar gewesen.

Die *Körperdimension* wird in der Beziehung zwischen Inge und der Lehrerin übrigens stets von außerordentlicher Bedeutung bleiben („Leibeserziehung“; „begehrenswerte Gymnastiklehrerin“; „Sie sorgte sich aber auch um meinen jugendlichen Körper, was mir viel besser gefiel, ihr aber moralische Qualen und Furcht vor Hölle und Verdammnis bereitete“¹¹²). Es geht allerdings nicht ganz eindeutig aus dem Text hervor, ob es wirklich zu einer leiblich-sinnlichen Annäherung der beiden gekommen ist. Nur einige Formulierungen weisen darauf hin, dass eine solche Annäherung stattgefunden hat („sie [die Lehrerin] wollte sich nicht mehr bezähmen und wurde ständig von neuem überwältigt“). Viett selbst bekundet offen, dass sie sich eine Annäherung gewünscht hätte („was mir viel besser gefiel“).

In der Beschreibung dieses Liebesverhältnisses gelingt es der Autobiografin, nicht nur das eigene und das Erleben ihrer „Erzieherin“¹¹³ einzufangen, sondern auch den *gesellschaftlich-historisch bedingten Affekt- und Triebhaushalt einer älteren Generation* freizulegen. Der Eindringlichkeit dieser Darstellung halber sei daher eine längere Passage wiedergegeben:

„Sie war mehr als doppelt so alt wie ich, hatte noch nie einen Menschen geliebt, ausgenommen die Mutter. Ihre streng konservative, gottesfürchtige, ja frömmelnde Erziehung verdamnte sie zu einer lustfeindlichen, verkrampften, tief protestantischen Lebenshaltung und hatte sie zu einer einsamen Frau gemacht. Jeder vermeintliche Verstoß gegen Konventionen bereitete ihr Pein. Scheinbar bedürfnis- und begierdelos führte sie ihr stilles angepaßtes Leben mit 36 Jahren fast schon wie abgeschlossen.

Aber all dies konnte die Explosion nicht verhindern, die ihr gleichmäßig leeres Leben auseinandertrieb, als ich – siebzehnjährig – da hineintrat. Alle inneren Dämme brachen, und hervor stürzte eine zeitlebens gegängelte und vergewaltigte Frauennatur, die ihr Recht auf Liebe und Lust forderte. Aber

¹¹² Viett 2000, S. 58.

¹¹³ Viett 2000, S. 58.

sie hatte nie gelernt zu genießen und tat alles, um ihre Liebe in einen gesellschaftlich und für sich selbst akzeptierten ‚legalen‘ Rahmen zu bringen, sie betrog und beruhigte sich selbst über ihr wahres Bedürfnis nach einer uneingeschränkten Liebesbeziehung zu mir. Sie übernahm die Vormundschaft für mich, spielte die Mutter, die Samariterin, kleidete und versorgte mich, vertrat mich bei allen Institutionen. Es gab wohl keine Stunde am Tag, in der ich nicht in ihren Gedanken war. Sie nahm Besitz von mir. Ein Drama bahnte sich an.

Ich liebte sie von ganzem Herzen, aber ich war gerade aufgewacht, war auf dem Sprung, die Welt zu erobern, wollte alles wissen und erfahren, gründlich, genau. Ich wollte alles genießen und mich nicht einschließen lassen in ihre wahnsinnige, enge, gespaltene Welt. Ich konnte nicht einsehen, was an unserem Verhältnis unmoralisch sein, warum ich mich schuldig fühlen und was ich als ‚Sünde‘ geißeln sollte. Sie lebte in ständiger Furcht vor der Entdeckung unseres Verhältnisses, strafte und verbot es sich selbst. Aber zu lange war ihre Gefühls- und Sinneswelt eingekerkert gewesen, sie wollte sich nicht mehr bezähmen und wurde ständig von neuem überwältigt. War nicht ein Liebesverhältnis die schönste und poetischste Weise, die Dinge zu erleben? Ich konnte ihre Selbstquälerei nicht verstehen. Ja, ihre Angst vor der Außenwelt verstand ich wohl. Die gesellschaftlich-moralischen Zwänge waren Mitte der sechziger Jahre noch erdrückend. Für Menschen, die den genormten Lebensformen nicht entsprechen wollten oder konnten, waren sie zerstörerisch. Ich verzweifelte, weil sie diese Zwänge völlig verinnerlicht hatte, sich selbst als ‚Abnormität‘ zum inneren Krüppel machte und alle Anstrengungen unternahm, auch mich so zuzurichten. Sie führte einen zwiespältigen erfolglosen Kampf gegen ihre Liebe, gegen sich selbst und am Ende auch gegen mich. Sie ‚opferte‘ sich auf für mich und machte mich so zu ihrer Schuldnerin, zu ihrer Gefangenen. Sie ebnete mir den Weg auf die Sportschule, stellte die Gleise für die Erfüllung meines Kindertraums. Sie überwachte alle meine Sorgen, sie entmündigte mich und forderte jede Minute meiner freien Zeit für sich. Sie kleidete mich nach ihrem Geschmack, was nicht gerade dem entsprach, was mir gefiel. Sie kochte meine Liebesspeisen, und blieb ich dem Essen fern, brach die Welt zusammen. Sie las mir die Wünsche von den Lippen ab, ich war in ihren Gedanken, in ihren Träumen. Ihr Leben drehte sich nur noch um mich. Es war völlig aus der Bahn und schleuderte zwischen Himmel und Hölle. Ich liebte sie sehr, ich war auch dankbar, aber ich war ein junges Mädchen, das gerade zu leben begonnen hatte, ich war ein eigener Mensch mit eigenen Träumen, ich brach aus.

Der Trennungsprozeß war lang, schmerzlich und voller unwürdiger Kämpfe. Sie wollte, konnte nicht loslassen, geriet in unbezähmbare Eifersucht, verlor in aller Öffentlichkeit ihre immer gehütete Contenance, machte mir Vorwürfe der Undankbarkeit [...]. Ich entglitt ihr unaufhaltsam, befreundete mich mit einem schwarzen GI. Halb, weil ich mir einbildete, ich sei in ihn verliebt, halb aus Trotz gegen die rassistische Haltung aus Verboten und guten Ratschlägen, die mir von allen Seiten entgegenschlug. Er war ein schöner und sensibler Bursche, aber ganz und gar in die amerikanische Fahne und Vermessenheit gewickelt. Stolz, Teil der US-Armee zu sein, völlig unberührt von den Kämpfen der schwarzen Bürgerrechtsbewegung und der Black Panther, die das weiße Amerika beunruhigten. Ich brachte ihn mit in die Kleinstadt, in die Wohnung meiner Freundin. Ich wollte ihn vorstellen. Auch wieder halb aus Vertrauen, halb aus Trotz. Es wurde eine Katastrophe der Peinlichkeiten. Sie konnte ihre Eifersucht und ihre Abscheu nicht beherrschen, sie war tief rassistisch, und ich schämte mich in Grund und Boden, den Freund dieser Würdelosigkeit ausgesetzt zu haben.

Er wurde alsbald nach Vietnam eingezogen und zweifelte nicht an der guten Sache Amerikas.¹¹⁴

Im Vergleich zu den vorausgegangenen Epochen ist wiederum erstaunlich, welche *Themenvielfalt* hier in die Auseinandersetzung mit Liebesbeziehungen mit hineingenommen wird: Gesellschaftsanalyse („Die gesellschaftlich-moralischen Zwänge waren Mitte der sechziger Jahre noch erdrückend“), Kritik an den Erziehungsmethoden („streng konservative, gottesfürchtige, ja frömmelnde Erziehung“), Religi-

¹¹⁴ Viett 2000, S. 58-60.

onskritik („verkrampten, tief protestantischen Lebenshaltung“), Feminismus („eine zeitlebens gegängelte und vergewaltigte Frauennatur“), Politik und Befreiungsbewegungen („die amerikanische Fahne und Vermessenheit“, „Vietnam“, „Black Panther“). Wie bei Baumann wird hier zudem auf ein *Lustprinzip* gesetzt, das allerdings noch selbstverständlicher als ein „Recht auf Liebe und Lust“ formuliert ist. Viett stellt auch viel deutlicher eine Verbindung zwischen „Liebe und Lust“ heraus. Dazu gehört offenkundig die Vorstellung, dass „die weitgehend autonome Kraft des körperlichen Verlangens anerkannt“ wird.¹¹⁵ Dem entgegen steht die *Lustfeindlichkeit der älteren Generation*, die sich geradezu daran gewöhnt habe, „ihre Gefühls- und Sinneswelt“ einzukerkern. Viett vermag diese Mechanismen bereits mit einem *wissenschaftlich-soziologischen Jargon* einzuordnen („den genormten Lebensformen“). Während sie die ältere Generation für ihren zwiespältigen Umgang mit Gefühlen und Sexualität *verurteilt* („wahnsinnige, enge, gespaltene Welt“), hatte Baumann diese Kritik in erster Linie auf die RAF bezogen, deren Rigidität er als verfehlt, als irrwitzige Kopie des ‚Systems‘ betrachtete. Für beide ist die *Verleugnung der Gefühle und insbesondere der Sinnlichkeit* „Selbstquälerei“. Gequält werden dabei jedoch zugleich immer auch die anderen, etwa die jüngere Generation, die von der älteren zur gleichen Sinnenfeindlichkeit angehalten wird („alle Anstrengungen unternahm, auch mich so zuzurichten“). Viett möchte Liebesverhältnisse hingegen zur „schönste[n] und poetischste[n] Weise“ erheben, „Dinge zu erleben“. Liebesbeziehungen erhalten so einen extraordinären Rang. Sie werden wie bei Baumann romantisiert, aber in anderer Weise: Denn Viett geht es nicht nur um „Sensibilität und Zärtlichkeit“. Bei ihr ist Liebe *ästhetisch* markiert („schönste und poetischste“), was im Wissen um die biografischen Hintergründe, wo Bücher als die eigentlichen Fantasie-Universen auftauchen, als quasi-transzendente Einordnung verstanden werden kann. Auch im weiteren Verlauf scheint die *Liebe* neben dem *politischen Glauben an ein sozialistisches Alternativmodell* das einzige Elixier von Sinn darzustellen, das allerdings immer nur sporadisch Wirkung entfalten kann.

Mehr als zwei Jahrzehnte nach ihrer ersten Liebe, in der Zeit ihres DDR-Aufenthalts, wird Viett versuchen, ein Liebesverhältnis zu einer etwa Gleichaltrigen aufzubauen, für die nun auch ein Name angegeben wird („Ruth“). Auch diese Frau scheint „zerstört“, jedoch vom „Schnaps“, nicht explizit von gesellschaftlichen Zwängen, die allenfalls vage angedeutet sind („Sie mag die DDR nicht, das ganze Leben mag sie nicht“). Und sie ist ebenfalls als vereinsamte, *verschlossene* Figur gezeichnet, die der „Entpuppung aus einem dunklen Kokon“ bedürfe. Und wie schon bei der ersten Liebesbeziehung, wo Inge offenbar bemüht war, das „wahre Bedürfnis“ ihrer Geliebten zu enthüllen („Liebe und Lust“), so wird auch bei diesem späteren Liebesverhältnis ein *erzieberisch-emanzipatorisch-sinnliches Anliegen* deutlich:

¹¹⁵ Wouters 1997, S. 276.

„Ich will nicht akzeptieren, daß die Sucht sich einfach einen Menschen schnappt und ihn zur Kreatur macht. Sie mag die DDR nicht, das ganze Leben mag sie nicht. Ihre Wohnung sieht genauso aus. Trostlos. Ich will, daß sie die DDR liebgewinnt und auch das Leben. Durch mich.“¹¹⁶

Die Rollenverteilung hat sich deutlich verändert. War einst die mehr als doppelt so alte Gymnastiklehrerin als „Mutter“, „Samariterin“ und „Erzieherin“ gekennzeichnet, so hat nun Viett selbst die *führende* Funktion übernommen („Sie übernimmt keine Verantwortung, dafür bin ich da. Sie ist vollkommen unpolitisch. Die Welt bin ich“).¹¹⁷ Überdies stilisiert sie sich selbst als Sinnproduzentin für eine andere. Die *Sinnfrage* wird übrigens in dem autobiografischen Text auch explizit immer wieder angesprochen („ein für mich bedeutsamer Sinn für meine Existenz“¹¹⁸). Das Geliebt-Werden erscheint in beiden Liebesbeziehungen zu Frauen gleichermaßen wichtig („ich war in ihren Gedanken, in ihren Träumen. Ihr Leben drehte sich nur noch um mich“; „Die Welt bin ich“). Und die seltsam anmutende Vermischung von Politik und Sinnlichkeit spielte ja bereits in die Beziehung zu dem „schwarzen GI“ hinein („Halb, weil ich mir einbildete, ich sei in ihn verliebt, halb aus Trotz gegen die rassistische Haltung ...“). Wie die spätere Liebesbeziehung zu Ruth sich weiter entwickelt hat, ist dem Text nicht mehr zu entnehmen.

Ein ganz wesentlicher Befund der Auseinandersetzung mit autobiografischen Quellen über drei Jahrhunderte hinweg bestätigt sich auch bei diesen sozial Mobilien des linken Spektrums um 2000: Während die Männer offenbar kaum in der Lage sind (Bittner noch weniger als Baumann), einen *Perspektivwechsel* vorzunehmen, schon gar nicht im Hinblick auf das andere Geschlecht, vermag Inge Viett dies durchaus, und zwar bei Frauen und Männern gleichermaßen („Ja, ihre Angst vor der Außenwelt verstand ich wohl“; „Sie konnte ihre Eifersucht und ihre Abscheu nicht beherrschen, sie war tief rassistisch, und ich schämte mich in Grund und Boden, den Freund dieser Würdelosigkeit ausgesetzt zu haben“). Insgesamt scheinen eher Frauen als Männer für die Protagonistin von sinnlichem Interesse gewesen zu sein. Sexuelle Annäherungen von Männern werden für die späteren Lebensphasen kaum mehr erwähnt (durch ihre humorvolle Beschreibung solch einer seltenen Begebenheit z.B. einmal im Südjemen distanziert sie sich zudem deutlich von dieser Annäherung: „Abu Salem ist ein Schlitzohr und versucht, mir ans Knie zu fassen. Danach betet er ein bißchen länger, und wir vergessen die Angelegenheit“¹¹⁹).

Verwiesen sei schließlich noch auf eine *strategisch-laufbahnbezogene* Komponente der ersten Liebesbeziehung. Denn die Lehrerin war ja nicht nur ihre „Freundin“ und Geliebte geworden, sondern sie hatte auch die „Vormundschaft“ und sogar eine Art *Patenschaft* für Inge übernommen („Sie ebnete mir den Weg auf die Sportschu-

¹¹⁶ Viett 2000, S. 293.

¹¹⁷ Viett 2000, S. 294.

¹¹⁸ Viett 2000, S. 78.

¹¹⁹ Viett 2000, S. 243.

le, stellte die Gleise für die Erfüllung meines Kindertraums“). Damit taucht auch in dieser Autobiografie ein typisches Kennzeichen sozialer Mobilität auf, das schon im 18. Jahrhundert von enormer Bedeutung war: die *soziale Patenschaft*. Vietts Geschichte ist allerdings die einzige der hier analysierten, in der Patenschaft und Liebschaft einmal ineinander übergehen. Es wurde bereits darauf eingegangen, dass die Gattung Autobiografie über die Jahrhunderte hinweg besonderen Schreibkonventionen unterliegt. Insofern verwundert es nicht, dass *gleichgeschlechtliche* Liebesverhältnisse erst um 2000 in diesen Texten angesprochen werden. Diesbezüglich sei etwa auf die „deutsche[] Türkin“ und soziale Aufsteigerin Seyran Ateş hingewiesen, die in ihrer Autobiografie von 2003 ihre Bisexualität zum Thema macht („Ich verliebte mich abwechselnd in Männer und Frauen“).¹²⁰ Es mag jedoch auch von Bedeutung sein, dass homosexuellen Beziehungen von Frauen, wie Wouters ausführt, seit den 1970er Jahren für die sexuelle Emanzipation eine gewisse *Vorbildfunktion* zukam. Danach tendierten Frauen „zu einer Sexualität, die von Liebe und Beziehungswünschen beherrscht wurde, zu einer von Herrschaft losgelösten Sexualität, in der physische und psychische Liebe integriert waren und die dem Klischee von lesbischer Liebe entsprach“¹²¹. Die Art und Weise, wie Viett ihre Liebesbeziehungen behandelt, lässt vermuten, dass sie sich selbst als Teil dieser Avantgarde weiblicher Sexualität verstand. Es dürfte insofern kein Zufall sein, dass weibliche Sexualität hier in autobiografischen Texten gerade von Autorinnen mit bisexuellen Neigungen eingehender erörtert wird. Wie sich im anschließenden Abschnitt zeigen wird, thematisieren auch männliche Autobiografen ihre Sexualität im späten 20. Jahrhundert sehr offen. Um gleichgeschlechtliche Liebesverhältnisse geht es allerdings bei Bittner nicht. Er versucht durch die Thematisierung seiner Sexualität in anderer Hinsicht Schreibkonventionen zu unterlaufen.

¹²⁰ Ateş 2003, S. 198. Ebd., S. 135, 166, 202, 226ff. u. 238f. (zum Thema *Homosexualität*), S. 204 (zum Thema *Bisexualität*). Dieser Text wird hier erst im Schlussteil etwas eingehender behandelt. Es handelt sich um eine durchaus nicht untypische Darstellung einer ‚Migrantin‘, in der der Aspekt *sozialer Aufstieg* allerdings nur einer von vielen wichtigen Gesichtspunkten ist.

¹²¹ Wouters 1997, S. 278.

Wolfgang Bittner

Jugenderinnerung

Vor allen Dingen diese Demütigungen
 ich habe mir ihre Gesichter
 eingeprägt
 werde sie jederzeit wiedererkennen
 Oberlehrer und Schreibtischtäter
 die Schule nach der Arbeit
 das Abitur mit vierundzwanzig
 und die zahlreichen Prüfungen
 (die mir heute gestohlen bleiben können)
 ich möchte nicht
 noch einmal zwanzig sein
 mir kann es nur noch besser gehen¹²²

Ein moderner Dichter des Gewöhnlichen, des Alltäglichen, des Biografischen? Vielleicht ein literarischer Nachfahre des einstigen Gelegenheitsdichters Gottlieb Hiller? Jedenfalls knapp zwei Jahrhunderte später noch ein sozialer Aufsteiger, der sich als Dichter versucht.¹²³ Das *Schreiben* war auch für die Identität und für das (Alltags-)Leben zweier weiterer hier eingehend analysierten Autobiografen in den vorausgegangenen Jahrhunderten schon von immenser Bedeutung: Bei Bräker (im 18. Jahrhundert) war das Tagebuchschreiben zusehends zum Selbstzweck geworden und später versuchte er sich sogar als eine Art dörflicher Dramatiker; Rehbein war (um 1900) mehr oder weniger notgedrungen erst nach seinem Arbeitsunfall in eine journalistische Betätigung hineingewachsen. Für Wolfgang Bittner (geboren 1941) wird das Schreiben vollends zur Existenzgrundlage und zum zentralen Lebensinhalt.¹²⁴

Für ein biografisches Porträt verweist Bittner überdies einmal auf eine *therapeutische Funktion*: „Schreiben [ist] für mich überhaupt auch ein Weg, mit dem Leben besser

¹²² Wolfgang, Bittner (1976): Erste Anzeichen einer Veränderung. Gedichte, Kurzgeschichten und Erzählungen, Darmstadt, S. 16.

¹²³ Zusammenfassend zu Bittner siehe Rumler 2001. Die Sekundärliteratur zu Bittner besteht hauptsächlich aus relativ kurzen Zeitungsartikeln. Da manche dieser Artikel schon im Titel einen wesentlichen Aspekt zu Bittner und seinem Schreiben enthalten, werden diese Titel – wenn es sinnvoll erscheint – im Folgenden aus lesepragmatischen Gründen in den Anmerkungen vollständig aufgeführt.

¹²⁴ Vgl. dazu die in weiten Teilen autobiografische Erzählung „Der Freund und der Fremde“ von Uwe Timm, in der der Autor sich und seinen einstigen Freund und Mitstreiter Benno Ohnesorg (beide Jahrgang 1940) ebenfalls Anfang der 60er Jahre als Bildungsaufsteiger zeigt, in deren Lebensmittelpunkt die Literatur und das Schreiben standen: „Schreiben nicht als Alternative, nicht, weil man es gern möchte, aber doch auch etwas anderes tun könnte, sondern weil man keine Wahl hat [...]. Eingestanden auch, daß dieses Müssen eine Selbstverpflichtung war, eine Gegenwehr, deutlich schon als Kind spürbar, schreiben zu müssen, was aus schulischer Qual erwuchs und doch von geheimnisvoller, ahnungsloser Lust begleitet war“ (Timm 2005, S. 71).

fertig zu werden.¹²⁵ Im Falle Bittners kann es wiederum nicht darum gehen, die Resultate seines Schreibens literarisch-ästhetisch zu beurteilen. Es sei lediglich darauf hingewiesen, dass die zeitgenössische Kritik das Werk Bittners, insbesondere seine Lyrik, überwiegend positiv besprochen hat. Wie den Zeitungsartikeln auf lokaler und überregionaler Ebene zu seinen Gedichtbänden und Romanen zu entnehmen ist, sah man in ihm seit den späten 1970er Jahren eine Art *literarischen Außenseiter*, auf jeden Fall einen außergewöhnlichen Autor, dem es gelang, seine spezifischen individuellen Erfahrungen darstellerisch auf interessante Weise in den gesellschaftlich-politischen Zeithintergrund einzuordnen.¹²⁶ 1975 erzielte Bittner als Lyriker bereits eine breitere Wirkung.¹²⁷ In seinen „Rechts-Sprüchen“¹²⁸ (polemischen Texte in Gedichtform) nahm er insbesondere das Justizsystem und die sozialen Verhältnisse in der BRD aufs Korn.

Im Vordergrund der vorliegenden Analyse soll sein autobiografischer Roman „Der Aufsteiger oder Ein Versuch zu leben“¹²⁹ von 1978 stehen. Dieses Buch hatte, was in verschiedenen Kommentaren erwähnt wird, einen beachtlichen Erfolg beim Publikum.¹³⁰ Der bewusst einfach gehaltene Sprachstil, der von einigen RezensentInnen bemängelt wurde¹³¹, mag dazu beigetragen haben, dass eine breitere Leserschaft diesen Roman wahrnahm.¹³² Wie Karl Philipp Moritz im 18. Jahrhundert hat auch Bittner sich der fiktionalen Gattung des Romans bedient und sich darin ein Alter Ego (genannt Erich Wegner) geschaffen, um ein wenig mehr Distanz zum Protagonisten seiner Geschichte zu entwickeln. Abgesehen von den Namensgebungen (der Personen, Ortschaften etc.) bleibt das Dargestellte jedoch sehr eng an die eigenen Lebenserfahrungen Bittners gebunden.¹³³ Dies wird von RezensentInnen mit einer spezifischen Autorintention – der möglichst *realistischen* Darstellung – erklärt. Bittner hat die Übereinstimmungen zwischen

¹²⁵ Kattner: Wolfgang Bittner – Das Porträt eines Schriftstellers und Lyrikers, der schreiben will, wie jedermann schreibt, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 18.10.1981. Dort heißt es zudem: „Schreiben ist für ihn Arbeit und Broterwerb.“ Neben Romanen, Gedichten und Hörspielen verfasst Bittner vor allem Kinder- und Jugendbücher.

¹²⁶ Drewitz: Ein Aufsteiger, der aussteigt, in: Tagesspiegel, Berlin, 25.03.1979, sieht in Bittner einen „Stimmungsbarometer für die Generation der Dreißig-Fünfunddreißigjährigen“. Bittner hat unter anderem den Egon-Erwin-Kisch-Preis erhalten.

¹²⁷ Davor bereits als erste Veröffentlichung: Wem gehört die Stadt?, hg. von Wolfgang Bittner (1974), Dransfeld.

¹²⁸ Bittner, Wolfgang (1975): Rechts-Sprüche. Texte zum Thema Justiz, Celle – mehrfach wiederaufgelegt.

¹²⁹ Dieser erfuhr 1981 noch eine zweite Auflage.

¹³⁰ Bittner selbst bezeichnet es in einem Zeitungsinterview, Jakobs 1996, als einen „literarische[n] Bestseller“.

¹³¹ Unter anderem von Drewitz 1979.

¹³² Laut Rezension von Meier-Lenz 1978 kann das Buch „jeder lesen: der Omnibusfahrer wie das Schulmädchen, der Werkzeugmacher wie der Intellektuelle“.

¹³³ So z.B. schreibt Goetz 1979: „Es ist nicht weit hergeholt, Wolfgang Bittner mit seinem Romanhelden Erich Wegner zu identifizieren.“

seinem schriftstellerischen Werk und seiner eigenen Biografie in Kommentaren und Interviews des Öfteren bestätigt, ja sich überdies dezidiert im Hinblick auf seine Lyrik gegen eine nicht gesellschaftsbezogene bzw. engagierte Literatur ausgesprochen.¹³⁴ So speist sich auch sein lyrisches Werk und sein späterer Roman „Niemandland“¹³⁵ zu weiten Teilen aus den biografischen Erfahrungen des Autors, die meist in Beziehung zum aktuellen zeitgeschichtlichen Rahmen bei der Niederschrift gesetzt werden. „Der Aufsteiger“ ist von Martin Walser damals als ein „exemplarischer Entwicklungsroman“¹³⁶ gelobt worden, was vermutlich darauf anspielt, dass in dem Text eine gewissermaßen modern-zeittypische, von zahlreichen Brüchen gekennzeichnete Bildungs- und Lebensgeschichte zur Darstellung gebracht wird. Der Entwicklungsbegriff könnte allerdings auch suggerieren, dass hier im herkömmlichen Verständnis eine eingehende Beschreibung der inneren Entwicklung geboten wird. Einer solchen Erwartung wird jedoch nur sehr bedingt entsprochen. Denn die dargestellte innere Entwicklung des Protagonisten verbleibt vor dem Hintergrund einer spezifischen Flugbahn im sozialen Raum deutlich innerhalb bestimmter Grenzen. Ähnlich wie schon Rehbein um 1900 oder auch Baumann in den 1970ern mehr das Außen als das Innen beleuchteten, schaut auch Bittner eher auf äußere Entwicklungen in der Gesellschaft. Dieses *Äußere* hat dabei – wer will es dem von ‚unten‘ kommenden und mit diesem ‚Un-ten‘ weiterhin sympathisierenden Schriftsteller verdenken – meist eine irritierende, destabilisierende, schädigende bis zerstörende Wirkung auf das Innere des Menschen. In Bittners Perspektive sind es letztlich die strukturellen Bedingungen, die von außen einwirkenden Kontingenzen, die die Freiräume und Möglichkeiten der menschlichen Individuen, zumal der unterprivilegierten, erheblich einschränken, wenn nicht sogar ihre Handlungsfähigkeiten lähmen. Ein *resignativer Grundton*¹³⁷ durchzieht das gesamte Œuvre. Bittner setzt allerdings gerade aufgrund seiner Einblicke in repressive, konservative und restaurative Tendenzen besonders in der ‚Wirtschaftswunder‘-Zeit der BRD dennoch im Sinne von Ernst Bloch auf das ‚Prinzip Hoffnung‘.¹³⁸ Er kommentiert, kritisiert und parodiert die gesellschaftlichen Entwicklungen in der BRD auf verschiedensten Ebenen, propagiert deshalb aber keineswegs Aufruhr oder Revolution. Anders als Baumann und Viett zielt

¹³⁴ Vgl. dazu das Gedicht „Gedanken eines jungen Dichters zu Tendenzen in der neueren Lyrik“ in Bittner, Wolfgang (1977): Probealarm, Fischerhude, S. 20f. Noch 2002 plädiert Bittner in einer Art Handwerksbeschreibung seiner Tätigkeit (Bittner, Wolfgang (2002): Beruf: Schriftsteller, Reinbek) für „soziales und politisches Engagement“ des Schriftstellers. In: Polt-Heinzl 2003.

¹³⁵ In vielerlei Hinsicht auch die Künstlergeschichte seines Romans Bis an die Grenze, Berlin/Bonn 1980.

¹³⁶ Zit. nach Tietz 1979.

¹³⁷ Vgl. dazu etwa Riederer: Hoffnung als Ahnung. Zu einem Gedichtband von Wolfgang Bittner, in: die horen, 1982, H. 2, S. 162f.

¹³⁸ Dazu seb: Geschichtsverständnis im „Niemandland“, in: Weinheimer Nachrichten, 23./24.10.1993; Müller, Friedrich (1994): [Rezension zu Niemandland], in: Kritische Justiz 27, S. 131f.; Tammen: Gegen die uns bedrohenden Verrohungen, in: die horen, 1977, H. 1, S. 137f.

Bittner gar nicht auf einen gewaltsamen Umsturz der Verhältnisse. Vielmehr geht es ihm um Veränderungen in kleinen Schritten, vor allem um „eine Veränderung in den Köpfen“¹³⁹. Dabei soll sein Schreiben Teil einer allmählichen kollektiven Bewusstmachung gesellschaftlicher Missstände und Probleme sein.

Verdrängte Kindheit – ‚Grunderlebnisse‘ eines Flüchtlingskindes

Zu den „Grunderlebnisse[n]“, die Bittner zu seiner spezifischen politischen Haltung gebracht und ihn zu einem „Protest-Schriftsteller“ gemacht hätten, heißt es 1996 in einem Interview:

„Ich bin im Zweiten Weltkrieg in Schlesien geboren und gelangte nach der Vertreibung als Vierjähriger ins Ostfriesische. Dort wurden wir als ‚Rucksackgesindel‘ empfangen. Als meine Mutter im Herbst 1946 mit mir an der Hand bei einem Bauern nach Falläpfeln fragte, der Garten lag voll davon, wurden wir mit der Mistgabel vom Hof gejagt. Das sind Erfahrungen, die wahrscheinlich bis heute nachwirken.“¹⁴⁰

Zudem verweist Bittner hier noch auf „die Achtundsechziger-Bewegung, an der ich allerdings nur am Rande beteiligt war“. Während seines erst im Alter von 24 Jahren in Göttingen Mitte der 1960er Jahre begonnenen Studiums erkennt er allmählich, dass das, was die linken Studenten als verkrustete Strukturen an der Universität kritisierten, auch ihn selbst betrifft. Er selbst empfand die alltäglichen wie die festlichen Rituale an dieser Institution als Anachronismus und erlebte die Professoren als selbstgerechte und überhebliche Sachwalter und Machthaber eines überkommenen Systems.¹⁴¹ Dass er sich dann mit dem *Lektürekanon der Studentenbewegung* („mit den verschiedensten Gesellschafts-Theorien und Ideologien, einschließlich des Marxismus“) auseinandergesetzt hat, ist seinen literarischen Texten allenthalben anzumerken. „Wie drücken sich Gesellschaftstheorie und Ideologie im täglichen Leben aus?“ habe er sich damals gefragt.¹⁴²

Der in diesem Interview unmittelbar vorausgehende Hinweis auf die „Nichtbewältigung der faschistischen Vergangenheit, die soziale Ungerechtigkeit und die Umverteilung von unten nach oben“ im Nachkriegsdeutschland vervollständigt den Themenkomplex, mit dem Bittner sich „seit mehr als zwanzig Jahren beschäftig[t]“.¹⁴³ Hier ist eine Kausalverbindung zwischen eigenen Kindheitserlebnissen und späteren theoretisch-politischen Überlegungen hergestellt, die in seinem literarischen Werk erst in dem späteren Roman „Niemandsländ“ (1992) eingehender dargelegt wird. Dieser Roman dient dem Autor, der sich kaum verhüllend hinter dem seine Vergangenheit reflektierenden Protagonisten (einem Juraprofessor) verbirgt, als der erste Versuch, die eigenen Probleme im alltäglichen Leben in

¹³⁹ Pahlke: Porträt eines kritischen Autors, in: Welt der Arbeit, 22.02.1979.

¹⁴⁰ Jakobs 1996.

¹⁴¹ Zu strukturell teils sehr ähnlich gelagerten Fällen von BildungsaufsteigerInnen für die Zeit der Studentenbewegung vgl. Bude 1997, insb. S. 156ff. u. 270ff.

¹⁴² Jakobs 1996.

¹⁴³ Jakobs 1996.

dieser Gesellschaft und die eigenen Traumata – mehr als 40 Jahre nach Kriegsende – zu bearbeiten: „Dann erst wird es mir gelingen, zu mir zu kommen, mich anzunehmen.“¹⁴⁴ Erst hier wird die eigene und die kollektive Vergangenheit als der eigentliche Ursprung der fortdauernden persönlichen Misere hervorgehoben.¹⁴⁵ Die einzelnen Aspekte der bedrückenden Kindheit tauchen zwar bereits skizzenhaft in den „Nachkriegsgedichten“¹⁴⁶ Bittners von 1980 auf, aber sie sind nicht in ein umgreifendes Erklärungsmodell eingebettet, erscheinen dort nur als Fragmente einstigen Erleidens.

Auch in dem autobiografischen Roman „Der Aufsteiger oder Ein Versuch zu leben“, der schon im Titel eine gewisse Problematik andeutet, belässt es der Autor bei fragmentarischen Skizzen vergangener *Erniedrigungen* und *Niederlagen*, die die Flüchtlingsfamilie Wegner-Bittner in den 1950er Jahren in Ostfriesland (in der fiktiven Kleinstadt Salstädt¹⁴⁷) erlebt hatte:

„[...] um 1955 herum [...] waren sie immer noch Rucksackgesindel und hatten draußen vor der Stadt in einer der Flüchtlingsbaracken gewohnt“¹⁴⁸.

Am weitesten zurück reicht in „Der Aufsteiger“ eine Erinnerung an den „Großvater“ mütterlicherseits, wenn auch „nur noch ganz dunkel“: „[...] an einen großen, lustigen Mann mit einer blanken Uhrkette, an der ein paar Münzen klimperten“. Erich war damals etwa „vier Jahre“ alt. Der Großvater war „Gastwirt gewesen“. Wenn er den Jungen „auf dem Arm“ hatte, grüßten ihn die vorbeikommenden Leute stets „freundlich“. In diesen wenigen Andeutungen lässt sich ein gewisses Sozialprestige und etwas Wohlstand des Großvaters erkennen. Aber der Mann fand ein leidvolles Ende, als er während der gemeinsamen Flucht vor den russischen Soldaten „auf dem Dach eines Zuges“ von einer Gruppe plündernder Männer geschlagen und letztlich durch „Messerstiche“ so schwer verletzt wurde, dass er tags darauf starb. Er hatte seine „Uhr mit der blanken Uhrkette und den Münzen [...] nicht hergeben wollen“, als „ein paar Männer“ ihn bedroht hatten.¹⁴⁹ Für ein geringes, gerade eben noch mitführbares Insignium von Wohlhabenheit riskierte der alte Mann sein Leben. Wie einem erst 2003 herausgebrachten kurzen autobiografischen Essay Bittners zu entnehmen ist, der insbesondere Informationen über seine Kindheit und Jugend bereithält, vermischt der Autor hier gewissermaßen das Geschehen um seine beiden Großväter. Denn der Großvater mütterlicherseits ist de facto 1945 gleich nach dem Einmarsch der russischen Armee als Mitglied der NSDAP denunziert und von der russischen Geheimpolizei abge-

¹⁴⁴ Bittner, Wolfgang (1992): Niemandland, Leipzig, S. 246.

¹⁴⁵ Vgl. dazu Gläser, Die Vergangenheit begreifen lernen [Rezension zu Niemandland], in: evangelische information, epd-Wochenendspiegel, Frankfurt a.M., 06.01.1994.

¹⁴⁶ Vgl. dazu Starke 1981, S. 205f.

¹⁴⁷ De facto handelte es sich um die ostfriesische Kleinstadt Wittmund, wo die Familie im Januar 1946 eintraf, Bittner 2003, S. 16.

¹⁴⁸ Bittner, Wolfgang (1978): Der Aufsteiger oder Ein Versuch zu leben, Köln/Frankfurt a.M., S. 33.

¹⁴⁹ Bittner 1978, S. 57f.

holt worden. „Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört.“¹⁵⁰ In Wirklichkeit handelte es sich bei dem durch Messerstiche Verletzten um den Großvater väterlicherseits, der von Beruf Dorfschullehrer war und der seinerseits eine Goldkette besaß, die er nicht hergeben wollte. Er ist wieder genesen und hat noch bis 1974 gelebt.¹⁵¹ Gelegentlich ist das Geschehen in „Der Aufsteiger“ also vom Autor gerafft und dramatisiert worden, um stärkere Effekte zu erzielen.

Was hier bereits durchscheint, eine gewisse *Hartnäckigkeit*, wenn es gilt, den eigenen Besitz und damit auch den eigenen Status zu verteidigen, zeigt sich noch deutlicher in einer Passage aus dem späteren Roman „Niemandland“ am Beispiel der Großeltern väterlicherseits, die nach Kriegsende einmal zu Besuch kamen und dabei von „Zuhause“ erzählten:

„Mein Großvater berichtete, daß unsere Familie ursprünglich aus Franken stamme und, im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, nach Schlesien eingewandert sei. In einem alten Stammbuch lasse sich nachlesen, daß die Vorfahren im siebzehnten Jahrhundert einen Bauernhof in Niederschlesien bewirtschafteten und freie Erbsassen waren. Darauf legte mein Großvater Wert, darauf war er besonders stolz. Denn das bedeutete, so erklärte er mir, daß der Hof vom Vater auf den ältesten Sohn weitervererbt werden konnte, daß unsere Vorfahren niemals leibeigen, sondern immer freie Bauern gewesen seien, später dann Förster oder Dorfschullehrer. Ich zog die Lehre daraus, daß wir uns also – bis auf weiteres – verschlechtert hatten.“¹⁵²

Durch mündliche Tradierung erfährt der Junge hier, dass seine „Vorfahren“ „immer freie Bauern“, häufig sogar mehr oder weniger beamtete Herrschafts- oder Staatsdiener („Förster oder Dorfschullehrer“) gewesen waren.¹⁵³ Eine *präventöse* Haltung wird so direkt an den Enkel weitergegeben, der das Flüchtlingsdasein seiner Familie kurz nach dem Krieg denn auch zutreffend als eine Art Abstieg bewertet („wir uns also – bis auf weiteres – verschlechtert hatten“). Wie der Junge diese Zeit mit seinen eigenen Augen gesehen hat, ist ebenfalls diesem späteren Roman zu entnehmen:

„Als Kind gewöhnte ich mich an eine Welt, in der keinem zu trauen und alles um mich herum einem ständigen Wechsel ausgesetzt war. Nichts hatte Bestand. Zuerst wohnten wir in einer Großstadt [Gleiwitz], dann einige Monate auf dem Lande bei Potsdam, schließlich in der Kleinstadt [Wittmund in Ostfriesland]. Einmal fehlte es an nichts, ein anderes Mal gab es nicht einmal satt Brot zu essen.

¹⁵⁰ Bittner, Wolfgang (2003): Gleiwitz heißt heute Gliwice. Eine deutsch-polnische Geschichte, Oberhausen, S. 14.

¹⁵¹ Bittner 2003, S. 16. Die Großeltern väterlicherseits sind mit in den Westen gegangen, während die Großmutter mütterlicherseits, die immer noch hoffte, dass ihr Gatte einmal wieder kommen würde, in dem unter polnische Verwaltung kommenden Gleiwitz blieb.

¹⁵² Bittner 1992, S. 96.

¹⁵³ Bittner 2003, S. 24ff., berichtet, dass er das „alte] Familienstammbuch“ „erst 1974 nach dem Tode meines Großvaters“ erhielt. Mit einem gewissen Stolz wird dabei auf die hier verzeichneten Vorfahren (immer wieder Förster, Jäger, Lehrer, aber auch mal ein Kaufmann, Juwelier oder Pfarrer) eingegangen. Viele standen in ehrbarer Position in adligen Diensten. Ein Beispiel: „Meine Großmutter väterlicherseits wuchs in dem Jagdschloss St. Hubertusgrün, Kreis Falkenberg, auf. Ihr Vater war Wildmeister des Grafen Schaffgotsch, der damals wohl reichsten Familie Schlesiens. Ihm unterstanden die Revierförster, und von Zeit zu Zeit hatte er Staatsjagden auszurichten, zu denen gelegentlich sogar der Kaiser erschien.“

Die ersten bewußten Eindrücke waren kaputte Häuser, Soldatenuniformen, Flüchtlingskolonnen, aufgelaufene Füße. Auf der Straße sah man die Kriegskrüppel. Vor den Geschäften standen Schlangen. Abends berichteten die Männer von ihren Heldentaten, die Frauen von ihrem Martyrium. Wie im Dreißigjährigen Krieg. [...] Zu den ersten öffentlichen Maßnahmen gehörten die Wiederherstellung von Wasserversorgung, Straßen, Brücken und Wohnquartieren.¹⁵⁴

Die instabilen Verhältnisse sind eine kollektive Erfahrung der Nachkriegszeit. Der junge Bittner hatte *Instabilität* allerdings aufgrund einer doppelten Vertreibung („erst unter russischer, dann unter polnischer Regie“¹⁵⁵) schon vorweg in verschärfter Weise kennengelernt. Auf der Flucht „vor dem Sieger“ sah er „bärtige Landser mit Schildern vor der Brust“ an „den Straßenbäumen“ hängen: „ICH HABE DEN FÜHRER VERRATEN“.¹⁵⁶ Die „ersten bewußten Eindrücke“ waren hinreichend, um in ihm das Bild von weitgehender Destruktion, Gewalt und Chaos („Wie im Dreißigjährigen Krieg“) entstehen zu lassen. Der ständige (Orts-)Wechsel („Nichts hatte Bestand“) verhindert, dass sich eine Art Grundvertrauen zu Menschen und zur Objektwelt bei dem Jungen entwickeln kann („eine Welt, in der keinem zu trauen [...] war“). Was für die Großeltern vor allem einen Verlust von „Heimat“¹⁵⁷ darstellte, war für den Jungen die prägende Erfahrung eines absoluten Mangels an Grundfesten:

„Ich habe mich mein Leben lang – mehr oder weniger – heimatlos gefühlt, entwurzelt.“¹⁵⁸

Zu den erwähnten „Kriegskrüppel[n]“ gehörte auch sein eigener Vater, was in dem Gedicht „Nach dem Krieg“ wiedergegeben wird:

„Als der Krieg zu Ende war, / sahen die Leute anders aus, / mein Vater ging an Krücken / und Mutter stand in der Hinterküche / des Siedlungshauses in dem wir / zwei Dachzimmer bewohnten / und wusch Wäsche. / Zweimal täglich gab es Prügel / (vom Vater und von den Nachbarskindern), / mittags Erbswurstsuppe, / ausgekochte Kartoffelsuppe, / manchmal Knochenbrühe, die ich / in einem Kochtopf vom Schlachter holte. / Vor der Tür riefen die Einheimischen / ‚Rucksackgesindel‘, denn mit einem Rucksack waren wir / auf dem Dach eines Zuges davongekommen, / bis ich den Keuchhusten überstanden hatte, / vergingen Monate.“¹⁵⁹

Wie diesem Gedicht noch zu entnehmen ist, wurde die Familie vom „Hausbesitzer“ dieses „Siedlungshauses“ rausgeklagt. „Wir zogen ins Barackenlager / am Stadtrand, / wo wir zehn Jahre wohnen blieben, / bis die Hochkonjunktur / auch für uns etwas abwarf.“¹⁶⁰ Wieder war man gezwungen, den Standort zu wechseln. Als einer der wenigen festen Bezugspunkte erscheint in diesen Kindheitserinnerungen die *Geschlechtsrollenverteilung* („Abends berichteten die Männer von ihren Heldentaten, die Frauen von ihrem Martyrium“; „Vater ging an Krücken / und Mutter stand in der Hinterküche [...] und wusch Wäsche“). Das in dem zitierten

¹⁵⁴ Bittner 1992, S. 246.

¹⁵⁵ Juhre 1992.

¹⁵⁶ Bittner, Nachkriegsgedichte, S. 19.

¹⁵⁷ Bittner, Nachkriegsgedichte, S. 25.

¹⁵⁸ Bittner 2003, S. 10.

¹⁵⁹ Bittner, Nachkriegsgedichte, S. 9.

¹⁶⁰ Bittner, Nachkriegsgedichte, S. 11.

Interview erwähnte Erlebnis, das den Jungen offenkundig am nachhaltigsten „geprägt“¹⁶¹ hat, wird noch einmal in den „Nachkriegsgedichte[n]“ aufgegriffen:

„Heute mußte ich wieder daran denken, / wie mein Vater eines Nachts / mit zerrissener Hose, / einem Hundebiß im Bein / und ohne die Äpfel nach Hause kam, / die er hatte klauen wollen, / bei dem Bauern, / der Mutter und mich tags zuvor / mit der Mistgabel vom Hof gejagt hatte, / weil wir nach Falläpfeln fragten, / wir litten Hunger.“¹⁶²

Es sind „Demütigungen“ dieser Art – wie es schon ganz am Anfang dieser Fallanalyse in dem zitierten Gedicht „Jugenderinnerung“ heißt –, die dem „Flüchtlingskind“ (das Schimpfwort „Rucksackgesindel“ begegnet des Öfteren) von den „Einheimischen“, von Mitschülern, Bauern¹⁶³, Lehrern, einem „Förster“¹⁶⁴ etc. zugefügt wurden, die in der Erinnerung Bittners so schmerzhaft „nachwirken“ und als „Grunderlebnisse“ haften bleiben. „Wut“ und „abgrundtiefe[r] Haß“¹⁶⁵ auf die gerade ihn als ‚Neuling‘ immer wieder zurücksetzenden Verhältnisse sind wiederkehrende Motive in den Gedichten.

Das Bild, das Bittner von seinem Vater, dem einstigen Fallschirmjäger, der „damals nur selten zu Hause“ war¹⁶⁶, zeichnet, lässt auf einen schweren Konflikt mit diesem körperlich¹⁶⁷ und seelisch vom Krieg gezeichneten Mann schließen. Im Rückblick wird er von Bittner moralisch diskreditiert und als ein unverbesserlicher Parteigänger Hitlers beschrieben:

„Daß wir den Krieg verloren hatten, / konnte mein Vater nicht verstehen, / [...] / Wenn Besuch kam, / ging es um Stoßtrupps und Fronteinsätze in Rußland und Frankreich, / auch um die Gefangenschaft / oder die Heimat. / Montags humpelte er zum Arbeitsamt, / mittwochs zur Nachbarhandlung, / sonnabends tippte er im Toto nach System, / das war die große Hoffnung. / Von KZ's hatte er nie gehört / sagte er / alles in Ordnung / was Adolf erzählte, / der größte Feldherr aller Zeiten, / dessen Andenken / Amis, Tommies und andere Kanaken / sagte er / jetzt in den Dreck zogen.“

Neben der Distanzierung vom Vater findet in diesem Gedicht auch das Bemühen dieses Mannes, sich in die neuen Bedingungen hineinzuleben, seinen Ausdruck. Über die Jobsuche und das Totospiele hinaus habe er versucht, „etwas Bahnbrechendes zu erfinden. / Manchmal bastelte er: / ein Auto, einen Flitzebogen, eine Zwille, / einmal einen ganzen Bauernhof“.¹⁶⁸ Der Autor Bittner will diesem gut

¹⁶¹ Bittner 1992, S. 93.

¹⁶² Bittner, Nachkriegsgedichte, S. 25.

¹⁶³ Ein ähnliches Erlebnis mit einem Weidebesitzer, dem „alte[n] Bockelmann“, wird in „Der Aufsteiger“, S. 68, geschildert. Als Erich Wegner einmal Blumen für seine Mutter zum Muttertag auf dessen Wiese sammelte, riss Bockelmann ihm diese aus der Hand und brüllte, „auf seinem Land habe Flüchtlingspack nichts verloren“. „Und dann hatte er ihm einen Tritt gegeben und ihm hinterhergeschrien: ‚Macht bloß, daß ihr wieder nach drüben kommt, verdammtes Polakengesindel!‘“

¹⁶⁴ Bittner 1992, S. 250 u. 251, Nachkriegsgedichte, S. 17.

¹⁶⁵ Bittner 1992, S. 250.

¹⁶⁶ Bittner 2003, S. 12.

¹⁶⁷ In Bittner 1992, S. 33, ist zu lesen, dass der Vater froh war, dass man ihm sein schwer verletztes Bein nicht amputiert hat.

¹⁶⁸ Bittner, Nachkriegsgedichte, S. 9f.

gemeinten väterlichen Spielzeug- und Waffenbau nichts mehr abgewinnen, was wohl auch mit dem *Gewaltverhältnis* zusammenhängt, das damals die ganze Vater-Sohn-Beziehung kennzeichnete. Die Erziehungsprinzipien des Vaters („Grundsätze“) erscheinen in „Der Aufsteiger“ einmal direkt an dieses Machtverhältnis gekoppelt:

„Schuheputzen für die ganze Familie, jeden Sonnabendnachmittag. Wehe, sie wurden nicht blank genug! Garten umgraben. Einkaufen gehen. Schularbeiten machen. Sein Vater hatte sich extra einen Siebenriem zugelegt, einen Knüppel mit Lederriemen daran. Ordnung, Ruhe, Sauberkeit, Fleiß. Bis zum siebenzehnten Lebensjahr.“¹⁶⁹

Strategien, um solche Demütigungen durch den eigenen Vater zu verarbeiten, hat der Junge im Laufe der Zeit im Umgang mit *medialen Kunstfiguren* entwickeln können:

„Da ich ein Knabe war / Rettete Tarzan mich oft / Vom Geschrei und der Rache des Vaters. / [...] / Und später erzog mich Batman, / Berauschte mich seines Fluges Gewalt, / Seines Armes unbeugsame Kraft, / Lassie und Flipper waren meine Freunde, / [...] / Im Arme der Gewaltigen wuchs ich groß.“¹⁷⁰

Diese *Vorbilder* und Heroen halfen, wie es scheint, mitunter auch in der konkreten Auseinandersetzung mit Gleichaltrigen:

„Ich las Heftrömene über Westernhelden und Comics wie ‚Tarzan‘ oder ‚Prinz Eisenherz‘. [...] Immer ging es darin um einen Helden, der sich allen Widrigkeiten zum Trotz durchkämpfte. Half alles nichts, sprachen die Fäuste, der Colt oder das Schwert.“¹⁷¹

Die Anregung der *Fantasie* stellte nur einen Teilaspekt dieser Lektüre dar. Dem „Knabe[n]“ erschloss sich zugleich ein Weg, sich gemäß dieser Vorgaben ganz handfest zur Wehr zu setzen, wenn keine anderen Mittel mehr zu greifen schienen. Der äußeren Gewalt war für diesen Jungen nur mit entsprechender *Gegengewalt* zu begegnen. In einer frühen Phase der entstehenden Bundesrepublik ist hier bereits ansatzweise jene „verhängnisvolle Dynamik des Teufelszirkels“ zu erkennen, wie sie im Hinblick auf den Terrorismus der 1970er Jahre bei Elias genannt wird, „in dessen Verlauf die Gewalttat, auch die bloß angekündigte oder befürchtete Gewalttat der einen Seite die der jeweils anderen hochspielt“¹⁷². Das *repressiv-autoritäre Klima* der Nachkriegsjahre, einer Zeit der innerfamiliären Enge und des wirtschaftlichen Wiederaufbaus, bestimmte auch das Verhältnis zu den Heranwachsenden. Der mit psychischen Beschädigungen aus dem Lazarett entlassene Vater war für Bittner die Verkörperung eines unerbittlich dreinschlagenden Nachzüglers, der in dem jetzt im Werden begriffenen neuen Staat mit *überkommenen Verhaltensformen* zu walten versuchte. Dabei nahm der Sohn seinen Vater in mehrfacher Weise als einen *Schwächling* wahr. Denn selbst wenn dieser sich innerhalb seiner eigenen vier Wände als pflichtbewusster, autoritärer Tugendwächter auf-

¹⁶⁹ Bittner 1978, S. 117.

¹⁷⁰ Bittner 1976, S. 15. Auf dieses sich an Hölderlin anlehrende Gedicht wird später noch genauer einzugehen sein.

¹⁷¹ Bittner 1992, S. 96.

¹⁷² Elias, Studien, 1998, S. 542.

spielte, so war doch zu offensichtlich, dass er in der Außenwelt nahezu als ein Nichts betrachtet wurde. Weder war er in der Lage, seiner Familie Nahrung und Genugtuung zu verschaffen, z.B. als er die Äpfel stehlen wollte, die ein rabiater Bauer seiner Frau und seinem Sohn verwehrt hatte, noch gelang es ihm, was im Anschluss zu zeigen sein wird, sich in gewünschter Form wieder in den Arbeitsmarkt einzugliedern.

Die *Körperdimension* ist in den meisten zitierten Stellen zu dieser Kindheitsphase gegenwärtig, und zwar keineswegs nur auf einer metaphorischen Ebene. „Im Arme der Gewaltigen wuchs ich groß“ – natürlich wird hier zunächst einmal ein quasi-mütterliches Bild des Schutzbietens und Behütens evoziert. Innerhalb dieses Bildes erscheint jedoch nahezu jedes Wort explizit auf den *Körper/Leib* beziehbar, selbst das „ich“ scheint gleichermaßen in seiner Verleiblichung wie in seiner (ideellen) Identitätsform gemeint zu sein. Und die „Gewaltigen“ zeichnen sich ebenfalls primär durch ihre *körperlichen* Attribute aus („seines Fluges Gewalt, / Seines Armes unbeugsame Kraft“; „einen Helden, der sich allen Widrigkeiten zum Trotz durch*kämpfte*“).

Ein anderes oben erwähntes Beispiel:

„Zweimal täglich gab es Prügel / (vom Vater und von den Nachbarskindern), / mittags Erbswurstsuppe, / ausgekochte Kartoffelsuppe, / manchmal Knochenbrühe, die ich / in einem Kochtopf vom Schlachter holte.“

Der Übergang von den „Prügel[n]“ des Vaters zu der „Erbswurstsuppe“, der „Knochenbrühe“ und dem „Schlachter“ erscheint kaum ungewöhnlich, selbst wenn der Zusammenhang so erst durch die Fügung des Dichters entsteht. Der Mensch wird hier dem Tier gerade über die *Körperlichkeit* (Prügel, Vorgang der Nahrungsaufnahme, Schlachtung) nahe gerückt. Dabei kann der „Schlachter“ sowohl als Experte für die Tierkörperverwertung wie auch als Sinnbild für die instrumentell-funktionale Anwendung von Gewalt, ja als martialischer Vollstrecker der finalen Gewalttat den „Prügel[n]“ des Vaters gegenübergestellt werden. Es geht somit überwiegend um eine sich konkret im Alltag manifestierende *Allgegenwärtigkeit und Veränderbarkeit von Körperlichkeit*.

Der Blick für die vermeintlichen Banalitäten des Alltags hat sich gegenüber den vorausgegangenen Epochenabschnitten weiter geschärft. Selbst der akribisch sein Umfeld und sein eigenes Wirken in diesem Kontext zeichnende Dietrich Schäfer, der die Erfahrungen mit seiner Physis, das Erleben und Bewusstwerden der eigenen körperlichen Stärke und Überlegenheit gegenüber Gleichaltrigen anschaulich beschreibt, hat um 1900 noch einen sehr eingeschränkten Blick auf die Körperdimension. Das Spektrum etwa zwischen Geborgenheit, die einem Kind über den Körper vermittelt werden kann („Seines Armes unbeugsame Kraft“), und der körperlichen Gewalt, die strukturell das Verhalten des gesellschaftlichen Umgangs, selbst das der Eltern bestimmt („Zweimal täglich gab es Prügel“), wurde von Schäfer nicht in vergleichbarer Deutlichkeit angesprochen. Nur bei Rehbein fanden sich Andeutungen von Macht- und Herrschaftsstrukturen, die sich in Räumen, Gegenständen und Verhaltensformen (etwa in ritualisierten Gesten) ausdrü-

cken, ja gewissermaßen in ihnen verkörpern. In Bittners Darstellung sind *körperliche Gewalt* und Gewaltverhältnisse, die auf einen generellen gesellschaftlichen Zeithintergrund verweisen, ein durchgehender Bezugspunkt. Für die Diskussion der genaueren Zusammenhänge nutzt er ein reflexives Potenzial, das seine Generation sich im Rekurs auf vorhandene Theorieansätze (von Adorno, Marcuse etc.) erst erarbeitet hatte.

Der *bürgerliche Tugendkatalog*, auf den sich der Vater in einer oben zitierten Passage beruft („Ordnung, Ruhe, Sauberkeit, Fleiß“), offenbart sich sogleich in einer *kleinbürgerlichen Variante*, in der *Prätention* zum vorherrschenden Element wird („blank genug“; „Schularbeiten machen“). In dieser Hinsicht vermag der Junge dem Vater wohl noch am ehesten zu folgen. Denn er hat die schon bei den Großeltern ersichtliche *Aufstiegsambition* in einer anderen Variante auch beim Vater ausmachen können. In „Der Aufsteiger“ werden diese väterlichen Bestrebungen direkt in Verbindung mit Erichs Aussicht auf einen Stellenwechsel aus dem Tiefbau in ein Angestelltenverhältnis erwähnt:

„Erich Wegner mußte daran denken, wie glücklich sein Vater damals nach Hause gekommen war, als er den Posten beim Landkreis bekommen hatte, wie seine Mutter damals vor Freude geheult hatte. [...] Etwa fünf Jahre war sein Vater arbeitslos gewesen oder hatte Notstandsarbeiten gemacht, trotz seiner Kriegsverletzung, für die er nicht einmal eine Rente bekam. Dann war er in der Maschinenfabrik untergekommen, als ungelernter Arbeiter. Da hatte er am deutschen Wiederaufbau mitarbeiten dürfen, für einen Apfel und ein Ei Überstunden bis in die Nächte gemacht, bis er fast zusammengeklappt wäre. Und eines Tages hatte er endlich den Posten in der Verwaltung bekommen,¹⁷³ wenn auch nur als Kraftfahrer und nur in einem Arbeitsverhältnis und nicht im Angestelltenverhältnis, wie er gerne wollte. So war das damals gewesen, das ging ihm alles durch den Kopf.“¹⁷⁴

Beim Thema *sozialer Aufstieg* kann der Sohn sich durchaus mit dem Vater identifizieren. Das, was dem Vater versagt blieb, der Angestelltenstatus, schien hier für den Sohn in greifbarer Nähe, denn in der Kreisverwaltung von „Salzstadt“ war „gerade eine Stelle frei geworden“. Erich weiß um die ungleich besseren Bedingungen, die für ihn im Vergleich zu seinem Vater („So war das damals gewesen“) nun um 1960 bestehen. Hier kann er sich in die Lage des aufstiegsbewussten Vaters hineinversetzen. Das mag allerdings auch damit zusammenhängen, dass Erich selbst zu diesem Zeitpunkt nicht nur die „Maloche“ im Tiefbau satthalt, sondern zuvor, sogar schon als Kind, die verschiedensten manuellen Arbeiten kennengelernt hatte, und daher weiß, welchen Reiz es darstellt, einmal nicht als *physisch Arbeitender* tätig bzw. kenntlich zu sein. In dem Gedicht „Lohn und Arbeit“ heißt es bezogen auf Erichs frühe Arbeitserfahrungen als Jugendlicher:

„Während meine Schwester / wegen Unterernährung in die Schweiz / verschickt wurde, / arbeitete ich in der Wäscherei. / Die großen Ferien / dauerten sechs Wochen und / die erste Rate / für das Fahrrad mit Gangschaltung / betrug vierzig Mark. / Dafür schleppte ich von morgens / bis abends

¹⁷³ Dazu erläutert Bittner 2003, S. 26, also in einem späteren Buch: „Erst 1952 erhielt er endlich eine Anstellung in der Verwaltung“.

¹⁷⁴ Bittner 1978, S. 33.

Wäschekörbe oder stand bei 30 Grad im Schatten / an der Heißmangel. / Als meine Schwester zurückkam, sprach sie fließend / Schwyzerdütsch, / trug derbe aber praktische Kleidung / und hatte zwölf Pfund zugenommen. / Die hatte ich abgenommen, / aber zum Verschicken / war ich schon zu alt.“¹⁷⁵

Der Junge arbeitet für ein „Fahrrad mit Gangschaltung“, nicht zur Existenzsicherung. Man hatte sich bereits aus dem Größten herausgewirtschaftet. Aber für ein etwas besseres Fortbewegungsmittel musste man sich immer noch besonders ‚reinknien‘. In „Niemandland“ ist zu lesen, welche Jobs der Junge und später der junge Mann sonst noch ausgeübt hat:

„Ich habe Kabel verlegt, Straßen aufgehackt, Bäume gepflanzt, Taxi gefahren, an der Heißmangel oder mit dem Preßlufthammer gearbeitet.“¹⁷⁶

Dass er nach zweijährigen Sand- und Steinarbeiten im Rahmen des Hausbaus seiner Eltern („in einfachster Bauweise ein Ziegelhaus“) auch noch einen „Bandscheibenschaden“ davontrug, sollte zumindest den Vorzug haben, dass er nicht den Wehrdienst ableisten musste. Wurde der *Körper* des Vaters im Krieg *beschädigt*, so ist der des Sohnes schon vor dem Eintritt ins Erwachsenenalter und vor der Einberufung zum „Militär“ („schon wieder Militär. [...] Düsenjäger, Manöver, großer Zapfenstreich auf dem Marktplatz“¹⁷⁷) durch allerlei mehr oder weniger freiwillig geleistete körperliche Arbeiten *beschädigt*. Dieser Aufstrebende bezahlt gewissermaßen bereits geraume Zeit, bevor er bewusst strategisch auf eine vertikale Mobilität hinwirkt, mit seinem Körper einen Tribut.

Was in dieser Vorgeschichte, die, wie erwähnt, in dem autobiografischen Roman „Der Aufsteiger“ nur schemenhaft anklingt, vor allem zutage gefördert werden konnte, ist der Ausgangspunkt der Konflikte und Probleme, die Wolfgang Bittner bis in die Gegenwart hinein beschäftigen. Es sind die *Demütigungen*, die schon die Großeltern und die Eltern erlitten hatten, die aber dann auch der kleine Wolfgang als „Flüchtling“ in einer neuen Umgebung erfahren hat. Dabei kommt allerdings nicht der Status der Ausbeutung ans Licht, auf den Bittner zuweilen rekurriert. Denn die in seinem autobiografischen Roman angedeuteten *proletarischen* Arbeits- und Lebensverhältnisse betreffen direkt nur die Bauarbeiter, mit denen er aus-hilfsweise für einige Zeit zusammenarbeitet.

„[...] Fleiß. Bis zum siebzehnten Lebensjahr. Dann hatte er selber die Verantwortung für sich übernommen; das war auf die Freiheit hinausgelaufen, von morgens halb sieben bis abends halb fünf zu malochen, für 3,28 Mark brutto die Stunde“¹⁷⁸.

Er stuft sein Alter Ego gewissermaßen tiefer ein, als es damals der Fall war, denn die Beschäftigung als Bauarbeiter im Tiefbau stellte nur einen von mehreren Jobs dar, denen Bittner neben der Schule nachging. Er stilisiert sich hier – in der Pose des Arbeiters war Bommi Baumann dann doch etwas glaubwürdiger – geradezu als *Proletarier*. Dass er mit der „mittleren Reife“ „nicht ewig im Tiefbau bleiben“

¹⁷⁵ Bittner, Nachkriegsgedichte, S. 21.

¹⁷⁶ Bittner 1992, S. 252.

¹⁷⁷ Bittner 1992, S. 99f.

¹⁷⁸ Bittner 1978, S. 117.

würde,¹⁷⁹ war ihm wohl von vornherein klar. Dabei ist die *Aufstiegsambition* bereits bei den Großeltern und den Eltern, vor allem beim Vater, erkennbar. Schon das Detail markiert beispielartig die Präntention: beim Großvater die besondere Uhr; beim Vater der ersehnte Angestelltenstatus; beim Sohn dann bereits in der Schule das Sich-Verstellen, „um etwas zu erreichen“¹⁸⁰, oder später das „Fahrrad mit Gangschaltung“. Diese *Aufstiegsenergie* wird, wie schon in einigen Fällen für die vorausgegangenen Epochenabschnitte festgehalten werden konnte (etwa bei Gottlieb Hiller), gewissermaßen intergenerationell innerhalb der Familie weitergegeben.

Zweifelsohne hat der Junge die Behandlung durch die „Einheimischen“ als tiefe Kränkungen erlebt. Im Bewusstsein, dass er gewissermaßen schon *historisch einer niemals abhängig gewesenen Sippe angehört* („unsere Vorfahren niemals leibeigen, sondern immer freie Bauern gewesen seien“), reagiert Bittner besonders sensibel auf Zurückweisungen. Es entsteht so ein fortdauerndes Muster des *Sich-Wehrens*, was sich in *Selbstisolierung* („Ich begann mich nach der Schule in den Wald abzusetzen, wo ich bis zum Abend herumstromerte“¹⁸¹), in *Ausbruchsbewegungen* („Ich wollte weg, dieser Gedanke setzte sich immer mehr in mir fest“¹⁸²) und in offener Empörung über die selbstgerechten Etablierten ausdrückt. Diese ‚Grunderlebnisse‘ aus einer Phase der Restauration und des Wiederaufbaus, in der die Machtdifferenzen zwischen den institutionellen Autoritäten (Lehrern, dem Förster etc.) und den Untergebenen bzw. ‚Untertanen‘ sowie zwischen den Älteren (Vätern, Lehrern) und den Jüngeren (Kindern, Schülern) noch kaum gebrochen aus der Kriegs- und Vorkriegszeit fortbestanden, wirken als unvergessliche Prägungen in Bittner weiter.

In „Der Aufsteiger“¹⁸³ wird die Lebensgeschichte Erichs in insgesamt sechzehn Kapiteln in einer Art *Bogenbewegung* erzählt, die in mancherlei Hinsicht durchaus erstaunliche Parallelen zu Bräkers – und bedingt auch zu Holsteins – Biografie

¹⁷⁹ Bittner 1978, S. 32.

¹⁸⁰ Bittner 1992, S. 251.

¹⁸¹ Bittner 1992, S. 252.

¹⁸² Bittner 1992, S. 101. Der *Flucht-* bzw. *Ausbruchsgedanke* durchzieht nahezu das gesamte Werk Bittners, was sich auch in manchen Titeln seiner Bücher niederschlägt („Abhauen“, 1980; „Afrika wär wunderbar“, 1986; „Niemandland“, 1992; „Die Insel der Kinder“, 1994; aus Kanadaerfahrten entstanden: „Die Fährte des Grauen Bären“, 1986; „Wo die Berge namenlos sind“, 1989 etc.). Als eines seiner literarischen Vorbilder nennt er einmal, Jakobs 1996, den Aussteiger und im 19. Jahrhundert bekannten Abenteuerautor Friedrich Gerstäcker, von dem er von den späten 1980er Jahren an auch einige Bücher als Bearbeiter neu herausgegeben hat. Vgl. dazu Karger 1988. Interessant ist in diesem Zusammenhang zudem der Hinweis auf einen Bruder der Großmutter mütterlicherseits, den Gehilfen eines Viehhändlers, der wegen gefälschter Wechsel, um Spielschulden zu begleichen, „für mehrere Jahre ins Gefängnis“ gekommen war und dann nach seiner Freilassung „nach Amerika“ auswanderte. Er erscheint als eine Art schwarzes Schaf in der Familiengeschichte („die Familie, die sich seiner schämte, vergaß ihn mit der Zeit“), Bittner 2003, S. 46f.

¹⁸³ Für die weitere Analyse wird der eigentliche autobiografische Roman „Der Aufsteiger“ im Vordergrund stehen. Nur dann, wenn das übrige Werk zu den jetzt zu behandelnden Erfahrungen Bittners genauere Einzelheiten bereithält, wird aus anderen Schriften zitiert.

aufweist. Ein ambitionierter junger Mensch entflieht der provinziellen Enge, gelangt in die Sphäre einer karriereverheißenden Institution (bei Bräker das Militär, bei Bittner die Universität) und landet nach allerlei Enttäuschungen, Kränkungen, aber auch mit einem erweiterten Horizont wieder am Ausgangspunkt. Im 20. Jahrhundert haben sich dabei allerdings die Erfolgserwartungen des Mobilen selbst schon erheblich gesteigert. Er strebt zumindest am Anfang des Weges eine gehobene berufliche und soziale Position an und setzt somit auf *Integration* in den Kreis der gesellschaftlichen Eliten. Je tiefer er jedoch Einblick in die bestehenden Machtverhältnisse in der BRD gewinnt, desto mehr zweifelt er daran, dass sich in diesem Staatsgebilde ein wirklicher Wandel hin zu demokratischen Prinzipien vollzogen hat. Das eigene Aufstiegsprojekt gerät so ins Stocken und läuft letztlich auf ein ‚Aber nicht in diesem Staat, nicht unter diesen Bedingungen‘ hinaus. Beim Vergleich der drei Epochen fällt auf, dass die *intellektuellen Einflüsse*, die für die Entwicklung der vier im Zentrum stehenden ProtagonistInnen (Bräker, Holstein, Rehbein und Bittner) von immenser Bedeutung sind, sich als durchaus *zeittypische Instanzen* in signifikanter Weise voneinander unterscheiden. Bei Bräker war es noch das zufällig vorbeischaufende Mitglied einer Moralischen Gesellschaft, das ihn für diesen bürgerlichen Lesezirkel gewinnen konnte und ihm – dem sich dort nie wirklich heimisch Fühlenden – somit neue geistige Anregungen verschaffte. Holstein hatte erst persönlich mit einem Philosophieprofessor in Kontakt treten müssen, um über ein informelles Arrangement eine Besuchserlaubnis für dessen Vorlesungen zu erhalten. Rehbein hatte durch die Beschäftigung mit sozialistischer Literatur und über ein Engagement für die sozialdemokratische Partei die Grundlage für seinen späteren Wechsel aus der proletarischen Lebensform in eine journalistische Stellung geschaffen. Bei Bittner sind es junge Sozialdemokraten, Gewerkschaftler und Kommunisten, die ihn relativ früh beeindruckten und ihm literarische Anregungen gaben. Die ideologische Verhärtung erfolgt dann vor dem Hintergrund der Studentenbewegung während des Universitätsstudiums. Schon in der Abfolge dieser Einflussfaktoren scheint sich über die Jahrhunderte hinweg eine gewisse *Informalisierung* und *Verflüssigung der Zugangsreglementierungen* für eine kulturelle Partizipation auszudrücken. Sich dem elitären Leseclub im 18. Jahrhundert einzufügen (Bräker), wird wohl wesentlich schwieriger gewesen sein, als in den sozialdemokratischen Organisationen des 19. Jahrhunderts einen Platz zu finden (Rehbein). Eine Frau war allerdings um 1900 immer noch vom guten Willen eines Vertreters der Institution Universität abhängig. Sie durfte sich hier nur als Gasthörerin und ohne Chancen auf einen akademischen Titel weiterbilden (Holstein). Im 20. Jahrhundert kann sich der Bildungsaufsteiger bereits über *Freunde und Kollegen* und *ohne direkte Eingebundenheit in eine politisch-kulturelle Organisation neue Horizonte erschließen*. Dies geschieht allerdings auf der Grundlage eines gewissen literarisch-kanonischen Wissens, das im Deutschunterricht der Realschule angeeignet werden konnte und zu dem später zusehends Distanz aufgebaut wird. Dass Bittner im Anschluss an sein Studium in das vergleichsweise hoch

selektive und eher konservative Berufsfeld der Justiz¹⁸⁴ nicht ohne entsprechende *Assimilation* und weitestgehende persönliche Identifikation mit den feldspezifischen Konventionen eintreten kann, erscheint eigentlich kaum verwunderlich.

Eingebunden in ‚Kleinwelten‘ der Provinz – „Arbeitertochterfriseurlehrlingswelt“ und „Hilfsarbeiterkreisangestelltenwelt“¹⁸⁵

Schon auf den ersten Seiten des Romans „Der Aufsteiger“ deutet sich eine *gespaltene Perspektive* des Protagonisten in Bezug zu sich selbst an.

„Die Anstrengung trieb das Blut aus dem Kopf und in die Muskeln. War er das wirklich, hier in einem Graben in der Nähe eines Militärflugplatzes mitten in der Heide? Lebte er wirklich in diesem Moment an dieser Stelle, einen Spaten in der Hand, Gummistiefel an den Füßen, in diesen dreckigen Kordhosen, in dieser abgetragenen Joppe, mit diesem speckigen Filzhut auf dem Kopf? Oder träumte er das nur? War er vielleicht nur die Ausgeburt einer fehlgeleiteten Phantasie? Flog er in Wirklichkeit mit einem Düsenjäger in zehntausend Meter Höhe über die Erde? Saß er womöglich in einer warmen, gemütlichen Stube und las in einem Roman, in dem er selber vorkam? Er hat Macht über mich, überlegte er. Jemand beherrscht mich. Er muß ja Macht über mich haben, sonst wäre ich nicht hier. Aber er wußte nicht, wer dieser Jemand war. Er wußte nicht, wer er war.

Der Spaten klirrte gegen einen Stein, rutschte ab und bohrte sich wenige Millimeter neben dem einen Gummistiefel unten im Graben in den Sand. Fast unbeteiligt blickte er hinunter. Die Gummistiefel lagen im Schatten. Mit so einem Spaten könnte man jemanden umlegen, dachte er und betrachtete nachdenklich die messerscharfe Schneide. Wenn es soweit sein wird, werde er jemanden umlegen, ging es ihm durch den Kopf. Aber er wußte nicht, wie er auf diesen Gedanken gekommen war.“¹⁸⁶

Erich Wegner wird hier als Hilfsarbeiter „[a]uf Maloche“ im Alter von 17 Jahren gezeigt. Zusammen mit 14 Kollegen arbeitet er an einem Graben. „Wie die Maulwürfe, dachte er.“¹⁸⁷ Gelegentlich macht er eine Pause, schaut auf und sieht „Starfighter“ aufsteigen.

Dabei „malte er sich aus, wie er am Steuerknüppel eines Düsenjägers feindlichen Bomberschwärmen entgegenflog, die er mit seiner Leuchtspurmunität spuckenden Bordkanone behakte. Bei jedem Einsatz würde er mindestens zehn oder sogar zwanzig Abschüsse machen, wie diese Jagdflieger in den Landserheften [...]. Und dafür würde ihm der General einen Orden verleihen, und die Kameraden würden ihm auf die Schulter klopfen. Frauen wären kein Problem, die würden ihm, einem gut aussehenden Luftwaffenoffizier in einer Uniform voller Orden, zu Dutzenden hinterherlaufen. Natürlich hätte er dann außer seiner Jagdmaschine auch noch einen rassigen Sportwagen. Pilot

¹⁸⁴ Vgl. dazu Hartmann 2002.

¹⁸⁵ Bittner 1978, S. 80. Bittner hat sich dadurch, dass er sich für die Erzählung des Alter Ego Erich Wegner bedient und sie in der 3. Person verfasst, auch eine Problematik einhandelt, die er nicht zu lösen vermag. Denn der auf sein 38. Lebensjahr zugehende Autor versucht, sich gewissermaßen in die mentale Verfassung seines Protagonisten zurückzusetzen, als dieser vom 17. Lebensjahr an die verschiedenen Phasen seiner Entwicklung und seines Fortkommens durchlief. Dabei hat es zuweilen den Anschein, als würde der Erzähler im Hinblick auf die *Narrität* und Kleingeistigkeit des Protagonisten in früheren Entwicklungsstadien stark *übertreiben*. Anders gesagt: das Alter Ego erscheint manchmal ‚dümmer‘, als Bittner damals gewesen sein mag. Das eigentlich komplexe Verhältnis zwischen Autor, Erzähler und Hauptfigur ist von Bittner auch in seinen späteren Romanen unzureichend behandelt worden.

¹⁸⁶ Bittner 1978, S. 10f.

¹⁸⁷ Bittner 1978, S. 8.

müßte man sein, dachte er und fluchte beim Weiterarbeiten vor sich hin, weil er andauernd auf Felsbrocken stieß.“¹⁸⁸

Als wesentliche Motive dieser anfänglichen *Aufstiegsambition* sind neben der zu überwindenden körperlichen „Schinderei“ in einem *quasi-tierischen* Zustand („Wie die Maulwürfe“) die Verheißungen rein *äußerlichen Glanzes*, einer *gehobenen beruflichen Position* und *materieller Ausstattung* („gut aussehenden Luftwaffenoffizier in einer Uniform voller Orden“; „einen rassigen Sportwagen“) sowie die sich daraus ergebenden *sozialen Vorteile* (Schulterklopfen der „Kameraden“; „Frauen [...] würden ihm [...] zu Dutzenden hinterherlaufen“) genannt. Diese vier Motive (äußerliche Pracht, Frauen/Sex, soziale Anerkennung, beruflicher Erfolg) tauchen als Bezugspunkte dieser Aufstiegsbewegung immer wieder auf. Man wird dies als eine relativ platte Variante sozialer Mobilität bezeichnen dürfen. Aber wenn solche Wünsche für den jungen Wegner-Bittner damals tatsächlich im Vordergrund standen, dann waren sie durchaus nicht so weit entfernt von denen, die sich etwa schon bei Gustav Weise um 1900 fanden, den ja ebenfalls primär *äußerliche* und *strategisch-funktionale Motive* nach Höherem streben ließen. Diese relativ einseitige Ausrichtung des Handelns und Denkens ist über die Jahrhunderte hinweg in graduell unterschiedlicher Ausprägung ein typisches Merkmal dieser spezifischen sozialen Gruppierung.

Noch ein weiterer Aspekt, der bereits um 1900 bei Dietrich Schäfer begegnete, taucht hier erneut auf. Denn auch bei Bittner geht ein so verstandener sozialer Aufstieg offenbar mit einer Art *Kampf* bzw. *Wettkampf* einher: In einer von „Landserheften“ beeinflussten Gewalt-Fantasie werden Gegner („feindlichen Bomberschwärmen“) ausgeschaltet, nicht einfach im Rahmen eines Karrieremusters Konkurrenten auf dem Weg nach oben hinter sich gelassen. Allerdings sind die Feinde nur *verdinglicht* als „Abschüsse“ gekennzeichnet. Das Bild des Abschießens der Konkurrenten bei Bittner ist dennoch wesentlich *martialischer* als das Bestreben des jungen Schäfers nach körperlicher Überlegenheit gegenüber Gleichaltrigen. Eine Parallele besteht darin, dass beide Autobiografen den hohen persönlichen Einsatz hervorheben. Sie empfinden ihre Situation, als würde es stets ums Ganze gehen. Diese geradezu *existenzielle* Komponente koppelt Bittner-Wegners Biografie überdies eng an die zuvor untersuchten von Baumann und Vielt aus der terroristischen Szene.

In dieser Anfangsszenarie findet sich jedoch auch schon eine etwas tiefer liegende Reflexionsmotivation des Protagonisten Wegner:

„War er das wirklich, hier in einem Graben [...]?“ „Oder träumte er das nur? War er vielleicht nur die Ausgeburt einer fehlgeleiteten Phantasie? Flog er in Wirklichkeit mit einem Düsenjäger in zehntausend Meter Höhe über die Erde? Saß er womöglich in einer warmen, gemütlichen Stube und las in einem Roman, in dem er selber vorkam?“

¹⁸⁸ Bittner 1978, S. 7.

Eben noch ganz von der „Anstrengung“ des Grabenbaus erfasst („trieb das Blut aus dem Kopf und in die Muskeln“), also geradezu in *exzentrischer Positionalität*¹⁸⁹ den pulsierenden Blutkreislauf empfindend, d.h. sich in seinem Leibsein wahrnehmend, tritt Wegner für einen Moment gewissermaßen aus sich heraus und versucht, sich von *außen* zu betrachten. Er kann es eigentlich selbst kaum fassen, dass er hier mitten in der Heide herumbuddelt. Er spürte zwar den „Schweiß“ den „Rücken“ hinunterlaufen, aber „lebte er wirklich in diesem Moment an dieser Stelle“? Rezipiert er gerade eine Geschichte über sich selbst oder hat er nur einen bösen „Traum“? Spielt ihm seine „Phantasie“ einen Streich? Die *Irrealität* der Situation lässt ihn an einen „Jemand“ denken, der ihn „beherrscht“. Er fragte sich selbst, „wer er war“, empfand sich in dieser völligen *Reduzierung* auf das Graben-Buddeln, auf seine körperliche Arbeitskraft *selbst fremd*. „Fast unbeteiligt“ sieht er auf die Stiefel an seinen Füßen, als gehörten sie gar nicht zu ihm. Die in dem abgleitenden Spaten sich offenbarende *Gewalt* führt zu dem „Gedanken“, damit „jemanden umlegen“ zu können. Aber wie war er darauf bloß gekommen? Erich fühlt sich in ähnlicher Weise *instrumentalisiert*, wie es bereits aus anderen Aufstiegs-geschichten bekannt ist. Für ihn rückt allerdings die Frage in den Vordergrund, *wer* ihn eigentlich da instrumentalisiert. Er fragt sich, wie es sein kann, dass er diese harte, aufreibende und stumpfsinnige Arbeit auf sich nimmt. Irgendjemand muss doch dafür verantwortlich sein, denn freiwillig würde sich doch niemand dieser „Scheißmaloch“¹⁹⁰ aussetzen. Und dieser Jemand – oder ein anderer – soll dann in einer Art Tötungsfantasie zur Strecke gebracht werden. Zumindest die Entstehung dieser *Autoaggression* erscheint hier noch relativ gut nachvollziehbar angesichts der *nicht objektivierbaren Macht*, der sich der Protagonist gegenüber sieht. In späteren Textstellen kommt es zu ähnlichen Aggressionsphänomenen, die nur diffus durch die spezifische soziale Position des Protagonisten erklärbar erscheinen. Die Frage nach dem Grund resp. nach dem Verursacher der eigenen misslichen Situation wurde so explizit von keiner anderen AutobiografIn gestellt. Was zunächst als ein *psychologisches* Problem erscheint („Oder träumte er das nur?“; „las in einem Roman, in dem er selber vorkam?“), wird danach gewissermaßen nach *außen* verlagert, wird zu einer *soziologischen* Problemstellung. Letztlich bleibt es aber bei einer indifferenten Antwort:

„Jemand beherrscht mich. Er muß Macht über mich haben, sonst wäre ich nicht hier. Aber er wußte nicht, wer dieser Jemand war. Er wußte nicht, wer er war.“¹⁹¹

Die Perspektive wechselt weiter zwischen dem Innen und dem Außen. Mit dem letzten zitierten „er“ meint Wegner wahrscheinlich sich selbst, aber allein die Möglichkeit, dieses „er“ wiederum auf den ominösen „Jemand“ zu beziehen, offenbart ein gewolltes Spiel mit Subjekten bzw. Identitäten. Das Hin und Her zwischen

¹⁸⁹ Die Begriffsbildung ist angelehnt an Plessners Terminus der exzentrischen Positionalität, der zuvor schon in der Bräker-Interpretation verwendet wurde.

¹⁹⁰ Bittner 1978, S. 8.

¹⁹¹ Bittner 1978, S. 10.

Psychologisierung und *Soziologisierung* verweist implizit auf ein Bewusstsein dafür, dass es für die Fragestellung keine einfache Auflösung gibt. Ansatzweise lässt sich eine solche Einsicht schon um 1900 bei Rehbein erkennen. Aber erst hier bei Bittner bleibt die Aporie bestehen, wird auch nicht mehr auf eine politisch-ideologische Folie (wie bei Rehbein) bezogen.

Das Gefühl des *Sich-selbst-Fremdwerdens* hängt mit der besonderen Situation Wegners zusammen. Er weiß, dass er eigentlich einer anderen ‚Welt‘ angehört, denn selbst wenn er nie „Pilot“ werden sollte, so kann er doch darauf setzen, dass er, der vor einiger Zeit seine Mittlere Reife gemacht hat, sein Leben nicht als Hilfsarbeiter im Tiefbau fristen wird („Grabenkilometer als Lebensinhalt“¹⁹²). Der *Appell* des zu diesem Zeitpunkt bereits seit einem Jahr verstorbenen Vaters hatte dafür gesorgt, dass Erich und sein zwei Jahre jüngerer Bruder wussten, wofür sie den Mittelschulabschluss gemacht hatten („sein Vater hatte oft gesagt, ‚ohne Mittlere Reife ist heute nichts mehr zu machen. Das siehst du ja an mir.‘ [...] seine Söhne [...] sollten es später besser haben“¹⁹³). Der Vater ist übrigens auch nach seinem Tod geradezu allgegenwärtig. Der Vater-Sohn-Konflikt wirkt in dieser Biografie bis in die Gegenwart fort.

Ausgehend von dieser einleitenden Szene beim Grabenausheben werden für die Zeit der Adoleszenz verschiedene ‚Kleinwelten‘¹⁹⁴ gezeigt, in denen Wegner agiert. Vier Bereiche werden dabei vorwiegend behandelt: die Arbeit im Tiefbau, die Lehrzeit in der kleinstädtischen Verwaltung, der Alltag im familiären Umfeld und die Erfahrungen mit der Freundin Karin. Im Überblick wird ersichtlich, dass für diese Lebensphase einige wenige thematische Fixpunkte immer wieder angesprochen werden. Dazu gehören unter anderem die Themen Gewalt, Sexualität, Körper, Eingengtheit/Instrumentalisierung, Ausstiegsszenarien/Alternativlösungen, soziale Hierarchien sowie Aufstiegshoffnungen, Bildung, Konsum(-kritik) und Vergangenheitsbewältigung.

In dem ersten vorgestellten Bereich, der *Hilfsarbeitertätigkeit* für die Baufirma „Mönkeberg“, dominiert schon auf der rein sprachlichen Ebene die *Körperdimension*.

„Bereits am ersten Tag“, so erinnert sich Erich einmal, „waren seine Handflächen abends eine einzige große Blase gewesen. Und am zweiten Tag war die Haut in Fetzen heruntergegangen. Er hatte sich furchtbar geschämt, und die anderen hatten sich totgelacht.“¹⁹⁵

Aber sein Kollege Tammen gab ihm gleich den Rat:

„Da mußt du draufpissen, dann bildet sich neue Haut durch die Säure.“

¹⁹² Bittner 1978, S. 17.

¹⁹³ Bittner 1978, S. 21.

¹⁹⁴ Dieser Terminus wurde gewählt, um anzudeuten, dass es sich zum einen jeweils um *Mikrokosmen* mit einer gewissen Eigenbedeutung handelt, die hier zum anderen gewissermaßen aus der *kleinbürgerlichen* Perspektive des Erzählers bzw. des Protagonisten beschrieben werden.

¹⁹⁵ Bittner 1978, S. 36.

Erst dachte Erich, „der wolle ihn verarschen“. „Aber dann half das tatsächlich“.¹⁹⁶ Tammen, einst „freiwillig“ in die SS eingetreten¹⁹⁷, berief sich unter seinen Kollegen stets mit Stolz auf seine Beteiligung an nationalsozialistischen Organisationen, wo er auch jene ‚Heilungsmethode‘ kennengelernt hatte („schon beim Arbeitsdienst“).¹⁹⁸ Tammen erscheint zwar nach wie vor als ein *strammer Nazi* („ein alter Fuchs, schon Ende Vierzig, zäh wie eine Schuhsohle“; „Hart wie Kruppstahl“ usw. war sein Lieblingsspruch; andere Aussprüche von ihm lauteten: „Solchen Kerls gehört die Rübe ab“, „die Zeit damals war trotzdem schön. Als wir in Frankreich lagen [...]. Dolle Weiber. Und das Fressen da“)¹⁹⁹, aber für die Kollegen ist er schlicht „ein feiner Kerl“²⁰⁰. Er hatte Erich einmal gesteckt, dass „ihm die andern eine tote Maus ins Essen gepackt hatten“.²⁰¹ Der zivilisatorische Bruch in der deutschen Geschichte, das Nebeneinander von *martialisch-viriler Geformtheit* („Hart wie Kruppstahl“) und *Sich-geben-Lassen* („Dolle Weiber. Und das Fressen da“) während der NS-Zeit, wird hier in den Arbeitsalltag der späten 50er Jahre transferiert. Diese Vergangenheit ist jedoch keineswegs nur in den Köpfen der älteren Arbeiter noch präsent, sondern sie kommt auch im Handeln dieser Akteure noch zur Geltung. Gerade im Arbeitsalltag zeigt sich selbst anderthalb Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg, dass im Sinne des Eliasschen Gradmessers für Zivilisierung die *Spanne zwischen Formalität und Informalität* immer noch sehr weit ist.

Der Umgang unter den Kollegen ist überhaupt derb („Na, du Wichser“; „Hör‘ sich einer unser kleines Großmaul an“; „Halt’s Maul“)²⁰². Vor allem der Vorarbeiter Willi versucht sich durch derbe Sprüche Respekt zu verschaffen („los, ihr Böcke“; „Ich glaub’, mein Schwein pfeift!“; „Den mach ich rund!“)²⁰³. Neben dem ausdrücklichen Verweis auf *Körperteile* (Sohle, Maul, Arsch) und auf *Tiere* (Fuchs, Bock, Schwein) rückt in diesen quasi-proletarischen Redeweisen oft eine *sexuelle* Komponente in den Vordergrund („Ach, leck mich doch am Arsch“; „komm mal mit dem Massageschwengel [gemeint ist der Presslufthammer] her“; „Ist der Mai schön warm und trocken, kann man auch im Freien bocken“; „Besser Scheiße im Kopf, als immer nur nackte Weiber und Fotzen“; „ich reiß’ euch den Schwanz ab“)²⁰⁴. Ein Bildzeitungsartikel über die Vergewaltigung eines 14jährigen Mädchens durch einen Bäckergehilfen erregt einmal gesteigertes Interesse bei den

¹⁹⁶ Bittner 1978, S. 36.

¹⁹⁷ Bittner 1978, S. 20.

¹⁹⁸ Bittner 1978, S. 36.

¹⁹⁹ Bittner 1978, S. 9, 38, 23 u. 19.

²⁰⁰ Bittner 1978, S. 20.

²⁰¹ Bittner 1978, S. 39.

²⁰² Bittner 1978, S. 20, 22 u. 38.

²⁰³ Bittner 1978, S. 15, 39 u. 40.

²⁰⁴ Bittner 1978, S. 8, 12, 14 u. 15.

pausierenden Arbeitern („Is hier genau beschrieben.’ Daraufhin ging die Zeitung von Hand zu Hand [...]“). Erich habe dieses Thema bald gestunken:

„Als ob es nichts anderes gibt als Vergewaltigungen [...]. Mich kotzt das langsam an, wie ihr euch daran hochzieht.“²⁰⁵

Ein anderer Kollege erzählte manchmal „von den Kneipen und Puffs in Dortmund, Frankfurt oder Kaiserslautern. Natürlich nur vom Saufen und von Schweinereien“²⁰⁶. Diesen Versuchen, in den Pausen und in der Freizeit einen irgendwie gearteten *Lustgewinn* zu erzielen, steht während der Arbeit eine nahezu vollkommene *Instrumentalisierung* der Arbeiter gegenüber. Nicht nur der Arbeitsalltag dieser Männer ist nach wie vor gekennzeichnet von einer weiten Spanne zwischen Formalität und Informalität. Vielmehr wirken körperliche und seelische Erschöpfung dieses Arbeiterdaseins bis tief in die Freizeit hinein:

„Er spuckte in die Hände und machte weiter. Noch sieben Stunden bis zum Feierabend. In seinem Kopf war ein dumpfes Gefühl. Sein Genick und der Rücken schmerzten. Seit einiger Zeit spürte er ständig ein Ziehen im Kreuz, manchmal heftige Stiche entlang der Wirbelsäule, auch wenn er nicht arbeitete. Die anderen meinten, das seien die Bandscheiben.

Das Zermürbende an dieser Arbeit war die Eintönigkeit, das dauernde Wühlen im Dreck, immer unter Druck, bis man nur noch Schaufel und Hacke war. Dabei schien die Zeit stehenzubleiben. Wurde es dann endlich Abend, hatte man ein Gefühl, als sei alles Leben entwichen, als sei man leer gepumpt.“²⁰⁷

Die Erfahrungen des jungen Wegner erscheinen wie Beschreibungen eines teilnehmenden Beobachters. Er versucht sich einen Ruck zu geben („spuckte in die Hände“), verspürt aber *diffuse innere Widerstände* („ein dumpfes Gefühl“) und auch einen erneut einsetzenden *Schmerz*, der sich manchmal sogar schon außerhalb der Arbeitszeit meldet. Die älteren Kollegen, die mit dieser Kleinwelt vertrauten Akteure, wissen natürlich, dass sich hier bereits der Bandscheibenschaden ankündigt. Aber das eigentlich „Zermürbende“ besteht in der Kombination von eintönigem Buddeln „im Dreck“ und dem Bewusstsein *fortwährender Kontrolle*. Die Entfremdung geht so weit, dass das Subjekt sich geradezu selbst als *buddelndes Instrument* empfindet („nur noch Schaufel und Hacke war“).

Das Einerlei der Arbeit unter *Fremdzwang* hebt die Bedeutung der Zeit auf, da sie nicht mehr als eine selbst strukturierte temporäre Aufordnung von unterscheidbaren Einzelaspekten erlebt werden kann. Hinzu kommt, dass die „Sauferei“ („Rumverschnitt“, „Korn“, „Bier“), die schon morgens beginnt, dafür sorgt, dass die „Arbeit ein bißchen erträglicher“ wird („den ganzen Tag über schön benebelt“).²⁰⁸ Nach Feierabend fehlt dann die Energie für eigengeleitete Aktivitäten („alles Leben entwichen“). In historischer Perspektive scheinen hier Parallelen zu Bräkers Erfahrungen während der Militärzeit auf (die Instrumentalisierung und Kontrolle beim Exerzieren, das Sich-mit-Fusel-Betäuben vor der Schlacht). Das

²⁰⁵ Bittner 1978, S. 23f.

²⁰⁶ Bittner 1978, S. 22.

²⁰⁷ Bittner 1978, S. 15.

²⁰⁸ Bittner 1978, S. 14ff.

von Bittner Dargestellte ähnelt aber vor allem Arbeitsverhältnissen aus dem 19. Jahrhundert (man denke nur an Rehbeins Erfahrungen in den verschiedenen Sparten der industriellen Produktion). Auch die Handlungsmuster der Kollegen Wegners und des Unternehmers Mönkeberg erinnern an diese Zeit. So spart die Firma etwa an den Transportmitteln, lässt die Arbeiter nachmittags „in der Enge“ in stinkender, „nasse[r] Kleidung“ mit einem VW-Bus nach Hause bringen, um einen zweiten Wagen einzusparen („wenn die Polizei in Sicht käme, sollten sich ein paar von ihnen ducken“²⁰⁹). Auch der eines Tages neu eingestellte, erst 20-jährige Kolossa, ein Gewerkschaftsmitglied, das mit den „Kommunisten“ sympathisiert, wirkt wie ein zeitversetztes Wesen aus der Vergangenheit. Er fängt sogleich Streit mit dem Vorarbeiter an, weil er „den Akkordsatz zu niedrig“ findet, und legt sich mit dem „Faschisten“²¹⁰ Tammen an. Erich „imponierte“²¹¹ dieser Kolossa, der ihm gegenüber von „solidarisieren, Gewerkschaftsarbeit“ und „Sozialpolitik“ sprach und sich über die CDU-Anhänger lustig machte.

„[...] du gehörst also auch zu den Leuten, die glauben, der Adenauer und der Ludwig Erhard hätten das deutsche Wirtschaftswunder selber gemacht. Und daß du hier im Akkord kaum mehr verdienst als nach Stundenlohn, der schon beschissen genug ist, scheint dich überhaupt nicht zu interessieren. Und daß der Sohn von dem Lehmann [einem Maschinenfabrikanten, für den sowohl Kolossa wie auch Erichs Vater gearbeitet hatten] mit dreiundzwanzig Jahren seinen zweiten Porsche fährt, daß mit diesen Starfightern da drüben ein paar Milliarden zum Teufel gehen, während sich die Salstädter wegen 300000 Mark für einen neuen Kindergarten jetzt seit zwei Jahren die Köpfe heiß reden [...]“²¹²

Erst hier wird klar, dass sich Erich bisher auch *politisch* eher in den Bahnen seines Vaters bewegt hatte, der erhebliche Ressentiments gegenüber Sozialisten und Kommunisten hatte. Aber dieser Kolossa steht bald auch für zwei andere Aspekte *alternativer Handlungsweise*. Zum einen weiß er sich genauso gut in der handfesten Auseinandersetzung zur Wehr zu setzen wie im verbalen Austausch, schlägt den Vorarbeiter kurzerhand „mit der Rechten“ nieder, als dieser ihn anrempelt. Später erfährt Erich, dass Kolossa in seiner Freizeit in einem „Arbeitersportverein“ zu „boxen“ pflegt. Zum anderen trifft er ihn einmal mit „zwei Bücher[n]“ (von Karl May und Jack London) in der Hand, die er sich gerade aus der „Stadtbücherei“ entliehen hatte („Ich hab’ mir gerade etwas zu lesen geholt“²¹³). Wie sein Freund Franz Kruse²¹⁴ hat so auch Kolossa Anteil an einer Art *Gegenwelt*, die über das Medium Buch mit *Abenteuer, Imagination, Wissen* und *Bildung* konnotiert ist. Dieser junge Kommunist unterscheidet sich von den übrigen Kollegen vor allem dadurch, dass er nicht alle Repressionen von oben hinnimmt, was auch diesen Kollegen Respekt abverlangt („[...] der Akkordsatz sei ja wirklich zu niedrig. Ein paar

²⁰⁹ Bittner 1978, S. 24.

²¹⁰ Bittner 1978, S. 38.

²¹¹ Bittner 1978, S. 43.

²¹² Bittner 1978, S. 37.

²¹³ Bittner 1978, S. 50f.

²¹⁴ Zu diesem im Folgenden noch Genaueres.

andere nickten, aber sie sagten nichts“²¹⁵). Er duckt sich nicht, sondern lebt als individueller wie als politisch organisierter Akteur eine Form des *Widerstands*.

Greifbar wird bereits bei der Untersuchung dieses Bereichs der Tiefbauarbeit ein relativ simples *dualistisches Grundmuster*, dem so gut wie alle Beschreibungen Bittners unterliegen. Vereinfacht zusammengefasst stehen sich dabei gegenüber: Altes versus Neues – politisch gefasst: Konventionelles/Reaktionäres vs. Reformkräfte –, Dumpfheit vs. Gewitztheit, Körperliches vs. Geistiges, Maloche vs. Bildung/Wissenschaft. Letzteres unterliegt in dieser Kleinwelt einer gewissen Einschränkung. *Bildung* kann hier nur als ein Anspruch auf eine solche formuliert werden: „Nach seiner [Tammens] Meinung gehörte es zu einem gebildeten Menschen, daß er Zeitung [hier: die „Bildzeitung“] liest“²¹⁶. Kolossa leiht sich immerhin schon Abenteuerromane aus. Insofern orientiert sich Erich früh an dem, was er für *literarische Bildung* hält (was sich später noch genauer zeigen lässt).

Als die zweite genauer beschriebene Kleinwelt erscheint der *familiäre Alltag* der Wegners und der Kruses, der Familie des Freundes Franz. Erichs Vater war „gerade in dem Moment“ ‚abgekratzt‘, „als das Haus fertig war“²¹⁷. „Die Siedlung war erst knapp ein Jahr alt und lag am Stadtrand.“ „Miniaturwindmühlen“ und „Gartenzwerge mit Schubkarren“ stehen in den „Vorgärten“. Die Mutter lässt „Griebspeck“ aus, trägt „immer noch“ schwarze Kleidung und sieht „um wenigstens zehn Jahre älter aus, als sie in Wirklichkeit“ ist. Sie tat Erich leid:

„Sie saß da mit hängenden Schultern, etwas fettleibig, die Haut ihrer Wangen schlaff, ihre Haare begannen bereits grau zu werden. Er hätte gern ihre Hand gestreichelt [...]. Aber er konnte sich nicht erinnern, so etwas früher bei seinen Eltern gesehen zu haben. Vielleicht wäre es ihr peinlich, und dann wäre es ihm ebenfalls peinlich gewesen.“²¹⁸

Zwischen seinen Eltern waren damals „die Fetzen“ geflogen, als sie noch keine „anständige Wohnung hatten“.²¹⁹ Das Bild, das dem Jungen von der Zweisamkeit der Eltern geblieben ist, zeigt *Streit*. Er traut sich nicht, der Mutter mit einer zärtlichen Geste sein Mitgefühl zu bezeugen. Einmal macht er ihr sogar den Vorwurf, dass er allzu streng erzogen wurde. Das *Gewaltverhältnis* zwischen Eltern und Kindern scheint sich erst bei seinen jüngeren Geschwistern gewandelt zu haben. Erich selbst hat jedoch bereits eine seltsam *zweispaltige Haltung* angenommen („Du läßt ihnen zuviel durchgehen. [...] Wenn ich mir so überlege, was ihr mit mir alles angestellt habt“). Er weiß noch, dass er „wegen irgendwelcher Nichtigkeiten grün und blau geschlagen“ wurde.²²⁰ Die „stumpfsinnige Atmosphäre“ zu Hause ist für alle bedrückend. „Man lebte zusammen, aber man hatte sich nichts zu sagen. Eine

²¹⁵ Bittner 1978, S. 43.

²¹⁶ Bittner 1978, S. 14.

²¹⁷ Bittner 1978, S. 17.

²¹⁸ Bittner 1978, S. 76.

²¹⁹ Bittner 1978, S. 76f.

²²⁰ Bittner 1978, S. 31.

richtige Kaninchenstallatmosphäre.“²²¹ Die Schwester Helga wie der Bruder Tobias, mit dem Erich das Zimmer teilt, versuchen ebenso wie er, dieser zutiefst *kleinbürgerlichen* Welt zu *entkommen*.

„Tobias muckste, weil er abtrocknen sollte und lieber um zwei ins Kino wollte.“²²²

„Gegen sieben hupte es draußen, und Helga stürzte zur Tür, eine Wolke von Parfümduft hinterlassend.“²²³

„Raus aus dieser ganzen Scheiße, dachte er [Erich], zur See fahren oder einfach nur weg. Warum war er überhaupt noch in diesem elenden Kaff? [...] Sobald er achtzehn war, wollte er den Führerschein machen und sich einen Gebrauchtwagen kaufen.“²²⁴

Dem Bruder Tobias muss Erich oft bei den „Schularbeiten helfen“. Gerade im Fach Deutsch hat er seine Schwierigkeiten und lässt sich von Erich Ratschläge erteilen, um nicht schon wieder „eine Fünf im Deutschaufsatz“ zu schreiben.²²⁵ Tobias „sollte zur Sparkasse“, es „einmal weit bringen“.²²⁶ Die *Misserfolge* erinnern Erich an seine eigenen Schulerfahrungen:

„Die schreiben immer noch über denselben Mist wie vor ein paar Jahren [...]. Alles so abstrakt und uninteressant, so fremd. Man lernt, damit man versetzt wird.“

Vor allem solle sein Bruder „in der Schule anders sprechen [...] als zu Hause“²²⁷, so ein geradezu soziologisch anmutender Ratschlag Erichs. Bei der Schwester – der Vater hatte prophezeit: „die würde ja sowieso heiraten“²²⁸ – hat Erich zu diesem Zeitpunkt bereits keine besonderen Hoffnungen mehr:

„Sie lernte seit vier Monaten Friseur. Innerhalb dieser Zeit hatte sie sich völlig verändert. Mit ihrem toupierten Haar, den rotlackierten Fingernägeln und dem dunklen Lidstrich sah sie aus wie eine Puppe. Und manchmal schien es, als liebe ihre Gehirntätigkeit zunehmend nach, was irgendwie mit ihrer Berufsausbildung zusammenhängen mußte. Jedenfalls gab es für sie keine anderen Gesprächsthemen mehr als Kleidung, Kosmetik und Männer.“²²⁹

Die *Geschlechtsrollenverteilung* hat sich offenkundig noch kaum gewandelt. Helga jedenfalls hat sich den Erwartungen des Frisörberufs anverwandelt und scheint auf der Suche nach einem Ehemann zu sein. Die zunehmende *Distanz* des Protagonisten *zu Mutter und Schwester* wird vornehmlich über *körperliche Attribute* („eine Wolke von Parfümduft“ etc.) dieser beiden Frauen motiviert, unterschwellig hängt sie aber wohl damit zusammen, dass sie sich *widerstandslos* in das herkömmliche Rollenbild²³⁰ einfügen:

„Für Mädchen ist es viel wichtiger, daß sie nett aussehen“, sagte Frau Wegner.“²³¹

²²¹ Bittner 1978, S. 70.

²²² Bittner 1978, S. 80.

²²³ Bittner 1978, S. 70.

²²⁴ Bittner 1978, S. 28.

²²⁵ Bittner 1978, S. 52.

²²⁶ Bittner 1978, S. 30.

²²⁷ Bittner 1978, S. 52.

²²⁸ Bittner 1978, S. 21.

²²⁹ Bittner 1978, S. 67.

²³⁰ Zur „herkömmlichen Vorstellung der Frauenrolle“, wie sie im Alltag inszeniert wird, vgl. Bourdieu, *feinen Unterschiede*, 1998, S. 304ff.

²³¹ Bittner 1978, S. 68.

„Der Sinn des Lebens kann sich doch nicht im Bau eines Eigenheims und in der Aufzucht von zwei, drei Kindern erschöpfen! [...] Der Parfümgeruch, den Helga ausströmte, und das monotone Schmatzen seiner Mutter wurden ihm unerträglich.“²³²

Einen Weg heraus aus seiner Frustration weist ihm der 24jährige Nachbar und Freund Franz Kruse, der sich schon „in der Welt umgesehen hatte“ und bei dem „sich Hunderte von Büchern stapelten, die er alle zu kennen schien“²³³. Franz ist der Sohn eines „Buchhalters in einer Kohlenhandlung“ und selbst „Reporter beim Salstädter Tageblatt“.²³⁴ Dem Urteil des Vaters folgend mahnt die Mutter Erich immer wieder, „daß die Kruses Kommunisten sind [...], der Junge genau wie der Alte“²³⁵, und damit grundsätzlich eine Gefahr darstellten. „In Wirklichkeit“ ist Franz SPD-Mitglied.²³⁶ Franz ahnt schon länger: „deine Arbeit frißt dich langsam aber sicher auf“ – eine wohl zutreffende *körperbezogene Metapher*. Er empfiehlt Erich, sich auf eine freie Stelle in der Kreisverwaltung zu bewerben, denn dort hätte er „ein ziemlich gutes Leben“ und „gute Aufstiegschancen“. Er hilft ihm sogar, die „Bewerbung“ zu formulieren. Nicht selten drückt er Erich „noch ein Buch in die Hand“ (z.B. von Hemingway). „Ich glaube, das wird dich interessieren.“²³⁷ Wie Kolossa vertritt auch Kruse die Welt der Bücher und einer gewissen *Gelehrsamkeit*. Kruse wird Erich, der doch selbst seinem Bruder Nachhilfe erteilt hatte, später sogar „Nachhilfe in Deutsch“ geben, als Erich sich auf das Abitur vorbereitet.²³⁸ *Politisch links, lebensnah bis weltklug* und in gewisser Hinsicht ‚gebildet‘ erscheinen die Menschen, an denen sich der Junge orientiert. Sie übernehmen einen Großteil der Orientierungsfunktion, die die Schule nicht auszufüllen vermag. Erich hatte in der Schule in erster Linie *Demütigungen* erfahren (seine Deutschlehrerin hatte ihm „prophezeit, er würde auf dem Bau landen“; „hat man in der Schule so viel Mieses erlebt“²³⁹). Später bildet er sich auf der Basis *autodidaktischer* Lektüreerfahrungen sein eigenes Urteil über die einstigen Lehrer: er „hielt den Geschichtslehrer im nachhinein für einen Schwachkopf“. Dieser „war in erster Linie ehemaliger Marineoffizier gewesen und erst in zweiter Linie Historiker“.²⁴⁰ Wegner-Bittner kategorisiert wieder nach einer Art Schwarz-Weiß-Schema: verbohrte LehrerInnen vs. weltoffene und gescheite „Jungsozialist[en]“²⁴¹.

Einen weiteren Subkosmos stellt der Bereich *Liebe* und *Sexualität* dar. Bittner versucht hierbei, das zeitgenössische Publikum zu provozieren, indem er eine Szene einfließen lässt, in der sein Alter Ego sich selbst befriedigt.

²³² Bittner 1978, S. 81.

²³³ Bittner 1978, S. 31.

²³⁴ Bittner 1978, S. 21.

²³⁵ Bittner 1978, S. 27.

²³⁶ Bittner 1978, S. 87.

²³⁷ Bittner 1978, S. 33f.

²³⁸ Bittner 1978, S. 77.

²³⁹ Bittner 1978, S. 53 u. 56.

²⁴⁰ Bittner 1978, S. 83ff.

²⁴¹ Bittner 1978, S. 87.

„Er setzte sich in der Küche an den Tisch und blätterte ein bißchen in den Illustrierten herum. Sonne, Meer, weißer Strand, Motorboote, schnelle Autos, gebräunte Haut. Als er sich die Bilder mit den leichtbekleideten Mädchen ansah, merkte er, wie sein Glied langsam steif wurde.“²⁴²

Immerhin fällt Erich danach („es dauerte nur kurz, bis es so weit war“) in der Illustrierten noch eine „etwas größere Anzeige“ von einem „Fernlehrinstitut“ auf, die dem Leser anbietet, das Abitur nachzumachen. Bittner wird diese Zusammenstellung von spanischer Sonne, Automobil, Sex und Weiterbildung („Wollen Sie sich weiterbilden, wollen Sie weiterkommen?“) wohl weniger komisch gemeint haben. Die beklemmende Atmosphäre zu Hause, wo nur das Radio, der Fernseher und die Illustrierte für ein wenig Abwechslung sorgen, korrespondiert gewissermaßen mit Erichs Unzufriedenheit als Hilfsarbeiter. In der ersten Zeile jener Anzeige, die seine Aufmerksamkeit erweckt, heißt es: „Sind Sie mit Ihrem Beruf unzufrieden?“²⁴³

Für die Zeit vor seinem Studium wird eine *Beziehung* zu der Arzttochter Karin Möller genauer beschrieben. Diese junge Frau, die als Angestellte bei einem reichen Immobilienmakler beschäftigt ist, scheint nicht nur deshalb für Erich von Interesse, weil „sie etwas Besseres war“, sondern auch deshalb, weil sie für eine gewisse *Autonomie* steht. „Sie nahm jede Gelegenheit wahr, um aus dem Haus zu kommen.“ Auch zwischen ihren Eltern habe es „ständig Stunk“ gegeben. In ihrem ganzen Verhalten war sie „anders“ als die „Mädchen, die er kannte“. „Sie hatte etwas an sich, das brachte ihn in Fahrt, das half ihm über seine Hemmungen hinweg. Sogar unterhalten konnte man sich mit ihr.“²⁴⁴ Diese Formulierung entbehrt nicht einer gewissen Komik, da man sich fragt, warum sich Erich wohl mit anderen Mädchen seines Alters nicht unterhalten konnte (weshalb hatte er „Hemmungen“?). Sollten sie ihm wirklich alle zu einfältig oder uneigenständig gewesen sein? Er war sich zudem keineswegs sicher, was Karin von ihm hielt. „Was sie bloß an mir findet, überlegte er. Noch dazu, wo ihr Alter Arzt war.“²⁴⁵ Erich holt sie „nie zu Hause“ ab. Das Problem der *sozialen Distanz* aufgrund ihrer unterschiedlichen Herkunftsverhältnisse werden die beiden nicht lösen können, weder beim Theaterbesuch („Erich Wegner fühlte sich plötzlich unsicher und befangen. [...] Die ganze Hautevolee von Salstädt schien sich versammelt zu haben [...] Hier kannte jeder die soziale Stellung des anderen. Es wurde viel gebuckelt und geflüstert“²⁴⁶) noch beim Musikgeschmack: Karin favorisierte „die Beatles“, Erich fand die „Rolling Stones“ besser, weil da „mehr Rhythmus drin“ stecke.²⁴⁷ Die Grenze zwischen den beiden verlief wohl auch in anderer Hinsicht irgendwo zwischen der gedämpften Konventionsverletzung der Beatles und dem offeneren Lustbekennt-

²⁴² Bittner 1978, S. 71.

²⁴³ Bittner 1978, S. 70f.

²⁴⁴ Bittner 1978, S. 11.

²⁴⁵ Bittner 1978, S. 46.

²⁴⁶ Bittner 1978, S. 86f.

²⁴⁷ Bittner 1978, S. 91.

nis der Stones. Denn zuweilen musste Erich „seine Hand“ nach einem „Laß das, laß doch!“ Karins zurückziehen.²⁴⁸ Letztlich scheint aber doch beider Leidenschaften entsprochen worden zu sein: „Sie ließ es geschehen, stöhnte und bog sich zurück.“²⁴⁹ Was bei dieser ersten Liebesbeziehung schon durchscheint, lässt sich auch für die weiteren Beziehungen sagen: Erich erlebt „nur gelegentliche Glücksmomente in der Verliebtheit, in sexuellen Begegnungen“²⁵⁰. Einige Jahre später erfährt Erich von seiner Mutter, dass Karin „ihren Chef geheiratet“ hat, der zwar „Geld wie Heu“ habe, aber leider „zwanzig Jahre älter ist“. Es scheint, als habe sich auch dieses Mädchen aus besserem Hause irgendwann in eine herkömmliche Rolle als Gattin und Mutter hineinbegeben („Aschbrenner heißt sie jetzt“).²⁵¹ Aber immerhin verbleibt sie im Kreise der „Hautevolee“.

Als vierte Kleinwelt Salstädts wird das *Angestelltenmilieu* skizziert, in das Erich ja auf einen Wink seines Freundes Franz hin („ein gutes Sprungbrett“²⁵²) gerät. Wenn auch im Lehrlingsstatus, so kann er sich hier doch als „Verwaltungsangestellter“²⁵³ bezeichnen. Sehr bald fällt ihm auf, dass die Leute, die er auf der Straße trifft, ihn „freundlicher als früher“ grüßen: „Es hatte sich offensichtlich herumgesprochen, daß er beim Landkreis beschäftigt war.“²⁵⁴ Die *Leib-* bzw. *Körperdimension* spielt übrigens auch in dieser Bürowelt keine geringe Rolle. Wegners Mutter hatte, als sie von der Verwaltungsstelle erfuhr, mit Blick auf den Tiefbaujob „ganz glücklich“ erklärt: „Dann brauchst du dich nicht mehr so zu quälen“. Sie setzte Büroarbeit mit einer angenehmen Atmosphäre gleich und wähte ihren Sohn „endlich versorgt“. Erich hingegen hatte gleich Bedenken:

„Der Gedanke daran, sich schon jetzt bis zum Pensionsalter festzulegen, war ihm unheimlich. Immer in Salstädt bleiben, hieß das, nie mehr rauskommen aus diesem Kaff. Er fühlte sich ganz plötzlich eingeengt und bedrückt.“²⁵⁵

Was sein Vater sich bereits von einer „Behördenstelle“ erhofft hatte – „saubere Arbeit, geregeltes Einkommen [...] und ausreichende Rentenversorgung“ – erweckt bei Erich nur Unbehagen. Was seine Mutter als Versorgungsgarantie wahrnimmt, erscheint ihm als *Fesselung* an das „Kaff“ Salstädt und ruft daher unvermittelt das *Gefühl der Einengung* hervor. Zugleich stellt er aber selbst den Vergleich zur „Arbeit bei Mönkeberg“ her:

„So gesehen, war der Posten beim Landkreis ein unwahrscheinlicher Aufstieg.“²⁵⁶

Der Wechsel in ein Angestelltenverhältnis erscheint allzu verlockend, obwohl eigentlich von vornherein klar ist, dass dieser Schritt keine zufriedenstellende Lö-

²⁴⁸ Bittner 1978, S. 89.

²⁴⁹ Bittner 1978, S. 92.

²⁵⁰ Kattner 1981.

²⁵¹ Bittner 1978, S. 201f.

²⁵² Bittner 1978, S. 34.

²⁵³ Bittner 1978, S. 43.

²⁵⁴ Bittner 1978, S. 68.

²⁵⁵ Bittner 1978, S. 55.

²⁵⁶ Bittner 1978, S. 55.

sung sein wird. Bereits an dieser Stelle wird ersichtlich, dass dem Protagonisten ein *Ziel fehlt*. Er möchte irgendwie hoch hinaus, aber wohin eigentlich?

Dass der Part über die „Verwaltung“ wohl als der amüsanteste des Romans bezeichnet werden kann, hängt vor allem damit zusammen, dass es dem Autor hier gelingt, am Beispiel einer zeittypischen Figur, der des Kreissekretärs Wöhler, die mentalen Strukturen einer bestimmten Berufssparte – aber darin inbegriffen auch die eines bestimmten Zeitgeschehens und -geistes – zu beleuchten.

Die Aufgaben Erichs beschränken sich auf das „Schreiben von Berechnungsbogen und Bewilligungsbescheiden. Im Grunde war es jeden Tag dieselbe Arbeit, nur die Namen und die Beiträge änderten sich.“²⁵⁷

Der Lehrling hat nur die „mit der Hand vorgeschrieben[en]“ Papiere „abzutippen“. Diese Arbeit wirkt nicht weniger *stumpfsinnig* als die vorausgehende im Tiefbau. Aber Erich hatte offenkundig durchaus Vergnügen an seinen geradezu ethnologischen Studien der Akteure dieses Berufszweigs, für die er so Freiraum hatte: „Der Herr Kreissekretär Wöhler stand neben seinem Schreibtisch und spähte angestrengt zum offenen Fenster hinaus. Es war halb elf. Er hielt ein Gummiband zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand. Vor dem Fenster befand sich eine riesige, im vollen Laub stehende Kastanie. Wöhler nahm eine Büroklammer und bog sie auf. Er spannte das Gummiband, hakte die Büroklammer ein, zielte bedächtig und schoß. [...] Wöhler, Anfang Fünfzig, wohlgenährt, mit einem runden, rosigen Gesicht [...] bearbeitete die Buchstaben A bis H. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand allerdings darin, ausgiebig die Zeitung zu lesen und mit Büroklammern auf Tauben, Spatzen, Amseln und gelegentlich auf Eichhörnchen zu schießen.

Überhaupt hatte Wöhler die Vielseitigkeit der Büroklammer entdeckt. Er holte sich mit diesen Dingen das Schmalz aus den Ohren, bog sie zu kleinen Männchen zurecht, benutzte sie zum Pfeifenreinigen oder manchmal auch zum Ausraten, wenn es um eine Runde Bier ging. Er war ein sehr erfinderischer Mensch, soweit es sich um Büroklammern handelte. Außerdem pflegte er sich zu unterhalten, aber weniger mit Hilfesuchenden als mit Kollegen.“²⁵⁸

Hätte Bittner es bei dieser Charakterisierung belassen, könnte man es als eine mehr oder weniger komische Skizze des Angestelltentypus verstehen. Langeweile wird durch die ‚kreative‘ Verformung eines simplen Büroutensils unter Aufbringung geistiger („erfinderisch“; „entdeckt“) und körperlicher Energien („bog“, „spannte“, „hakte“, „holte sich [...] Schmalz aus den Ohren“) für die unterschiedlichsten Zwecke bekämpft. Aber dem Autor geht es um mehr als spaßige Effekte.

Wöhler erscheint geradezu als Sinnbild des mit seiner Position „unzufrieden[en]“ Angestellten:

„Schon seit acht Jahren war er jetzt Kreissekretär, und wenn man seinen Worten glauben schenken durfte, hätte er bereits vor vier Jahren zur Beförderung angestanden. Man hatte ihn einfach übergangen.“²⁵⁹

Hier „beim Sozialamt“ fühlte er sich wie „der letzte Dreck“: „Man wird behandelt, als wäre man selber Sozialhilfeempfänger“. Wöhler konnte jedoch immer noch „guter Hoffnung“ sein:

²⁵⁷ Bittner 1978, S. 69.

²⁵⁸ Bittner 1978, S. 60.

²⁵⁹ Bittner 1978, S. 63.

„[...] denn die Verwaltung wuchs ständig weiter an. Der Kreistag trug sich neuerdings mit Neubauplänen. Die Gesetze wurden von Jahr zu Jahr schwieriger, es gab andauernd neue Bestimmungen, Verordnungen und Erlasse, die Abteilungen mußten laufend vergrößert werden. Aus Inspektoren wurden Oberinspektoren, aus Oberinspektoren wurden Amtmänner, die Abteilungsleiter würden wahrscheinlich demnächst zu Oberamtännern befördert werden. Warum sollte dann nicht auch aus dem letzten Sekretär ein Obersekretär werden, vielleicht sogar in ein paar Jahren ein Hauptsekretär.“²⁶⁰

Die „Verwaltung“ wird als ein geradezu fantastisches autopoietisches System beschrieben. Ständig werden neue Aufgabenbereiche und Erfordernisse und damit auch neue Subsysteme („Abteilungen“) geschaffen. So konnte auch der „letzte[] Sekretär“ sich in naher Zukunft irgendeine *Statuserhöhung* erhoffen. Wöhler ist Verkörperung und zugleich geradezu geniale Karikatur dieses letzten Sekretärs:

„Wöhler tat so, als müsse er gerade etwas außerordentlich Wichtiges lesen, als sei er momentan geistig unabhkömmlich. Schließlich saß er auf einem Druckposten, das schienen die wenigsten zu begreifen.“²⁶¹

Die Botschaft des Autors lautet schlichtweg: Dieser Mann verkörpert die institutionelle Antwort auf die Bedürfnisse der „Sozialhilfeempfänger“, erweist sich aber de facto als eine totale Fehlbesetzung dieses Postens:

„Wöhler war für den Gleichheitsgrundsatz, soweit es seine Beförderung anging.“²⁶²

Der Sinn des Angestelltendaseins erschöpft sich offenkundig im *Kampf um eine angemessene soziale Position*. Das schließt auch die *Unterwerfung* unter den gerade maßgebenden Vorgesetzten ein:

„Wöhlers Stimme hatte einen ehrfurchtsvollen Klang, wenn er von Herrn Doktor Hahn [dem Oberkreisdirektor] sprach.“²⁶³

Nicht nur in dieser Hinsicht zeigen sich Parallelen zu Erichs Erfahrungen im Tiefbau. Dort war es der Vorarbeiter Willi gewesen, der vor dem „Ingenieur“ („der hatte sogar studiert“) jedes Mal in die Knie zu gehen schien:

„Wenn der da war, schwänzelte Willi die ganze Zeit um ihn herum, Herr Ingenieur hier, Herr Ingenieur dort. Am liebsten wäre er ihm hinten reingekrochen.“²⁶⁴

Das unterwürfige Arrangement mit den ‚Mächtigen‘, um einen irgendwie gearteten eigenen Vorteil daraus zu ziehen, lässt sich im 20. Jahrhundert immer noch am besten in *körperrekurrierenden Metaphern* ausdrücken („schwänzelte [...] herum“, „hinten reingekrochen“). Es wird einmal auch explizit eine Verbindung zwischen dem Angestellten Wöhler und dem Bauarbeiter Tammen hergestellt:

„Auch Wöhler war Kriegsteilnehmer, genau wie Hannes Tammen, und erzählte gern von seinen Erlebnissen. Der Krieg schien das einzige Ereignis von Belang in diesem tristen Dasein gewesen zu sein, sozusagen sein Manneserlebnis. [...] Er war an der Ostfront gewesen, und sein linker Arm war durch eine Granatsplitterverletzung zwei Zentimeter kürzer als der rechte. Aber das Böartige verlor mit der Zeit die Konturen, und das Erlebnis blieb. Außerdem blieb Wöhlers Haß gegen Russen, Polacken und Kommunisten, das war für ihn ein und dasselbe. [...] Am liebsten unterhielt er sich

²⁶⁰ Bittner 1978, S. 64.

²⁶¹ Bittner 1978, S. 61.

²⁶² Bittner 1978, S. 64.

²⁶³ Bittner 1978, S. 64.

²⁶⁴ Bittner 1978, S. 21.

über die Greuelthaten der Partisanen, wobei abgeschnittene Geschlechtsteile, ausgestochene Augen und Vierteilungen immer eine große Rolle spielten. Ihm konnte keiner etwas vormachen, schließlich war er zwei Jahre in russischer Gefangenschaft gewesen. Und das diese Subjekte die deutschen Frauen 1945 reihenweise vergewaltigt hatten, war ja mittlerweile sogar in der Presse nachzulesen. Von den Judenvergasungen und von den SS-Sonderkommandos hatte er natürlich erst nach dem Krieg erfahren. Aber wer wußte denn, ob das nicht alles nur Meinungsmache war oder zumindest maßlos übertrieben, bloß, weil man den Krieg verloren hatte. [...] Im übrigen dürfe man die Autobahnen nicht vergessen und die deutschen Raketenspezialisten usw.²⁶⁵

Die Vergleichspunkte zwischen Wöhler, Tammen und Erichs Vater sind offenkundig. Alle Drei standen nicht nur aufgrund ihrer *militärischen Eingebundenheit* (alle waren als Soldaten an der Front und in Kriegsgefangenschaft – Tammen bei den „Amis“²⁶⁶ – gewesen), sondern auch aufgrund *mentaler Übereinstimmung* mit dem System sogar noch für eine lange Zeit nach dem Krieg kaum eingeschränkt hinter dem einstigen NS-Regime. Der *Antikommunismus* („die Freiheit des Westens gegen die Tiere des Ostens verteidigen“, wie Wöhler sich ausdrückt)²⁶⁷ ist bereits zu einem festen ideologischen Bezugspunkt der Adenauer-Ära geworden. Der Holocaust wird stark relativiert, als Propaganda der Sieger eingestuft und als nicht dem eigenen Verantwortungsbereich zugehörig erklärt. Die *strukturelle Gewalt* der NS-Zeit haben diese Männer mit in die 50er und 60er Jahre hinein genommen, allerdings nicht allein dadurch, dass sie in den *Kriegsverletzungen* und anderen *Körpermalen* sofort nach außen hin kenntlich wird (Tammen hatte „überall am Körper Brandnarben“, die ihm in amerikanischer Kriegsgefangenschaft durch „Zigarettenkippen“ zugefügt worden waren²⁶⁸): Die in Wöhlers Erzählung geradezu zwanghaft wachgehaltenen „Greuelthaten der Partisanen“ und der Russen sowie die Büroklammergeschosse dieses gelangweilten Angestellten auf Tauben korrespondieren gewissermaßen mit den Prügelorgien des Vaters, unter denen Erich zu leiden hatte.

Scheinbar ungebrochen existieren auch überkommene „hierarchische Ordnungsprinzipien“ fort, was sich eben am deutlichsten in der Angestelltenwelt widerspiegelt. Die *ironische* Distanzierung zu dieser Kleinwelt entsteht erst im Rückblick des Autors. Erich hat sich damals dem *Glauben an Hierarchien* nicht entziehen können. „Doktor Hahn [...] war ihm vorgekommen wie der liebe Gott persönlich.“²⁶⁹ In dem Roman „Niemandland“ heißt es:

„Der Abteilungsleiter, ein Oberinspektor, führte seine Machtvollkommenheit vor. Er befahl mir, das im Hof herumliegende Papier aufzusammeln. Scham, Unsicherheit, Wut, Verzweiflung. Er und mehrere Beamte standen an den Fenstern, sahen zu.“²⁷⁰

Während dieser *Demütigung* denkt er daran, was man ihm über den Beamten gesagt hatte:

²⁶⁵ Bittner 1978, S. 62f.

²⁶⁶ Bittner 1978, S. 19.

²⁶⁷ Bittner 1978, S. 62f.

²⁶⁸ Bittner 1978, S. 19: „Die konnten unsern Haufen nicht riechen.“

²⁶⁹ Bittner 1978, S. 64.

²⁷⁰ Bittner 1992, S. 98.

„Ein Beamter sei kein gewöhnlicher Mensch [...], er stehe in einem Dienst- und Treueverhältnis zum Staat, er sei Träger besonderer Rechte und Pflichten. Ein Angestellter war so etwas ähnliches, und ein Lehrling war auf dem Weg dahin.“²⁷¹

Der Deutsche, insbesondere der deutsche Beamte und Angestellte, ist immer noch *Untertan*. So hängen an den Wänden in Doktor Hahns „Zimmer“ „dunkle Ölbilder, [...] Adlige, denen die Stadt früher einmal gehört hatte“. In den Köpfen hat der Führer den Kaiser abgelöst, aber in den Chefetagen hält man bei der Einrichtung sowohl *Adel* und *Hofgesellschaft* als auch dem *Führer* die Treue („Sein [Hahns] Zimmer, [...] groß wie ein Saal“).²⁷²

Dass Erich ein an der „abgewandten Seite“ seines „Schreibtisches“ angeheftetes „Illustriertenfoto“ („eine Filmschauspielerin im Bikini“) abnehmen musste, versteht sich von selbst. „[...] wir sind hier nicht im Bordell“, ließ ihn der Abteilungsleiter wissen.

„So ein verdammter Scheißer“, dachte Erich Wegner bei sich. „Der sitzt nicht ein paar Stunden jeden Tag hinter dem Schreibtisch, um Zahlenkolonnen zu tippen.“

„Wut“ und „Ohnmacht“ habe er empfunden.²⁷³ Spätestens hier ist klar, dass Erich es in dieser „Gefängniszelle“²⁷⁴ nicht lange würde aushalten können bzw. dass man ihn in dieser Behörde nicht davon abhalten würde, so bald wie möglich zu gehen. „Diesen Arschlöchern werd’ ich es schon noch zeigen“²⁷⁵, habe Erich sich gesagt.

Als er in dieser Phase auf jenen Artikel des Fernlehrinstituts stößt, beschäftigt er sich bereits in seiner Freizeit mit einer breiteren Auswahl mehr oder weniger bedeutender Literaten („Hemingway, Gerstäcker, Traven, Balzac, Dickens, Dostojewski“).

„Heimlich schrieb ich auch Gedichte.“²⁷⁶

Die *utilitaristische* Grundeinstellung Erichs erfährt schon hier zumindest dahingehend eine Veränderung, dass das rein Materielle („Geld war überhaupt das Wichtigste“²⁷⁷) allmählich durch andere Wünsche ergänzt wird. *Frauen* erscheinen aber nach wie vor auch als eine Art *Konsumgut* („Mädchen dutzendweise“).

„Mit einundzwanzig, endlich, hatte er sich dafür entschieden, das Abitur nachzumachen, sich am eigenen Schopf ein paar Klassen höherzuziehen.“²⁷⁸

„Mit Abitur bekam man jeden Posten. Oder man konnte studieren und sich ein paar Jahre einen feinen Lenz machen. Wenn man Student war, liefen einem die Mädchen dutzendweise hinterher.“²⁷⁹

²⁷¹ Bittner 1992, S. 98f. Die Papier sammelnden Lehrlinge werden auch in Bittner 1978, S. 66, erwähnt.

²⁷² Bittner 1978, S. 64.

²⁷³ Bittner 1978, S. 65f.

²⁷⁴ Bittner 1978, S. 62.

²⁷⁵ Bittner 1978, S. 69.

²⁷⁶ Bittner 1992, S. 102.

²⁷⁷ Bittner 1978, S. 73.

²⁷⁸ Bittner 1978, S. 122

²⁷⁹ Bittner 1978, S. 74.

Eine Formulierung wie die letztere deutet darauf hin, dass der Autor Bittner aus dramaturgischen Gründen die Naivität des Protagonisten zuweilen überspitzt darstellt. Tendenziell wirkt diese Unbedarftheit jedoch stimmig. Immerhin ahnt Erich hier bereits, wie schwer es sein wird, das Abitur nachzumachen, und dass er dabei weitestgehend auf sich selbst angewiesen sein wird („sich am eigenen Schopf [...] höherzuziehen“).

Ein mühsamer Übergang – „Schwerfälligkeit im Gehirn“

Aus dem literarischen Werk Bittners geht nicht eindeutig hervor, wie lange jene Beschäftigungsphasen als Hilfsarbeiter und als Verwaltungsangestellter genau andauerten. Einiges spricht dafür, dass Wegner-Bittner nach ungefähr 2 Jahren im Tiefbau mit etwa 19 Jahren die Lehre in der Kreisverwaltung antrat. Mit 21 hat er dann mit der intensiven Lernphase für die Abitursprüfung („Begabtenabitur“²⁸⁰) begonnen, die er mit 24 besteht. Interessant ist, was für diese Übergangsphase bis zum Studienbeginn über die in Gang gesetzte *innere Entwicklung* gesagt wird.

„Sonntags machte er sein Abitur. Natürlich auch sonst, an den Abenden vor allem [...]. Franz Kruse gab ihm Nachhilfe in Deutsch, für Mathematik und Latein hatte er einen Oberschüler. Die Lehrhefte kamen wöchentlich nach Anforderung mit der Post. [...] Die gelösten Aufgaben und Übungsarbeiten konnte man zur Korrektur einschicken.“²⁸¹

Soweit die Rahmenbedingungen dieses *Zweiten Bildungswegs*. Was das aber konkret für den Protagonisten bedeutet, wird in der folgenden Passage einsichtig:

„[...] die Sonntage reichten kaum dazu aus, jeweils ein neues Lehrheft richtig durchzuarbeiten. Oft begriff er eine Erklärung erst nach mehrfachem Lesen, oder er brauchte ein paar Stunden, um eine einzige Mathematikaufgabe zu lösen. Manchmal fragte er sich, ob man mit einundzwanzig Jahren noch das aufholen konnte, was man mit sechzehn, siebzehn versäumt hatte. Er merkte, daß es ihn ungeheure Anstrengungen kostete, Probleme konsequent zu durchdenken. Da war die Schwerfälligkeit im Gehirn, gegen die er fortwährend ankämpfen mußte. Während er nachdachte, schien es ihm häufig, als seien seine Gedankengänge verstopft, als rühre er in einem großen Topf mit Kleister herum, und der Kleister, das waren Tausende von Gedanken und Gedankenblitzen, die alle aneinander klebenblieben, besonders in den Fächern, die ihn nicht interessierten. Andererseits stellte er fest, daß man Interesse auch wecken konnte, daß ihn die Beschäftigung mit geistreichen Dingen befriedigte, daß es ein Erlebnis sein konnte, logische Zusammenhänge zu erfassen, die Naturerscheinungen um sich her zu begreifen, eine gute Geschichte zu lesen oder ein Gedicht so zu interpretieren, daß man es hinterher richtig verstand.“²⁸²

Wie es scheint, hat Erich die äußere Organisation des Fächerkanons noch relativ gut im Griff und weiß sich die entsprechenden Nachhilfe-„Lehrer“ zu verschaffen. Der *eigenständige Lernprozess* – das selbständige Nachlesen, Einüben, Durchdenken, Nachvollziehen etc. – verläuft hingegen alles andere als problemlos. Die Knappheit der neben der herkömmlichen Arbeit zur Verfügung stehenden Zeit ist nur eine von einer Vielzahl von Schwierigkeiten, die in spezifischer Weise gerade für sozial Aufstrebende besteht. Immer wieder stellt der Lernende sich die Frage, ob

²⁸⁰ Bittner 1978, S. 101.

²⁸¹ Bittner 1978, S. 77.

²⁸² Bittner 1978, S. 82f.

er nicht schon viel zu alt für dieses Unterfangen ist („Schwerfälligkeit im Gehirn“), ob er gewissermaßen an einer *biologisch-neurologischen Grenze* („mit sechzehn, siebzehn versäumt“) scheitern wird. Um sich seine gelegentliche „Schwerfälligkeit“ beim Lernen zu veranschaulichen, wählt er das Bild der verstopften Gedankengänge. Aber die *Lernschwierigkeiten* werden ebenso auf *Körpermotorik* rekurrierend umschrieben: „als rühre er in einem großen Topf mit Kleister herum“.

Verglichen etwa mit der Darstellung von Gustav Weise im vorausgegangenen Epochenabschnitt, der ja auch eine Art Zweiten Bildungsweg nach seiner Schloßerlehre einschlug, fällt auf, dass Wegner-Bittner diese besondere Aufsteigerproblematik des ‚verspäteten‘ schulischen Lernens schon viel genauer zu reflektieren vermag. Bei Weise hatte es noch den Anschein, als würde ihm das nachträgliche Einpacken in verschiedensten Wissensgebieten vor und während seiner akademischen Studienzeit nicht allzu schwer fallen. Er hatte ein klares Ziel vor Augen und verzichtete dafür, so zumindest möchte er seine Leserschaft Glauben machen, gerne auf Annehmlichkeiten und Vergnügungen, die für andere einfach zum studentischen Leben dazugehörten. Wegner-Bittner spricht schon in der zuletzt zitierten Textpassage von „Fächern, die ihn nicht interessierten“ und in denen er mithin die meisten Lernschwierigkeiten hatte. Die hierin inbegriffene Frage nach dem eigenen Interesse, nach dem *Sinn* des Gelernten für das eigene Wollen und Werden, scheint sich (autobiografisch) erst jetzt, im späten 20. Jahrhundert, aufzudrängen. Sie taucht bei Bittner immer wieder auf. Der Einzelne nimmt das ihm auferlegte Lernpensum nicht mehr wie selbstverständlich hin, was als Ausdruck eines generellen Individualisierungstrends betrachtet werden kann. Er stellt aber auch fest, dass bei der Beschäftigung mit einem zunächst wenig interessant erscheinenden Gegenstand mit der Zeit doch ein gewisser Reiz von diesem ausgehen kann („Andererseits stellte er fest, daß man Interesse auch wecken konnte, daß ihn die Beschäftigung mit geistreichen Dingen befriedigte“). Diese Modifizierbarkeit der eigenen Interessen war bei Weise noch kaum ein Thema. Bei Bittner wird die angedeutete biologisch-neurologische Begrenzung der menschlichen Lernfähigkeit somit gleich wieder stark relativiert. Die Reflexion über die Problematik des nachträglichen Lernens bleibt wiederum offen. Aber das Thema als solches ist immerhin als ein biografisch höchst relevantes erkannt worden.

In einem auf die Abitursprüfung vorbereitenden „einwöchigen Intensivkurs für Deutsch und Geschichte“²⁸³ lernt Erich einen etwa gleichaltrigen Teilnehmer kennen, der die spezifischen Probleme dieser ‚Bildungsnachzügler‘ auf einen Begriff zu bringen vermag:

„Das eigentliche Problem, fuhr Eckerle fort, liege doch in der starken psychischen Belastung, der man über Jahre hinweg ausgesetzt sei, wenn man neben dem Beruf, mit dem man ja zumeist nicht zufrieden ist, das Abitur nachmachen wolle.“²⁸⁴

²⁸³ Bittner 1978, S. 97.

²⁸⁴ Bittner 1978, S. 100.

„Was das wirklich bedeutet, das weiß nur, wer diese Ochsentour selber macht. [...] Keinen Feierabend, kein Wochenende, keinen Urlaub; alles Geld geht für Lehrgangsgebühren, Nachhilfeunterricht, Sonderlehrgänge und Bücher drauf. Zum Schluß ist man ganz bescheuert im Kopf. Mit meinen Eltern versteh' ich mich auch nicht mehr. Meine Freundin ist mir schon vor zwei Jahren abgehauen.“²⁸⁵

Nur der Betroffene selbst, der – im Sinne Bourdieus – im praktischen Vollzug Stehende, so der Tenor dieser Aussage, kann über die komplexe Problematik kompetent Auskunft erteilen. Die wohl von den meisten als *extreme psychische Belastung* empfundene Situation führt unter Umständen zur *Gefährdung der sozialen Beziehungen* zu anderen Menschen,²⁸⁶ zu *Zeit-* und zu *Geldnöten*. Bittner lässt übrigens den Lehrgang mit dem *Freitod* dieses intelligenten Kursteilnehmers enden, nachdem dieser sich mit dem Lehrgangsleiter, der als Mitglied der „Landesprüfungskommission für das Begabtenabitur“ auch „Einfluß“²⁸⁷ auf die Beurteilung der Kandidaten haben sollte, verkracht hatte.

Auf diesem Zweiten Bildungsweg gibt es kaum Raum für eigene Entdeckungen. „[...] es blieb nur wenig Zeit zum Lesen“, d.h. zur privaten Lektüre selbst ausgewählter Bücher. Im Zusammenhang mit den erwähnten Interessen, die erweckt werden könnten, wird auch auf *ästhetische Erfahrungen* angespielt:

„Andererseits stellte er fest, daß man Interesse auch wecken konnte, daß ihn die Beschäftigung mit geistreichen Dingen befriedigte, daß es ein Erlebnis sein konnte, logische Zusammenhänge zu erfassen, die Naturerscheinungen um sich her zu begreifen, eine gute Geschichte zu lesen oder ein Gedicht so zu interpretieren, daß man es hinterher richtig verstand.“²⁸⁸

Fasst man den Begriff der ästhetischen Erfahrung etwas weiter²⁸⁹, dann lässt sich die Gedichtinterpretation genauso darunter fassen wie das Erkennen logischer Zusammenhänge. Bittner verdeutlicht das durch die Auseinandersetzung mit „geistreichen Dingen“ erweckte „Interesse“ nur anhand einiger entsprechender Erläuterungen zum Fach *Geschichte* etwas eingehender. Die „Beschäftigung“ mit diesem Fach, das Erich „in der Schule regelrecht angewidert hatte“, gewinnt für den Protagonisten im weiteren Verlauf zusehends an Eigengewicht. Vieles, was er einmal von Lehrern gehört hatte, erscheint ihm nun als Geschichtsverdrehung („Die Bauernkriege waren also nicht das Werk von Mordbrennern gewesen [...]“). Dabei bezieht er die gewonnenen Erkenntnisse zumeist direkt auf die eigene Lebenswelt – ein *pragmatischer* Umgang mit Wissen, der ebenfalls besonders typisch für Aufsteigende ist:

²⁸⁵ Bittner 1978, S. 102.

²⁸⁶ Wie Grundmann/Bittlingmayer/Dravenau/Groh-Samberg 2004, S. 45, feststellen, wird Bildung nicht nur „zum Privileg, sondern zum Fluch für die Bildungsaufsteiger, die sich [...] von ihren Herkunftsmilieus entfremden und damit den Bezug zu ihrer Herkunftsfamilie und ihren herkunftsmilieuspezifischen Handlungsrationaltäten verlieren.“

²⁸⁷ Bittner 1978, S. 101 u. 105.

²⁸⁸ Bittner 1978, S. 82f.

²⁸⁹ Vgl. dazu: Dimensionen ästhetischer Erfahrung, hg. von Joachim Küpper und Christoph Menke (2003), Frankfurt a.M.

„Was waren die Flicks und Krupps und Rockefellers anderes als die Fugger und Welser im Mittelalter? Und war nicht auch der Bauunternehmer Mönkeberg, der inzwischen im Stadtrat saß, so ein kleiner Fugger von Salztät?“²⁹⁰

Erichs Fazit aus diesen Überlegungen – der Mensch als „geschichtliches Wesen“ und die Vorstellung eines sich zyklisch wiederholenden Geschichtsverlaufs –, mag immer noch unbeholfen und naiv klingen. Aber es ist Ergebnis eigener Reflexionen:

„Ihm wurde bewußt, daß der Mensch ein geschichtliches Wesen ist, daß da etwas war, was immer noch wirkt, und daß Geschichte sich ständig wiederholt. Wie oft hatte es schon Judenpogrome gegeben, wie oft Revolutionen. [...] Das bedeutet: Man kann Vergleiche ziehen, man kann aus Geschichte lernen.“²⁹¹

Als Fremdling an der Universität – „das gesamte abendländische Wissen auf einmal in sich hineingefressen“

Die Darstellung der *Zeit als Student* erscheint stark aufgeladen mit quasi-marxistischer Klassentheorie. Dieser spezifische *politische Akzent* entspricht allerdings einer für den Protagonisten in dieser *Zeit* sehr wichtigen mentalen Beeinflussung. Selbst wenn Erich kaum aktiv durch eigenes Engagement in die Studentenbewegung involviert war, weil er sich anderweitig gefordert fühlte (durch Studium und Arbeit in den Semesterferien²⁹²), so hatte er die studentischen Proteste und Veränderungsbestrebungen doch begrüßt. Es mag heute schwer fallen, sich mit dieser Art von *Tendenzliteratur* auseinanderzusetzen. Im Vergleich etwa zu Rehbeins Darstellung erscheint die von Bittner gerade für diese Lebensphase jedoch nur als eine graduelle Steigerung sozialistischer Weltauslegung. Beide Autoren ziehen aus den *ideologischen Vorgaben* ihren Nutzen, verwenden bestimmte Termini, um strukturelle Bedingungen zu erfassen, aber eben auch, um ganz persönliche Schwierigkeiten, die nur ihre soziale Lage betreffen, anzusprechen. Oft scheint es so, als wenn die verwendeten Sprach- und Interpretationsmuster ihnen erstmals die Gelegenheit bieten, etwas schwer Benennbares zu erfassen. In der *Übernahme theoretischer Begrifflichkeit* geht Bittner, der ja in dieser *Zeit* unter anderem Soziologie studiert, selbstverständlich weiter als der Nichtakademiker Rehbein. Selbst wenn vieles schwarz-weiß gezeichnet scheint, steckt meist ein gut Teil eigener Einsicht dahinter.

Die *Beziehungen zu zwei jungen Frauen* dienen dem Autor dazu, seine Studienzeit unter formellen und informellen Gesichtspunkten zu beleuchten. Eingeflochten sind mitunter Andeutungen über die Universitätsstadt Göttingen („ein kleinbür-

²⁹⁰ Bittner 1978, S. 83.

²⁹¹ Bittner 1978, S. 83.

²⁹² Bittner dazu: „[...] natürlich habe ich an Versammlungen und Demonstrationen teilgenommen, wenn Arbeit und Studium es zuließen“ (Jakobs 1996).

gerliches Nest²⁹³) und über Erichs Probleme mit seiner Vermieterin. Diese Darstellungsweise ist nicht ungeschickt, denn so wird es möglich, das Hin und Her zwischen der gerade in Bewegung geratenen akademischen Welt und der eher alltäglichen Welt des „Emporkömmling[s]“²⁹⁴ und Studenten zu illustrieren. Die Auseinandersetzung mit der *Institution Universität* findet so immer vor dem Hintergrund einer auch in dieser Lebensphase weiter bestehenden stark *kleinbürgerlich geprägten Lebenswelt* – insbesondere von der Vermieterin verkörpert – statt. Schon deshalb besteht nie die Gefahr, dass sich dieser Part gänzlich in theoretisch-politischen Betrachtungen erschöpft. Wie sich zeigen wird, spielt auch die *Leibdimension* weiterhin eine wichtige Rolle.

Z.B. fällt Erichs Blick in einer seiner ersten Vorlesungen auf in der „Tischplatte“ verewigten „Studentenmißmut, unterdrückte Sexualität“ und „intuitiv wahrgenommene Einengung“:

„Ach du lieber Benedikt, ich bin schon wieder eingenickt“; „Make love not war“; „Hier verblödet ein Genie“. Erich selbst „kratze dazu. ‚Coito, ergo sum.‘ Descartes, korrigiert durch Sigmund Freud.“²⁹⁵

Wie zuvor der Angestellte erscheint nun auch der Student sogleich als missmutig und *eingengt*, insbesondere in seiner *Sexualität*. Dazu passt (er hatte „gedacht, so etwas gäbe es nur als Klischeevorstellung in Witzbüchern“), dass Erichs „neugierige[] alte[]“ Wirtin, die in seiner Abwesenheit das Zimmer „durchschnüffelte“ und sogar seine Briefe öffnete, „nach zehn Uhr keinen Besuch mehr wünsche“, „Damenbesuch“ schon gar nicht.²⁹⁶ In den 60er Jahren ist die Gesellschaft auch in dieser Hinsicht noch keineswegs offener geworden. Die Uni als Ganzes wird gleich eingereiht in die Welt der Langeweile, Routine, Gefühlskälte, Unterdrückung etc.

Was am Beispiel des Studentengekritzels noch mit *Ironie* behandelt wird, schlägt im Weiteren sehr rasch in *polemische Distanzierung* um, insbesondere gegenüber anderen StudentInnen:

„Wenn man sich diese hochnäsigen Typen ansah, aus denen die Studentenschaft vorwiegend bestand, wußte man genau, woran man war. Von der Universität kamen die zukünftigen Führer, dümmlich-freche Rotzjungen und puppenhaft verzogene Pipimädchen, alle aus gutem Haus. Hier wuchs die junge Garde der herrschenden Klassen heran [...]. Und die wenigsten von denen waren gleich auf den ersten Blick an ihren Bierzipfeln zu erkennen.“²⁹⁷

In Jura-Vorlesungen beobachtete Erich die selbstgefälligen „Verbindungsstudent[en]“, die sich über die allzu gewollt komischen Professoren-Kommentare zur „Vaterschaftsfeststellung“ und „Alimentenzahlung“ amüsierten und auf die

²⁹³ Bittner 1978, S. 112. Zu Göttingen wird das bekannte vernichtende Urteil Heinrich Heines zitiert, in dem der „Viehbestand“ als der bedeutendste der vertretenen „vier Stände“ (Studenten, Professoren, Philister und Vieh) bezeichnet wird.

²⁹⁴ Bittner 1978, S. 124.

²⁹⁵ Bittner 1978, S. 108f.

²⁹⁶ Bittner 1978, S. 112 u. 118f.

²⁹⁷ Bittner 1978, S. 114.

Schenkel klopfen. Diese „Bundesbrüder“ sind für ihn nur die plumpe Steigerung der hier heranwachsenden „herrschenden Klassen“. Wenn es Erich anfangs noch „unbegreiflich“ erschien, „daß er jetzt in einer Universitätsvorlesung saß, in der es [z.B.] um griechische Philosophie ging“, „fast schon“ wie „ein Wunder“, so legt sich diese „Euphorie“ schnell. Der Respekt, ja die sogar leiblich empfundene „Angst“ vor der akademischen Welt – ihm wird „manchmal während der Vorlesungen schlecht“²⁹⁸ – wandeln sich zu einer *ambivalenten* Haltung:

„Er schwankte zwischen achtungsvoller Bewunderung des akademischen Lebens und einer sich aus der kritischen Reflexion akademischer Möglichkeiten ergebenden Ablehnung dieses überwiegend verstaubten Trubels und Akademikertums.“

Kurz zusammengefasst heißt es diesbezüglich: „Erich Wegner fühlte sich fremd“.²⁹⁹ Die Schwierigkeiten des Protagonisten vergrößern sich zudem aufgrund eines „reichlich naiv[en]“ Herangehens an das Studium. So hatte er sich, um „weiterzukommen, sozial aufzusteigen“, als erstes Fach für *Jura* entschieden, konnte sich aber „nicht so recht vorstellen, als Richter, Staatsanwalt, Regierungsrat, Rechtsanwalt oder Syndikus zu arbeiten“.³⁰⁰ *Philosophie* und *Soziologie* studierte er hingegen „nur nebenbei“, um „lebenswichtige Fragen zu klären“: „Sinn des Lebens, woher ich komme und wohin ich gehe“.³⁰¹ Er sah „keinen Weg, damit später meinen Lebensunterhalt zu verdienen“.³⁰²

Die eigentlich *strategische Aufstiegsambition* ist schon hier gekreuzt von einer etwas anderen Motivation, denn die sowohl pragmatische als auch auf Universelles gerichtete Frage nach dem *Sinn des Lebens* lässt sich für Erich eher in geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen beantworten, bedarf also eines breiteren kulturellen Kontextes, als ihn die Rechtswissenschaften bieten. Das Dilemma, in das er hineingerät, führt letztlich zu einem *Durchhaltenmanöver extremen Ausmaßes*. So nahm er sich z.B. immer wieder vor, ein *Jura*-Lehrbuch durchzulesen, kam aber nie über ein paar Seiten hinweg („*Jura* machte keinen Spaß. [...] war so blutleer, so lebensfremd“).³⁰³ Wieder werden die Lernschwierigkeiten als motorische Vorgänge umschrieben: „Die Gedanken liefen ihm weg. Während er las, gingen sie gänzlich andere Wege als vorgesehen.“³⁰⁴ Bei den philosophischen Fächern „fehlten“ ihm als Bildungsnachzügler, wie er glaubte, „mindestens fünf Jahre, die ihm andere voraus waren“. Die Differenz zu PhilosophiestudentInnen aus privilegierteren Verhältnissen im Hinblick auf das kulturelle Kapital wird hier gleichsam in einer zeitlichen Dimension („fünf Jahre“) eingefangen. Das *Jurastudium* sei hingegen *reine Fleißsache* („Wer am meisten paukte, war der beste Jurist. Diese Chance galt es

²⁹⁸ In Bittner 1992, S. 123, wird dies genauer erläutert: „Wenn ich einen Professor nur von weitem sah, bekam ich schon feuchte Hände. Sprach mich einer an, begann ich zu stottern.“

²⁹⁹ Bittner 1978, S. 114.

³⁰⁰ Bittner 1992, S. 123.

³⁰¹ Bittner 1978, S. 110.

³⁰² Bittner 1992, S. 123.

³⁰³ Bittner 1978, S. 132.

³⁰⁴ Bittner 1978, S. 126.

zu nutzen“). Wider besseres Wissen („Obwohl Radbruch gesagt hatte, daß der verfehlte Beruf die größte Sünde [...] sei“) entscheidet er sich für ein juristisches „Examen“, „möglichst ein Prädikatsexamen. Dann konnte man promovieren und alle Türen standen einem offen.“³⁰⁵ Von planvollem Vorgehen und *Langsicht*, wie Elias sie als wesentlichen Bestandteil bürgerlichen Lebens beschreibt, kann bei Erich genauso wenig die Rede sein wie im 18. Jahrhundert bei dem sich als Garnhändler versuchenden Bräker. Es gilt das „zu nutzen“, was sich gerade als „Chance“ abzeichnet (Gelegenheitsstrukturen). Dass unterbürgerliche Schichten bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in dieser Weise mit dem Thema *sozialer Aufstieg* umgehen, hängt mit der *fortbestehenden starken Formalität in Deutschland* zusammen. Ein wirkliches Einmünden in die bürgerliche Lebensweise z.B. auf der Basis akkumulierten kulturellen Kapitals kann sich Erich eigentlich kaum vorstellen. Dass so etwas über Fleiß und Leistungsbereitschaft im Bereich Jura gelingen wird, vermag er auch nur zu *hoffen*. Im Grunde genommen setzt er einfach darauf, ohne selbst daran zu glauben. Ein hinreichendes Selbstbewusstsein für solche Projekte haben Vertreter aus unteren und kleinbürgerlichen Schichten auch nach 1968 noch nicht entwickeln können.

„Pauken, Scheine machen. Drei Jahre lang bestand das Leben nur noch aus Klausuren, Hausarbeiten und Übungen. [...] Eigene Gedanken sind unerwünscht. [...] Mit einem Repetitorium war das alles kein Problem. [...] Die Hefte kosteten alles in allem etwa sechshundert Mark, die konnte er sich in den Semesterferien auf dem Bau verdienen.“³⁰⁶

Dann noch eine „Sammlung von Prüfungsprotokollen der jeweiligen Prüfer“.

„So sah das nämlich aus mit dem wissenschaftlichen Studium. Aber das mußte man erst mal kapiert haben, dann war das nur noch halb so schlimm.“³⁰⁷

Natürlich ließ sich dieser ‚Plan‘ nicht so einfach umsetzen, denn das öde Lehrbuch musste zwischenzeitlich immer wieder Büchern von Balzac, Dickens, Kafka usw. Platz machen. Einmal musste Hesses „Steppenwolf“ *kompensatorisch* für die eigenen „Depressionen“ und „Selbstmordgedanken“ herhalten: „Geh heim, Harry, und schneide dir die Kehle durch! Lang genug hast du damit gewartet.“³⁰⁸ Die zwischengeschalteten Ausflüge in die Literatur- und Geistesgeschichte haben nicht selten eine „deprimierend[e]“ Wirkung:

„Aber nirgendwo war ein Ende abzusehen.“³⁰⁹

„Man mußte Geduld haben. Aber am liebsten hätte er das gesamte abendländische Wissen auf einmal in sich hineingefressen, es sich in einem ungeheuren dionysischen Mahl einverleibt, sich den Leib vollgeschlagen.“³¹⁰

In einer an Nietzsche gemahnenden Utopie wird hier Wissen/Bildung als ein *leiblicher Vorgang* versinnbildlicht. Gedacht wird sie als ein Akt der Wissens-

³⁰⁵ Bittner 1978, S. 133f.

³⁰⁶ Bittner 1978, S. 134.

³⁰⁷ Bittner 1978, S. 134.

³⁰⁸ Bittner 1978, S. 133.

³⁰⁹ Bittner 1978, S. 120.

³¹⁰ Bittner 1978, S. 121.

Völlerei, wobei das Ganze eine sehr *leidenschaftlich-lustvolle* („dionysische“³¹¹) Komponente hat. Überhaupt erscheinen Wissen und Kultur – durchaus an Bourdieus Habituskonzept erinnernd³¹¹ – in diesen Reflexionen Erichs oft stark *körperbezogen*: „Einerlei, wie unsere Kindheit ausgesehen hat, wir sind ihr verhaftet. Er merkte es an sich selber, an der Art, wie er lebte, wie er sprach, wie er fühlte. Und er merkte es an Lina, an jeder ihrer Äußerungen und Handlungen, an der Art, wie sie sich gab überhaupt, und wie sie sich ihm gab. [...] ‚Wir sind unserer Vergangenheit verhaftet‘, dachte er. ‚Wir sind alle gezeichnet. So oder so.“³¹² In jeder Handlung (im Sprechen, Fühlen, Verhalten) erkennt er den Unterschied zwischen sich selbst und seiner Freundin, selbst in der Art zu lieben („wie sie sich ihm gab“). Wissen umschließt also gewissermaßen auch ein *Körper-Wissen*³¹³, durch das wir „alle gezeichnet“ sind, das uns von „Kindheit“ an *einverleibt* wird.

Lina Haffner, Latein- und Geschichtsstudentin, lernte er in einer Philosophievorlesung kennen, in der er eingenickt war. Sie hatte zufällig neben ihm gesessen und lächelte ihm zu, als er erwachte. Später lud Erich sie „zu einer Tasse Kaffee“³¹⁴ ein. Über die gemeinsamen Interessen am Studium hinaus scheint sie bald die *soziale Differenz* zwischen ihnen zu reizen. Bei Erich führt die Differenz z.B. zu folgenden Reflexionen:

„Er betrachtete das Mädchen neben sich. Lässig saß sie da, innerlich gelockert und entspannt, aufnahmefähig. [...] Man konnte es ihr anmerken, daß sie aus einer Familie der oberen Mittelschicht, wenn nicht sogar der Oberschicht stammte. Und ihre innere Ruhe und Ausgeglichenheit, ihre Sicherheit deuteten darauf hin, daß sie aus einer intakten Familie kam. Ihre Kultiviertheit, ihr Interesse für geistreiche Dinge, ihre Aufgeschlossenheit und Konzentrationsfähigkeit waren Anzeichen dafür, daß sie von jung auf mit der Welt des Geistes und der Kunst zusammengetroffen war. Kann man so etwas jemals nachholen?“³¹⁵

Der sich in der akademischen Welt unwohl fühlende Protagonist erkennt bei Lina ein *Passungsverhältnis* zum sozialen Feld Universität. Aufgrund der eigenen „Minderwertigkeitskomplexe“³¹⁶ („Kann man so etwas jemals nachholen?“) versteigt sich Erich sogar in vergleichende Betrachtungen der eigenen Möglichkeiten im Kontrast zu denen historischer Persönlichkeiten. Leibniz habe ja schon mit fünfzehn als Student die „Hauptschriften Descartes‘, Gassendis, Hobbes“ etc. gekannt.³¹⁷ Und Goethe sei in einem wohlhabenden, hochgebildeten und mit

³¹¹ Im Anschluss an eine Lesung Bittners in Göttingen am 02.09.2004 hatte der Verf. der vorliegenden Untersuchung ihn bei einem kurzen Wortwechsel mit Verweis auf seine Göttinger Zeit als (unter anderem) Soziologie-Student fragen können, ob er sich damals oder später mit Pierre Bourdieus Arbeiten auseinandergesetzt habe. Als Bittner nachfragte, wiederholte Verf. den Namen, aber er konnte offenbar mit dem Namen nichts verbinden. Es ist daher höchst unwahrscheinlich, dass Bittners literarische Texte von Bourdieus Gedankengebäude beeinflusst sind. Es sei überdies hinzugefügt, dass Bourdieus Schriften Ende der 70er Jahre in Deutschland selbst im akademischen Feld noch kaum rezipiert wurden.

³¹² Bittner 1978, S. 126.

³¹³ Kalthoff 2004, S. 119, schreibt von „Körper als ‚Gedächtnis“.

³¹⁴ Bittner 1978, S. 109.

³¹⁵ Bittner 1978, S. 121.

³¹⁶ Bittner 1978, S. 125.

³¹⁷ Bittner 1978, S. 122.

„Schönheitssinn und menschliche[r] Güte“ ausgestatteten Elternhaus aufgewachsen, mit sechzehn an die Universität gegangen („wo er aber zunächst weniger Jura als vielmehr Malerei und Weiber studierte“), mit zweiundzwanzig „schon Rechtsanwalt“ gewesen und habe mit vierundzwanzig den Götz von Berlichingen geschrieben.³¹⁸

„Was war man dagegen mehr als ein dummer Malocher? Hatte man dagegen wirklich eine Chance? Reichte so ein Leben überhaupt aus, wenn man erst mit vierundzwanzig merkte, daß man lebt? Wenn man nicht auf dem Gymnasium war, keine wohlhabenden Eltern hatte, keinen klugen Vater, keine musisch interessierte Mutter. [...] Konnte man sich aus eigener Kraft überhaupt jemals freistrampeln?“³¹⁹

Wie schon Sudermann um 1900 denkt auch Wegner-Bittner in seiner historischen Perspektive gleich an die berühmten, besonders exponierten Persönlichkeiten, zu deren Laufbahn er seine eigenen Möglichkeiten in Beziehung setzt. Goethe ist bei beiden die zentrale Bezugsfigur. Während Sudermann sich allerdings nur an dem Dichter Goethe orientierte, sieht Wegner-Bittner in ihm den von vornherein sowohl durch Wohlstand und bürgerliche Herkunft Privilegierten als auch den sehr früh in künstlerischer Hinsicht Geförderten. Der traditionelle ‚Klassiker‘-Kult hat sich offenbar bis in die Gegenwart des späten 20. Jahrhunderts hinein gerade bei Bildungsaufsteigern ausgewirkt. Das Beispiel Goethes als von Geburt an verwöhntes Kind, das quasi zwangsläufig zu Status, Ruhm, Künstlertum und Macht gelangen musste, ist offenbar am eingängigsten.

Statt „Chancengleichheit“ für alle, von der nun so oft die Rede sei, sieht Wegner-Bittner nur das krampfhaft Bemühen von *Einzelkämpfern*, die sich im Grunde genommen selbst etwas vormachen müssen, um an ihren Erfolg zu glauben:

„Da gab es schon ein paar, die hatten es geschafft. Arbeiterkinder, Kinder aus kleinstädtischen Verhältnissen, Emporkömmlinge, Aufsteiger, zu Anfang vielleicht nur Hochstapler. Sie haben sich abgeschuftet bis zum Gehtnichtmehr, ihre Knochen zum Markte getragen (sich selbst verkauft, heißt das), Blut und Wasser geschwitzt und es möglichst niemandem gesagt, daß sie Arbeiterkinder sind. [...] Und dann haben sie das ungeheure Miese eines solchen Emporkletterns vergessen, nur das Nette und Lustige und Positive behalten, alles Negative verdrängt, sich die Gallensteine wegoperieren lassen.“³²⁰

Im „Emporklettern[]“ ist das soziale Aufsteigen hier mit einer geläufigen Körpermetapher markiert. Herausgestellt wird, dass eine Aufstiegsbewegung aus einfachen Verhältnissen heraus mit *erheblich größeren körperlichen Anstrengungen* („Konnte man sich aus eigener Kraft überhaupt jemals freistrampeln?“) und *Leib-Investitionen* verbunden ist als die Laufbahn besser ausgestatteter Studierender. Wegner-Bittner dramatisiert dabei wiederum in der ihm eigenen Weise. Dass Erich die „Knochen zum Markte“ getragen hat und während seines Studiums immer noch trägt, wird man ihm zugestehen können. Denn wenn ihm auch die „Gallensteine“ noch nicht

³¹⁸ Bittner 1978, S. 122f.

³¹⁹ Bittner 1978, S. 125.

³²⁰ Bittner 1978, S. 124.

herausgenommen werden mussten, so leidet er seit Längerem an Rückenbeschwerden:

„Zwischendurch rieb sie [Lina] ihm seine Bandscheiben, die wieder schmerzten, mit einer Salbe [...] ein.“³²¹

Dass der ‚normale‘ Studierende es in dieser Zeit noch nicht nötig hatte, „in den Semesterferien“ zu arbeiten, findet er ebenfalls bei Lina belegt („sie war zu Hause gewesen, auf dem Gut ihrer Eltern, und hatte richtigen Urlaub gemacht“³²²). Und während Erich als „Honnefempfänger“ zwischendurch „seine Eignung unter Beweis stellen“ musste, um weiter gefördert zu werden,³²³ schien für Lina schon frühzeitig alles wie von selbst zu laufen:

„Ihr Professor für alte Geschichte hatte ihr schon zu Beginn des Studiums angeboten, sie könne sich später jederzeit wegen einer Doktorarbeit an ihn wenden. Er war ein früherer Studienkollege und Corpsbruder ihres Vaters.“³²⁴

Da Erich über derartige *Mechanismen der Reproduktion* von bestehenden sozialen Strukturen, denn als solche deutet er sie sogleich, gewissermaßen aus erster Hand (durch die Erfahrungen seiner Freundin) informiert wird, kann er sie nur im Rahmen einer klassentheoretischen Betrachtungsweise einordnen. Wie es scheint, kann er in den Gesprächen gar nicht mehr von diesem Thema loskommen, denn einmal fragt ihn Lina: „Sag mal, du kannst wohl an nichts anderes mehr denken als an Unterdrückung, Ausbeutung und Klassenkampf?“³²⁵ Lina fällt insofern wohl auch ein stimmiges Urteil, wenn sie ihn als „verbittert“³²⁶ bezeichnet. Ein ehemaliger Schulkamerad hatte ihn – was Ähnliches meint – als „verbissen“³²⁷ verspottet, als er ihn während seines Tiefbaujobs einmal getroffen hatte. Diese auf eine *Geschmacksskala* („bitter“) und auf eine *Körperaktivität* („sich verbeißen“) rekurrenden Einstufungen³²⁸ können wohl als *dominierende Charaktereigenschaften* Wegner-Bittners hervorgehoben werden.³²⁹

³²¹ Bittner 1978, S. 148.

³²² Bittner 1978, S. 129.

³²³ Das 1953 eingeführte sogenannte Honnefer Modell war der Vorläufer des 1971 in Kraft tretenden BAföG. Voraussetzung für eine Honnef-Förderung waren überdurchschnittliche Studienleistungen.

³²⁴ Bittner 1978, S. 145.

³²⁵ Bittner 1978, S. 145.

³²⁶ Bittner 1978, S. 143.

³²⁷ Bittner 1978, S. 56.

³²⁸ Das Adjektiv „bitter“ geht im Sinne von „beißend“ auf die germanische Verbalwurzel „beit-a-“ = neuhochdeutsch „beißen“ zurück. Etymologisch gehören „verbittert“ und „verbissen“ also zusammen.

³²⁹ Sietz 1978 macht bei Wegner die Tendenz aus, „in bierernster harter Konfrontation immer nur das Mangelhafte zu erkennen“. „Diesem Wegner möchte man eine Handvoll mehr Lebensfreude gönnen – sie würde die kantigen Verhältnisse zwar nicht ändern, Wegner aber das Leben leichter machen.“

Trotz der häufig thematisierten Klassendifferenz zwischen Lina und Erich entwickelte sich hier eine *Beziehung*, die für den Protagonisten in vielerlei Hinsicht einzigartig bleiben sollte – auch im Vergleich zu nachfolgenden Beziehungen³³⁰:

„In ihrer Nähe lebte er mehr. Keine Depressionen, keine Selbstmordgedanken, keine Lebensangst. Wenn sie zusammen waren, fühlte er Kraft für langes, schöpferisches Leben. Alles, was Lina tat oder sagte, brachte ihn auf neue Gedanken. Das war anders, diesmal, als damals mit Karin. [...] alles viel bewußter, sogar die körperliche Liebe, und dadurch viel intensiver.“³³¹

Allzu vieles trennt aber weiterhin die Liebenden. So z.B. vermag Erich sie nie zu Hause bei ihrer Familie zu besuchen, da er „Angst [...] vor ihren Eltern“, „vor seinen Hemmungen, die ganz bestimmt dasein würden“, hat.³³² Er lässt es nicht einmal auf den Versuch ankommen zu prüfen, ob die „Kraft“, die er im Beisein Linas empfindet, nicht auch solche Hemmungen zu überwinden helfen würde. Wie schon bei Karin setzt er keinen Fuß in ein ‚besseres‘ Haus, verweigert sozusagen den Einblick in die *informellere Sphäre* der ‚gehobenen Stände‘. Sein Wissen über das ‚Oben‘ bleibt somit bis auf Weiteres auf die *Formalität der akademisch-institutionellen Welt* beschränkt. Das *dualistische Grundmuster* seiner Gesellschaftsbetrachtung³³³ erhält mithin keinerlei Modifikation. Lina selbst bleibt Teil einer ‚besseren‘ Welt, die nur für ihresgleichen gemacht zu sein scheint:

„Lina fand [...] die Gesellschaft nicht so unsozial, die Lebensbedingungen nicht so inhuman [...]. Für sie waren eine gute Schulbildung, soziale Sicherheit, kulturelle Ambitionen, persönliche Freiheit, Geld, gesellschaftliche Beziehungen und so weiter Selbstverständlichkeiten.“³³⁴

Politisch-ideologische Verhärtung, Promotion, ‚Juristerei‘ und eine schwierige Beziehung/Ehe

Sogar bei gelegentlichen (gedanklichen) Ausflügen in das Feld der *Kunst* wird nach einem dualistischen Grundmuster kategorisiert. Die schärfste Form der *Polemik* gegen den „morbide[n] Künstlertyp“ findet sich in einer Auseinandersetzung mit Thomas Manns „Königliche Hoheit“, „Tonio Kröger“ und „Tod in Venedig“.

Die darin vorgestellten Künstler „haben alles, was sie brauchen, vom Abitur angefangen, obwohl sie nie gelernt haben, was Arbeit heißt. Solche Typen leiden nicht an dieser beschissenen gesellschaftlichen Wirklichkeit, sondern an sich selber, an ihrer eigenen Überspanntheit, die sie pflegen. Der eigene Bauchnabel ist der Mittelpunkt der Welt, und wenn sie Nabelsausen haben, meinen sie, die Welt geht unter.“³³⁵

„Egozentrik“ und „Schwermut“ wirft Erich diesem Typus des Künstlers vor:

„Als ob alle Künstler Melancholiker wären [...], übersensible, moralische, ästhetische, feinsinnige, intellektuelle, genialische, sentimentale und nicht zuletzt humanistisch gebildete Eremiten. Als ob

³³⁰ Besonders in schwierigen Lebensphasen (Phasen der Hilflosigkeit, Frustration oder etwa bei Beziehungsproblemen) denkt er an Lina. „Er mußte in letzter Zeit oft an sie denken“, Bittner 1978, S. 188, vgl. auch S. 162 u. 238.

³³¹ Bittner 1978, S. 133.

³³² Bittner 1978, S. 130.

³³³ Laut Kattner 1981, ist „ein bestimmendes Merkmal“ bei Bittner die „Unterscheidung“. „Er arbeitet Gegensätze in verschiedenen Erzählsituationen heraus.“

³³⁴ Bittner 1978, S. 144.

³³⁵ Bittner 1978, S. 82.

Kunst etwas wäre, was nichts mit dem Leben zu tun hat. Und als ob nur diese Leute empfindlich, feinsinnig, schöpferisch wären, als ob alle anderen Idioten wären.“³³⁶

Als Gegenbeispiele zu Thomas Mann und dessen Künstlerbild werden Bertold Brecht, Heinrich Böll und Friedrich Dürrenmatt genannt:

„Da merkte man wenigstens, daß es auch politische Verhältnisse und ökonomische Zwänge gibt.“³³⁷ In dieser an einem Maßstab des *realistischen* und *lebensnahen* Erzählens orientierten Einstufung der Schriftsteller manifestiert sich ein immer noch *kleinbürgerliches Stilempfinden*, und man kann sich denken, dass Erich später Kafkas, Sartres und Zuckmayers Werke dem „Ulysses“ von Joyce vorziehen wird.³³⁸ Auffällig ist allerdings, dass neben Heinrich Böll³³⁹ gerade Thomas Mann zu ausführlicheren Kommentaren anregt. Erich reibt sich nicht nur an diesem Literaten, sondern sieht offenbar bei ihm eine höchst differenzierte politische Haltung, insbesondere zum „primitiven Antikommunismus“: „die Grundtorheit dieses Jahrhunderts“³⁴⁰.

Diese das ganze Denken des Protagonisten bestimmenden *dichotomischen* Schematisierungen verfestigen sich immer weiter. Statt zu einer Ausdifferenzierung und allmählichen Auflösung kommt es zu einer Stabilisierung und Verschärfung dieser Denkmuster. Diese Entwicklung hängt zu einem gut Teil mit dem politisch-gesellschaftlichen Kontext zusammen. Denn zunächst einmal bieten die *marxistischen Instrumentarien der Studentenbewegung* einem sich stets zurückgesetzt fühlenden Aufsteiger wie Erich ein willkommenes, leicht eingängiges Orientierungsmuster. Sie stützen gewissermaßen das schon angelegte Gut-Böse- bzw. Unten-Oben-Schema. Bevor es zu einer Ausdifferenzierung dieses übernommenen Schemas kommen kann, bedarf es offenbar einer *Verflüssigung* der äußeren Strukturen. Bittner hat diese Verflüssigung des Außen in „Der Aufsteiger“ kaum zur Darstellung gebracht. In „Niemandland“ ist immerhin zu lesen, dass es an der Göttinger Uni „jetzt spürbar zu knistern“ begann:

So „wurden das erstmal Vorlesungen von demonstrierenden Studenten gesprengt. [...] Für Bürger- und Kleinbürgerkinder zuerst ganz ungewohnt.“ „Der Allgemeine Studentenausschuß veranstaltete ein Sit-in im Auditorium maximum. Die Studienbedingungen sollten diskutiert werden, das interessierte mich.“³⁴¹

In „Der Aufsteiger“ wird die politische Bewusstwerdung des Protagonisten auf eine Erfahrung mit staatlich-polizeilicher Gewalt in München konzentriert, also wohl eher auf eine Aktion hin verdichtet, die in hohem Maße symbolisch aufgeladen ist. Erich hatte den Studienort wechseln müssen, weil er aufgrund von „Anstreichungen“ in einem Buch eine Göttinger Seminarbibliothek nicht mehr nutzen durfte.³⁴² So steht er also eines Tages in der Münchner Innenstadt mit seinem VW

³³⁶ Bittner 1978, S. 81.

³³⁷ Bittner 1978, S. 81f.

³³⁸ Bittner 1978, S. 134 u. 189. „So was zu kopieren schien nicht jedermanns Sache“, S. 134.

³³⁹ Böll wird insbesondere im Hinblick auf seinen „Baader-Meinhof-Artikel im ‚Spiegel‘“ genannt.

³⁴⁰ Bittner 1978, S. 217f.

³⁴¹ Bittner 1992, S. 136 u. 142.

³⁴² Bittner 1978, S. 162f.

im Stau, umgeben von „fluchenden“ „BMW- und Mercedesfahrer[n]“, die die demonstrierenden Studenten („Diese Revoluzzer!“, „Gammer“ und „Spinner“) beschimpfen. Die studentische Protestaktion gegen den Schah-Besuch interessiert ihn, da er vor kurzem erst mit einem politisch verfolgten Perser gesprochen hatte, der aufgrund eines Selbstmordversuches nicht sofort abgeschoben wurde. Nachdem Erich seinen Wagen etwas abseits geparkt hat, gerät er sehr bald in die Nähe der DemonstrantInnen:

„Plötzlich Gedränge, Handgemenge, zerrissene Plakate und Transparente, durch die Luft sausende Schlagstöcke, aus den Nebenstraßen Polizisten hervorquellend, ganze Hundertschaften, die mit Schlagstöcken bewaffnet in den Krieg zogen, auf die Demonstranten zustürmten, in sie hineinbrachen, wild drauflosprügelnd, brutal auf Köpfe, Gesichter und Körper schlagend, sich an einzelnen Demonstrantengruppen festbeißend. [...] Er rannte, spürte einen Schlag an der Schläfe, einen am Kopf, rannte, fiel hin, rannte.“³⁴³

Er kann sich in einen „Hauseingang“ flüchten. Eine junge Frau, die eigentlich gerade das Haus verlassen will, zieht ihn sofort in ihre Wohnung und verarztet ihn. Als sie ihn ängstlich nach dem Geschehenen fragt, stellt er sogleich klar, dass er „normalerweise ein ordentlicher und fleißiger Student“ und nur durch „Zufall“ in die Demonstration geraten sei. Seine „barmherzige Samariterin“, Marianne Bechtel, eine Lehramtsstudentin, ruft einen Arzt, der ihn in die Praxis fährt und später eine „leichte Gehirnerschütterung“ diagnostizieren wird. Die „Brutalität“ des Polizeiangriffs („wie Bluthunde“) empfindet Erich, als er sich die Szene im Nachhinein vor Augen führt, als einen „Schlag ins Gesicht der Rechtsstaatlichkeit“. Zugleich stuft er das Erlebte aber auch als *persönliche Demütigung* ein:

„Man hat mich vergewaltigt“, sagte er mit einem Anflug von Sarkasmus.“³⁴⁴

Noch in Gegenwart der jungen Frau beschließt er, „dem SDS beizutreten“. Aufschlussreich ist der „Spruch von Mao“, der ihm in diesem Zusammenhang einfällt: „Wir sind für die Abschaffung des Krieges, wir wollen den Krieg nicht; aber man kann den Krieg nur durch den Krieg abschaffen; wer das Gewehr nicht will, der muß zum Gewehr greifen.“³⁴⁵

Hier zeichnet sich erneut – bei Bittner allerdings immer als eruptiver Ausbruch von Empörung gemeint und im Nachhinein als nicht akzeptable Lösung verworfen! – jener *Kreislauf der Gewaltanwendung* ab („Man hat mich vergewaltigt“ – „man kann den Krieg nur durch den Krieg abschaffen“), in den sich in den 1970er Jahren die RAF verfangen sollte. Als Wegner mit Kopfschmerzen wieder zu Hause ist und die „Nächte [...] wie Feuer“ brennen, hört er im Radio von den Jubelpersern, Schah-Anhängern, die in Berlin vor den Augen der Polizei eine ganze Weile auf DemonstrantInnen eingeschlagen hätten. Die „schahfeindlichen Demonstranten“ seien dann auch noch verhaftet worden.³⁴⁶ Für Erich steht daraufhin fest: „Die Alternative heißt Kapitalismus oder Sozialismus.“³⁴⁷

³⁴³ Bittner 1978, S. 151ff.

³⁴⁴ Bittner 1978, S. 153.

³⁴⁵ Bittner 1978, S. 159.

³⁴⁶ Bittner 1978, S. 160.

³⁴⁷ Bittner 1978, S. 161.

Sich kurz danach eine Zigarettenpackung am Automaten holend, zieht er statt Marlboro („der Geschmack von Freiheit und Abenteuer“) „aus purer Opposition [...] Roth-Händle“. ³⁴⁸

Man wird wohl sagen können, dass die Entscheidung für den „Sozialismus“ ³⁴⁹ einerseits schon eine lange Vorlaufzeit hatte (durch Einflüsse Kolossas und Kruzes), dass sie andererseits aber auch gewissermaßen eine *leibliche Fundierung* (durch die Demonstrationserlebnisse mit der staatlichen Gewalt) bekommt. Als ein Gestus *kleinbürgerlichen Protests* findet sie zudem einen unmittelbar leiblich-sinnlichen Ausdruck: in dem Nein zu einer amerikanischen Zigarettenart.

Wie man sich denken kann, entwickelt sich im Weiteren ein *Liebesverhältnis* zu der „barmherzigen Samariterin namens Marianne“, die er sofort „ausgesprochen hübsch“ findet („Gesichtszüge [...] ebenmäßig“, „gut proportioniert“) ³⁵⁰. Die als sehr zurückhaltend (zum Thema „sich mit Gleichgesinnten solidarisieren“ sagt sie: „ich finde es besser, wenn man sich da heraushält“ ³⁵¹) und „verletzlich“ beschriebene junge Studentin und Erich fahren in der sich anschließenden Szene mit dem Auto zu den *Eltern Bechtel* nach Stuttgart. Das, was dem Protagonisten bei Karin und Lina nicht gelungen war, geschieht nun. Obwohl er wiederum überaus „nervös“ ³⁵² und befangen ist, kann er sich erstmals zu einem solchen *Besuch* durchringen. Wie man den Beschreibungen des Elternhauses entnehmen kann, hatte Erich etwas anderes erwartet:

„Tisch und Sofa, drei Sessel, ein Nußbaumschrank, zwei Stühle. In der Ecke auf einem Podest eine altertümliche Holzmadonna, [...] höchstwahrscheinlich echt antik, dennoch häßlich. Wenig Bücher, wenig Bilder, wenig Atmosphäre. Alles fast so wie zu Hause in Salzdorf, nur etwas gediegener, besserer Polsterstoff, schwerere Gardinen, ein Stich an der Wand statt Dürers betende Plastikhande. Aber insgesamt ein bißchen zu kahl, zu unbelebt, zu nüchtern, überraschend bescheiden für eine Landgerichtsdirektorsfamilie.“ ³⁵³

Mariannes Vater, „beinamputiert“ – wie Erichs Vater ein *Kriegsverletzter* –, gibt sich leutselig („Er humpelte an seinem Stock behende zum Schrank hinüber und holte eine Flasche Weinbrand hervor“; „Wir wollen das alles nicht so förmlich machen“). Man wolle ja über die „Verlobung sprechen“. Sehr schnell wird Erich klar, dass Marianne schon alles eingefädelt hat („[...] heiraten. Davon hatten sie eigentlich noch gar nicht gesprochen“). Er fühlt sich überrumpelt, muss überdies feststellen, „daß alles, was ihn anging, [...] auf eine merkwürdige [...] Weise aufpoliert war“: sein Vater war „bei einem Landkreis ‚tätig‘ gewesen“, „er selber hatte den interessanten Beruf eines Sozialarbeiters ausgeübt“. Besonders die Berufsangabe

³⁴⁸ Bittner 1978, S. 162.

³⁴⁹ In seinem Interview, Jakobs 1996, bezeichnet sich Bittner „nach wie vor als Sozialist[en]“, erteilt allerdings dem sogenannten realen Sozialismus in der DDR und der UdSSR eine Absage. „Man darf aber heute nicht den Fehler machen, ein System mit seinen Wucherungen der Idee anzulasten.“

³⁵⁰ Bittner 1978, S. 154 u. 156.

³⁵¹ Bittner 1978, S. 159.

³⁵² Bittner 1978, S. 167.

³⁵³ Bittner 1978, S. 170.

des Vaters erweist sich übrigens bei Vorstellungssituationen (beim Doktorvater, bei Gerichtskollegen etc.) als ein immer wiederkehrendes Problem. Erich selbst fügt schon vorsorglich stets hinzu: „Beim Landkreis Salstädt'. Damit dieses ‚Kraftfahrer‘, dieses Anderen-Leuten-den-Arsch-Bedienen nicht so handgreiflich in der Luft hängenblieb.“³⁵⁴ *Formalität* findet an der Universität, insbesondere bei den *Rechtswissenschaften*, ihren Ausdruck gerade in einem hohen Grad an *Standesbewusstsein*. Der Hinweis auf den „Landkreis“ soll hervorheben, dass der Vater zum Verwaltungsbereich gehört und damit im Rekurs auf frühneuzeitliche Verhältnisse gewissermaßen direkt für die politische Herrschaft wirkt.³⁵⁵ Da Erich sich ausgerechnet für den ‚harten‘ Fachbereich Jura entschieden hat, *reibt* er sich zwangsläufig immer wieder an den tradierten ständischen Denk- und Verhaltensstrukturen.

Zurück zum Besuch bei den Bechtels: Als man also beim Tischgespräch über das Wetter zum Thema Autounfälle übergegangen war, kommt es bereits zu ersten *Irritationen* („stutzte sein Schwiegervater. Marianne blickte ihn erschrocken an, und die Mutter schien betroffen“), denn Erich bezeichnet die Autobahn als „eines der großen Schlachtfelder des Spätkapitalismus“.³⁵⁶ Der Protagonist verwendet des Öfteren ein *militärisches Vokabular* (Chaos „wie im Dreißigjährigen Krieg“; „Polizisten [...], die mit Schlagstöcken bewaffnet in den Krieg zogen“; am ungewöhnlichsten auf die beruflichen Möglichkeiten bezogen wohl die Wendung: „Jetzt, als Student, hatte er den Marschallstab im Tornister. [...] Jetzt war alles drin“³⁵⁷), was herkunfts-, erfahrungs- wie zeitbedingt sein mag. Was hier für eine familiäre Verstimmung sorgt, ist allerdings nicht der Terminus „Schlachtfelder“, sondern der Begriff des „Spätkapitalismus“. Über Erichs sich anschließende Konsum- und „System“-Kritik landet man irgendwann bei *Teufel* und *Langhans*, die dem gerichtsvorsitzenden Herrn Papa ein Dorn im Auge sind, weil „die ja schon ihr Geschäft auf dem Richtertisch“ erledigen („keine Manieren“, „diese Gammler“). Sie würden „letztlich den Kommunisten in die Hände“ spielen. Und *Dutschke* gehöre „in eine Irrenanstalt“. Natürlich wird in diesem Familienkreis nicht *Marx* zitiert. Dafür aber *Oswald Spengler*: „Es wird kommen die Zeit, da die Gelben ihre Kamele am Rhein tränken.“ Stille *moralische Empörung* über das Gehörte zeigt sich bei Erich: „Hatten diese Leute eigentlich überhaupt nichts dazugelernt?“ „Und immer die Untermenschen aus dem Osten, die Russen, die Gelben, die Kommunisten.“³⁵⁸ Später wird Erich seinen Schwiegervater als einen „typische[n] Vertreter dieses Berufsstandes [der Juristen]“ einstufen. „Wie konnten Menschen nur so borniert werden?“³⁵⁹

³⁵⁴ Bittner 1978, S. 188.

³⁵⁵ Es wird somit auch ein Anschluss zu den Vorfahren hergestellt, die ja häufig in Diensten adliger Herrschaften standen.

³⁵⁶ Bittner 1978, S. 175.

³⁵⁷ Bittner 1978, S. 122.

³⁵⁸ Bittner 1978, S. 179.

³⁵⁹ Bittner 1978, S. 186.

Es versteht sich wohl von selbst, dass Erich in der Folge, nachdem das Paar geheiratet hatte, niemals ein gemeinsames *Weihnachtsfest* mit Marianne und ihren Eltern verbringen wird. Einmal feiert Marianne mit ihnen allein, während es für Erich zu Hause heißt: „Weihnachten diesmal anders“. Bittner knüpft hier an eine vorausgehende *Provokation* an, wenn er seinen Protagonisten erneut, diesmal als eine Art Kontrastprogramm zum „verlogenen Weihnachtsschwindel“ auf „allen drei Programmen“ im Fernsehen, *masturbieren* lässt („Fuck yourself. Das erleichtert“). Erich hatte sich eine „Illustrierte“ mit entsprechender „Titelseite“ gekauft, in der er unter anderem einen Artikel über „Ehekonflikte“ findet.³⁶⁰ Die enge Bindung Mariannes an ihre Eltern war ihm schon länger übertrieben vorgekommen („fast schon inzestuös anmutende Eltern-Kind-Verhältnis“), und die „fortwährenden Streitereien wegen nichts“ mit Marianne fand er allmählich unerträglich („dieser ewige Kleinkrieg“). Aber zwischen den Ehepartnern war es zu einer Art *Arrangement* gekommen, das wohl die gegenseitige Bindung eine Zeitlang gefestigt hat: Nachdem Erich sein Examen gemacht hatte, hat er offenbar auch Mariannes Examensarbeit zumindest in wesentlichen Teilen verfasst („Und wer dir deine Examensarbeit geschrieben hat“³⁶¹). Marianne sorgt nun – als eine Art Gegenleistung – mit ihrem „Volksschullehrergehalt“ dafür, dass sie zusammen ein einigermaßen hinreichendes Auskommen haben und dass ihr Mann an seiner *Doktorarbeit* schreiben kann. Die Führung des Haushalts, die Erich weitestgehend übernommen hat, wird zu einem dauernden Streitpunkt. Neben seinen erneuten inneren Blockaden während des Dissertationsprojekts („eine Art Angst vor der eigenen Courage“) werden die *Eheprobleme* immer belastender („Das ist die Hölle“, dachte er“).³⁶² Marianne stört sich an seinen ideologischen „Spinnereien“ („deine sozialistischen Sprüche“; „Du kannst ja nach drüben gehen“).³⁶³ Er gelangt zu der Überzeugung, mit seiner Frau „nicht diskutieren“ zu können („daß mit Marianne kein ernsthaftes Gespräch möglich war“), ärgert sich über ihre Fantasie- und „Ahnungslosigkeit“ („mit Ideen wie mit Bausteinen umzugehen [...], war ihr von Haus aus fremd“)³⁶⁴ und spürt, dass sie nahezu gänzlich von ihrem Lehrerberuf in Anspruch genommen ist.

Nach Abschluss der Dissertation übernimmt Erich „als Vertreter der Staatsanwaltschaft“ „vier Routinefälle“. Das „freie Sprechen“ bereitet ihm Probleme, ihm fehlen oft „die passenden Worte“. Aber seine *Nervosität* und die „schweißnassen Hände“³⁶⁵ werden im Verlauf der Verhandlungen sekundär, denn in den Vordergrund rückt seine *innere Empörung* über die jeweiligen Strafurteile, die der Richter fällt:

³⁶⁰ Bittner 1978, S. 181-184.

³⁶¹ Bittner 1978, S. 204.

³⁶² Bittner 1978, S. 191 u. 206.

³⁶³ Bittner 1978, S. 194, 228 u. 195.

³⁶⁴ Bittner 1978, S. 196, 223, 220 u. 196.

³⁶⁵ Bittner 1978, S. 210.

„Bloß schnell nach Hause’, dachte er, ‚Abstand gewinnen von diesem Affentheater. Den Kleinen macht man den Prozeß, die Großen läßt man laufen [...]“

„[...] Sie werden auch noch ruhiger werden“³⁶⁶, gibt ihm ein Anwalt mit auf den Weg. Erich glaubt hier als aktiver Teilnehmer des Prozessgeschehens – er selbst hatte in zwei Fällen im Gegensatz zum Richter für quasi reziproke Strafmaße plädiert – einem Schauspiel von ‚*Klassenjustiz*’ beigewohnt zu haben. Nach der sich anschließenden Referendarausbildung „vor dem zweiten Staatsexamen“³⁶⁷ und angesichts der Tatsache, dass es nun in der Bundesrepublik „einen sogenannten Radikalenerlaß“ gibt, der nur die politische Linke betrifft, während „die NPD [...] neonazistische Propaganda betreiben“ kann („Die Restauration marschierte“), fragt er sich, ob „man unter solchen Bedingungen noch als Jurist in den Staatsdienst gehen“ kann.³⁶⁸ Er ist jetzt auch zu der Einsicht gelangt, dass es „am wichtigsten für Juristen ist“, „unkritisch zu sein“:

„Der Staat hat nicht nur ein Ausbildungsmonopol für Juristen, sondern auch ein Anpassungsmonopol.“³⁶⁹

Zu diesem Zeitpunkt steht für ihn fest: „Es ist was faul im Staate Dänemark.“³⁷⁰

Rückkehr – Abgesang und Neuanfang – „Sich selber neu gebären“

Das letzte Kapitel des Romans („Wieder in Salstädt“), das die *Bogenbewegung* des Protagonisten abschließt, weist in mancherlei Hinsicht geradezu *absurde* Züge auf. Bittner hat hier die *gegenseitigen Irritationen* zwischen Erich und seinem sozialen Umfeld auf die Spitze getrieben. Zurückgekehrt nach Salstädt schlägt Erich seine Mutter erst einmal mit der Nachricht vor den Kopf, dass er und Marianne sich nach nunmehr fünf Jahren des Zusammenlebens „getrennt haben“. Er denke an eine Scheidung. Die Mutter lebt seit einiger Zeit mit einem „Freund“ zusammen und ist von der Botschaft nicht gerade erbaut:

„Da sind die beiden Jüngsten nun endlich unter der Haube, und der Älteste kommt wieder.“³⁷¹

Bei seinem Bruder Tobias, der in einigen Jahren „wahrscheinlich Abteilungsleiter“ einer Bank werden und „damit sein Lebensziel erreicht haben“ würde, stellt Erich fest, dass er „von Jahr zu Jahr trotteliger geworden“ war, „dabei aber so außerordentlich erhaben und großtuerisch“.³⁷² Da eine juristische Laufbahn für Erich nicht mehr in Frage kommt, hat er kurzerhand um einen Termin bei seinem einstigen Arbeitgeber Mönkeberg gebeten. Der Bauunternehmer, der sich „zu einem Kunstmäzen entwickelt“ hat, empfängt ihn „jovial“ in seinem „pompös eingerich-

³⁶⁶ Bittner 1978, S. 216f.

³⁶⁷ Der Anwalt, für den Erich hier arbeitete, verteidigte „mit Vorliebe [...] gegen Sonderhonorare Honoratioren, wenn sie zum Beispiel mit besoffenem Kopf einen totgefahren hatten“, Bittner 1978, S. 222.

³⁶⁸ Bittner 1978, S. 218.

³⁶⁹ Bittner 1978, S. 223.

³⁷⁰ Bittner 1978, S. 228.

³⁷¹ Bittner 1978, S. 230.

³⁷² Bittner 1978, S. 231.

teten“ Arbeitszimmer, „von der Größe zweier Sozialwohnungen“³⁷³. Er hat bereits von den „wissenschaftlichen Erfolgen“ seines früheren Mitarbeiters gehört („die Salstädter Gerücheküche“) und spricht ihn als *beispielhaften Aufsteiger* an:

„Für uns sind Sie das typische Beispiel dafür, wie weit man es in unserer heutigen Gesellschaft aus eigener Kraft bringen kann, wenn man nur will.“³⁷⁴

Als Erich ihn nach einem „Job [...] als Hilfsarbeiter“ fragt, will Mönkeberg „sich ausschütten vor Lachen“. Er lässt sich erklären, dass sein Gegenüber „aus persönlichen Gründen [...] nicht als Jurist arbeiten wolle“. Fassungslos versucht er letztlich, diesen *absonderlich* erscheinenden Gesprächspartner los zu werden, „als wolle er eine lästige Fliege verscheuchen“:

„Ich habe nicht die Absicht, mich zum Gespött der Leute zu machen. Mit einem ausgewachsenen promovierten Volljuristen als Bauhilfsarbeiter!“³⁷⁵

Im Nachhinein habe sich der Protagonist über diese Aktion gefreut, selbst wenn ihn in Salstädt jetzt „so schnell niemand mehr einstellen“ werde. Ein Gefühl der Befriedigung und *Unabhängigkeit* habe sich eingestellt:

„Bei dem Gedanken daran, daß er vor diesem Mann einmal so etwas wie Furcht verspürt hatte, bekam er gute Laune. Er fühlte sich frei.“³⁷⁶

Erst in der Gaststätte, wo er das „beste[] Gästezimmer“ von der Wirtin bekommen hatte, mit der er ein kleines Techtelmechtel beginnt³⁷⁷, wird ihm klar, dass „sein Verhalten“ „nichts weiter als ein Weglaufen vor dieser beschissenen Gesellschaft hier“ ist („vor dieser miesen Politik und vor dieser ganzen Zivilisations-scheiße“):

„Berufsverbote, Gesinnungsschnüffelei, Korruption“ etc.³⁷⁸

Das „Weglaufen“³⁷⁹ ist Ausdruck eines *Fluchtmotivs*, das, wie erwähnt, in Bittners Büchern immer wieder begegnet. (Der Autor ist tatsächlich nach Vorderasien, Mexiko und immer wieder nach Kanada gereist. Das Reisen, das Entfliehen, der Ausstieg aus dem vertrauten Alltag geht hierbei, wie gleich deutlich wird, mit dem Kennenlernen alternativer ‚Welten‘ einher.) Angesichts des herausgearbeiteten Mangels an Selbstbewusstsein für einen autonomen Einstieg in eine bürgerliche Berufslaufbahn wirken die angegebenen Gründe für die Absage an die ‚Juristerei‘ („Berufsverbote, Gesinnungsschnüffelei“ etc.) allerdings vorgeschoben. Trotz Vorzeigexamen und Dokortitel – was ja ohne eine gewisse Öffnung der Bil-

³⁷³ Bittner 1978, S. 232. Sietz 1978 ist „von der Perspektive des sozialkritischen Zeitgenossen“ von diesem Vergleich mit den Sozialwohnungen geradezu begeistert („ganz famos“).

³⁷⁴ Bittner 1978, S. 233.

³⁷⁵ Bittner 1978, S. 235.

³⁷⁶ Bittner 1978, S. 236.

³⁷⁷ Es wird hier darauf verzichtet, diese nur schemenhaft angedeutete, vorwiegend sexuelle Beziehung zu der Wirtin Hannelore eingehender zu behandeln. Hannelore wird als „nicht verkehrt, nur etwas abgewirtschaftet“ beschrieben, Bittner 1978, S. 231. Als geschiedene, alleinerziehende Mutter sei sie von den „Sorgen um das tägliche Leben“ gezeichnet. Für den „so traurig“ dreinschauenden „Doktor“ hatte sie, so wird es dargestellt, sogleich etwas übrig.

³⁷⁸ Bittner 1978, S. 241.

³⁷⁹ Bittner 1978, S. 241.

dungsinstitutionen für ‚Nachzügler‘ wie Bittner-Wegner nicht denkbar gewesen wäre – ist es nicht zu einer Einmündung in eine gehobene gesellschaftliche Position gekommen. Anders als etwa in anderen europäischen Ländern oder in den USA gibt es in der BRD zu diesem Zeitpunkt immer noch *keine Beteiligung der unteren und mittleren Schichten an gesellschaftlicher und politischer Macht*, was sich im Sinne Elias’ historisch erklären lässt.³⁸⁰ Bittner-Wegner stellt diesbezüglich einen durchaus typischen Fall dar. Insofern geht es hier ähnlich wie bei Bräker zwei Jahrhunderte zuvor (in einem absolutistischen Schweizer Kleinstaat) auch eher um ein *Aussteigen* als um ein *Aufsteigen*.³⁸¹ Konkret wird dazu bei Bittner eine „Schiffspassage“ ins Spiel gebracht, für die Erich durch einen Job in den nächsten Monaten etwas „zusammenverdien[en]“ wolle.

„Vielleicht half es, wenn man mal Abstand bekam, neue Menschen kennenlernte, neue Ansichten und Lebensgewohnheiten. Zurückkommen konnte er immer noch. Und auch eine Anwaltpraxis konnte er immer noch aufmachen. Das lief ihm nicht weg.“³⁸²

Die *Inkonsistenz* gerade dieser Textstelle, denn eigentlich hatte Erich ja der juristischen Laufbahn eine klare Absage erteilt, ist signifikant für diese Biografie. Die *Brüche* in dieser Biografie können von dem Protagonisten nicht mehr hinreichend reflexiv bearbeitet werden. Sie sind benannt, bleiben aber als solche stehen. Ganz am Schluss, als Erichs Wirtin sich an ihn „drängt[]“, gehen ihm „immer noch tausend Gedanken auf einmal“ durch den Kopf, „die er nicht zu fassen vermochte. Alles verwirrte sich immer wieder.“³⁸³ Was schon für die Studienzeit zweimal angemerkt wird, insbesondere für das Jurastudium („Theorien, Definitionen, Grundsatzurteile, Lehrmeinungen, Gesetzestexte, Auslegungen und Kommentare [...] Es ergab keinen Zusammenhang“; „wenn man aus dem Dreck kommt, wenn einem die Zusammenhänge fehlen, [...] wenn es immer um die Wurst geht, ganz gleich bei welcher Prüfung“³⁸⁴), ist hier auf die ganze verfahrenere Lage des Protagonisten bezogen. Die einzelnen Erlebnisse und Erfahrungsstränge, die jetzt – wiederum nicht unähnlich der Situation des reifen Bräker im 18. Jahrhundert – ziemlich ungeordnet und *ohne erkennbare Anschlussmöglichkeiten* im Raum stehen, führen dazu, das Erich nun mit über Dreißig an einen *Neuanfang* denkt. Wieder fühlt er sich gänzlich auf sich selbst zurückgeworfen, nicht nur dazu verdammt, sich am eigenen Schopfe aus der Misere herauszuziehen, sondern sich sogar selbst neu zu schaffen:

³⁸⁰ Dazu Elias, Studien, 1998, S. 438f.

³⁸¹ Es ist daher auch kein Zufall, dass Rezensionen zu beiden Fällen unter ähnlichen Überschriften entstanden sind: Rupp, Gerhard (1989): Lesen: Aussteigen – Aufsteigen. Aspekte der Lektürebiographie von Ulrich Bräker bis Peter Weiss, in: Literatur für Leser, S. 11-21; Drewitz, Ingeborg: Ein Aufsteiger, der aussteigt, in: Tagesspiegel, Berlin, 25.03.1979.

³⁸² Bittner 1978, S. 236-241.

³⁸³ Bittner 1978, S. 243.

³⁸⁴ Bittner 1978, S. 131f.

„Vielleicht kann man noch einmal ganz von vorn anfangen. Alles hinter sich lassen, was war, und völlig neu beginnen. Sich selber neu gebären.“³⁸⁵

Diese Hoffnung auf eine Art *zweite Geburt*, mit der der Roman abschließt, rekurriert explizit auf einen körperlichen Vorgang. Selbst wenn diese Metaphorik verstiegen klingt, zeigt sich darin eine im Kern erfahrungsbezogene Wunschvorstellung. Denn Erich ist auf seinem Weg zu der Einsicht gelangt, dass die spätere Entwicklung eines Menschen stets in Beziehung zu vorausgehenden Erfahrungseinflüssen und Erziehungsbedingungen steht („Einerlei, wie unsere Kindheit ausgesehen hat, wir sind ihr verhaftet“). Dahinter verbirgt sich der Gedanke, diese inkorporierten Erfahrungen, die uns auch nach außen hin geprägt haben („Wir sind alle gezeichnet“), rückgängig zu machen und sich gewissermaßen noch einmal neu zu konstituieren, ja sich neu zu *verkörpern*.³⁸⁶ Diese Vorstellung wahrt nicht nur Züge von *Absurdität*, sondern sagt auch nichts über das weitere *soziale* Werden des Individuums aus. Der Akzent liegt gänzlich auf der *Selbstschöpfung* („Sich selber neu gebären“). Aber selbst, wenn „noch einmal ganz von vorn an[ge]fangen“ würde, hieße es, sich wieder mit den anderen und den strukturellen Bedingungen einer gesellschaftlichen Formation zu arrangieren. Auch „weit weg“³⁸⁷ mag es soziale Barrieren geben, die Wegner-Bittner nicht gefallen würden. Er müsste das Glück haben, in einer Gesellschaft „völlig neu [zu] beginnen“ und sozialisiert zu werden, die nicht nur sozial *durchlässiger* wäre, sondern in der auch – um noch einmal im Sinne von Elias zu argumentieren – die *Spanne zwischen Formalität und Informalität* geringer wäre als in der ihm vertrauten Gesellschaft.

Schlussbetrachtung

In „Der Aufsteiger“ wird die Lebensgeschichte Wegner-Bittners ähnlich wie bei Bräker und Holstein in einer Art *Bogenbewegung* erzählt.³⁸⁸ Ein ambitionierter junger Mann entflieht der provinziellen Enge, gelangt auf einem gestuften Weg in die Sphäre einer karriereverheißenden Institution, der Universität, und landet schließlich nach allerlei Enttäuschungen und Kränkungen, aber auch mit einem erweiterten Horizont wieder am Ausgangspunkt. Es ist allerdings nicht erkennbar, dass er sein Ursprungsmilieu durch die gemachten Erfahrungen in irgendeiner Weise befruchten würde, es sei denn auf eher indirektem Weg als politisch-engagierter Schriftsteller, der bewusst so ‚einfach‘ und ‚realistisch‘ schreibt, dass möglichst jeder ihn verstehen kann. Sein Pfad hat ihn durch allerlei verschiedene Lebenswel-

³⁸⁵ Bittner 1978, S. 243.

³⁸⁶ Wie erwähnt, ist die gedankliche Nähe zu Bourdieus Theorie, ohne dass Bittner direkt davon beeinflusst wäre, mitunter sehr evident.

³⁸⁷ Bittner 1978, S. 243.

³⁸⁸ Insbesondere in dieser Bogenbewegung offenbart sich, wie erwähnt, eine durchaus erstaunliche Parallele zu Bräkers Biografie im 18. Jahrhundert. Während für Bräker das *Militär* als Biografiegenerator von entscheidender Bedeutung war, hat bei Bittner (wie zuvor schon um 1900 bei Holstein) die *Universität* diese Funktion übernommen.

ten und Milieus geführt (Tiefbau, Angestelltenwelt, schulischer Intensivkurs, Universität, Protestbewegung, „Landgerichtsdirektorsfamilie“, Anwaltskanzlei etc.). Diese an sich schon interessante Flugbahn durch den sozialen Raum unterscheidet sich ganz erheblich von den Flugbahnen Bräkers und Rehbeins in den vorhergehenden Epochenabschnitten, führt etwa aus der proletarischen Arbeitswelt über das Beamtenmilieu in die akademische Welt. Diese Veränderung verweist implizit auf den höheren Grad an Institutionalisierung und funktionaler Differenzierung gegenüber den beiden vorausgegangenen Jahrhunderten. Denn im 20. Jahrhundert haben sich Handlungs- und Berufsfelder sowie Submilieus entwickelt, die auch den Angehörigen unterer und mittlerer Schichten mehr Alternativen und damit breitere Entfaltungsräume bieten. So sind denn auch die Erfolgserwartungen Wegner-Bittners zumindest am Anfang des Weges im Vergleich zu früheren Epochen schon erheblich gewachsen. Er strebt eine gehobene berufliche und soziale Position an und setzt somit auf *Integration in den Kreis der gesellschaftlichen Eliten*. Seine Aufstiegsbewegung erscheint von vornherein als eine *Absetzbewegung* (Aussteigen statt Aufsteigen; eher Distinktion gegenüber dem ‚Unten‘ als Verbundenheit zum Ursprung). Dem stufenweisen Höherstreben – gewissermaßen der modernen Variante des *Stufenkletterns*, das bereits um 1800 und um 1900 insbesondere bei Gottlieb Hiller und Gustav Weise eingehend beschrieben wird – geht stets ein tiefes Unbehagen über die aktuelle soziale und mentale Lage voraus. Das, was es zu überwinden gilt, ist markiert durch Enge, Engstirnigkeit, Kleinbürgerlichkeit, Kleingeistigkeit, Unbildung etc. Die jeweils nächste Stufe erscheint immer etwas weiter, offener, geistiger, feiner, kultivierter. Dieses jeweils Bessere bzw. ‚Höhere‘ muss allerdings meist unter einer *immensen Kraftanstrengung* erklommen werden.

Eine *Planung* auf längere Sicht ist kaum zu erkennen. „Der Aufsteiger“ hat nur diffuse Vorstellungen davon, was er eigentlich erreichen will. Die Ziele selbst unterliegen einem gewissen Wandel. Standen am Anfang eher materielle Wünsche im Vordergrund, so werden später eher geistig-intellektuelle und gesellschaftspolitische Zielsetzungen bzw. Ideale genannt. Relativ konstant bleibt die *Status- und Prestige-Orientierung*. Auf den einzelnen Sprossen des Aufstiegs entwickeln sich immer aufs Neue *Reflexionen über die Schwierigkeiten des Weiterkommens*, gewissermaßen über die ‚Kosten‘ dieses Projekts in gesundheitlicher, psychischer und sozialer Hinsicht. Das fortwährende Gefühl des Zu-spät-Kommens und der Aussichtslosigkeit der Bemühungen muss immer wieder beiseite geschoben werden, um zumindest *etappenweise* voranschreiten zu können. Dabei wird durchaus eine *Selbstzwangapparatur* entwickelt. Aber die Selbstzwänge beziehen sich in einem erheblichen Maße auf äußere Erwartungen oder Bestimmungen (z.B. auf die Dauer und Höhe der Studienförderung), die in absehbarer Zeit erfüllt werden müssen. Die Grenzen zwischen Selbst- und Fremdzwang sind hier fließend. Es versteht sich von selbst, dass die wiederkehrenden Reflexionen innerhalb der einzelnen Etappen/Stufen, die der Bearbeitung der spezifischen Aufsteigerproblematik dienen, beträchtliche Energien beanspruchen. Eine *strategische Reflexivität*, die über das

Erreichen der jeweiligen Etappe hinausgeht, kann so kaum entstehen. Wie bei Hiller und Weise in den vorausgehenden Epochenabschnitten verbleibt dieses strategische Denken in gewissen Grenzen. Es wird praktisch immer mit gewissen, neuen Unwegsamkeiten, die dazwischenkommen können, gerechnet. Wegner-Bittner kann dabei von einem bestimmten Zeitpunkt an sogar von Glück sagen, dass ihm manche Spezifika des Jura-Studiums entgegenkommen (z.B. stärkere Verschulung, klarerer Anforderungskatalog, stärker tradierte Schwerpunktbildung als in anderen Studienfächern). Er glaubt zu wissen, dass er mit *Fleiß*, mit Auswendiglernen (Pauken), schon recht weit kommen kann. Die weit fortgeschrittene Institutionalisierung der Rechtswissenschaften und des Justizwesens bietet dem eifrigen Studenten zudem eine gewisse Rahmung, innerhalb derer er auf relativ stabilen Bahnen weiterkommen kann. Wegner-Bittner hat sich offenkundig eine geraume Zeit lang auf diese Prozedierung verlassen können. Es ging aus seiner Perspektive immer irgendwie weiter bis zum Zweiten Staatsexamen und zur Promotion. Wenn ihm zwischenzeitlich etwa mal der Gedanke kommt, Professor werden zu wollen, dann offenbart sich ein teils *illusionärer* Charakter seines Strebens. Er spürt dies selbst und schiebt den Gedanken schnell beiseite.

Bittner vermag die Verbindungslinien zwischen dem eigenen *Scheitern* (auf freilich recht hohem Niveau) und der gesamtpolitisch gespannten Situation in der BRD Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre nur sehr vage zu ziehen. Er erklärt die eigene Misere gewissermaßen mit der *sozialen Ungerechtigkeit insgesamt* bzw. dem *Strukturkonservatismus in der BRD* und implizit auch mit der staatlichen Verfolgung linker Gesinnungsgenossen resp. mit der Rechtslastigkeit der Staatsmacht. Wichtig ist in diesem Zusammenhang seine Abgrenzung gegenüber der Frühphase der BRD, als in der Tat große Teile der einstigen NS-Eliten ihren beruflichen Werdegang fortsetzen konnten.³⁸⁹ Bittner-Wegner sah noch „die Restauration marschier[en]“³⁹⁰:

„Die Angehörigen dieser politischen Richtung hatten nichts zu befürchten, sie waren in allen öffentlichen Institutionen zu finden, als Bundeswehroffiziere, Lehrer, Bankbeamte oder Behördenbedienstete.“³⁹¹

Er glaubte nicht daran, dass sich in diesem Staatsgebilde ein wirklicher Wandel hin zu *demokratischen Prinzipien* vollzogen hatte und dass er selbst sich in diesen Staat

³⁸⁹ Vgl. dazu jetzt Hitlers Eliten nach 1945, hg. von Norbert Frei (2003), München, insbesondere zum Bereich Justiz, ebd., S. 285: „[...] im sogenannten Huckepack-Verfahren (ein Belasteter auf einen Unbelasteten) waren schon bis 1946 viele NS-Juristen in ihre Ämter zurückgekehrt. Gegen Ende der Besatzungszeit war in den Westzonen schließlich die übergroße Mehrheit des alten Justizpersonals wieder im Amt [...]“

³⁹⁰ Bittner hat sich noch 1996 „als Angehöriger des WDR-Rundfunkrats“ öffentlich gegen die Verfilmung eines Kosalik-Stoffes gewandt, da Kosaliks Werk „frauenfeindlich“ und „tendenziell faschistoid“ sei. Kosaliks daraufhin erfolgte Klageandrohung hat dieser später zurückgenommen (Bittner, Wolfgang: Nicht unbedingt beleidigend, in: Die Tageszeitung, 30.07.1996).

³⁹¹ Bittner 1978, S. 218. Vgl. zum Fortwirken der einstigen NS-Eliten und zur „Schuld der Vätergeneration“ ähnliche Deutungen bei Timm 2005, S. 89ff.

würde einfinden können. Das Aufstiegsprojekt geriet so ins *Stocken* und lief letztlich auf ein ‚Aber nicht in diesem Staat, nicht unter diesen Bedingungen‘ hinaus. Bittners Erklärungsmodell für sein Scheitern mutet in vieler Hinsicht kurzschlussartig oder auch allzu weit hergeholt an. Es würde allerdings ebenfalls auf einen Kurzschluss hinauslaufen, wenn man diese Erklärung einfach als Dogmatik oder bestenfalls noch als Polemik abtut. Denn so gänzlich auf der falschen Fährte ist er sicher nicht. So ist ja vor kurzem erneut von sozialwissenschaftlicher Seite nachgewiesen worden, dass z.B. gerade das Justizwesen immer noch ein vergleichsweise hoch selektives und recht konservatives Berufsfeld darstellt.³⁹² Nun gut, dann hätte Bittner sich damals eben ein anderes Fach aussuchen sollen, in dem er besser aufgehoben gewesen wäre. Aber woher hätte er wissen sollen, was passender gewesen wäre? War es nicht sogar durchaus folgerichtig, an eine Lehre in der Verwaltung ein Jurastudium anzuschließen? Entbehrte es der Logik, dass der schon recht früh am Nutzen orientierte ‚Emporkömmling‘ sich einer Disziplin zuwandte, die ein überschaubares Anforderungsprofil und ein *pragmatisch-reelles* Wirkungsfeld zu haben schien?

Der Autor Bittner lastet sein Scheitern keineswegs nur diesem spezifischen akademischen und sozialen Feld der Justiz an. Sieht man einmal von seinen Globalerklärungen (Verfolgung der politischen Linken etc.) ab, dann bleiben immer noch eine Reihe von Aspekten, die Bittner als Signale der *Ablehnung* seiner Peron bzw. als *Hindernisse seines Fortkommens* wahrnimmt. Da sind z.B. die einstige Deutschlehrerin und der erwähnte rabiater Bauer, die das Flüchtlingskind beleidigen und offen ausgrenzen, der „Honnefbeamte“ oder „mildtätige[] Mäzen“, der es gut findet, wenn Studenten „auch mal die körperliche Arbeit“ „auf dem Bau oder in der Fabrik“ kennenlernten.³⁹³ Der *Mangel an Einfühlungsvermögen* des Beamten unterscheidet sich eigentlich nur graduell von dem der Lehrerin und des Bauern. Am aufschlussreichsten erscheint in dieser Hinsicht die Darstellung des „Lehrgang[s]leiter[s]“ jenes Intensivkurses zur Vorbereitung auf das Abitur. Als der Kursteilnehmer Eckerle sich einmal zu Wort meldet und über die spezifischen „psychischen Probleme“ und anderweitigen Belastungen der ‚Bildungsnachzügler‘ (auf dem Zweiten Bildungsweg) sprechen möchte, entgegnet der Leiter knapp:

„Jeder müsse mit seinen psychischen Problemen selber fertig werden [...]. In der Schule oder auf solchen Lehrgängen könne man keine psychologische Lebensberatung erwarten; da müsse sich, schon aufgrund der Kürze der Zeit, alles auf einer rein sachlichen Ebene abspielen. Und das sei gut so, denn wo käme man sonst hin. Letzten Endes habe jeder mehr oder weniger psychische Probleme, ob das nun Schüler seien oder Lehrer.“³⁹⁴

Man mag diesem Leiter zugutehalten, dass er hier unter anderem die Zwänge anspricht, unter denen er selbst sich in seiner Position befindet. Aber die Art und Weise, in der hier ein junger Mensch in einer wichtigen Phase seines Lebenswegs

³⁹² Vgl. dazu Hartmann 2002.

³⁹³ Bittner 1978, S. 143f.

³⁹⁴ Bittner 1978, S. 100.

abgefertigt wird, darf wohl mit Recht als erschreckend bezeichnet werden. Auch ein um Verständnis bemühter Verweis aus heutiger Perspektive auf die Bedingungen der damaligen Zeit, auf die noch sehr autoritären Verhältnisse Mitte der 60er Jahre, entlastet das Geschehen nicht. Von einem in diesem pädagogischen Bereich Tätigen, zumal in einer leitenden Position, durfte man auch in dieser Zeit ein anderes Verhalten erwarten. Es ist übrigens aufschlussreich, dass hier die „rein sachliche Ebene“ nicht nur für „solche Lehrgänge“, sondern ganz allgemein für die „Schule“ reklamiert wird. Und der „Schüler“ im Allgemeinen wird gänzlich auf sich allein verwiesen. Er müsse mit seinen „Problemen selber fertig werden“. Selbst wenn Bittner den Vorgang überspitzt dargestellt haben sollte, bleibt der strukturelle Hintergrund manifest. Der Bildungsaufsteiger resp. der soziale Aufsteiger findet kaum – vielleicht nie – einen kompetenten Gesprächspartner für seine positionsbedingten Anliegen und Schwierigkeiten, es sei denn Menschen, die sich selbst gerade auf einem solchen Weg befinden. Und ein Austausch mit Letzteren mag zwar die eigenen Erfahrungen bestätigen, aber wirklich weiter bringt er wohl beide Gesprächspartner kaum. Es bleibt letztlich der Eindruck, dass man als Bildungsnachzügler und Emporkömmling nirgendwo verstanden wird. Selbst eine Einrichtung, die ja speziell für diese Nachzügler konstituiert wurde, verschließt sich dem individuellen biografischen Werden unter spezifischen Rahmenbedingungen und verlangt schlichtweg das *reibungslose Funktionieren* seiner Klientel. Es liegt nahe, hier auf bis in die Gegenwart fortbestehende vergleichbare Defizite in deutschen Bildungsinstitutionen zu verweisen.

3. Dritte Zwischenbilanz

Bittners autobiografischer Roman, der schon im Titel die zentrale Thematik anspricht („Der Aufsteiger oder Ein Versuch zu leben“), ist in mehrfacher Hinsicht durch *Spaltungen*, *Doppelorientierungen*³⁹⁵ und *Dichotomien*³⁹⁶ gekennzeichnet. Erinnert das gewählte Genre und der formal-literarische Umgang mit der eigenen Person noch entfernt an jenes berühmte Romanprojekt „Anton Reiser. Ein psychologischer Roman“ aus dem 18. Jahrhundert von Karl Philipp Moritz, der sich ebenfalls eines Alter Ego bediente, um in dritter Person quasi von sich selbst zu erzählen, so liegt der Akzent bei Bittner jedoch keineswegs mehr auf den *psychologischen* Komponenten des dargestellten Lebens. Der Blick auf den Protagonisten Wegner *wechselt fortwährend zwischen einer Innen- und einer Außenperspektive*. Der Autor vermag sich bis zum Ende seiner Erzählung nicht auf einen Standpunkt zu dieser Figur

³⁹⁵ Vgl. dazu Streeck 1981, S. 40.

³⁹⁶ Zu einem „strikt dichotomische[n] Gesellschaftsbild“ in unterbürgerlichen Familien vgl. Streeck 1981, S. 28.

festzulegen, was nur zum Teil an einer nicht ganz durchdachten Konzeption und an den insgesamt begrenzten literarischen Möglichkeiten liegt, über die er verglichen mit Moritz verfügt. Wenn Bittner wie ein Betrachter von außen seinen Protagonisten z.B. zunächst in eine bestimmte Szenerie eingebettet einführt, dann schlüpft er gleich darauf in diese Figur hinein und gibt ihre Empfindungen und Gedanken gewissermaßen als die eigenen wieder. Da der Autor zu wissen glaubt, dass die eigentlichen Ursachen und Ausgangspunkte für menschliches Handeln, für Aufmerksamkeiten, Empfindungen, Irritationen, Störungen etc., eigentlich nur im Außen, in der Umwelt festzumachen sind, bleibt der wesentliche Bezugspunkt in seiner Darstellung eben dieses *Außen*. Die unglückliche Lage des Bauhilfsarbeiters scheint so z.B. durch einen anderen in diesem Außen, einen ominösen „Jemand“, der ihn hier hineinverfrachtet hat, bewirkt. Allerdings kann der Protagonist selbst kaum an einen solchen Jemand glauben, sondern weiß eigentlich, dass er sich diesen unsichtbaren Lenker des eigenen Geschicks selbst schafft, um die eigene Misere einem anderen anlasten zu können. In diesem Sinne erscheint auch die Banalität des Alltagslebens der nächsten Verwandten etwa durch den ‚Konsumterror‘ des kapitalistischen ‚Systems‘ bedingt, dem sich der Einzelne kaum verschließen kann, was ja Wegner an sich selbst immer wieder feststellen muss. Der Einzelne wirkt geradezu wehrlos gegenüber den äußeren Einflüssen. Erst nach einem langen und mühsamen Prozess der Bewusstwerdung über die äußeren Zwänge und Hindernisse vermag der Einzelne sich gegen dieses Außen *zur Wehr zu setzen*. Bis er dahin gelangt ist, hat er allerdings schon entscheidende Zeit verloren. Er kann keinen Anschluss an die eigentlichen Lenker, etwa an die Privilegierten und Mächtigen der Gesellschaft mehr finden. Das *Zu-spät-Kommen* diskutiert Bittner überdies von allen AufstiegsautobiografInnen am ausführlichsten als höchst evidentestes Problem gerade dieser sozialen Gruppierung.

Der Autor Bittner hat im Grunde genommen eine feste Meinung darüber, wie das ‚System‘ BRD bzw. das ‚System‘ Kapitalismus funktionieren. Über den Kontakt mit sozialistischen und kommunistischen Freunden und Kollegen und später über die Auseinandersetzung mit mehr oder weniger durch die Studentenbewegung aufbereiteten marxistischen Theorien hat er sich ein zeittypisches, selbstredend *dogmatisches* Weltbild geschaffen, das mit dem der anderen analysierten AutobiografInnen um 2000 weitgehend übereinstimmt. Als sozial Aufstrebender hat Bittner allerdings wie Baumann und Viett auch in der Tat Erfahrungen mit autoritär-gewaltsamen Mentalitäten, mit starren Hierarchien, mit ständischen Residuen in Beruf und Alltag, mit gesellschaftlich nicht bearbeiteter Vergangenheit („die Restauration marschierte“) und mit ganz konkreten Zurückweisungen und Ausschlussmechanismen – zusammengefasst: mit vielschichtigen Formalitäten – gemacht. Das aufpolierte marxistische Erklärungsmodell bietet den AutobiografInnen um 2000 – ähnlich wie das sozialistisch-marxistische Modell ein Jahrhundert zuvor Rehbein – die Möglichkeit, die bestehenden Machtverhältnisse in zumeist *dualistischen* Begrifflichkeiten greifbar zu machen. Bittner muss dabei aber ähnlich

wie Baumann immer wieder feststellen, dass sein Instrumentarium die erlebte Welt nur unzureichend erklärt. Dass der Roman dieses Aufstiegers ein in mehrfacher Hinsicht *absurdes* Ende findet, lässt erkennen, dass Bittner eigentlich keine Antwort darauf gefunden hat, warum sein „Versuch zu leben“ auf verschiedenen Ebenen gescheitert ist. Immerhin scheint er ziemlich sicher zu sein, dass dieses Scheitern nicht in ihm selbst begründet ist. Dieses Bewusstsein unterscheidet ihn erheblich von Moritz, der in Anton Reiser im ausgehenden 18. Jahrhundert einen häufig um sich selbst kreisenden und an sich selbst verzweifelnden Aufstiegswilligen vorführt. Eine derartige Selbstreferenzialität sowie Psychologisierung der Aufsteigerproblematik ist Bittners Sache nicht. Als einstiger Student des Faches Soziologie, aber auch als ausgebildeter Jurist, der die Rechtswissenschaften und das Justizwesen distanziert-polemisch als ‚Klassenjustiz‘ einstuft, stellt er eher die *sozialen Verhältnisse* bzw. die Klassenverhältnisse als das Innenleben der Individuen in den Vordergrund. An diesen Klassenverhältnissen hat er sich von Kindheit an selbst gerieben und so *prangert* er sie *auch als Schriftsteller noch an*.

Das autobiografische Schreiben Bittners hat somit in einem weit höheren Maße einen *affektiv-aggressiven* Ton als das Schreiben der Aufstrebenden aus den vorausgegangenen Epochenabschnitten. Diese *Affekte* und *Emotionen* sind dem Schriftsteller gewissermaßen bis in seine Gegenwart hinein erhalten geblieben. In seinem Schreiben wirken die oftmals demütigenden Erlebnisse, die meist Seele und Leiblichkeit zugleich betrafen, immer noch nach. So bilden denn auch explizit der *Leib/Körper* und die *Sinnlichkeit* über die verschiedenen Lebensphasen hinweg vielfältige Bezugspunkte seines Erzählens. Z.B. erfährt sich der Bauhilfsarbeiter über seinen Körper als *instrumentalisiert*, und noch der Doktorand leidet unter den *schmerzhaften Nachwirkungen* („Bandscheibenschaden“) der einstigen Tiefbautätigkeit. Der Student versucht während der „körperliche[n] Arbeit“ in den Semesterferien die Zähne zusammenzubeißen, weil er als Honnefempfänger in dieser Zeit keine Förderung erhält. Am Beispiel der ‚normalen‘ Studenten, die es nicht nötig haben, in den Ferien Geld zu verdienen, entwickelt Wegner-Bittner eine Art Theorie des „gesunden“ *inneren Ausgleichs*:

„Die bereiten sich in den Semesterferien schön auf das kommende Semester vor, arbeiten den Lehrstoff des vergangenen Semesters noch einmal durch, machen im übrigen Urlaub, entspannen sich, sorgen für einen gesunden Wechsel von Anspannung und Entspannung.“³⁹⁷

Da dieser Aufstrebende selbst eigentlich nie wirkliche Ruhephasen findet, sich meistens unter *Zwängen des Sich-Bewährens* wähnt, bleibt ein derart „gesunde[r] Wechsel“ für ihn Wunschtraum. Eine positive Lustbilanz im Eliasschen Sinne lässt sich bei ihm aufs Ganze gesehen ebenso wenig erkennen wie zwei Jahrhunderte zuvor bei Ulrich Bräker, der in häufig verzweifelten Situationen seine Leidenschaften ja am liebsten an den Teufel abgetreten hätte. Der Wunsch, die eigenen Affekte und Triebe von sich *abtrennen* zu können, um z.B. möglichst viel Zeit

³⁹⁷ Bittner 1978, S. 144.

für die (nachträgliche) Akkumulation von Wissen zu gewinnen, konkurriert bei Bittner indes mit einer entgegengesetzten Vorstellung von einer Art *Eigenrecht des Sinnlich-Leiblichen*. Zu diesem Verständnis gehört ein ‚Recht‘ des Leibes auf sexuellen Genuss. Dabei ist allerdings nicht ganz klar, ob dieses Recht biologisch, sozial oder sonst wie fundiert gedacht wird. *Sexualität* erscheint mitunter aber auch stark *funktionalisiert*. So können Liebesaffären und Selbstbefriedigung etwa als eine kurzfristige Ausflucht aus den diffusen sozialen und psychischen Zwängen des „Aufsteiger[s]“ dienen. Sie erfüllen dann eine *kompensatorische* Funktion wie einst die Bordellbesuche der geschundenen Rekruten in Bräkers Geschichte. Der Schriftsteller Bittner nutzt das Thema Sexualität zudem nicht selten um zu *provokieren*, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Aufschlussreich ist, dass in zwei Textstellen auf *körperliche Beschwerden* hingewiesen wird, die der Autor offenbar als typische Begleiterscheinungen des „Emporkletterns“ betrachtet: Erstens gehören dazu die „Gallensteine“, die man sich „wegoperieren“ lasse,³⁹⁸ zweitens die „Hämorrhoiden“ („wenn man am Hintern Knoten hat und Blut schießt“).³⁹⁹ Bittner zieht damit eine *Verbindungsline* zwischen dem *leiblich-körperlichen Befinden* und der *sozialen Laufbahn* des Individuums, wie sie in dieser Deutlichkeit sonst in den Autobiografien noch nicht gezogen wurde. Hiller und Heyne hatten, wie erwähnt, um 1800 derartige Zusammenhänge nur sehr vage angedeutet, zumal sie eher einen *punktuellen* Zusammenhang zwischen einer bestimmten sozial-beruflichen Situation und dem dabei registrierten körperlich-gesundheitlichen Zustand eines Individuums meinten. Bei Bittner lässt sich insofern schon von einem quasi-medizinischen Bewusstsein für bestimmte *psychosomatische Prozesse* in Aufsteigerbiografien sprechen, wobei dieses Bewusstsein in erster Linie aus (eigenen) biografischen Erfahrungen, weniger aus theoretischem Wissen abgeleitet scheint. Das „[W]egoperieren“ zeigt an, dass der in dieser Sichtweise geradezu von der Gesellschaft körperlich geschädigte Aufsteiger sich zum Zwecke der Heilung zwangsläufig in die Hände der modernen Medizin begeben muss. Eine Selbstregeneration scheint ausgeschlossen. Die von außen bewirkte Beschädigung muss demnach auch von außen her wieder behoben werden.

Überhaupt scheint sich vieles auf der leiblich-sinnlichen Ebene dem Bewusstsein und der Kontrolle des aufstiegsorientierten Individuums selbst einfach zu entziehen: so z.B. die „schweißnassen Hände“ und das pochende Herz bei allen möglichen (offenkundig oder vermeintlich) *formellen* Anlässen. Vor Gericht hat es einmal den Anschein, als würde Wegner als „Vertreter der Staatsanwaltschaft“ einem *anderen in sich selbst* beim Sprechen zuhören:

„... und deshalb beantrage ich eine verhältnismäßig milde Strafe“, hörte er sich sagen“⁴⁰⁰.

³⁹⁸ Bittner 1978, S. 124.

³⁹⁹ Bittner 1978, S. 220.

⁴⁰⁰ Bittner 1978, S. 212.

Diese Textstelle würde schon hinreichen, um zu erkennen, dass sich Erich *in seiner Rolle nicht wohl fühlt*, dass er die Staatsanwaltschaft nicht zu repräsentieren vermag. Weder mit der Institution Gericht noch mit der ‚Gesellschaftsordnung‘ als Ganzer kann er sich identifizieren.⁴⁰¹ Bezogen auf die leiblich-sinnliche Ebene ist zudem – worin sich ebenfalls Parallelen zu Bräkers Darstellung zeigen – häufig ein *Laissez-faire* zu beobachten, das, wie erwähnt, partiell *kompensatorische* Funktion haben mag: etwa im alkoholischen Exzess nach einem Ehestreit („in eine Kneipe [gehen], um sich volllaufen zu lassen“⁴⁰²) oder indem einem inneren Druck („Irgendwo mußte man mit seinem Scheiß schließlich bleiben“⁴⁰³) nachgegeben wird, wenn eine Sexualpartnerin nicht verfügbar ist („Fuck yourself“). Zuweilen werden aber auch geradezu *eruptive Gefühls- und Gewaltausbrüche* (Autoaggressionen) beschrieben, in denen *wie zwanghaft* einem situationsbedingten, „plötzlichen Impuls“⁴⁰⁴ nachgegeben wird.

Ein *besonderer Umgang mit Literatur*, wie er sich schon um 1800 etwa bei Gottlieb Hillers Auseinandersetzung mit Wieland zeigt, lässt sich auch bei dem moderneren sozial Aufsteigenden Wegner-Bittner feststellen. Der Protagonist erhofft sich hierbei ebenfalls eine Art *Heilung* vor allem bei Lernschwierigkeiten im Jura-Studium, aber auch schon zuvor, etwa als er der heimatlich-provinziellen Enge zumindest geistig zu entfliehen sucht,⁴⁰⁵ von der Beschäftigung mit Literatur („Das interessierte ihn nicht. Er holte sich das Buch von Hemingway“⁴⁰⁶). Dabei konnte der junge Bittner, wie der Autor in seinem autobiografischen Essay erst 2003 preisgibt, schon auf einem gewissen literarischen Grundwissen aufbauen, das ihm in der Realschule vermittelt wurde. Diese ‚klassische‘ Basis erscheint aber sogleich in einem Konkurrenzverhältnis zu aus der „öffentliche[n] Bücherei“ entliehenen Büchern:

„Ich holte mir ‚Der Graf von Monte Christo‘ von Alexandre Dumas, ‚Die Regulatoren in Arkansas‘ von Friedrich Gerstäcker, Travens ‚Schatz der Sierra Madre‘“ etc.⁴⁰⁷

„Das fand ich interessanter als die Dramen von Goethe, Schiller, Kleist und Lessing oder ‚Die Judenbuche‘ von Annette Droste-Hülshoff, die wir zur selben Zeit in der Schule durchnahmen. Obwohl mir auch das Schicksal von Nathan dem Weisen und Michael Kohlhaas nahe ging und die Umstände des Unterrichts manchmal höchst spannend waren. Ich weiß noch, wie wir mit verteilten Rollen Schillers ‚Räuber‘ lasen und Rudi Kalweit, der aus Ostpreußen stammte, den Aufstand probte. Er hatte die Nase voll von Fräulein Burgmann [der rigiden „Klassenlehrerin“], statt ‚Amalie‘ las er

⁴⁰¹ Dazu Berger/Luckmann 2001, S. 79: „Rollen *repräsentieren* die Gesellschaftsordnung. [...] Die rechtsprechende Person fungiert nicht ‚aus sich heraus‘, sondern als Richter. [...] die Rolle des Richters [repräsentiert] einen ganzen Verhaltenskomplex. Seine Rolle steht in Verbindung mit anderen Rollen, deren Gesamtheit die Institution des Rechts ausmacht. Der Richter richtet als der Repräsentant dieser Institution.“

⁴⁰² Bittner 1978, S. 207.

⁴⁰³ Bittner 1978, S. 184.

⁴⁰⁴ Bittner 1978, S. 73.

⁴⁰⁵ Bittner 2003, S. 29: „Die Bücher befreiten mich aus der Enge der ärmlichen Verhältnisse“.

⁴⁰⁶ Bittner 1978, S. 54. Vgl. auch ebd., S. 116.

⁴⁰⁷ Bittner 1978, S. 28.

jedes Mal ‚Emaillé‘, was dann eine Lachorgie zur Folge hatte. Er wurde schließlich heimgeschickt und musste im Jahr darauf die Schule verlassen; wegen ‚Renitenz‘, wie es hieß.⁴⁰⁸

Der im Ganzen „gute[] Schüler“⁴⁰⁹ Bittner konnte offenbar – was er zumindest partiell mit Aufstrebenden der beiden vorausgegangenen Epochenabschnitte gemeinsam hat (etwa mit Hiller, Rudolphi, Holstein, Sudermann) – durchaus Gefallen an einigen ‚Klassikern‘ der Literatur finden. Nur erschienen ihm die selbst entdeckten Abenteuerromane aus der Stadtbücherei eben ungleich „interessanter“. Und in dem ‚genervten‘ Mitschüler Rudi fand sich zudem schon früh ein (höchst) *subversiver Leser der kanonisierten Werke* – für Bittner wohl ein Provokateur, der ungewollt noch lange in ihm nachwirken sollte. Bereits an diesem Exempel war für ihn ersichtlich, welche Wirkung man als ‚Protestler‘ erzielen konnte („Lachorgie“), aber auch, wie unnachgiebig auf institutioneller Ebene mit solchen *Aufführern* verfahren wurde („musste [...] die Schule verlassen“). Bittners eigene Schriftstellerei behält, wie angedeutet, bis in die Gegenwart hinein den Charakter der *Provokation, hinter der sich tiefe Kränkungen verbergen*.⁴¹⁰ Literaturkritiker mögen daher heute sein Schreiben verglichen etwa mit dem Werk des nur ein Jahr früher geborenen Uwe Timm, der auch über den Zweiten Bildungsweg und ein Studium zur Schriftstellerei gelangt ist⁴¹¹, als ‚Unliteratur‘ bezeichnen.

Bittner verharret in seinem Umgang mit Literatur stets in einer *Zwischenstellung zwischen kleinbürgerlichen und (bildungs-)bürgerlichen Attitüden*. Verdeutlichen lässt sich dies etwa an dem oben schon zitierten Gedicht, in dem er sich an *Hölderlin* anlehnt.

Da ich ein Knabe war
Rettete Tarzan mich oft
Vom Geschrei und der Rache des Vaters,
Da spielt ich sicher und gut
Mit Elefanten und Affen,
Und die Kinder des Urwalds
Spielten mit mir.

[...]

Im Arme der Gewaltigen wuchs ich groß.⁴¹²

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Rute der Menschen,
Da spielt' ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

[...]

Im Arme der Götter wuchs ich groß.⁴¹³

⁴⁰⁸ Bittner 2003, S. 29.

⁴⁰⁹ Bittner 2003, S. 18.

⁴¹⁰ In Bittners (autobiografischem) Schreiben manifestiert sich insofern durchgehend das „subjektive Potential der Überschreitung“, das laut Bergmann 1991, S. 195, ein wesentliches Kennzeichen der populären Autobiografik sein kann.

⁴¹¹ Es lassen sich übrigens eine Vielzahl von Überschneidungen im Hinblick auf Motive und Deutungsmuster zwischen Bittners „Der Aufsteiger“ und Uwe Timms Roman zur Studentenrevolte „Heißer Sommer“ (München/Gütersloh/Wien 1974) erkennen. Insbesondere zu den Motivationen der Bildungs- und Aufstiegsambitionierten vgl. auch die schon zitierte Erzählung von Timm 2005.

⁴¹² Bittner 1976, S. 15.

⁴¹³ Hölderlin 1970, S. 184f. In diesem siebenstrophigen Gedicht Hölderlins kommt die arkadische Harmonie der Jugendzeit zur Darstellung, in der der „Knabe“ noch nicht die Beirung durch das

Indem hier gewissermaßen über die Modifikation eines deutschen Klassikers und dessen antiker Bildungswelt die Gewalttätigkeit des eigenen Vaters thematisiert wird, werden zwei Frontlinien zugleich aufgemacht. Angeklagt erscheint zum einen der kleinbürgerliche Vater, verletzt werden soll aber zum anderen auch der literarische Kanon des Bildungsbürgertums. Letztlich manifestiert sich allerdings in diesem Aufbegehren eher das Nicht-Ankommen des Schreibenden selbst in einem mit Bildung und Status gleichermaßen konnotierten Feld – der Kritiker mag es schärfer formulieren: Es manifestiert sich das eigene Versagen Bittners.

So wie Bräker von seiner Lese- und „Schreibsucht“ („schnappte jedes Buch auf, das mir nur zu erhaschen stund“) und von seiner „Zuflucht zum Lesen“⁴¹⁴ erzählt, so wird einmal auch von Erich Wegners „Leseffimmel“ berichtet:

„Das Lehrbuch ödete ihn an. Er klappte es zu und nahm den ‚Steppenwolf‘ zur Hand. In letzter Zeit hatte er einen richtigen Leseffimmel. Innerhalb von zehn Tagen war er auf sechs Bücher gekommen.“⁴¹⁵

Erich muss allerdings nicht mehr so willkürlich wie der „Bücherfresser“⁴¹⁶ Bräker alles irgendwie Greifbare verschlingen. Noch vor seinem 20. Lebensjahr bekommt er Lesetipps und Bücher von politisch *linksorientierten Bekannten*. Seine Lektüre ist gleichsam gelenkt. Später entwickelt sich das individuelle literarische Interesse Erichs in eine spezifische Richtung, was bei Bräker nur ansatzweise wahrnehmbar ist. Bei Bittner-Wegner fällt überdies auf, dass er mitunter sein angelesenes Wissen über mehrere Seiten hinweg der RezipientIn präsentiert. Diese geradezu *zwanghafte Darbietung des akkumulierten Bildungskapitals* unterscheidet ihn, den aus dem *Kleinbürgertum* Emporgestiegenen, deutlich von dem schreibenden *Kleinbauern* Bräker, der allerdings dafür zur Not auch ein Tagebuch zu nutzen wusste.

Dem Bittner-Roman „Niemandland“ ist zu entnehmen, dass der Protagonist während seiner Studienzeit den Roman „Meine Universitäten“ von Maxim Gorki liest, der im 19. Jahrhundert „mittellos und ohne die erforderlichen Zertifikate an die Universität ging“.⁴¹⁷ Er stellt verblüffende Übereinstimmungen mit seiner eigenen Situation fest und betont im Nachhinein, welchen *Nutzen* diese Lektüre für sein Selbstverständnis hatte. Literatur hatte auch hier wiederum *therapeutische* Funktion:

„[...] gab es viele Parallelen zu den Schilderungen in Gorkis Roman, der mich stark erschütterte, der mir aber auch dabei half, meine eigene Situation besser zu erfassen. Denn ich war ebenfalls auf mich

„Geschrei [...] der Menschen“ und durch die bewussteren Bedingungen des späteren Lebens kannte (ebd., Bd. 2, S. 155f.).

⁴¹⁴ Bräker 1997, S. 9, 159 u. 173.

⁴¹⁵ Bittner 1978, S. 134.

⁴¹⁶ Bräker 1997, S. 241.

⁴¹⁷ Bittner 1992, S. 122.

allein gestellt, und die neue Umgebung wirkte nicht nur anziehend und erregend auf mich, sondern zu Anfang eher bedrohlich.“⁴¹⁸

Bei Baumann findet sich eine ähnliche *Orientierung an literarischen Identifikationsmodellen*, teils sogar mit deutlichen thematischen Überschneidungen (Aussteiger- und Abenteuerromane):

„Denn hab ich angefangen so Allen Ginsburg, Jack Kerouac oder Sartre oder so 'ne Leute zu lesen, Jack London oder was weiß ich, lauter so wat, also Leute, die ähnliche Situationen gehabt haben.“⁴¹⁹

Problematisch ist, wie ein Rezensent zu Recht anmerkt, der „etwas naive[] Bildungsglaube[]“, dem Bittner-Wegner anhängt. Die „musische Erziehung“ und die „humanistische[n] Traditionen“⁴²⁰, von denen er in philosophischen Büchern liest, überträgt er kurzerhand auf die Studenten und Professoren bürgerlicher Herkunft. „Die Repräsentanten der Bildung, die er dann trifft, die Oberstudienräte, Professoren und Richter, sind eher spießig als edel, hilfreich und gut. [...] Er hat sich nie die Frage gestellt, wann denn zuletzt das Bürgertum auf gleicher Höhe mit der zeitgenössischen Literatur und Kunst sich befunden hat.“⁴²¹ Erich hat *zu behre Vorstellungen von dieser Akademikerschicht*.⁴²² Insbesondere im Justizwesen begegnet er eher dem trockenen Beamtentypus als dem kultiviert-zivilisierten Intellektuellen. Gerade für das deutsche (Bildungs-)Bürgertum kommt allerdings noch hinzu, dass es sich – wie Elias aufzeigt⁴²³ – traditionell an der politischen Obrigkeit und ihren vornehmlich militärischen Machtinstrumenten orientiert hat. Ein zivilisiertes, gar an der künstlerischen Avantgarde orientiertes Verhaltens- und Bildungsideal konnte sich in Deutschland erst sehr spät entfalten. Die Achtundsechziger-Bewegung hat hier sowohl im institutionellen als auch im privaten Bereich erst wesentliche Veränderungen initiiert. Wegner hat davon kaum erste Ansätze registriert.

Die *Demütigungen* und *Kränkungen*, denen er von der Kindheit an bis zum Erreichen seiner akademischen Titel ausgesetzt war, wirkten zwar weiter in ihm, wurden aber über einen langen Zeitraum hinweg eher als eine Problematik behandelt, die es individuell zu bewältigen galt. Die frühen Kränkungen hat er etwa durch die Beschäftigung mit Comics und Literatur, durch die *Identifikation mit heroischen Einzelkämpfern*, bearbeitet. In einer mittleren Phase werden ihm erste *politische Erklärungsmuster* von Bekannten, die dem linken politischen Spektrum angehören, angeboten. Aber erst als Student, der einen tieferen Einblick in die Machtverhältnisse an der Uni und bald auch ins Justiz- und Staatswesen erhält, greift er direkt auf *ideologisch-politische Instrumente und Diskurse* (der Achtundsechziger-Bewegung) zu-

⁴¹⁸ Bittner 1992, S. 123.

⁴¹⁹ Baumann 1977, S. 10.

⁴²⁰ Bittner 1978, S. 116.

⁴²¹ Quark: Aufstieg: ja, aber dann?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 20.03.1979.

⁴²² Tietz 1979, sieht bei Erich einen „Widerspruch zwischen Bildungsalltag und den eigenen Ansprüchen“.

⁴²³ Elias, Studien, 1998, S. 22f., 152f., 234f. u. 272f.

rück, um den weiterhin erfahrenen Zurückweisungen und Kränkungen zu begegnen. Die *harten Dichotomien* dieser übernommenen Deutungsmuster strukturieren zusehends Wahrnehmung, Denken und Handeln des „Aufsteiger[s]“ und tragen so in einer verhängnisvollen Weise ihren Teil dazu bei, dass dieses Aufstiegsprojekt misslingt. *Vermittelnde Komponenten*, die dem entgegenwirken würden, sind kaum zu erkennen.

Stellt man das von Bittner präsentierte eigene Scheitern, das sich vornehmlich als ein berufliches Scheitern darstellt, dem sich völlig außerhalb normaler gesellschaftlicher Verhältnisse vollziehenden Leben der einstigen Terroristin Inge Viett gegenüber, dann relativiert sich natürlich die Dramatik seiner Geschichte, zumal Bittner sogar bis in die Gegenwart hinein als Schriftsteller, insbesondere als Jugendbuchautor, eine recht gesicherte Existenz führen konnte. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass es eine Vielzahl von strukturellen Parallelen zwischen den Biografien dieser beiden AutorInnen gibt, die so wohl nicht zu erwarten war. Was Bittner seit Ende seiner Studienzeit im Medium *Literatur* an der BRD kritisiert, versucht Viett, nachdem sie ihre eigenen Eindrücke im studentebewegten Milieu gewonnen hatte, durch einen „revolutionäre[n] Kampf“ mit *gewaltsamen Mitteln* anzugreifen. Die *dichotomischen* Muster, die Viett zur Deutung ihrer Erfahrungswelt verwendet, unterscheiden sich nicht wesentlich von denen Bittners. Insofern stellt Vietts Weg lediglich eine graduelle Steigerung dessen dar, was bei Bittner im Keim schon angelegt ist. Und auch Vietts Rückblick auf die eigene Biografie ist strukturell durchaus vergleichbar mit der bei Bittner dargebotenen Perspektive. Vietts Leben scheint von ganz massiven Einwirkungen des *äußeren* Geschehens (vornehmlich bedingt durch das autoritär-gewaltsame Klima der Nachkriegszeit in der BRD) geprägt. Ihr gelingt es indes, ähnlich wie Bittner bei der Darstellung seines Alter Ego Wegner, auch ganz Wesentliches über ihr eigenes *Innenleben* in den verschiedenen Entwicklungsphasen zur Darstellung zu bringen. Ihr *Empathievermögen* gegenüber den anderen, ihren GenossInnen, ihren LiebespartnerInnen und manchen sonstigen InteraktionspartnerInnen geht jedoch entschieden über das bei Bittner erkennbare Einfühlungsvermögen hinaus. In der Regel sind Frauen, die ihre Autobiografie schreiben, über die drei behandelten Epochenabschnitte hinweg eher als männliche Autobiografen in der Lage, im Umgang mit anderen Menschen die Perspektive zu wechseln. Bei der Gruppe der sozial Aufstrebenden bestätigt sich damit ein Befund, der im Verlauf der Forschungsarbeit des rahmenden Projekts, in dem die vorliegende Untersuchung steht, schon aus dem autobiografischen Schreiben anderer sozialer Provenienz abgeleitet werden konnte. Dass Frauen allgemein eher auf InteraktionspartnerInnen eingehen, lässt sich im Sinne von Elias historisch-soziologisch mit einem bestimmten Machtgefälle erklären: Da Frauen gegenüber Männern gleichen Standes aufgrund des Geschlechtercodes durchgehend die unterlegene Position einnahmen, mussten sie ihr Verhalten schon wesentlich früher auf die Erwartungen des Gegenübers abstimmen, sodass es bei ihnen insgesamt zu einer Verfeinerung der

Kommunikation und des Umgangs, „zur fruchtbaren Transformation der Affekte“, kam. Wie es bei Elias heißt, ist das zivilisiertere Verhalten der Frauen „ein Ausdruck dieser beständigen Gewöhnung und der frühzeitigen Konditionierung in diese Richtung“.⁴²⁴

Ihren Einstieg in die terroristische Szene, in die „Bewegung 2. Juni“, erklärt Viett mit dem Reiz des *Abenteuers*, was direkt an jenes schon von Baumann und Bittner vertraute *Reisemotiv* gebunden ist („Terra incognita“), und mit dem Willen zum *Widerstand*:

„Hier gründeten wir eine Zelle der Bewegung 2. Juni. [...] Leider wußten die meisten nicht genau, was sie taten und wollten. Es war ohne Zweifel auch für mich ein Abenteuer, aber ich hatte mich für dieses Abenteuer entschieden. [...] Widerstand ist immer ein Abenteuer, egal wo er endet. Er treibt uns vom Gewohnten in unbekannte Regionen, in gefahrenbesetzte Gebiete, in ein Terra incognita.“⁴²⁵

Der Wunsch, dem Gewohnten zu *entfliehen* und *etwas anderes kennenzulernen*, verbindet sich mit einem *diffusen Unbehagen an den gesellschaftlichen Verhältnissen*, aus dem zunächst einmal nur eine kleine Widerstandsgruppe gegen das ‚System‘ hervorgeht. Es geht hier mehr um das erhebende Gefühl, *sich zur Wehr zu setzen*, um die Einübung einer spezifischen *Haltung*, als um ein klar definiertes und in absehbarer Zeit erreichbares Ziel. Wie bei Bittner wird ein individuelles Entfaltungs- und Freiheitsbestreben mit einer klassenkämpferisch-antikapitalistischen Rhetorik verknüpft. Hier am Anfang von Vietts Illegalität bleiben der *dogmatisch-ideologische* Gehalt und die *strategisch-rationale* Planung indes ebenso augenscheinlich hinter den *emotional-affektiven* Komponenten zurück wie in Bittners ‚Protestler-Geschichte‘:

„Ich genoß mein neues Leben im Untergrund. Ich hatte ein stolzes, starkes Gefühl der totalen Hingabe an eine Sache, für die seit Jahrhunderten die besten Menschen ihre Kraft und ihr Leben hingegen hatten: für die Befreiung des Menschen, für eine Gesellschaft ohne Klassen. Dieses Ziel war wie eine nebelhafte ferne Sonne und doch eine kraftvolle magnetische Zukunft. Die Revolution war noch nicht wirklich denkbar, aber der revolutionäre Kampf für dieses Ziel war jetzt machbar. Es war nicht meine Aufgabe und nicht mein Bedürfnis, darüber nachzudenken, ob es jemals erreichbar sein würde. Mich erfüllte und befriedigte meine existenzielle Entscheidung, dafür zu kämpfen. Mit dieser Entscheidung hatte der übermächtige Imperialismus mit all seinen Instrumenten zur Niederhaltung von Rebellen seine Macht über mich verloren: die Verlockung, Verführung, die Verleumdung, Polizei, Gesetze, Gefängnis, Tod. Seine Vernunft und Logik erreichten mich nicht mehr. Ich war draußen, ich war etwas Neues, Eigenes. Nie in meinem Leben war ich sicherer und furchtloser⁴²⁶ als in dieser Zeit im Untergrund, dem Ort, der ein neues, anderes Sein außerhalb der häßlichen Welt gestattet. Nie war ich freier, nie war ich gebundener an meine eigene Verantwortung als in dem Zustand völliger Abnabelung von der staatlichen Autorität und von gesellschaftlichen Vorgaben. Kein Gesetz, keine äußere Gewalt bestimmte mehr mein Verhältnis zur Welt, zu meinen Mitmenschen, zum Leben, zum Tod.

⁴²⁴ Elias, Prozeß, 1997, 2, S. 119. Dazu auch Döcker 1997, S. 349: „Aufgrund der Tatsache, daß Frauen [...] zu den Unterlegenen gehörten, [...] wurde ihnen stets ein höheres Maß an ‚Zurückhaltung‘ abverlangt, so daß ihnen eine wesentlich längere Geschichte der Internalisierung von äußeren in innere Zwänge eigen ist als den Männern“. Vgl. ferner Klein/Liebsch 1997, S. 31.

⁴²⁵ Viett 2000, S. 91f.

⁴²⁶ An diese Textstelle schließt sich der Titel der Autobiografie an („Nie war ich furchtloser“).

Wir hatten unsere eigenen Gesetze. Sie gründeten auf dem Recht, der kapitalistischen Geschichte von Habgier, Egoismus und Zerstörung Widerstand zu leisten. Es war mehr als ein Recht, es war eine moralische Notwendigkeit.

Ich war ein Teil des ewigen Kampfes, der überall dort, wo die Unterdrückung nicht mehr ertragen wird, seine revolutionäre Spur hinterläßt. Die Spur der Gegengeschichte. An sie hatte ich mein Leben mit Haut und Haar angekoppelt, nur ihr war ich verpflichtet und verantwortlich. Gegenüber dem herrschenden System war ich vogelfrei. Frei wie ein Vogel, frei von Angst vor Verfolgung, vor der Zukunft und vorm Sterben. Die Toten der Revolution lassen ihre Kraft und Liebe den Weiterkämpfenden.⁴²⁷

Vietts hochtönender historischer Verweis auf eine Art „Gegengeschichte“, in der die „Rebellen“ und Revolutionäre als Verteidiger der unterdrückten und ausgebeuteten Mehrheit die eigentlichen Heroen darstellen, erinnert an manchen geschichtlichen Exkurs in Bittners Aufsteigerroman (über den deutschen Bauernkrieg etc.). Als *alternativer Geschichtsentwurf* lassen sich aber auch Bezüge zu Baumanns Ausführungen zu einer dem Proletariat zugeordneten „Körpergeschichte“ herstellen („Diese Musik ist ja nicht wie so ein Beethoven, so ein Headmovie, sondern ist ja ’ne reine Körpergeschichte. Klar, kommt vom Blues, also von Baumwollpflückern“). Und in dem Draußen-Sein („war draußen“) sowie in dem „Zustand völliger Abnabelung von der staatlichen Autorität und von gesellschaftlichen Vorgaben“ spiegeln sich *Ausstiegswünsche* und *Konformitätsabneigungen* wider, wie sie ebenfalls bei Bittner und Baumann verzeichnet sind. Allerdings verbrämt Viett das Ganze noch wesentlich platter als jene („es war eine moralische Notwendigkeit“).

Zuweilen klingt eine *Unbedingtheit* und *Totalität* an, die durchaus Ähnlichkeit mit der Rhetorik politisch rechter bis rechtsextremer Totalität aufweist („hatte ein stolzes, starkes Gefühl der totalen Hingabe an eine Sache“; „Mich erfüllte und befriedigte meine existenzielle Entscheidung, dafür zu kämpfen“), wie sie um 1900 bei Christine Holstein und Dietrich Schäfer greifbar wurde. Es hat den Anschein, als würde politisch-ideologischer Extremismus beinahe unweigerlich in bestimmte Sprachschablonen umschlagen, einerlei ob bei der Linken oder der Rechten. Und diese sprachlichen Affekte scheinen dann auch auf beiden Seiten relativ unvermittelt in *physische Gewaltanwendung* transformierbar. Totalität geht dabei mit einer unbedingten *Hingabe-* und *Opferbereitschaft* zusammen („totalen Hingabe an eine Sache“), die geradezu eine existenzielle Komponente enthält („meine existenzielle Entscheidung“; „An sie hatte ich mein Leben mit Haut und Haar angekoppelt“). Die Rede von der „Verlockung, Verführung“, die zur „Logik“ des „übermächtige[n] Imperialismus“ bzw. zum „herrschenden System“ gehört, lässt zudem bereits erkennen, dass die „Rebellen“ diesem Gegner nur durch eine gewisse *Selbstdisziplin* gewachsen sein können. Um es mit diesem Herrschaftssystem aufzunehmen, muss man offenbar sich selbst und seine eigenen Affekte und Triebe zu beherrschen gelernt haben.

⁴²⁷ Viett 2000, S. 119f.

Als es dann einige Jahre später, nach der Schleyer-Entführung, heißt, sich von der in Auflösung befindlichen „Bewegung 2. Juni“ loszusagen und in die ideologisch noch wesentlich rigidere RAF einzusteigen, wird erst ersichtlich, wie weit Viett sich mit ihrem Untergrunddasein von dem durchschnittlichen menschlichen Leben entfernt:

„Ich wünschte mir keine Alternative, die mit Versöhnung und Akzeptanz des alten Lebens zusammenhing. Ich war zu Hause in meiner Zugehörigkeit zu den weltweit kämpfenden ant imperialistischen Kräften. Ich war auch zu Hause im Untergrund mit allen seinen Beschränkungen und allen seinen Freiheiten. Ich wollte nirgendwohin zurück, aber ich konnte kaum noch vorwärts, weil die Machtlosigkeit, die Zersplitterung, die Isoliertheit unserer Aktivitäten mich überfiel.“⁴²⁸

Die genannten „Beschränkungen“, die in dieser Passage quantitativ schon deutlich die „Freiheiten“ überwiegen, beziehen sich geradezu unvermeidlich selbst auf die eigentlich *intimsten* Bereiche. Dies schlägt sich sogar im *Liebesleben* der Protagonistin nieder. Der Wechsel in die RAF bedeutet, dass Viett die Beziehung zu ihrer geliebten Kampfgefährtin „Regina“ beenden muss:

„Die Trennung von der Gruppe heißt Trennung von Regina. Wenn ich in ihr Gesicht schaue, brennen darin zwei verlassene Augen, die schon wissen, daß unsere gemeinsame Zeit vor dem Ende steht. In unserem revolutionären Anspruch ist nichts verwerflicher, als sich für das persönliche kleine Glück zu entscheiden. Aber nichts ist härter, als es freiwillig aufzugeben, weil du dich größeren Aufgaben verpflichtet fühlst.

Ich pendle hin und her, wohne mal bei den alten Genossinnen, mal bei den neuen. Ein zerrissener, unakzeptabler Zustand. Manchmal renne ich stundenlang durch die langen, schnurgeraden Pariser Straßen [...]. Mit zusammengebissenen Zähnen und nach innen gekehrtem Blick folge ich ihnen ziellos. Unfähig, mich aus dem Zwiespalt der Entscheidungslosigkeit zu reißen. Ich will nichts verlieren, nichts aufgeben, fürchte mich vor der Fremde. Der Schritt in die RAF ist ein Schritt in die Fremde.“⁴²⁹

Für eine ‚verantwortungsbewusste‘ Revolutionärin wie Viett kann es also „das persönliche kleine Glück“, selbst wenn es sich dabei um eine Liebesbeziehung zu einer Genossin handelt, nicht geben. Die RAF, die dem ‚System‘ inhumanfaschistische Motive und Methoden vorwirft, verlangt von ihren eigenen Mitgliedern, sich mit Blick auf die „größeren“ Zielsetzungen in ihren persönlichen Bedürfnissen radikal einzuschränken. Die *Abspaltung der eigenen Leidenschaften* kann hier stellvertretend für eine *weitreichende Abspaltung des normalen menschlichen Gefühlslebens* betrachtet werden. Dass Viett sich auf diese rigiden Erwartungshaltungen der RAF eingelassen hat, hängt auch damit zusammen, dass sie sich nicht vorhalten lassen wollte, sich an „bürgerlichen“ Vorstellungen zu orientieren.⁴³⁰ Das gutbürgerliche Leben und die *bürgerliche Gesellschaft* sind ihr genau wie Bittner und Baumann schlichtweg ein Gräuel. Daher kann es für sie kein Zurück mehr geben („wollte nirgendwohin zurück“). Die „zusammengebissenen Zähne[] und [der] nach innen gekehrte[] Blick“ können als *leiblich-sinnliche Verbildlichung* der „zerrissene[n]“ Befindlichkeit im Pariser Unterschlupf verstanden werden.

⁴²⁸ Viett 2000, S. 227.

⁴²⁹ Viett 2000, S. 230f.

⁴³⁰ Viett 2000, S. 231.

In Anbetracht der am Anfang ihrer Autobiografie dargestellten *Emanzipation von den herkömmlichen Zwängen und Konventionen der älteren Generationen* erscheint es nachvollziehbar, dass gerade Viett diesen mühsam errungenen Anspruch auf persönliche Entfaltung – insbesondere in emotional-sexueller Hinsicht – nicht urplötzlich aufgeben möchte. Das Wissen um die „Fremde“ und Selbstisolierung, die sie innerhalb der RAF erwarten, nimmt im Grunde genommen schon die künftige *Gefangenschaft*, in die sie als gesuchte Terroristin in verschiedenen Unterschlüpfen, danach mit einer neuen Identität resp. mit einer kaum schützenden Maskierung als Bürgerin der DDR und am Ende als Strafgefangene im wiedervereinigten Deutschland geraten sollte, vorweg. Letztlich, nachdem man sie enttarnt und hinter westdeutsche „Stahltüren“ geschlossen hatte, fasst sie auch den „ganzen neurotischen Terrorismus-Rummel“ um ihre Person in eine *körperbezogene* Bildlichkeit: „Sie hatten mich mit institutionell vorbereiteter Feindseligkeit in Westdeutschland empfangen. [...] Hautnahe Bewachung klebte an jedem meiner Schritte. Keine Bewegung meines Körpers blieb unbemerkt.“⁴³¹

Die *gesellschaftliche Exklusion*, die Viett schon als Waisenkind in einem von starren Normalitätsvorstellungen geprägten ländlichen Umfeld kennengelernt hatte, und der *Angriff auf den Körper*, den sie ebenfalls bereits als Jugendliche, die von einem Bauern vergewaltigt wurde, erlebt hatte, begegnen hier am Ende ihres Weges unter institutionell veränderten Rahmenbedingungen noch einmal. Insofern deutet sich auch in ihrem Fall eine Art *Rekurs*, zumindest eine Wiederholung früherer repressiver Mechanismen, an.

Obwohl er schon Anfang der 70er Jahre aus der terroristischen Szene ausgestiegen war, behält Bommi Baumann ähnlich wie Inge Viett bis in die Gegenwart hinein den Status bzw. Makel des *Draußenstehenden* und Außenseiters („Drop-outs“; „auf alle Fälle bist du irgendwie draußen“). Dabei war dieses Außenseitertum bei allen drei für den Epochenabschnitt um 2000 behandelten AutobiografInnen schon sehr früh angelegt: bei Bittner als Flüchtlingskind nach seiner ‚doppelten‘ Vertreibung durch Polen und Russen nach Westdeutschland; bei Viett als Waisenkind in einem provinziell-autoritären, ländlichen Umfeld; bei Baumann als schon rein äußerlich erkennbarer Teil einer alternativen Subkultur der 60er Jahre (des „Blues“). Bereits durch seine langen Haare fiel Baumann in der Alltagswelt dieser Zeit auf, fühlte sich nach eigenem Bekunden als eine „Art Jude oder Neger oder Aussätziger“. Für seine Entwicklung mag es von einiger Bedeutung gewesen sein, dass er als Kind und Jugendlicher „von zick Frauen erzogen wurde“. Ohne dass er diesen Sachverhalt weiter *psychologisch* ausdeuten würde, was auch bei anderen Gelegenheiten nicht geschieht, scheint der Autor Baumann doch zu ahnen, dass diese rein weiblich bestimmte Erziehungssituation für sein weiteres Leben gewisse Auswirkungen hatte: dass er „immer irgendwo‘ ne Antiposition [...] gegen die herrschende Strömung“ einnehmen sollte. Wie Bittner und Viett zieht Baumann

⁴³¹ Viett 2000, S. 328.

es vor, seine eigene „Antiposition“, die, wie gesagt, ursächlich mit der der Frauen im Zusammenhang zu stehen scheint, im Hinblick auf bestehende *soziale* Umstände und Gegebenheiten zu deuten, sie gewissermaßen zu *soziologisieren*. Auch bei ihm erscheint das *Außen* quasi determinierend.

Das eigene und das *Innenleben* der MitstreiterInnen bleiben dennoch wesentlicher Bestandteil seiner Reflexionen und Beschreibungen als Autobiograf. Baumann reklamiert am deutlichsten eine gewisse Erdverbundenheit, eine Art *proletarisches Fundament*, für sich. Zu diesen proletarischen Wurzeln zählt er eine spezifische Art von Spaß und *Sinnenfreuden*, die unmittelbar an *körperliche* Bedürfnisse und Äußerungsformen gebunden erscheinen. So ist z.B. die Freude an der Blues- und Rockmusik und am Tanzen Ausdruck eines *bestimmten Körpergefühls*, das nur vor dem Hintergrund bestimmter biografisch-sozialer Erfahrungen entstehen kann und von daher verstanden werden kann:

„Blues, also von Baumwollpflückern, die diesen Drive, zu dem sie den ganzen Tag gezwungen werden, einfach in Freude umwandeln, einfach da noch das Beste rausholen“; „du wirst ja nur auf Körper getrimmt, nicht auf Gehirn, und Tanzen und so ist eigentlich eine angemessene Sache für dich, denn du bist irgendwo erdnäher“.

Baumann beharrt wie Bittner und Viett darauf, dass es eine gewisse *Eigensphäre des Körperlich-Sinnlichen* gibt, die für ein erträgliches menschliches Dasein unerlässlich ist. Er verteidigt diese Eigensphäre allerdings am entschiedensten. Bittner hält an einer Art *Recht auf sexuelle Erfüllung* fest. Und gerade in Frustrationsphasen scheint ihm dieses Recht eine gewisse Kompensation zu gewähren. Ansonsten scheint ihm aber kaum hinreichend Zeit und Raum zur Verfügung zu stehen, um seinen Leidenschaften nachzugehen. Wenn er sich einmal Freiräume verschafft, dann nutzt er sie vornehmlich für die Lektüre bestimmter literarischer Werke, also zum Zwecke eher *geistig-intellektueller* Unterhaltung, was ebenfalls *kompensatorische* Funktion hat. Viett wehrt sich vor ihrem Einstieg in die RAF einige Zeit lang dagegen, ihr Liebesleben zu reglementieren, ihr Gefühlsleben von sich *abzuspalten*. Letztlich entscheidet sie sich aber doch für die höheren *politisch-ideologischen* Ziele der neuen Gruppe und entsagt dem eigenen Anspruch auf individuelle Erfüllung ihres Glücks. Baumann wirkt in dieser Hinsicht gefestigter. Zum einen hat er offenbar nicht den Drang, eine höhere gesellschaftliche Position zu erreichen, sieht sich daher auch kaum veranlasst, seine Leidenschaften und Triebe aus zweckrational-strategischen Gründen zu kontrollieren; zum anderen erteilt er ideologisch-abstrakten Programmen und rigide-lustfeindlichen Lebenshaltungen eine klare Absage („rigides Studententum“; „totale Lustfeindlichkeit“). Im Unterschied zu Viett ist Baumann in seinem Leben eigentlich sogar gleich *zweimal ausgestiegen*: Anfangs entflohen er den gesellschaftlichen Konventionen und den herkömmlichen Berufsvorstellungen („Bohèmetrip“); später widersprach er der Dogmatik der RAF („totaler Leistungsdruck“ und „total abstrakte Theorie“), in der er nur noch eine Kopie des verhassten ‚Systems‘ sah („total den Apparat imitieren“). Er wollte für sich eine erträgliche Existenzform finden, ohne damit schon eine politische

Zielsetzung oder Utopie zu verfolgen („neue Formen zu überlegen. Ich habe keine Message“).

Vergleicht man Baumanns Weg mit den Wegen von Viett und Bittner im Überblick, dann lässt sich bei ersterem zwar auf einen anders gelagerten subkulturellen Einflussfaktor, die „Bluesmentalität“ verweisen, der früh und fortwirkend von Bedeutung für seine Biografie ist. Er schützt Baumann weitgehend vor den *dogmatischen Verengungen* und Verhärtungen, wie sie noch im autobiografischen Schreiben von Bittner und Viett sichtbar werden. Aber über das *subkulturell-musikalische Alternativmodell*, das ihn insgesamt vor Resignation sich selbst und der Gesellschaft gegenüber bewahrt, gelangt auch Baumann nicht wesentlich näher an gesellschaftlich-institutionelle Bereiche heran, die auf eine *Einbindung* in die Gesellschaft der BRD hinausliefen. Alle drei AutorInnen vermitteln ihrer Leserschaft am Schluss ihrer autobiografischen Darstellungen den Eindruck, dass man sie bis auf Weiteres nicht teilhaben lassen will. Es wäre allzu einfach, ihr *Nicht-Ankommen* in der Gesellschaft etwa mit ihrer in weiten Teilen übereinstimmenden politischen Attitüde, irgendwo zwischen Marxismus und Anarchismus, zu erklären. Sie scheitern unter anderem daran, dass ihnen in den verschiedensten Lebensbereichen (im familiären Umfeld, in Schule, Universität, Berufsalltag etc.) nicht wirklich signalisiert wird, dass man sie in ihrer *Eigenheit*, mit ihrer spezifischen biografischen Erfahrung und Prägung überhaupt benötigt. Dabei ist ihre jeweilige Eigenart, ihr jeweiliger Eigenwillen (ob als Strebsamkeit, Verbissenheit, Hartnäckigkeit, Aufsässigkeit, Aggressivität oder sonst wie), unverkennbar an ihre *spezifischen Ausgangspositionen und -möglichkeiten* gebunden. Eine Gesellschaft, die sich für diese biografischen Anfänge und die daraus hervorgehenden spezifischen Lebenshaltungen und Strategien nicht interessiert, sondern nur dem sich früher oder später in ‚normale‘ Laufbahnen – und sei es als Schriftsteller im künstlerischen Feld – einfügenden Subjekt bzw. Bewusstsein gewogen ist, mag aus funktionalistischer, vielleicht sogar aus systemtheoretischer Perspektive akzeptabel sein. Humanen – oder wem das zu pathetisch ist: demokratischen Ansprüchen kann sie jedoch nicht gerecht werden.

Schluss

Entwicklungslinien über drei Epochenabschnitte hinweg

1. Innen – Außen

Abgesehen von Moritz' psychologischem Roman „Anton Reiser“, der als einer der berühmtesten Texte eines sozial Aufgestiegenen gelten kann, dominiert in den Aufstiegsautobiografien über die drei Epochenabschnitte hinweg eine Art *soziologische Sichtweise*, d.h. die Aufmerksamkeit ist meist stark auf die Einflüsse durch *äußere* Lebensumstände gerichtet.¹ Moritz orientierte sich im späten 18. Jahrhundert noch unverkennbar an dem seinerzeit schon hoch entwickelten Ideal des *Bildungs-*

¹ Vgl. dazu auch Bergmann 1991, S. 38.

romans, der vornehmlich den inneren Entwicklungsprozess eines Individuums zur Darstellung bringt. Wenn Moritz dieses literarische Ideal eines aufstrebenden Bürgertums aufgreift und es im „Anton Reiser“ sogleich in mancher Hinsicht zu konterkarieren scheint – man hat dieses Werk auch als „negativen Bildungsroman“ und „Antibildungsroman“ bezeichnet² –, dann lässt sich darin bereits eine ‚realistische‘ Brechung erkennen. Denn seinem Alter Ego Anton ist „ein inneres Fortschreiten, ein Durchmachen von goetheschen Wachstumskrisen, ein Sichausbilden und Sichentfalten zur Harmonie mit sich und der Welt“ nicht beschieden.³ Bei Anton zeigt sich, dass schon die kleinsten von außen (etwa durch den kontrollierenden Blick eines Lehrers) bewirkten Irritationen im *Inneren* eine völlig unverhältnismäßige Eigendynamik erfahren können. Das Subjekt kreist dann vorwiegend um sich selbst und beraubt sich damit häufig selbst der Energie, die es benötigt, um den normalen Anforderungen des Alltags gerecht zu werden. Anton erscheint geradezu als ein Extrembeispiel dafür, wie eine immer wieder aufs Neue generierte totale Selbstbezüglichkeit einen Menschen lähmt und gerade in entscheidenden Situationen und Lebensphasen handlungsunfähig macht. Diese latente Blockadeanfälligkeit ist wesentlicher Bestandteil einer Gesamtdramaturgie, die den Protagonisten am Ende des Romans in einer völlig verfahrenen Situation darstellt und der Leserschaft keinen Hinweis darauf gibt, wie sein weiteres Geschick sich gestalten könnte. Der inneren Tragik des (Anti-)Helden entspricht eine äußere Misere. Moritz belässt es bei diesem Bild des gewissermaßen auf allen Ebenen Gescheiterten. Die literaturwissenschaftliche Forschung hat nun darauf aufmerksam gemacht, dass Moritz im vierten und letzten Teil seines Romans die „Hauptursache“ für die Misere nicht mehr im „Fehlverhalten der Mitmenschen“ sieht, sondern „wesentlich auch bei Anton Reiser selbst“.⁴ Eine derartige Auslegung, die das *Selbstverschulden*⁵ des Protagonisten betont und sich ausdrücklich auf bestimmte Facetten seiner *psychischen Disposition* bezieht, wird man in den in der vorliegenden Untersuchung analysierten Aufstiegsautobiografien nicht finden. Obwohl Moritz die äußeren Umstände der Laufbahn seines Alter Ego, zu denen auch die Interaktionspartner desselben gehören, oftmals genauestens beschrieben hat, kommt er letztlich nicht zu dem Ergebnis, dass dieses Außen ausschlaggebend für das Scheitern war.

² Schrimpf 1962, S. 120.

³ Martens 1994, S. 566f.

⁴ Meier 2000, S. 232.

⁵ Schlumbohm 1981, S. 284, deutet an, dass der Glaube an die Selbstverschuldung im Falle des Scheiterns geradezu in der bürgerlichen Erziehung bzw. Sozialisation, die an „Aufstiegs- und Leistungsmotivationen“ orientiert sei, angelegt ist: „[...] wenn faktisch nicht alle Individuen aufsteigen und Erfolg haben konnten, so dürfte diese Sozialisation die weniger Reüssierenden geneigt gemacht haben, die Schuld vor allem in einem persönlichen Versagen [...] zu sehen.“ Eine späte Einwirkung quasi-bürgerlicher Deutungsmuster mag somit für Moritz’ Umdeutung konstitutiv gewesen sein.

Man wird diesen Versuch des reiferen Autors, die Eigenverantwortlichkeit des Akteurs für seine Biografie herauszustellen, als ein relativ spätes Bemühen um Distanzierung von der einstigen eigenen psychischen Disposition verstehen können. Moritz hat gewissermaßen eine Abneigung seiner eigenen seelischen Gemütslage während der Kindheit und Jugend gegenüber entwickelt. Er lässt diese frühe Phase, die er mit Selbstzweifeln, ausschweifenden Fantasievorstellungen, illusionären künstlerischen Zielsetzungen etc. verbindet, hinter sich, streift damit aber zugleich auch die vielschichtigen Rahmungen dieser inneren Erlebnisse ab. In dieser späten Neudefinition des eigenen Werdens geht die Bedeutung des sozialen Kontextes, des Außen, quasi wieder verloren. Das Außen erscheint plötzlich sekundär, wie eine nebensächlich-kontingente Kulisse des hauptsächlich im Inneren des Subjekts sich abspielenden Dramas. Es hat den Anschein, als würde dem reiferen Autor Moritz mit dieser späten Korrektur erneut eine Überspitzung des Psychologischen unterlaufen, nun jedoch in anderer Hinsicht psychologisch überspitzt. Angesichts der im Nachhinein erkannten Illusionen und Irrtümer glaubt er, die zuvor detailliert beschriebenen äußeren Hemmnisse und Barrieren, aber auch die fördernden Einflüsse von außen vernachlässigen zu können. Dieses literarisch einzigartige Dokument eines sozial Aufstiegswilligen ist somit auch einzigartig in seiner (nachträglichen) Verkleinerung der äußeren Umstände der erzählten Lebensgeschichte.

Wie erwähnt, lässt sich eine derartige Verkleinerung des Außen in den hier behandelten Aufsteigergeschichten nicht feststellen. Allerdings gibt es beträchtliche Unterschiede in der Ausgestaltung des Verhältnisses von Außen und Innen zwischen den verschiedenen Autobiografien. Im ersten Zeitabschnitt (um 1800) ist es Caroline Rudolphi, die noch am ehesten versucht, ihr Leben als eine Bildungsgeschichte zu behandeln. Die erbärmlichen Umstände ihrer Kindheit etwa deutet sie nur schemenhaft an, aber schon diese wenigen Angaben reichen für die RezipientIn aus, um sich den Abstand zwischen Rudolphis eigenen Herkunftsbedingungen und denen ihrer späteren Freundinnen aus dem wohlhabenden Bürgertum zu erschließen. Bei Ulrich Bräker wechseln zuweilen ausführliche Erörterungen über seinen zerrissenen Seelenzustand mit chronikalisch-knappen Eintragungen zu den äußeren Gegebenheiten und familiären Notwendigkeiten. Der *Wechsel zwischen dominierender Innen- und dominierender Außendarstellung* spiegelt die *Brüchigkeit* und die *Dissonanzen* seines Lebens insgesamt wider. Bei der Metzger Tochter Christina Gabriel ist die LeserIn ihres autobiografischen Fragments über weite Strecken darauf angewiesen, das innerseelische Geschehen der Protagonistin anhand der eingestreuten Gefühlsbekundungen zu breit dargelegten äußeren Ereignissen zu erschließen. Gabriel weist die Schuld für ihr beschriebenes Scheitern eindeutig ihrem verantwortungslosen Ehemann zu, nimmt also geradezu eine *Personifizierung* dieser Schuld vor. Die Ursache wird somit aber wiederum im Außen gesucht.

Um 1900 werden ebenfalls überwiegend die *äußeren Bedingungen* zur Erklärung des eigenen Glücks oder Unglücks herangezogen, was in Anbetracht der zunehmenden Polarisierung der sozialen Lagen im 19. Jahrhundert nicht verwunderlich erscheint. Franz Rehbein lenkt die Aufmerksamkeit seiner RezipientIn vornehmlich auf die repressiv-ständischen Strukturen, auf die er sowohl in landwirtschaftlichen als auch in industriellen Betrieben trifft.⁶ Als ein mit sozialistischen Idealen vertrauter Sozialdemokrat hat er ein emanzipatorisch-pädagogisches Anliegen, das immer zugleich auch die KollegInnen bzw. Mitmenschen miteinschließt. Er ist der Überzeugung, dass eine – im Faktischen erst noch zu realisierende – Reduzierung der äußeren Hindernisse gleichsam zu einer Erweiterung der inneren Möglichkeitsräume der Menschen führen kann. Insofern ist das Innere bei ihm zumindest implizit selbst in der Betrachtung des Außen immer präsent. Dietrich Schäfer geht von einem quasi angeborenen inneren Antrieb des Menschen aus. Sofern es sich dabei um einen *starken* Antrieb handelt, werde sich das Individuum schon den ihm gebührenden Platz in der Gesellschaft erkämpfen. Das sich innen Entfaltende sei letztlich ausschlaggebend. In seiner sozialdarwinistischen Konstruktion setzen sich nur die wirklich Starken über alle äußeren Umstände hinweg. Da er sich selbst zu diesen starken Naturen zählt, dienen ihm die äußeren Begebenheiten eigentlich nur dazu, um vorzuführen, wie locker er sie als Hindernisse (etwa milieubedingte ökonomische Notlagen) überwunden oder wie geschickt er sie sich als Treibstoff (z.B. in Gestalt verschiedener Gönner) zu Nutzen gemacht hat. Der Geistesaristokratismus, der hier in einem Geschichtspräsidenten eine Verkörperung gefunden hat, geht dabei mit einem Glauben an einen Genius, der sich selbsttätig entfalten wird, einher. Einem solchen Konstrukt (aristokratisch-)bildungsbürgerlicher Provenienz hängt auch die aus einer einstmals bessersituierten Familie stammende Christine Holstein an. Sie glaubt ebenfalls an eine geradezu von Natur angelegte Begabung, die sie selbst allerdings nur in begrenztem Maße befähigt hat, sich ihren Weg zu bahnen. Da sie – zumal als Frau – in dieser gesellschaftlichen Figuration immer wieder auf immense äußere Hindernisse stößt (ob als Erzieherin auf störrische Zöglinge oder als GasthörerIn auf die ihr auferlegten akademischen Beschränkungen), kann sie in ihrer autobiografischen Erzählung nicht ohne Weiteres über diese hinweggehen. Die *äußeren Grenzbeziehungen und Notwendigkeiten* (z.B. die Subsistenznotwendigkeiten) verzögern oder beeinträchtigen stets auch die *innere Entwicklung* der Protagonistin. In ihrem Fall zeigt sich ganz deutlich, dass eben dieser Begriff der ‚Entwicklung‘, auf den in pädagogischen und literaturwissenschaftlichen Un-

⁶ Im Sinne von Kaschuba 1989, S. 218, ließe sich bei Rehbein ein „Gesellschaftsbild“ erkennen, „in dem soziale Ungleichheit nicht als Ausdruck individuellen Versagens, sondern als systemische Folge sozialer Benachteiligung interpretiert werden kann“. Als ein geradezu typisch proletarisches Deutungsmuster steht es der beschriebenen Deutung, die letztlich bei Moritz begegnet, diametral gegenüber.

tersuchungen so gerne zurückgegriffen wird,⁷ auf seinen idealistischen Hintergrund hin problematisiert werden muss. Er ist eng gekoppelt an eine bildungsbürgerliche Vorstellungswelt und wird schon dann fragwürdig, wenn Vertreter aus eben dieser gesellschaftlichen Sphäre einmal aus diesem oder jenem Grund ihren sozialen Rückhalt verlieren. Zurückbezogen auf einige der hier analysierten AufsteigerInnen aus unterbürgerlichen Herkunftsverhältnissen bedeutet das: Es hat wenig Sinn, etwa bei Gottlieb Hiller oder bei Gustav Weise zu konstatieren, dass bei ihnen eigentlich keine Entwicklung sichtbar werde. Selbstverständlich ist bei ihnen ein solcher Prozess zu erkennen, nur wurde er immer wieder unterbrochen und fällt deshalb insgesamt anders aus als etwa im ‚Idealfall‘ eines Johann Wolfgang Goethe, der, wie erwähnt, auffällig häufig den AufstiegsautobiografInnen selbst als eine wesentliche Bezugsgröße gilt. Ambitionierte orientieren sich gerade in Deutschland – teils sogar bis in die Gegenwart hinein – an diesem bürgerlichen Bildungsideal, was natürlich auch darauf zurückzuführen ist, dass dieses Ideal eine genuin deutsche Besonderheit darstellt. Nicht selten geraten sie dann mit ihm in Konflikt, wenn sie merken, dass sie allein mit ihrem Bildungs- und Leistungsbestreben nicht wirklich Zugang zur ‚bürgerlichen Sphäre‘ und zu gehobenen sozial-beruflichen Positionen finden. Sozial Aufstrebende verbleiben so häufig in einer *ambivalenten* Gefühlslage zum Bürgertum, das sie zugleich mit *Assimilationswünschen* und *Exklusionserfahrungen* in Verbindung bringen.

Im späten 20. Jahrhundert sind die Karten praktisch noch einmal neu gemischt. Das Gedankengebäude von Marx wird in überarbeiteter Gestalt erneut als Grundlage für eine Protestbewegung gegen repressiv-autoritäre Verhältnisse genutzt. Dass ein Aufstiegswilliger wie Wolfgang Bittner sich dieser studentisch bestimmten Widerstandsbewegung zumindest gedanklich anschließt, erscheint kaum überraschend. Als Flüchtlingskind steht er von vornherein *im Absents* und bekommt von früh auf zu spüren, wie schwer es ist, Anschluss zu halten oder gar auf gehobene Positionen innerhalb dieser Gesellschaft zu gelangen. Das marxistische Modell bietet ihm die Möglichkeit, das Leben im ‚Kapitalismus‘ als einen im Grunde genommen vorstrukturierten Ablauf zu interpretieren. Danach behalten die privilegierten Schichten sowieso stets die wichtigsten Ressourcen und Machtpositionen für sich. Ein Mobiler wie er, der sich anschickt, die Klassengrenzen zu überschreiten, muss gewissermaßen an einem bestimmten Punkt seines Weges straucheln – und zwar perfiderweise nicht zuletzt deshalb, weil er diese eigentlich verborgenen Reproduktionsmechanismen durchschaut, sich mit ihnen aber nicht arrangieren kann. Das Nachkriegsdeutschland ist in dieser Perspektive immer noch eine schlecht getarnte Ständegesellschaft, und auch die Studentenbewegung hat letzt-

⁷ Selbst in einer sonst so ausgewogenen Interpretation wie der des Historikers Schlumbohm 1997, S. 495, wird dem behandelten Autobiografen (Händler) eine Entwicklung abgesprochen, obwohl gleichzeitig und als Erklärung dafür auf die zahlreichen „Brüche“ in diesem Lebenslauf hingewiesen wird: „Eine Entwicklung des Charakters aber läßt diese Selbstbiografie nicht erkennen [...]“

lich kaum vermocht, die (aus Kaiserreich und Diktatur) *fortbestehenden mentalen und gesellschaftlichen Kontinuitäten* aufzubrechen. Die starren äußeren Strukturen in der nur formal sich als Demokratie ausgebenden BRD erscheinen selbst für den eifrig und beharrlich dagegen ankämpfenden „Aufsteiger“ quasi modifikationsresistent und die darin eingelagerten sozialen Grenzlinien geradezu undurchdringbar. Anders als Rehbein um 1900, der noch an eine Veränderbarkeit, ja an eine Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse gerade für die Unterprivilegierten glaubte und darauf hinzuwirken versuchte, zeigt Bittner im ausgehenden 20. Jahrhundert, dass die äußeren Strukturen eigentlich weder durch den Einzelnen noch durch ein Kollektiv zu modifizieren sind. Sein eigenes Aufstiegsprojekt scheint somit auch von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Die inneren Kämpfe, die er mit seinen Leidenschaften und Trieben auszufechten hat und die zumindest andeutungsweise in seiner Autobiografie beschrieben werden, können in dieser Auslegung als vergeblich-nutzlose Kraftanstrengungen verstanden werden. Bommi Baumann hat demgegenüber zumindest eine vage Idee, wie sich die äußeren Strukturen, das immer noch erdrückend wirkende Außen, verändern ließen. Als Teilhaber an einer subkulturellen Alternativszene hofft er darauf, für sich und andere „neue Formen“, d.h. alternative Formen des Umgangs miteinander und des Lebens insgesamt, finden zu können. In den Methoden der politisch-dogmatischen studentischen und terroristischen Zirkel sieht er nur eine Kopie der rigiden Instrumente des verhassten ‚Systems‘. Dass sich seine Kritik dabei insbesondere auf die lustfeindlichen Prinzipien der RAF bezieht, legt frei, dass er zumindest in Ansätzen eine Vorstellung von einer *ausbalancierten Lebenshaltung* hat. Ohne explizit psychologisches Wissen auszubreiten oder auch nur ein solches Wissen für sich in Anspruch zu nehmen, berührt Baumann damit dennoch *innerseelische Faktoren*, die auf eine tiefere Auseinandersetzung etwa mit dem Thema *Sexualität* schließen lassen. Obwohl auch dieser Mobile vornehmlich die äußeren Ereignisse, die sein Leben beeinflusst haben, behandelt, wird dem eigenen Innenleben und dem der anderen, insbesondere dem der Frauen in seinem Umfeld, eine erhebliche Bedeutung zuerkannt. Was Elias mit den Worten „positive Lustbilanz“ umschreibt, die für ein zufriedenes menschliches Leben von großer Bedeutung sei, wird bei Baumann zumindest als Zielvorstellung am deutlichsten sichtbar. Die relative *innere Stabilität*, die Baumann sich auf seinem Weg erhalten hat, mag schließlich entscheidend dazu beigetragen haben, dass er, nach seinem Ausbrechen als Jugendlicher aus dem herkömmlichen Erwartungshorizont seines Umfelds, einen zweiten Absprung schafft, indem er der terroristischen Szene gänzlich den Rücken kehrt.

Die AufstiegsautobiografInnen beziehen sich weder innerhalb eines Epochenabschnitts noch im Rückblick auf eine vorausgehende Epoche direkt aufeinander. Es gibt also *keine gruppenspezifische Tradierung* ihres Schreibens, wie es etwa für jüdische Autobiografien kennzeichnend ist. Jede AufstiegsautobiografIn fängt praktisch von vorne an, weiß wohl in der Regel gar nicht, dass autobiografische Zeugnisse vorliegen, die ähnliche Mobilitätsphänomene aufzeigen. Insofern ist es kaum ver-

wunderlich, dass jede dieser AutorInnen eine eigene Perspektive wählt, um zu verdeutlichen, welche Einflussfaktoren für den eigenen Werdegang von Relevanz waren. Da die untersuchten Aufsteigenden sich durchweg von einer *Randposition* her aufmachen, müssen sie *zahlreiche Hürden* überwinden, um voranzukommen. Es liegt also nahe, dass sie gerade diese Hürden ins Zentrum ihrer Lebensbeschreibung rücken. Es liegt gewissermaßen in der Logik ihrer Alltagserfahrungen begründet, dass das Außen zu einem Hauptgegenstand ihrer Selbstbeschreibung wird. Theorien (wie der Marxismus), die die Bedrängnisse und Unterdrückungen der Nicht-Privilegierten und Außenseiter beschreiben, bestärken diese Aufstrebenden noch in der Fokussierung auf das Außen. In den meisten der untersuchten Texte dominiert in der Tat diese Sicht auf das Außen. Nur AufsteigerInnen, die irgendwann einmal einen bürgerlichen oder quasi-bürgerlichen Status erklimmen können, messen dem Außen ein geringeres Gewicht bei. Sie erzählen ihr Leben als eine Bildungsgeschichte und stellen tendenziell eher die innere Entwicklung in den Vordergrund, legen ihre Biografie gewissermaßen von einer *intrinsischen Motivation* her aus. Rudolphi und – mit gewissen Abstrichen – Voß wären beispielhaft für diese Variante im ersten Epochenabschnitt zu nennen; Schäfer und – in gewissen Grenzen – Holstein als Beispiele für die Zeit um 1900. Die AutorInnen des späten 20. Jahrhunderts sehen zwar wiederum im Außen die dominanten Einflussfaktoren auf ihre soziale Laufbahn, beschreiben jedoch auch mitunter eingehend ihre *psychischen Belastungen* und *innerseelischen Konflikte*, die an die Auseinandersetzung mit äußeren Zwängen und Repressionen gekoppelt sind. Den äußeren Ereignissen und den inneren Prozessen wird so zwar nicht die gleiche Aufmerksamkeit zuteil, aber der *inneren Balance* des Subjekts wird immerhin bereits als ein ganz wesentliches Element für ein zufriedenes Dasein Rechnung getragen. Die um 1900 deutlich erkennbare *Soziologisierung* des autobiografischen Schreibens von AufsteigerInnen ist im späten 20. Jahrhundert wieder durch eine stärkere *Psychologisierung* ausbalanciert worden.

2. Formalität – Informalität

Um 1800 machen beinahe alle untersuchten AutobiografInnen ein Problem explizit zum Thema, das vornehmlich diese spezifische soziale Gruppierung betrifft. Beispielsweise Hiller stellt fest, dass er in verschiedenen Kontexten, in denen er sich bewegt, mitunter für beträchtliche Irritationen bei seinen InteraktionspartnerInnen sorgt. Adlige reagieren auf seine Person in der Regel gelassener als Vertreter des Bürgertums oder des Bedienstetenstandes. Meist gelingt es Hiller allerdings, den anderen Akteuren zu signalisieren, dass er sich als dilettierender Dichter gewissermaßen eine *Narrenrolle* zugelegt hat, die ihm erlaubt, manche Alltagsroutinen außer Kraft zu setzen und einige soziale Grenzlinien zu überschreiten.

Der Autobiograf Hiller erzählt derartige Situationen denn auch überwiegend in einem heiter-humorvollen Ton. Im Nachhinein wird das eigentliche Problem so entdramatisiert und sogar zum eigenen Vorteil ausgelegt. Denn dieser Mobile erscheint somit gewissermaßen als ein belebendes Element in der ansonsten eher trägen Ständewelt. Nur in den seltenen Fällen, in denen Vertreter bürgerlicher Mittelschichten den Eindruck gewinnen, Hiller wolle in ihr Metier eindringen oder ihnen gar den Rang ablaufen, kommt es zu kleineren Konflikten mit diesem ‚Eindringling‘. Wenn hingegen Heyne die Wirkung seines eigenen Auftretens in ‚Gesellschaft‘ anspricht, dann schlägt er schon einen deutlich ernsteren Ton an:

„[...] das Gefühl, jedem Andern nachzustehen, ließ in mir keinen frohen Gedanken, kein Gefühl von Werth aufkeimen. Ein schüchternes, leutescheues, linkes Betragen mußte mich noch mehr von allen Empfehlungen im Aeüßerlichen entfernen. Wo konnte ich Sitten, Anstand; wo gute Denkungsort, wo einige Bildung des Geistes und des Herzens erhalten?“⁸

Der Webersohn Heyne hegte schon relativ früh die Hoffnung, über eine höhere Bildung einmal in eine bessere soziale Position zu gelangen. Er merkte, dass es nicht damit getan war, sich in der Schule auszuzeichnen. Für ihn hieß es also, einen Weg zu finden, der ihn „Sitten“ und „Anstand“ nachträglich erlangen ließ. Denn durch sein „linkes Betragen“, sein ungeformtes Verhalten, konnte er die Menschen nicht für sich einnehmen. Das eigene Empfinden dafür, dass es ihm an Manieren mangelte, führte vornehmlich bei formalen Anlässen in besseren Kreisen, aber auch im alltäglichen Umgang etwa mit Lehrern oder sonstigen Personen von einiger Respektabilität dazu, dass sein Verhalten *unsicher* wurde. Der Aufstrebende spürte, dass diese anderen seinen Mangel an „Sitten“ erkannten und daher sein Verhalten als *Unförmigkeit* bewerteten (als „Rusticität“, „linkes Betragen“). Der Autobiograf Heyne kann dann rückblickend die Entstehung seines damaligen *Minderwertigkeitsgefühls* („kein Gefühl von Werth“) bereits ziemlich genau erklären. Entscheidend für diesen Erkenntnisprozess ist jedoch der zwischenzeitliche Kontakt mit Menschen, die mit den erwähnten „Sitten“ vertraut sind.

„[...] sah ich nun öfter Menschen von einer bessern Erziehung. [...] Dieser Umgang [...] schliff das Rohe auch im Aeüßerlichen ein wenig ab.“⁹

Erst diese *Anverwandlung* an die Gepflogenheiten („Anstand“) eines in der Regel gehobenen Standes lässt den Aufstiegswilligen die Mechanismen des alltäglichen Umgangs durchschauen, ohne dass er jene Gepflogenheiten jemals ganz zu den seinen machen könnte. Nur in einer unverhohlenen *ständischen* Gesellschaft werden offenbar diese stillschweigenden gesellschaftlichen Regeln (unter anderem) von Aufsteigenden zum Gegenstand tieferer Reflexionen gemacht. Denn in den nachfolgenden Epochenabschnitten, in denen das Ständesystem offiziell als überwunden gilt, berühren die AutobiografInnen sie nur noch vereinzelt. Statt einer reflexiven dominiert eine emotionale bis affektgeladene Bearbeitung dieser Regeln.

⁸ Heyne 1823, S. 22.

⁹ Heyne 1823, S. 23f.

Verhaltensunsicherheit ist dennoch auch um 1900 und um 2000 noch ein Thema. Als Gustav Weise bereits in die Position eines Lehrers an einem Technikum aufgestiegen war, sah er in den sonntäglichen Besuchen in besseren Häusern eine lästige Pflicht, der er sich möglichst zu entziehen versuchte.

„Froh war ich stets, dem steifen Zwange des Besuchsanzuges und dem Zylinder entronnen zu sein, denen ich die kurzen Stunden des Sonntags zwischen Kirchgang und Mittagessen opfern mußte, um meinen Rundgang bei den oberen zwanzig Familien zu machen, die zu der Gesellschaft gehörten.“¹⁰ Dass sich hinter dieser Vermeidungsstrategie auch eine besondere Schwierigkeit des sich in diesen Kreisen nicht wohl und sicher fühlenden Aufstiegers verbirgt, lässt sich freilich nur indirekt erschließen.

Sudermann, der sich mit Anfang Zwanzig schon als angehender Schriftsteller empfand, kann seine damalige Verhaltensunsicherheit und -unförmigkeit mit für diesen Epochenabschnitt eher ungewöhnlicher Genauigkeit beschreiben. Er hatte in jener behandelten Zeit gerade erst eine neue Hauslehrerstelle in einem feinen (jüdischen)¹¹ Bankiershaushalt angetreten. Interessant ist in der geschilderten Szenerie vor allem der zum Scheitern verurteilte Versuch, durch Forscheit wieder Herr der Lage zu werden („vorlaute Schein-Sicherheit“):

„Aber meine gesellschaftliche Gewandtheit lag noch im argen. Das merkte ich jedesmal, wenn das Haus Gäste hatte und ich hinzugezogen war. Meistens kam ich mir verlassen und verloren vor und hing mit Dankbarkeit an dem Munde, der leutselig das Wort an mich richtete. Aber es konnte auch vorkommen, daß ich in vorlauter Schein-Sicherheit die Unterhaltung an mich riß und den Tisch entlang mit unreifen Sarkasmen um mich warf.“¹²

Sudermann scheint auch der einzige der behandelten Aufstrebenden zu sein, der seine *Akkulturation* so weit voranzutreiben vermochte, dass er in besseren Kreisen nicht mehr sofort durch sein Verhalten auffiel:

„[...] Aber inzwischen war ich über dergleichen Mängel rasch hinausgewachsen. Ich hatte Ohr und Auge wohl gebraucht, und jeder neue Tag schärfte meinen Instinkt für das, was sich schickte und was verwerflich war. Visitenkarten auf schön kristallisiertem Eispapier ließ ich mir *nicht* mehr drucken, und Armbänder aus Berliner Filigraneisen schenkte ich an Geburtstagen den Töchtern des Hauses auch nicht mehr. Ich lernte fühlen, welches Lächeln einen Tadel aussprach und welches andere Wohlgefallen mit sich brachte. Ich lernte schlagfertig sein und überhören, je nachdem die Stimmung es verlangte. Und wenn irgend jemand einen Schnitzer machte, empfand ich ihn ebenso schmerzlich, als wäre er mir selber entschlüpft. Sobald ich die Gesellschaftsräume betrat, begann mein Hirn zu arbeiten wie eine scharfgeheizte Dampfmaschine. Mir war, als ob ich auf einen Kampfplatz ginge, und eine innere Stimme rief: ‚Lerne, lerne, du wirst es einmal brauchen.‘“¹³

Sudermann bewegt sich hier bereits auf einem ganz anderen gesellschaftlichen Parkett als die anderen analysierten Aufstrebenden.¹⁴ Und er hat auch schon ein

¹⁰ Weise 1917, S. 151.

¹¹ Das Adjektiv ist für den behandelten Sachverhalt von eher untergeordneter Relevanz. Es ermöglicht aber eine genauere soziale Einordnung dieses Kontextes, in dem der Protagonist agierte.

¹² Sudermann 1990, S. 300.

¹³ Sudermann 1990, S. 301.

¹⁴ Bei Rudolphi (im 18. Jahrhundert), die ihre erste Stelle als Erzieherin in einem adligen Haushalt ausfüllte, war es offenbar ganz ausgeschlossen, Teilnehmerin einer gesellschaftlichen Veranstaltung

ganz anderes Selbstverständnis und Selbstbewusstsein als diese, was sich etwa in den erwähnten Details zeigt („Visitenkarten auf schön kristallisiertem Eispapier“), die zu seinem Alltag gehören. Aber selbst wenn er versucht, sein *Anschmiegen* und *Anpassen* an die gehobenen gesellschaftlichen Ansprüche in der Bankiersfamilie als einen *erfolgreichen Lernprozess* darzustellen („inzwischen war ich über dergleichen Mängel rasch hinausgewachsen“), so kommt auch er nicht umhin, die *immense Anstrengung* zu betonen, die ihm derartige Vorgänge jedes Mal wieder abverlangten („Sobald ich die Gesellschaftsräume betrat, begann mein Hirn zu arbeiten wie eine scharfgeheizte Dampfmaschine“). Er hatte zwar nach einiger Zeit die Verhaltensstandards so weit internalisiert („lernte fühlen, welches Lächeln einen Tadel aussprach“), dass er selbst schon bei ihrer Verletzung durch andere darunter litt. Dennoch musste er sich stets aufs Neue wieder zusammenreißen und seine ganze Konzentration darauf richten, nur ja keinen „Schnitzer“ zu machen. Dass er diesbezüglich den Terminus „Kampfplatz“ verwendet, deutet an, dass es keineswegs nur eine Angelegenheit des *Einfühlens* und *Hineindenkens*, sondern ebenso eine die *ganze Körperlichkeit* betreffende Aufgabe war, sich ‚richtig‘ zu benehmen. Dieses mit einem ‚Kampf‘ in Verbindung gebrachte Lernen hat er im Weiteren übrigens fortgesetzt („Und so habe ich mein ganzes Leben lang gelernt“¹⁵).

Im späten 20. Jahrhundert begnügt sich dann Bittner damit, nur den leiblich-körperlichen Aspekt solcher Situationen zu benennen:

„Wenn ich einen Professor nur von weitem sah, bekam ich schon feuchte Hände. Sprach mich einer an, begann ich zu stottern.“¹⁶

Die Angst, einem gesellschaftlichen Verhaltensstandard nicht gerecht werden zu können, drückt sich hier durch ganz massive *körperliche Anzeichen von innerer Anspannung und Unsicherheit* aus.¹⁷ Der Autor beschreibt nur kurz die leiblich-körperlichen Reaktionen, kann aber aufgrund der vorausgehenden Beschreibungen seiner gesellschaftlichen Situation davon ausgehen, dass die Erwähnung des „Professor[s]“ hinreicht, damit seine Leserschaft das Geschehen auf den sozialen Hintergrund hin angemessen einordnet und versteht.

Was somit auf den ersten Blick hin als ein persönliches oder bestenfalls gruppenspezifisches Problem erscheint, das aus der relativen *Starrheit habituellem Dispositionen*

zu sein. Insofern ist der Bedienstetenstatus von Sudermann im 19. Jahrhundert als Hauslehrer schon ein ganz anderer.

¹⁵ Sudermann 1990, S. 301.

¹⁶ Bittner 1992, S. 123.

¹⁷ Dravenau/Groh-Samberg 2005, S. 122, haben die Bedeutung eines „*institutionellen Kapitals*“ hervorgehoben, über dass Töchter und Söhne aus gehobenen Herkunftsverhältnissen in der Regel viel eher verfügen als Kinder aus einfacheren Verhältnissen: „Durch ihre häufigeren Erfahrungen mit gesellschaftlichen Institutionen akkumulieren Kinder statushöherer Milieus damit frühzeitig ein ‚institutionelles Kapital‘, d.h. eine Vertrautheit mit institutionalisierten Handlungsräumen und Kulturen. Sie lernen dadurch [...], die mit sozialer Autorität versehenen professionellen Rollenträger (wie etwa Ärzte, Musiklehrer oder Verwaltungsbeamte) als Experten wahrzunehmen und wissen sich berechtigt, deren Dienstleistungen selbstbewusst in Anspruch zu nehmen.“

erwächst, stellt sich bei einer Erweiterung des Blickfeldes als ein wesentlich umfassenderes Problem heraus. Aufstiegsambitionierte haben in Deutschland offenkundig nur dann eine Chance, wirklich hoch hinaus zu kommen, wenn sie es schaffen, so nah wie möglich an den Verhaltensstandard der ‚feineren Kreise‘ heranzugelangen. Dass sich dies selbst um 2000 noch nicht wesentlich verändert hat, ist ein betrübliches Anzeichen dafür, dass *ständische Überreste* in der BRD bis in die Gegenwart hinein überdauern haben.¹⁸ Die *Distanz* zwischen dem gesellschaftlichen Unten, aus dem Aufstrebende wie Bittner und Baumann kommen, und dem Oben ist, wie Dahrendorf schon konstatiert hat, immer noch beträchtlich.¹⁹ Vergleicht man die deutschen Verhältnisse z.B. mit denen in Skandinavien, dann lässt sich in Deutschland eine wesentlich weitere Spanne zwischen Formalität und Informalität erkennen. Die Alltagserfahrungen der sozial Aufstrebenden geben detailliert Auskunft über diese in vielen Bereichen *fortbestehende weite Formalitäts- Informalitäts-Spanne* in der BRD. Die so sichtbar gewordene *Kontinuität* über den politischen Systemwechsel von 1945/49 und über die Geschehnisse von 1968 hinaus ist das eigentlich Beunruhigende. Sie trägt ganz entscheidend dazu bei, dass es Menschen aus unteren bis mittleren Herkunftsmilieus verglichen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in einigen anderen Staaten relativ selten gelingt, in gehobene soziale und berufliche Positionen vorzurücken. Die sogenannten Bildungsreformen in den 60er/70er Jahren haben, was eigentlich erst durch die Ergebnisse der PISA-Studie wieder ins öffentliche Bewusstsein gerückt ist, keineswegs zu einer so tiefgreifenden Veränderung des sozialen Gefüges geführt,²⁰ wie es in der Regel von ‚Bildungsexperten‘ konstatiert wird. Bittner hat in gewisser Hinsicht durchaus einen Kern dieser insbesondere Deutschland betreffenden Problematik berührt, wenn er einmal erklärt, es müsse sich etwas *in den Köpfen* der Menschen verändern. Die sozialen und mentalen Strukturen lassen sich nicht allein durch Reformen im Schulwesen modifizieren. Aber wirkliche Reformen in diesem Teilbereich der Gesellschaft wären ein ganz wesentlicher Schritt, der in die

¹⁸ Vester 2005, S. 61, weist auf die immer noch „ständische Chancenregulierung“ gerade in Deutschland hin. Ebd., S. 39, führt er insbesondere im Hinblick auf entscheidende Platzierungsmechanismen aus, „dass die Bildungs- und Berufschancen auf dem deutschen Entwicklungspfad weitgehend nach dem Muster einer ständisch organisierten Klassengesellschaft gesteuert werden – und eben deswegen zunehmend mit den funktionalen Notwendigkeiten der Mobilisierung von Bildungsreserven in Konflikt geraten.“ Auf eine gelungene Mobilisierung von Bildungsreserven in anderen Staaten wird noch zurückgekommen.

¹⁹ Dazu Büchner/Brake 2006, S. 127: „Der Blick auf die vielgestaltige und kulturell vielfältige soziale Ordnung der deutschen Gesellschaft von heute, die Bildungseliten als Reservate bürgerlicher Exklusivität ausweist, stützt sich auf ein dichotomisches Weltbild und ist mit der Schreckensvision der ‚Vermassung‘ und ‚Nivellierung‘ konfrontiert.“

²⁰ Dazu Engler 2005, S. 301: „Mit einer Ausnahme verpufften die egalisierenden Impulse der Bildungsexpansion der 1960er, 1970er Jahre: Bildungsbeteiligung und Bildungserfolg von Mädchen und jungen Frauen zeigen seither eine kontinuierlich aufsteigende Tendenz.“ Zur Reform(un)fähigkeit des deutschen Bildungssystems in historisch-soziologischer Perspektive, insbesondere seit dem 18. Jahrhundert vgl. Friedeburg 1992.

übrigen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens ausstrahlen und insgesamt demokratischere und zivilisiertere Verhältnisse schaffen könnte.

3. Chancenstrukturen

Beschränkt man sich bei der Betrachtung auf die innerdeutsche geschichtliche Entwicklung über die drei Zeitabschnitte hinweg, dann lässt sich gerade für die Epoche um 2000 dennoch auf verschiedenen Ebenen ein deutlicher *Informalisierungsschub* feststellen. Die Voraussetzungen hierfür wurden schon in den 1950er/60er Jahren (unter anderem im Zusammenhang mit der Halbstarckenbewegung) geschaffen. Auch für sozial Mobile ist dies mit Erweiterungen ihrer individuellen Möglichkeiten verbunden. Wie die untersuchten Beispielfälle zeigen, kann sich die erste Nachkriegsgeneration z.B. im Hinblick auf ihr äußeres Erscheinungsbild (Kleidung, Haartracht etc.) oder ihre Sexualität ganz entschieden von der Eltern- und Großelterngeneration absetzen. Die Konformitätserwartungen der älteren Generationen, die sich auf das Verhalten und die inneren Zwänge gerade im sexuellen Bereich beziehen, werden von den Jüngeren als ausgrenzend und erdrückend (Baumann), als selbstzerstörerisch und nicht mehr nachvollziehbar (Viett) oder als autoritär-repressiv und klassenspezifisch unterschiedlich internalisiert (Wegner-Bittner) empfunden. Diese VertreterInnen der ersten Nachkriegsgeneration versuchen zwar alle auf ihre Weise, die starren Verhaltensregeln aufzulösen bzw. *Formalitäten zu verflüssigen*, als Angehörige einer spezifischen Außenseitergruppierung, d.h. als Bildungs- oder soziale AufsteigerInnen, haben sie aber gleichsam ein *doppeltes Handicap* zu überwinden: Erstens bemühen sie sich wie viele andere Angehörige ihrer Generation, das restaurativ-repressive Klima der frühen BRD quasi auf der Mikroebene, im alltäglichen Umgang der Menschen miteinander, zu verändern. Zweitens suchen sie aber auch Mittel und Wege (quasi auf der Meso- und Makroebene), die ihnen Teilhabe und Anerkennung in einer in vielen Bereichen immer noch hierarchisch strukturierten und hierarchisch strukturierenden Gesellschaft verschaffen sollen. Bittner entwickelt als Antwort auf das genannte doppelte Handicap geradezu eine *Doppelstrategie*, die zugleich als Widerstands- und Erneuerungsbestreben wie auch als Anpassungsversuch an die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden werden kann. Er hat sich im Rahmen seines Jura-Studiums noch am entschiedensten auf das „System“ zubewegt. Er müht sich in einer enormen Kraftanstrengung, über einen Zweiten Bildungsweg in eine etablierte und gesellschaftlich anerkannte Berufslaufbahn einzusteigen. Obwohl er in einer Zeit des Umbruchs und der *Verflüssigung* von Machtstrukturen gerade an der Universität eigentlich einen günstigen Augenblick für sein Aufstiegsprojekt erwischt hat, strauchelt er letztlich. Die *experimentell-spielerischen* Versuche des Neuanfangs (Kommunen, Wohngemeinschaften, Dro-

gen-Trips, sexuelle Revolution etc.) von Baumann und Viett – zumindest in der Zeit vor ihrem Einstieg in die terroristische Szene – eröffnen den beiden zwar neue Einsichten und Horizonte, auch über ihre eigene *Leiblichkeit*. Aber im Hinblick auf eine *Funktion* oder *sozial-berufliche Position* in der Gesellschaft bringt es sie nicht wirklich voran. Baumann und Viett geraten – verglichen mit Bittner – nach ihren eigenen Erfahrungen in einem studentisch-alternativen Milieu sehr bald auf einen völlig anderen Pfad, der sie eines Tages in die Illegalität führen wird. Man kann das Scheitern dieser ProtagonistInnen schlicht auf je individuelle Fehler, Irrwege und Unfähigkeiten zurückführen. Denn alle drei erscheinen auf ihre Weise idealistisch, dogmatisch und eigenwillig-radikal. Diese Erklärung ist jedoch nicht wirklich befriedigend. Elias' Ausführungen zu den besonderen Hindernissen für *Außenseitergruppierungen* in der Geschichte Deutschlands weisen auf historisch-kausale Zusammenhänge hin, die selbst von der soziologischen Ungleichheitsforschung heute kaum mehr wahrgenommen werden. Es sei an dieser Stelle nur noch einmal daran erinnert, dass ein auffällig hoher Anteil der oben für die Zeit um 1900 behandelten Aufstrebenden sich die eigene *Leiblichkeit* geradezu als *Generator von Kontingenzen* zu Nutze zu machen versucht, um über einen krankheits- oder unfallbedingten Bruch mit dem bisher unbefriedigenden Lebens- und Berufsalltag einen Neuanfang zu starten. Anders ausgedrückt: der *Körper wird mobilisiert*, um eine neue biografische Konstellation herzustellen. Freilich lässt sich Derartiges als Akt der Verzweiflung oder als Mangel an individueller Handlungsautonomie deuten, da ja erst eine zufällige oder von außen bewirkte Krise zu einer Aktivierung des Einzelnen führte, der eigentlich seine Misere schon viel früher hätte bearbeiten müssen. Dabei wird allerdings unterschlagen, dass eine solche Autonomie nur unter bestimmten Rahmenbedingungen entfaltet werden kann. Prinzipiell stellt sich dieses Problem vornehmlich von Nicht-Etablierten, wie erörtert, in Deutschland bis in die Gegenwart hinein. Paradigmen des soziologischen Mainstream²¹ wie der Glaube an eine umfassende Individualisierung, die quasi jeden Einzelnen dazu befähigt, sein Leben autonom zu gestalten, haben dazu geführt, dass ein Scheitern letztlich nur dem Individuum selbst angelastet wird (auch die Individuen selbst übernehmen gemeinhin diese Sicht und empfinden ihr Scheitern als selbstverschuldet).²² In Anlehnung an neoliberales Gedankengut wird so ein simplifizie-

²¹ Bremer 2004, S. 199, schreibt diesbezüglich von „einem durch die Schlagworte Postmoderne, Individualisierung und reflexive Moderne gekennzeichneten Gesellschaftsbild [...], also soziologischen Gegenwartsdiagnosen, in denen soziale Ungleichheit eher als Charakteristikum der nun ‚überwundenen‘ Klassengesellschaft gilt.“

²² Nollmann 2005, S. 154, hat in einer Art Richtigstellung kürzlich im Hinblick auf die sich vollziehende „Individualisierung der Geschlechter und ihrer Körper“ darauf hingewiesen, dass zwischen „Entscheidungszurechnung einerseits und *faktischer* Wahl- bzw. Gestaltungsmöglichkeiten andererseits“ unterschieden werden müsse: „Individualisierung der Geschlechter und ihrer Körper besagt [...] *nichts* über ein echtes Mehr oder Weniger an Gestaltungsmöglichkeiten und Wahlfreiheiten – ganz zu schweigen von einer Auflösung sozialstrukturell bedingter Ungleichheiten –, sondern weist nur darauf hin, dass die entscheidungsorientierte Zurechenbarkeit von Verhalten in jüngeren sozial-

rendes Gesellschaftsbild von Gewinnern und Verlierern konstituiert, das in mancher Hinsicht durchaus an jenes sozialdarwinistische Gesellschaftsverständnis von Dietrich Schäfer um 1900 erinnert. Keiner der vorgestellten Fallgeschichten kann man so gerecht werden. Was von SoziologInnen in Modellvorstellungen zu analytischen Zwecken an Orientierungsleistungen erbracht wird, erscheint im Hinblick auf den Einzelfall mitunter realitätsfern. Die abstrakte Annahme einer nahezu alle gesellschaftlichen Schichten umfassenden Individualisierung und Chancenwahrnehmung etwa geht an den Erfahrungen der meisten Menschen am unteren Rand der Gesellschaft, wenn nicht sogar in Teilen der Mittelschichten vollkommen vorbei.²³

4. Sprechen über die Leibdimension

Das Verhältnis sozial Aufstrebender zu ihrer Leiblichkeit ist, wie ausgeführt, sehr entscheidend durch ihre zwiespältige Position innerhalb des sozialen Raumes geprägt. Die Konstituierung der Leibdimension kann allerdings für sich auch als eine sprachliche Generierung über die Jahrhunderte hinweg betrachtet werden. Für das *Sprechen bzw. Schreiben über den Körper* lässt sich im Vergleich der drei Epochenabschnitte vielleicht am augenscheinlichsten am Beispiel der Thematisierung von *Sexualität*²⁴ ein *langfristiger Informalisierungsprozess* skizzieren.²⁵ Bräker berichtet noch recht verschämt und verklausuliert davon,

dass er „noch itzt bisweilen heimlich wünsche, daß ein Kind meiner Phantasie mir begegnen möchte – und ich mich denn dem Plätzchen nähere, wo ich darauf stoßen sollte – und es ist nicht da – wie bin ich froh! – Und doch hatt’ ich’s erwartet. Wie reimt sich das? Gott weiß es, ich weiß es nicht [...]“²⁶

Rehbein hat es um 1900 im Gegensatz zu Bräker schon nicht mehr nötig, sein eigenes sexuelles Begehren sowie das seiner Kameraden zu verniedlichen resp. zu *metaphorisieren* („ein Kind meiner Phantasie“) oder es gewissermaßen als sündhafte

strukturellen Umbrüchen immer mehr über den durch Rollentrennungen markierten Rand formaler Arbeitsorganisation hinausgreift und die sich als individualisiert deutenden Individuen zu immer mehr Selbstrechenschaft über ihre sozialen Beziehungen *nötigt*.“

²³ Wie Nolte 2004, S. 320, ausführt, wurden „in der deutschen Sozialwissenschaft eine Zeitlang“ „einerseits Erfahrungen bestimmter Gruppen der gebildeten Mittelschicht vorschnell verallgemeinert, andererseits kultursoziologische Beobachtungen über eine Vervielfachung kultureller Statussymbole (zum Beispiel im Konsum) mit der Auflösung sozialer Lebensschicksale verwechselt.“

²⁴ Zum Informalisierungsprozess im Bereich *Sexualität* nach Ende des Zweiten Weltkriegs, aber insbesondere in den 1960er Jahren siehe Korte, Hermann (1987): *Lust statt Frust – oder: Die Befreiung der Sexualität von gesellschaftlichen Zwängen*, in: H. K.: *Eine Gesellschaft im Aufbruch. Die Bundesrepublik Deutschland in den sechziger Jahren*, Berlin, S. 83-103.

²⁵ Dieser Prozess ließe sich allerdings auch an der Behandlung der Themen *körperliche Arbeit* oder *Schmerzempfinden* aufzeigen.

²⁶ Bräker 1997, S. 216.

Verirrung der göttlichen Allmacht zu überantworten bzw. gleich die ganze „Sinnlichkeit dem T[eu]fel“ zu übergeben. Die *Säkularisierung* im 19. Jahrhundert lässt sich so schon rein sprachlich erkennen. Aber einer *Legitimation* bedürfen die von ihm angeführten sexuellen Ausschweifungen, in Form von Bordellbesuchen, auch hier – sie erscheinen als *Kompensationshandlungen* für die von den Vorgesetzten erlittenen Erniedrigungen im Kasernenalltag („Unsere Scham war, wie unser Ehrgefühl, uns längst von unseren Herren Vorgesetzten ausgetrieben“):

„Besonders nach den Löhnungstagen war der Andrang zu den Dirnen der öffentlichen Häuser ganz enorm. Was sich dann hinter den verhängten Fenstern jener schweigsamen Mauern abspielte, läßt sich hier nicht wiedergeben. Mancher Soldat holte sich dort eine Krankheit, die er bis dahin kaum vom Hörensagen kannte. Natürlich erzählten wir uns stets des andern Tags gegenseitig unsere ‚Erlebnisse‘ in allen Einzelheiten und in der Regel mit einer so zynischen Offenheit, daß die Wände davon hätten erröten können.“²⁷

Bei Rehbein sprechen die Soldaten zwar untereinander freizügig über ihre „Erlebnisse“. Dem Lesepublikum bleiben aber eben diese „Einzelheiten“ verhüllt („läßt sich hier nicht wiedergeben“). Bei Bittner werden dann ganz bewusst *Peinlichkeitsgebote ignoriert*:

„Er sah sich die Fotos an. Scharfe Weiber waren das. Er nahm sich das nackte Mädchen von der Titelseite vor, fuhr ihr über die prallen Titten und wichste sich einen ab.“

Ganz ohne Legitimation kommt aber auch Bittner nicht aus, wenn dazu angemerkt wird, dass „der letzte Fick zehn Tage zurücklag“.²⁸ Es scheint, als werde hier mit einer Art *Recht des Leibes*, im Sinne etwa von ‚die Sinnlichkeit fordert ihr natürliches Recht‘, argumentiert.²⁹

Aus dem an Rousseau orientierten Bekenntnis Bräkers zu seinem *Leiden an der eigenen Sinnlichkeit* ist im 20. Jahrhundert bei einem ebenfalls Aufstiegsambitionierten eine plumpe *Provokation* geworden, in der sich allerdings wohl auch ein *Protest* (angesiedelt zwischen einem Aufbegehren gegen bestehende Tabus und einem Hilferuf des sich unter diffusen Zwängen Wahnenden) ausdrückt. Bräker, Rehbein und Bittner verbindet jedoch über die Jahrhunderte hinweg, dass sie alle auf ihre Weise jeweils die *Grenzen des Sagbaren* im Vergleich zu den bürgerlichen AutobiografInnen ihrer Zeit *geweitet* haben. Als gesellschaftliche *Randfiguren* können sie es sich offenbar eher herausnehmen, bestehende Schreibkonventionen zu verletzen, *Tabus zu brechen*. Die aufgrund ihrer einst terroristischen Aktivitäten in der Öffentlichkeit ebenfalls als Außenseiterin markierte Inge Viett überschreitet in ihrer Autobiografie das auf männlicher Seite Dargestellte bei der Behandlung von Liebesverhältnissen und Sexualität dann insofern, als sie vornehmlich von *gleichgeschlechtlichen* Beziehungen erzählt. Zudem weisen diese Beziehungen jeweils eine spezifisch pädagogisch-emanzipatorische Komponente auf und scheinen nicht in einem einseitigen Dominanzverhältnis aufzugehen: Erstens ist dabei jeweils eine Rollen-

²⁷ Rehbein 1911, S. 178.

²⁸ Bittner 1978, S. 184.

²⁹ Wouters 1997, S. 302, schreibt in ähnlicher Weise von dem „Versprechen einer natürlichen Körperlichkeit und intimer Handlungen“.

verteilung, quasi ein LehrerIn-SchülerIn-Verhältnis, ersichtlich; zweitens erscheint diese Rollenzuweisung aber nicht so strikt, dass nicht auch die ‚SchülerIn‘ zuweilen die Werthaltungen und Vorstellungen der ‚LehrerIn‘ in Frage stellen könnte. Und drittens übernimmt Viett auch als Autobiografin, indem sie weibliche Sexualität in bestimmter Weise zum Thema macht, eine Art *Vorbildfunktion* für Frauen im Allgemeinen. Lesbische Frauen konnten im Rahmen der sogenannten sexuellen Revolution „als Vorbild“³⁰ bzw. als Avantgarde wirken. Sie verstanden sich dabei gewissermaßen als Verfechterinnen „einer von Herrschaft losgelösten Sexualität“³¹. Viett lässt schon als Protagonistin nicht nur ein Eingehen auf die unterschiedlichen Gefühlslagen der PartnerInnen erkennen, sondern auch den Versuch, die *Perspektive dieser anderen zu übernehmen*. Diese Befähigung lässt sich in Autobiografien von Frauen bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Dass sie bei Männern selbst um 2000 noch kaum ausgebildet ist, wird freilich nicht nur den Individuen anzulasten sein. Die Gendercodes als gesellschaftliche Konstruktionen und Alltagsordnungen, in denen sich ein bestimmtes Machtverhältnis ausdrückt, veranlassen Männer offenbar bis in die Gegenwart hinein viel weniger als Frauen, sich auf das andere Geschlecht einzulassen. Speziell männliche Aufsteigende entwickeln zwar eine *außergewöhnliche Sensibilität für Ungleichheiten des Ranges*, des Prestiges und der Klasse, für Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern haben sie aber in der Regel kein besonderes Gespür. Auffällig ist – das sei zum Thema *Sexualität* noch angefügt –, dass gleich mehrere aus der analysierten Gruppierung der sozial Aufstrebenden – wenn nicht explizit, so doch zumindest implizit – *homosexuelle* bzw. *homoerotische Beziehungen* ansprechen: um 1800 in verdeckenden oder verschlüsselnden Wendungen angedeutet bei Gottlieb Hiller und Karl Philipp Moritz; um 1900 schemenhaft dargestellt bei Christine Holstein; um 2000 offen, selbstbewusst und relativ ausführlich thematisiert bei Viett und Seyran Ateş. Dass Aufsteigertum und Homosexualität (resp. Bisexualität) in dieser relativen Häufigkeit korrelieren, mag darin begründet sein, dass in beider Hinsicht die Position des *Outsiders* von Bedeutung ist. Das Außenseitertum als Aufsteigende/r steht gewissermaßen in Wechselwirkung mit dem Außenseitertum als Homosexuelle/r. Daraus lässt sich selbstverständlich nicht ableiten, dass Aufstrebende generell zu einer homosexuellen Disposition neigen. Diese Behauptung wäre ja schon rein quantitativ anhand der untersuchten Fallgeschichten nicht zu belegen. Die Mehrzahl der behandelten Protagonisten ist offenkundig heterosexuell disponiert. Gleichwohl bleibt die genannte Korrelation ein interessantes Phänomen, das als eigenständige Fragestellung einer weiteren Auseinandersetzung bedürfte.

³⁰ Wouters 1997, S. 278.

³¹ Wouters 1997, S. 278.

5. Leibgebundenheit – Distanzierung vom Leiblichen – Ent-Leibung

Der junge Ulrich Bräker sieht sich im 18. Jahrhundert in vielfältiger Weise *gefangen*. Vor allem weiß er sich in den kaum gewinnträchtigen landwirtschaftlichen Betrieb seines Vaters eingespannt. Eigentlich wird hier nur seine körperliche Arbeitskraft benötigt. Er stellt geradezu ‚*körperliches Kapital*‘ dar, das es zur Existenzsicherung der Familie so weit wie möglich auszunutzen gilt. Ein weibliches Pendant hierzu stellt die junge Rudolphi dar, die sich nach dem frühen Tod des Vaters dazu gezwungen sieht, durch Näharbeiten ein Auskommen für sich und ihre Mutter zu finden. Bräker wie Rudolphi versuchen sich vornehmlich über die Beschäftigung mit Literatur eine *Gegenwelt* zu konstituieren. Diese Bewegung von der *Eingebundenheit in den primär körperlichen Arbeitsprozess* zu Subsistenzzwecken hin zur zunächst autodidaktischen Auseinandersetzung mit *geistig-intellektuellen* Gegenständen lässt sich im Grunde genommen in allen untersuchten Aufsteigerautobiografien aus der Zeit um 1800 wiederfinden. Je nachdem, wie das nähere soziale Umfeld (die Herkunftsfamilie, Verwandte, Gönner) auf das Eindringen der Ambitionierten in den Bereich des Geistig-Kognitiven reagiert, gestaltet sich der weitere Weg der ProtagonistInnen. Überschaut man die Fallgeschichten insgesamt, dann stellt es sich sogar schon als vorteilhaft für die Aufstrebenden heraus, wenn das Ursprungsmilieu die sozialen FremdgängerInnen zumindest nicht an ihren Projekten hindert, ihnen einen gewissen Freiraum zugesteht.

Händler und Hiller, die schon recht frühzeitig durch verschiedene Bezugspersonen in ihrem sozialen Umfeld mit in sich widersprüchlichen ‚Missionen‘ beauftragt worden waren und sich in der Folge über städtische Schulen bereits auf halbem Weg zum Gelehrtenstand wähnten, wurden hingegen eines Tages, als die finanziellen Mittel der Eltern ausgeschöpft erschienen, in ihren Bildungsbestrebungen ausgebremst und auf den väterlichen Berufszweig verwiesen. Händler konnte danach in seinem Schneidermetier seine Kundschaft nur noch gelegentlich durch seine guten Lateinkenntnisse verblüffen. Und Hiller verdiente sich seinen Lebensunterhalt in erster Linie durch handwerkliche Tätigkeiten, sodass er für seine dichterischen Ambitionen nur nebenher einige Zeit und Energie verwenden konnte. Aber immerhin war er über diese Nebentätigkeit schon ein wenig berühmt geworden, sodass er sich einbilden konnte, über seine Kleinkunst als Dichter auch an der Welt der besseren Kreise und der Gelehrsamkeit teilzuhaben. Es ist auffällig, dass gerade diese beiden Aufstiegswilligen (wie übrigens auch Bräker), denen die eigenen Bildungsambitionen und beruflichen Zielsetzungen verwehrt wurden, von gelegentlichen *Suizidgedanken* berichten. Da sie beständig *auf ihre körperliche Arbeitskraft zurückverwiesen bzw. reduziert werden*, sich also nie aus ihrer *leiblichen Eingebundenheit* befreien können, kommen sie in Krisensituationen am ehesten auf die Idee, ihrem Leben eigenhändig ein Ende zu setzen, sich gewissermaßen zu *ent-leiben*.

Nun lässt sich allerdings auch in den von Erfolg gekrönten Aufsteigergeschichten eine gewisse *Distanznahme von leiblich-sinnlichen Komponenten* aufzeigen. Denn wenn ein sozial Aufstrebender wirklich eines Tages eine Akademie oder Universität besuchen kann, dann gelangt er früher oder später zu der Einsicht, dass er seine einstigen Triebe und Affekte zügeln muss, um in dieser Gelehrtenwelt bestehen zu können. Gustav Weise und Bittner zeigen um 1900 und um 2000, dass sie als Bildungsnachzügler, die neben dem Studium auch noch durch verschiedene Nebentätigkeiten dazuverdienen müssen, nur dadurch an der Universität bestehen können, dass sie sich eine *besondere Selbstkontrolle* auferlegen. Weise geht sogar so weit, sich allerlei *Vergnügungen und Ablenkungen zu versagen*, die seinen Studiengefährten unerlässlich erscheinen. Diese Art der *Abtrennung sinnlich-leiblicher Komponenten* vom Subjekt begegnet freilich bereits im 18. Jahrhundert und zudem außerhalb akademischer Rahmungen bei Bräker, als er sich nach seinem beruflichen Wechsel in den Garnhandel zu zwingen sucht, seine sinnlichen Begierden und seine geistigen Ausflüge in die Fantasiewelten der Romane einzuschränken. Der Wechsel in eine eher bürgerliche Berufswelt erfordert eine größere Disziplin. Aber Bräker ist noch weniger als Bittner zwei Jahrhunderte später in der Lage, die emotional-affektiven Anteile seines Wesens einzuschränken oder sogar sich eine gewisse *Askese* aufzuerlegen. Beide ringen im Grunde genommen mit ihren *habituellen Dispositionen*. Ein Teil ihres Selbst verteidigt die Affekte und Triebe, die in ihnen von klein auf durch das Herkunftsmilieu eingelebt sind. Ein anderer Teil ihres Selbst schmiegt sich an das neue Bezugsmilieu an, das für einen *anderen Trieb- und Affekthaushalt* steht. Vom analytischen Standpunkt her betrachtet erscheint es eigentlich als ein ziemlich ungleicher innerer Kampf. Denn die ursprünglichen Affekte und Triebe wirken schon viel länger innerhalb des Subjekts als die anderen, an die es sich anverwandeln möchte. Die Problematik wurde zuvor schon mit anderen Begriffen unter dem Stichwort *Verhaltensunsicherheit* dargelegt. Auch hier gilt wieder: je früher ein Aufstrebender mit dem gehobenen Bezugsmilieu in Kontakt kommt, umso größer ist die Chance, dass eine *Anverwandlung an den neuen Verhaltensstandard* und den dazugehörigen Triebhaushalt gelingt. Die zu Gelehrten aufgestiegenen Heyne, Voss, Schäfer und Sudermann (in gewissen Grenzen auch Rehbein) können als Beispiele für eine noch relativ frühe Kontaktaufnahme und eine letztlich erfolgreiche Aufstiegsbewegung bezeichnet werden.

6. Aufstiegsmechanismen

Bilanzierend werden nun die wesentlichen Mechanismen zusammengestellt, die bei der Analyse der unterschiedlichen Aufstiegsbewegungen immer wieder begegnet sind. Dabei handelt es sich um *Generalisierungen*, die aus dem Überblick über

die Gesamtheit der Fallinterpretationen hervorgegangen sind. Zur Illustration dienen mitunter beispielhaft wiederum Einzelfallergebnisse.

Aufstiegsenergie; starke Mutter und schwacher Vater: Auffällig ist, dass sich in einer Vielzahl der analysierten Aufsteigergeschichten das *Fehlen eines leiblichen Vaters oder zumindest einer starken Vaterfigur* nachweisen lässt (um 1800 bei Hiller und Rudolphi; um 1900 bei Rehbein und Weise; um 2000 bei Baumann, Viett und Bittner). Häufig ist der Vater schon relativ früh verstorben (bei Hiller, Rudolphi; Schäfer, Weise, Rehbein; Bittner, Viett) oder aus beruflichen und sonstigen Gründen selten einmal zu Hause. Oder ein Stiefvater wird aufgrund gewisser Charakterschwächen von dem Aufstrebenden nicht wirklich ernst genommen (Hiller). Oftmals steht dem eine ausgesprochen *starke Mutterfigur* gegenüber (Hiller, Rudolphi, Voß; Holstein, Rehbein, Schäfer, Sudermann, Weise; Baumann), die durch einen *Hang zum Feineren im Hinblick auf Geschmack und Benehmen* (Hiller, Rudolphi, Voß; Holstein, Weise) oder eine gewisse *Bildungsbeflissenheit*, ohne einen wirklich anerkannten Bildungsgrad zu besitzen (Hiller, Voß; Holstein, Weise) eine Art *Aufstiegsenergie*, zumindest eine deutliche *Prätention* an das Kind *weitergibt*. Genau diese Elternkonstellation (starke Mutter/schwacher Vater) findet sich übrigens sowohl bei weiblichen als auch bei männlichen Aufsteigenden. Ein willensstarker, präntiöser Vater, dem selbst zwar eine Statusverbesserung verwehrt blieb, der aber die eigenen Aufstiegsambitionen weitergibt und sich gewissermaßen in seinem Kind verwirklicht, ist eher selten (Voß; Bittner). Häufiger steht die AufsteigerIn schon in jungen Jahren einem *in sich widersprüchlichen elterlichen ‚Auftrag‘* gegenüber (Hiller; Holstein, Rehbein, Sudermann). Etwa wenn der Appell des einen Elternteils auf eine Statusverbesserung zielt, der andere Elternteil zugleich aber ‚Standestreue‘ einfordert.

Oftmals fungieren von einem bestimmten Zeitpunkt an bestimmte Personen, die in der Regel über ein recht *hohes Maß an kulturellem Kapital* verfügen, als eine Art *Ersatzväter*. Hierin kommt wohl der Versuch der Aufstrebenden zum Ausdruck, das *Fehlen eines generalisierten Anderen* nachträglich (eben durch ein Surrogat) zu beheben. Dieser generalisierte Andere wäre, wie erwähnt, eine Art Summe der generellen Erwartungen aller anderen in bestimmten Situationen, die eine Orientierung in der Gesellschaft, z.B. als Übernahme einer bestimmten sozialen Rolle, eines bestimmten Berufs, erst ermöglicht.

Heraustreten – Aussteigen: Den elterlichen ‚Missionen‘ vorgelagert ist bei den ProtagonistInnen nahezu immer der Wunsch, aus dem alltäglichen Einerlei *herauszutreten*. Am Anfang kann die Entdeckung oder Schaffung von *Alternativen* stehen, die mitunter mit den einfachsten Mitteln generiert und dann als *Gegenwelten* genutzt werden (bei Bräker die Natur, bei Rudolphi der Garten). Nicht selten wird in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf die Findung einer eigenen Sprache verwiesen (Bräker, Hiller, Rudolphi; Holstein, Rehbein; Bittner, Viett). Es geht dabei um die *Überwindung von Sprachlosigkeit*, die häufig für die Herkunftsverhältnisse signifi-

kant ist. Das Heraustreten-Wollen steht in der Regel bald in einem Wechselverhältnis mit der (übernommenen) Aufstiegsenergie, was begrifflich bereits darin seinen Ausdruck findet, dass in allen Fällen von einem Hoffen oder *Sehnen nach etwas Höherem oder Besseren* berichtet wird, also von dem Wunsch nach Zutritt zu einem kulturell, sozial und/oder ökonomisch Besseren. Vor dem meist nur sehr begrenzt über Ressourcen verfügenden Herkunftshintergrund gelingt den Aufstrebenden dieser Anschluss an etwas ‚Höheres‘ vor allem über *Bildungsmotivationen* (der Prozess lässt sich stichwortartig generalisieren: Sprache – Bücher – Schule – Gelehrte usf.).

Das Heraustreten-Wollen bleibt sozusagen als latente Handlungsoption häufig bis weit ins Erwachsenenalter hinein erhalten. In Krisensituationen kommt es dann in unterschiedlichen *Ausstiegsszenarien* zum Tragen, die die ProtagonistInnen sich vor Augen führen (Bräker, Gabriel, Händler, Hiller; Holstein, Rehbein, Sudermann; Bittner, Baumann, Viett). Einige steigen in der Tat mehrmals und aus verschiedenen Kontexten aus (*Fluchtmotiv*). Legitimierend wird diesbezüglich mitunter das *Reisemotiv* evoziert (Bräker, Händler, Hiller; Holstein, Rehbein, Sudermann; Bittner, Baumann, Viett).

Demütigungen: Ein durchgängiges Thema über die Epochen hinweg stellen alle denkbaren Formen von *Kränkungen* und *Zurückweisungen* seit der Kindheit dar. Diese können sich im 18. Jahrhundert in dem Gelächter der Klassenkameraden in der städtischen Schule manifestieren, weil der Aufstrebende nur Holzpantoffeln trägt und aus der Vorstadt kommt (Hiller). Oder sie spiegeln sich im 20. Jahrhundert in der Herabsetzung durch einen benachbarten Bauern wider, der ein aus Pommern stammendes Kind, also ein Flüchtlingskind nach 1945, als „Rucksackgesindel“ beschimpft (Bittner). Solche Demütigungen rufen früh eine *außergewöhnliche Sensibilität für alle möglichen Ausprägungen sozialer Rang- und Prestigeunterschiede* hervor – nicht selten auf verschiedenen Ebenen: sozial-räumlich (Stadt versus Land), konfessionell, dialekt- und bildungsbezogen, ständisch und berufsbezogen.

Krisenhafte Lebensschnitte: Immer mal wieder erleben Aufstrebende Momente oder Phasen, in denen sie *an ihren Erfolgsaussichten zweifeln*. Sie erkennen etwa, wie schwer es sein wird, sich *autodidaktisch* so weit zu bilden, dass sie einmal für eine bessere Position in Frage kommen. Als *Nachzügler* hadern sie mit dem „Schicksal“ eben dieses *ständigen Zu-spät-Kommens*. Sie stehen immer unter einem teils selbst, teils von außen produzierten *Druck*, der sie oft *über die körperliche Leistungsfähigkeit hinausgehen lässt*. In diesem Zusammenhang stehen auch *psychosomatische Beschwerden* (z.B. Magenerkrankungen und Kopfschmerzen), die allerdings von den AutobiografInnen selbst nur selten direkt auf die eigene soziale Lage zurückgeführt werden (Hiller; Holstein; Bittner). Die medizinische Forschung hat derartige Zusammenhänge nachweisen können. Nicht wenige ProtagonistInnen haben sich in Notlagen, die jeweils aus der spezifischen biografischen Situation erwachsen, mit *Suizidgedanken* getragen (Bräker, Gabriel, Händler, Heyne; Hol-

stein, Rehbein, Weise; Bittner). Demgegenüber lässt sich allerdings auch feststellen, dass tiefe Krisen mitunter offenbar dazu Anlass gaben, die schon vorhandene *Aufstiegsambition* – im Sinne eines ‚jetzt erst recht‘, das zur Mobilisierung aller Kräfte führt – noch einmal zu *verstärken* (Heyne, Hiller, Rudolphi; Holstein, Rehbein, Schäfer, Sudermann, Weise; Baumann, Bittner, Viett).

Anknüpfung an ein anderes/gehobenes Milieu; kulturelles Kapital: Im Vergleich zu Kindern aus besseren Verhältnissen haben Aufstrebende von ‚ganz unten‘ im Hinblick auf ihr Ressourcenvolumen einen erheblichen ‚Startnachteil‘. Je früher sie im Weiteren in Kontakt mit einem meist *sozial deutlich höheren Milieu* kommen, desto größer sind die Chancen auf einen gelingenden sozialen Aufstieg. Sie können im Rahmen dieser nachträglichen Anknüpfung an etwas ‚Höheres‘ geradezu als *soziale FremdgängerInnen* betrachtet werden. Die höherstehende Sozialwelt mag um 1800 schon ein benachbarter Handwerksmeister (etwa ein Klavierbauer wie im Falle Voßens) repräsentieren, der dem jungen Mobilen Bücher oder sonstige Kulturgüter, also *kulturelles Kapital in objektiviertem Zustand* überlässt (Beispiele hierfür bei Bräker, Hiller, Voß). Überdies ist es wichtig für Aufstrebende, *sich kulturelle Kompetenzen anzueignen resp. zu inkorporieren*. Um 1900 gelangt z.B. der junge Rehbein als Stiefelputzer in das Haus eines Pfarrers, wo er auf etwas ältere Gymnasiasten trifft, die ihn als Bediensteten auch noch für ihre Korporation wirken lassen. Geradezu ‚nebenbei‘ eignet er sich dabei ‚gehobene Kulturtechniken‘ an. Holstein macht die Bekanntschaft mit einem Psychiater, der in ihren Augen für die prestigeträchtige Welt der Gelehrsamkeit und Wissenschaft steht. Stets geht es bei diesen Kontakten sowohl um eine *Einsichtnahme in das alltägliche und zeremoniell-formale Verhaltensrepertoire gehobener Schichten (individuelle Zivilisierung)* wie auch um spezifische (*geistig-intellektuelle*) *Bildungserfahrungen*, die sich durch den Austausch mit diesen Bessergestellten ergeben (*Akkulturation*).

Soziale Paten; soziales Kapital: Jede erdenkliche Form von *sozialen Beziehungen* und *Netzwerken* ist bis in die Gegenwart hinein von immenser Bedeutung um emporzusteigen. Um 1800 übernehmen meist Lehrer oder Pfarrer die Rolle eines *Förderers* oder *sozialen Paten*, wenn sie ein Kind für förderungswürdig erachten. Eine solche Patenschaft kann sich etwa durch die rechtzeitig betriebene Platzierung auf einer besseren Schule positiv auswirken (so etwa in den frühen Lebensjahren bei Händler) oder sich schlichtweg in finanzieller Unterstützung ausdrücken (für Schulgeld, Professorengehälter etc.). Auch *Stipendien* und *Empfehlungsschreiben* sind von unschätzbarem Wert (explizit erwähnt bei Bräker, Händler, Hiller; Holstein, Schäfer, Sudermann, Weise; Bittner). Selbst für die Gegenwart (am Beginn des 21. Jahrhunderts) sollte man die Relevanz dieser Mechanismen sehr hoch einschätzen. Die *Fürsprache eines Gönners* mit hohem Sozialprestige verschafft auch in der heutigen sogenannten „Leistungsgesellschaft“ oftmals noch den entscheidenden Vorteil gegenüber Konkurrenten in schulischer, universitärer und beruflicher Hinsicht.

Auffällig ist überdies, dass ein spezifisches *soziales Kapital*, das etwa in Form mentaler Unterstützung vom Ursprungsmilieu herrühren könnte und das als Basis für Handlungsautonomie in anderen Sozialwelten wichtig wäre, eigentlich für die behandelten Aufstrebenden kaum vorhanden ist. Denn ein wirklicher *sozialer Rückhalt* für das weitere Vorgehen dieser Ambitionierten, für ihre Einsichtnahme in andere thematische Horizonte und ihre Assimilationsbestrebungen an gehobene Sozialwelten lässt sich kaum einmal feststellen (eine Ausnahme stellt diesbezüglich nur der Fall Voß dar, wo von vornherein ein größerer Rückhalt seines Umfelds zu erkennen ist; verhaltenen Rückhalt bekommen ferner Schäfer und Bittner). Ganz im Gegenteil ist es in der Regel eher so, dass die Eltern oder das nähere soziale Umfeld die Aufstrebenden vom ‚sozialen Fremdgehen‘ zurückzuhalten (so bei Heyne; Sudermann, Rehbein), ja nicht selten sogar mit ziemlich rabiaten Mitteln dieses Ausscheren aus dem Herkömmlichen zu verhindern suchen (bei Bräker, Händler, Hiller; Holstein; Viett). Die AutobiografInnen selbst geben als Grund für diese Abwehrhaltung ihres Umfelds, wenn sie überhaupt dazu Stellung nehmen, die große soziokulturelle Distanz zu diesen fremden Lebenswelten an. Von einem wechselseitigen Gewinn zwischen den Herkunftsmilieus und den Aufstrebenden/FremdgängerInnen ist in dem autobiografischen Quellenmaterial kaum die Rede. Eine positive *Rückwirkung* des Ausziehens in die Fremde auf die Ursprungsmilieus, die von diesen Milieus auch als eine solche wahrgenommen wird, ist somit nicht zu registrieren. Was in der Regel nach dem sozialen Fremdgehen erhalten bleibt, ist ein *beständiger Rekurs* der Aufstrebenden (auf verschiedenen Ebenen) *auf das primäre Bezugssystem*.

Unförmigkeit des Verhaltens: Aufgrund der ‚kulturellen Elternlosigkeit‘, die für die Sozialisationsbedingungen von Aufstrebenden aus einfachen Verhältnissen signifikant ist, ist bei den Aufstiegswilligen von vornherein nicht nur eine bildungs- und geschmacksbezogene Differenz zu den VertreterInnen höherer Schichten zu registrieren, die mithilfe sozialer Paten oder anderer (ersetzender) Bezugspersonen nur partiell ausgeglichen werden kann. Vielmehr offenbart sich durch das *Fehlen einer gewissen Leitvorstellung von kulturell-zivilisierten Formen* auch im *Verhalten* oder *Betragen* der Emporkömmlinge eine augenfällige Differenz (was etwa von Bräker, Hiller, Heyne, Rudolphi, Voß; Holstein, Rehbein, Schäfer, Sudermann, Weise und Bittner schon auf einem relativ hohen Niveau thematisiert wird). Kaum mit den Verhaltensstandards der höheren Schichten, in die es für sie aufzusteigen gilt, vertraut, kommt es im Umgang mit diesen Schichten „zu einer sonderbaren Falschheit und Unförmigkeit des Betragens“, hinter der „eine ganz echte und wahre Notlage ihrer sozialen Existenz steht“ (Elias). Denn die Aufstrebenden möchten natürlich zum einen vor den Augen der ‚besseren Gesellschaft‘ bestehen, sich aber zum anderen auch nicht dem Druck von oben unterlegen zeigen. Auch auf *autodidaktischem* Weg, der ja besonders in primär geistig-kognitiven Bereichen (z.B. beim schulischen Lernen) noch einen gewissen Erfolg zu versprechen scheint, lässt sich ein angemessenes Verhaltensrepertoire nicht

einfach nachträglich implementieren. Der Leib/Körper (Mimik, Gestik etc.) ist gemeinhin nicht mehr so flexibel und anschmiegsam, dass er neue Bewegungen, Formierungen und Ritualisierungen nachträglich übernimmt (das kann schon Bräker in vielen Detailbeschreibungen verdeutlichen; entsprechende Ausführungen bei Bittner ähneln den theoretischen Erkenntnissen Bourdieus),³² zumal es sich in Fragen des Verhaltens um ein komplexes Zusammenspiel von Affekten, Emotionen, Motorik, Gedanken und Reflexionen handelt. So führt die meist sofort erkennbare *Verhaltensunsicherheit* von Aufsteigenden (erkennbar als *starke Anspannung* oder sogar in Form von *Schweißausbrüchen* wie im Falle Bittners), insbesondere in Situationen mit einer gewissen formellen Rahmung, auch heute noch zu *sozialem Ausschluss*. Etwa im Bereich Wirtschaft wird für Spitzenpositionen lieber auf Bewerber aus dem Großbürgertum zurückgegriffen, die über eine früh habitualisierte Souveränität des Auftretens verfügen. Im Bereich der politischen Diplomatie basierte dieser Mechanismus (Stichwort *Selbstrekrutierung der Eliten*) lange Zeit sogar auf einem stillschweigenden gesellschaftlichen Konsens. In Deutschland hat man bis weit ins 20. Jahrhundert hinein für solche Posten eher adlige Kandidaten rekrutiert. Joschka Fischer war in seiner Position als Außenminister ein Beispiel dafür, dass sich zumindest im politischen Feld etwas verändert hat.³³ Der Mangel eines entsprechenden Verhaltensstandards mag allerdings mitunter auch gewisse Vorteile für die ProtagonistInnen haben. Denn das Nichtwissen um bestimmte formale Aspekte der von den Eliten strukturierten Gesellschaftsbereiche senkt verständlicherweise auch die Hemmschwelle, gewisse Standesgrenzen zu überschreiten und so neue Entfaltungsräume zu erschließen. AufsteigerInnen sind in diesem Sinne immer auch ‚GrenzgängerInnen‘, ja ‚GrenzverletzerInnen‘.

Widerstand und Provokation: Nicht nur Demütigungen und Krisen, sondern auch die alltägliche Erfahrung mit bestimmten *Formalitäten* der Gesellschaft (repressiv-restriktive Arbeitsorganisation, Anredeformen, Alltagsrituale, Manieren etc.), vor allem im Kontakt mit Höhergestellten, führen häufig dazu, dass die/der Betroffene allmählich gewisse *Widerstandsstrategien* entwickelt. Sie/er stößt sich an *tradierten ständischen Strukturen*, auf die ein aufstrebendes Individuum an allen Orten, besonders in Institutionen und in besseren Kreisen, trifft (im 20. Jahrhundert z.B. bei Bittner: in der Schule in Gestalt der pedantischen Deutschlehrerin, an der Uni in Gestalt des bornierten Jura-Professors oder beim Besuch im Elternhaus der Freundin aus besseren Verhältnissen). Ein offenkundig sich gegen überkommene Formen und Autoritäten auflehrender Kollege, Freund oder Bekannter wird nicht

³² Dazu Kalthoff 2004, S. 119: „Die familiäre und schulische Sozialisation erzeugt über Prozesse des Einverleibens ‚habitualisierte‘, kultivierte Körper; die ‚körperliche Hexis‘ zeigt die Spuren der Inkorporierungsarbeit an. Körper als ‚Gedächtnis‘ und eingeprägte Kategorien sorgen als eine Art Gespann für eine autoreproduzierende Tendenz des Habitus.“

³³ Das relativ ‚weiche‘ Karriere-Feld der Politik ist hier wiederum dem ‚härteren‘ Karriere-Feld der Ökonomie voraus.

selten zu einem Vorbild für eine eigene Art des *Widerstandes* (so bei Bräker; Rehbein; Baumann, Viett) oder zu einem Vorbild für eine *Attitüde der Rebellion*. So ist Bittner praktisch sein Leben lang – auch als Schriftsteller – ein *Provokateur* geblieben. Er hatte mehrere ‚Vorbilder‘ unterschiedlichster Art (einen aufsässigen, sich gegen dialektbedingte Diffamierungen wehrenden Mitschüler; einen befreundeten Gewerkschaftler; einen engagierten Journalisten aus der Nachbarschaft usw.).

Aufstiegsstrategien: Die meisten Aufstrebenden entwickeln irgendwann gewisse *Strategien* um voranzukommen. Da sie wissen, dass es gilt, gewisse Dinge nachzuholen und sich gewisse Fertigkeiten anzueignen, die Bessersituierte ihnen voraushaben (z.B. Belesenheit, Wissen), entwickeln sie eine Art *Zeit-Management*. Das heißt, sie ‚rationalisieren‘ ihren Umgang mit der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit: etwa indem sie auf bestimmte Vergnügungen, Genüsse und sinnlich-leibliche Erfahrungskomponenten (nicht selten sogar auf Liebesverhältnisse) verzichten, die für andere Menschen, die nicht in ihrer gesellschaftlichen Zwischenposition stehen, selbstverständlich erscheinen (*Leibdistanzierung, Askese-Zwang*). Oder indem sie eine Art *Doppelleben* führen: tagsüber sind sie in einer handwerklich-körperlichen Arbeit tätig, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen; nachts versuchen sie, nur wenige Stunden zu schlafen, um möglichst viel Zeit für die Lektüre von Büchern zu gewinnen (was auch Teil ihres *Raubbaus an der eigenen Gesundheit* ist). Oder sie verdienen sich neben ihrem Universitätsstudium noch durch Nachhilfeunterricht, eine Hauslehrer- oder eine Hilfskraftstelle einen Groschen dazu (Heyne, Voß; Schäfer, Sudermann; Bittner). Bittner hat neben seinem Studium teils auch auf dem Bau gearbeitet, sich also weiterhin *zwischen sehr differenten Arbeits- und Lebensformen hin- und herbewegt*.

Als ein wesentliches Element des sozialen Aufstiegs kann das *Stufenklettern* erachtet werden. In anfangs institutionell-berufsgerahmter Form begegnet dieses Stufenklettern bei Holstein und Rehbein (ansatzweise erkennbar auch bei Gabriel, Händler, Heyne, Rudolphi, Voß; Schäfer, Sudermann; Bittner, Viett), in einer zumindest partiell selbst organisierten und reflexiv ausgearbeiteten Form bei Heyne, Hiller, Rudolphi, Holstein, Schäfer, Sudermann, Weise und Bittner. Hiller vermag es schon um 1800 als eine durchdachte, aus den eigenen biografischen Erfahrungen heraus entstandene Strategie darzustellen. Bei ihm scheint es in der Tat eine schon stark *reflexive* Technik des Fortkommens gewesen zu sein (eine *strategische Reflexivität*), die auf *vorausschauender Absicherung* und einem *schrittweisen* Vorgehen beruhte, um sich ganz allmählich einen größeren Spielraum von Autonomie zu verschaffen. Bei Bittner wird der *beständige Reflexivitätsdruck* allerdings auch in seinen teils dramatischen Auswirkungen für das Privatleben von dem Leidensgenossen Eckerle angedeutet (hohe psychische Belastung, Gefährdung der sozialen Beziehungen, Zeitnot usw.).

Doppelorientierung/Gespaltenheit: Die nachträgliche Kontaktaufnahme mit einem gehobenen Milieu hat meistens zu einer Art *Verschiebung des inneren Koordina-*

tensystems geführt. Der Aufsteigende bewundert z.B. die Gelassenheit und Sicherheit der höheren Stände im Umgang mit Bildungs- und Kulturgütern (Literatur, Musik, Kunst etc.). Gerade diese Souveränität, die einzig auf einem frühen Einleben in die Praktiken des sogenannten legitimen Geschmacks beruht, zieht den Emporkömmling an, da sie für *Selbstbewusstsein, Prestige, Bildung, Verfeinerung* und *Zivilisierung* steht. Zugleich verachtet er diesen bürgerlich-aristokratischen Habitus aber auch, empfindet diese Lebensform mit Blick auf sein eigenes Herkunftsmilieu, in dem das *Prinzip der Notwendigkeit* und *Sparsamkeit* herrscht, als dekadent und borniert. Er möchte in der Regel ja auch keineswegs die Bindung an sein ursprüngliches Bezugssystem gänzlich kappen. Aufsteigende haben das Problem, dass sie sich zu einem Teil mit dem Verhaltenskanon und der Lebenspraxis der oberen Schichten identifizieren, sich aber zu einem anderen Teil nicht mit diesen Vorgaben zurechtfinden können. Im Wesentlichen handelt es sich um ein Dilemma, das aus *ungleichen Startbedingungen* resp. aus der *Uneinholbarkeit des Höherstehenden* resultiert. Für die Aufstrebenden erscheint es allerdings – zumindest zwischenzeitlich – als ihr eigenes Unvermögen, die Forderungen an sich selbst zu erfüllen. Das beständige Anschlusshalten-Wollen, das wohl begleitet wird von einem zumindest vagen Empfinden für die Vergeblichkeit dieses Vorhabens, führt zu einem dauerhaften *inneren Angespanntsein*, das sich, wie erwähnt, teils als *psychosomatische Beeinträchtigung des Lebensglücks* auswirken kann. Überdies *scheint sich ein Teil des Selbst gleichzeitig gegen eine vollständige Anpassung an die oberen Schichten zu sträuben*. Das Wechselverhältnis von Wollen und Nicht-Können (Elias) wird also noch um ein *Nicht-Wollen* des Subjekts ergänzt.

Zwiespältig ist zudem das Verhältnis zum Ursprungsmilieu: Rehbein kann z.B. um 1900 das prestigiose Ehrgefühl und den Handwerkerstolz des Vaters, die von der äußerst prekären sozialen Lage der Familie konterkariert werden, nur mehr ironisch kommentieren. Im 20. Jahrhundert erscheint Bittner die Konsumorientierung des näheren Umfelds schlichtweg belanglos. Wie die meisten anderen Aufstrebenden in allen drei Epochenabschnitten distanzieren sich diese beiden Protagonisten somit von bestimmten Handlungen und Werthaltungen ihres Herkunftsmilieus (meist von allzu kleinbürgerlich-kleingeistig empfundenen Ausdrucksformen). Manchmal sehen sie gar keine andere Möglichkeit, als sich von diesen vertrauten Lebensformen *abzuwenden*, um sich selbst den notwendigen Entfaltungsraum für ihren Gegenentwurf zu verschaffen. Kurz zusammengefasst: Aufsteigende sind *fortwährend hin- und hergerissen* zwischen einer Sphäre des Unten sowie Unzivilisierten auf der einen Seite und einer Sphäre des Oben sowie Zivilisiert-Kultivierten auf der anderen Seite. In der Regel ist dieser innere Konflikt von ihnen nicht zu lösen. Es lassen sich aber gewisse Unterschiede in der individuellen Bearbeitung dieses Grundproblems erkennen.

7. Kreativität – Habitusmodifikationen

Die Zusammenstellung dieser Einzelaspekte, die für Mobilitätsphänomene – überwiegend bis in die Gegenwart hinein – von Bedeutung sind, lässt erahnen, wie schwierig bzw. komplex ein Aufstiegsvorhaben selbst dann für das Individuum erscheint, wenn es sich nur einen Bruchteil dieser Mechanismen bewusst macht. Berücksichtigt man die (eher hinderlichen) strukturellen Bedingungen insbesondere in Deutschland, die solche Mobilitätsprozesse rahmen, so wird man zu der Annahme gelangen, dass es für derartige Projekte aus Sicht der ProtagonistInnen schon eines erheblichen Maßes an Energie und Willensanstrengung, aber eben auch an *Vorstellungsvermögen* und *Fantasie* bedarf. Attraktiv erscheint ein solches Vorhaben unter diesem Blickwinkel keineswegs.

Im Alltagsverständnis werden mit dem Begriff des sozialen Aufstiegs hingegen relativ ungewöhnliche Erfolgsgeschichten assoziiert. Diese Erfolgreichen stehen etwa in dem Ruf, ungewöhnliche Eigenschaften oder Charakterzüge oder sonst *etwas Besonderes* zu haben, das sie quasi zu ‚Höherem‘ berufen hat. Es mag daher durchaus erstaunlich erscheinen, dass die hier eingehend behandelten ProtagonistInnen auf den ersten Blick hin in ihren Äußerungsformen kaum etwas Besonderes auszeichnet, es sei denn ihr ausgeprägter *Ehrgeiz* bzw. *Bildungseifer*, der allerdings zumeist sogleich vom Umfeld als Strebertum negativ konnotiert wird. Und auch auf den zweiten Blick hin wirkt das, was diese Ambitionierten im erlebten Leben dann im Weiteren für sich selbst und ihre Mitmenschen bewirken, nicht sonderlich herausragend oder spektakulär. Das, was sie in ihren Autobiografien von ihrem Alltag berichten, scheint sich in vielerlei Hinsicht nicht wesentlich von dem zu unterscheiden, was in Texten von anderen Sozialgruppierungen aus dem unteren bis mittleren gesellschaftlichen Spektrum begegnet. Selbst die Akteure, die auf ihrem Weg zeitweilig oder auch längerfristig in ein soziales Feld gelangt sind, das mit einem höheren Sozialprestige verbunden wird (z.B. ins universitäre oder literarische Feld), wirken in ihrem Denken und Handeln nicht so außergewöhnlich, dass man ihnen eine ganz besondere Könnerschaft oder Kreativität zuerkennen würde. Auch der Umstand, dass ein Großteil der analysierten Aufstrebenden sich im Feld der *Kunst*, vor allem in der Dichtkunst und Schriftstellerei, versucht (Bräker, Hiller, Rudolphi, Voß – anfangs auch Heyne; Holstein, Sudermann; Bittner),³⁴ deutet weniger auf eine besondere Kunstfertigkeit dieser Individuen hin. Es scheint eher so, dass die Aufstiegswilligen in diesem Feld für sich eine *soziale Nische* gefunden haben, die die Gesellschaft, zumal die Ständegesellschaft im 18. und

³⁴ In Rechnung gestellt werden muss natürlich, dass diese Aufsteigenden aus einfachen Verhältnissen ohne ihre besondere Affinität zum Lesen und Schreiben auch keine Autobiografie verfasst hätten. Insofern stellen sie schon eine spezifische Gruppe von Unterbürgerlichen dar. Das ändert aber nichts daran, dass ihr Lebensalltag und ihr Erfahrungshintergrund im Wesentlichen der Lebenswelt dieses gesellschaftlichen Unten entsprechen.

19. Jahrhundert, ihnen zugesteht, weil sie sonst kaum eine Verwendung³⁵ für diese ‚Quertreiber‘ und ‚Zwischenexistenzen‘ hat.³⁶ Bis auf Ausnahmefälle (wie etwa Voß und Sudermann) scheinen nämlich diese zu *KleinkünstlerInnen* aufgestiegenen DichterInnen (Bräker, Hiller, Rudolphi; Holstein; Bittner) kaum über eine größere künstlerische Befähigung zu verfügen. Und auch die AufsteigerInnen, die sich im *akademisch-wissenschaftlichen Feld* zu entfalten versucht haben (Holstein, Schäfer, Sudermann; Bittner), haben sich in geistig-intellektueller Hinsicht nicht so weit fortentwickelt, dass man ihre Neigungen, Haltungen und Gedankengänge nicht mehr mit ihren sozialen Ursprüngen in Verbindung bringen würde.³⁷ Selbst in den Formulierungen des zu einiger Prominenz gelangten Historikers Schäfer, der zum Zeitpunkt der Niederschrift seiner Autobiografie auf mehr als vier Jahrzehnte im akademischen Lehrberuf zurückschauen kann, sind noch allenthalben *kleinbürgerliche Dispositionen* ersichtlich. Insofern ist dem beharrlichen Rekurs Bourdieus auf die „Grenzen“, die im Habitus festgelegt sind, auch im Hinblick auf diese spezifische Gruppierung der sozial Aufsteigenden durchaus zuzustimmen. Sicher ist der Gelehrte Schäfer in seiner Laufbahn in vieler Hinsicht „durchaus erfinderisch“ gewesen, aber eben deutlich „innerhalb dieser seiner Grenzen“.³⁸ Von einer Habitus-Metamorphose wird man bei ihm genauso wenig sprechen können wie bei den übrigen hier behandelten Aufstrebenden. Allenfalls lassen sich gewisse *Modifikationen des Habitus* ausmachen, die allerdings *im Habitus eingelagert sind* („der im Habitus angelegte Raum für Innovationen“³⁹).

³⁵ So schreibt denn etwa Goethe 1970, S. 429, über Hiller zunächst: „Leider sehen wir uns in der eigentlichen deutschen wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir diesen besondern Mann unterbringen können [...].“

³⁶ Neben dem *Künstlertum* ist mehr oder weniger zwangsläufig das ‚*Abweichtertum*‘ ein bevorzugtes Feld für die Aktivitäten dieser QuertreiberInnen. Tendenziell ist dies schon um 1800 bei Bräker und Hiller ersichtlich, um 2000 in der Tendenz bei Bittner, explizit dann in den terroristischen ‚Laufbahnen‘ von Baumann und Viett. Baumann stellt sogar eine explizite Verbindung zwischen seinen Ausstiegsszenarien und einer Künstler-Attitüde her („ein Bohémetrieb, oder so ein Pseudokünstlertum“).

³⁷ Eine gewisse Ausnahme mag Heyne darstellen, der sich als Gelehrter/Philologe eine durchaus herausragende Position verschaffen sollte. Umso erstaunlicher ist es, dass er in seinem autobiografischen Fragment einmal jene erwähnten ‚klassenkämpferischen‘ Töne anschlägt. Insofern sind die ursprünglichen Dispositionen auch bei ihm fortwirkend.

³⁸ Bourdieu 1992a, S. 33.

³⁹ Schwingel 1993, S. 70. In diesem Zusammenhang sei auf Ebrecht 2002, S. 234, verwiesen, der mit Blick auf berühmte soziale Aufsteiger aus der fernerer Vergangenheit (z.B. den Abt Suger, der zwischen 1081 und 1151 lebte) – denen sich Bourdieu 1974, S. 155ff., zugewandt hatte – von „einer innovativen Kombination zweier alter Habitusformationen“ schreibt: „Das in der Primärsozialisation erworbene Unterscheidungssystem kreuzt sich mit dem Unterscheidungssystem des späteren Berufsmilieus.“ Innovationen im Bereich der Kunst etwa, ein „kulturelle[r] Transformationsprozess“, gehen somit aus einer „spezifische[n] Konstellation zweier Schemata innerhalb des inkorporierten Dispositionssystems eines Akteurs“ hervor. Auch die Entstehung eines „neuen Habitus“ beim „neuen Kleinbürgertum“ versucht Ebrecht 2002, S. 235, so zu erklären: „Die beiden nacheinander inkorporierten Dispositionssysteme der Oberschicht und des alten Kleinbürgertums verbinden sich in der Folge zu dem neuen Habitus einer neuen sozialen Klasse.“ Entgegen dieser Hypo-

Man wird Bourdieus Ausführungen zu den Begrenzungen der individuellen Praktiken⁴⁰ am Beispiel der Aufsteigenden schwerlich aushebeln können, denn auch bei ihnen ist „[i]n den Dispositionen des Habitus [...] die gesamte Struktur des Systems der Existenzbedingungen angelegt, so wie diese sich in der Erfahrung einer besonderen sozialen Lage mit einer bestimmten Position innerhalb dieser Struktur niederschlägt.“⁴¹ Auch die Aufstrebenden nehmen in ihrer Zwischenposition zwischen den Schichten jeweils bestimmte Positionen mit bestimmten sozialen Lagemerkmale ein. Da der Habitus, wie erwähnt, zu „geregelt[e] Improvisation“⁴² in der Lage ist, lässt sich auch bei diesen Aufstrebenden eine gewisse „Erfinderkunst“⁴³ feststellen, was sich z.B. bereits in der *Entwicklung bestimmter Aufstiegsstrategien* zeigt, die sie ja meistens ohne Anleitung oder Vorbild als ‚EinzelkämpferInnen‘ generieren. Diese *Erfinderkunst* kommt gerade dadurch zustande, dass sie unter einem beständigen expliziten *Rückbezug auf die eigenen Generierungsbedingungen* steht. Denn die entwickelten Strategien (z.B. das schrittweise Vorwärtskommen bei vorausgehender Absicherung als eine Form der Risikoabwägung) entstehen reflexiv vor dem Hintergrund der je besonderen biografisch-sozialen Situation.

Es kommt aber noch ein Zweites hinzu: Die *eigentliche Kreativität* oder das eigentliche innovative Potenzial dieser sozialen AufsteigerInnen besteht nämlich in der Mehrzahl der Fälle gerade nicht in einer besonderen Virtuosität in dem Fach oder

these wird in der vorliegenden Untersuchung im Sinne Bourdieus von einer gewissen Modifikationsfähigkeit schon im ursprünglichen Habitus selbst ausgegangen. Ebrechts Erklärungsmodell deutet auf Gerhard Schulzes Annahme von „explosionsartig gewachsene[n] Möglichkeitsräume[n]“ in der Gegenwartsgesellschaft hin. In diesem Verständnis wird dann auch auf Ulrich Becks Individualisierungstheorem angespielt. Tendenziell scheint Ebrechts Konzept auf eine *Eskamotierung der sozialstrukturellen Ungleichheiten* hinauszulaufen. Innovativ im Hinblick auf „individuelle oder auch familiäre Habitusmetamorphosen“ bei mehrgenerationalen Anpassungs- und Aufstiegsprozessen erscheint jetzt zumindest auf den ersten Blick hin die Studie von Krahl/Wahl 2006 (S.143). Leider wird in diesen Ausführungen aber nicht klar differenziert zwischen „Habitusentwicklung“ (S. 144), „Habitusmetamorphose“ (S. 150), „Habitusveränderung“ (S. 153) und „Habitusmodifikation“ (S. 156). Zudem werden auch noch die Begriffe „Habitusbildung“ (S. 152) „Habitusformen“, „Habitusstrukturen“ (S. 157) und „Habituselemente“ (S. 158) ins Spiel gebracht. Statt des bekundeten Anschlusses an Bourdieu (S. 142) lässt sich hier eher von einer beliebigen Ausdehnung Bourdieuscher Terminologie sprechen.

⁴⁰ Zum Vorwurf des *Determinismus* gegenüber Bourdieu siehe die erhellenden Ausführungen bei Kalthoff 2004, S. 124, der die Kritiker und Verteidiger der Habitusstheorie geradezu in einem „Wettlauf zwischen Hase [...] und Igel“ befindlich sieht. Die eigentliche Ursache für die Kontroverse liege in der „rhetorische[n] Figur des Sowohl-als-auch. Der Habitus ist immer auch das, was er nicht ist; dies ist geradezu sein Zentrum: [...] er ist der Ort von determiniert sein und determinieren; er ist angepasst und erfinderisch [...]“. Durch die Formel, „dass der Habitus selbst strukturierend wirkt und damit das hervorbringt, was ihn prägt“ erlange das Habituskonzept zwar eine hohe „theoretische Erklärungsflexibilität“, rufe aber unweigerlich auch einen endlosen theoretischen Diskurs hervor (ebd.).

⁴¹ Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998, S. 279.

⁴² Bourdieu 1976, S. 179

⁴³ Bourdieu 1999, S. 104.

Metier, in dem sie materiell und beruflich ein Auskommen zu bestreiten suchen.⁴⁴ Kreativ sind sie vielmehr darin, dass sie es schaffen, für sich selbst und die anderen die *Illusion* ihres Könnens und ihres Fortkommens zu erzeugen und aufrecht zu erhalten (auf den illusionären Charakter dieser Projekte ist im Vorausgehenden etwa bei Hiller, Holstein, Weise und Bittner eingegangen worden). Sich bewusst oder unbewusst gegen die relative Unwahrscheinlichkeit sozialen Aufstiegs gerade in Deutschland auflehnd, über die eigentlich stände- und schichtübergreifend ein stiller Konsens besteht, ist gerade das hartnäckige Festhalten an der *Utopie des Aufstiegs* ‚aus dem Nichts‘ das eigentlich Interessante an diesen ProtagonistInnen, von denen einige ja immer wieder als „Narren“ geschätzt oder verachtet wurden (so z.B. explizit Bräker und Hiller). Der *Narr* ist historisch und terminologisch betrachtet eine sehr widersprüchliche Figur. In ihm vereinen sich seit dem Mittelalter nicht nur der Dummkopf, Tor und Krüppel, der auch als geistig Zurückgebliebener nicht dem Ebenbild Gottes entspricht, sondern der Narr kann ebenso als *Spötter*, ja als *Gottesläugner* gelten und in Verbindung zu Tod und Teufel gebracht werden. In dieser Verkörperung ist er mehr oder weniger ein *Outcast*, einer, der sozial als nicht dazugehörig gilt. Und auch die *Hofnarren*, gewissermaßen die schon ‚institutionalisierten‘ Narren in Herrschaftsdiensten, sollten ursprünglich ihren Herrn nicht als Spaßmacher belustigen, sondern „ihn als ernste Figur ständig daran erinnern, dass auch er in Sünde fallen könne und daran sterben werde“. Insofern waren Hofnarren gewissermaßen „eine soziale Institution zulässiger Kritik“⁴⁵, wozu zweifelsohne eine *intellektuelle Kompetenz* gehören konnte.

Vor diesem etymologisch-historischen Hintergrund ist es aufschlussreich, dass von zweien der vorgestellten Autobiografen explizit auf einen ganz bestimmten Narren verwiesen wird: Hiller schreibt, er habe (etwa im Alter von 23 Jahren) neben allerlei historischen und religiösen Büchern auch den „Eulenspiegel“ gelesen.⁴⁶ Er hätte demnach durch die Lektüre ein allgemein geschätztes *Modell des Widerstands von unten* kennengelernt. Und Rehbein hat, wie oben beschrieben, um 1900 mit der *Eulenspiegel-Methode*, einer tradierten Widerstandsstrategie des wort-

⁴⁴ Ausnahmen bilden diesbezüglich vielleicht Rudolphi als Erzieherin, Voß und Sudermann als Schriftsteller sowie Heyne als Philologe. Rudolphi konnte allerdings unter Rücksichtnahme auf die geschlechterbezogenen Konventionen ihren Aufstieg nicht über ihre pädagogische Tätigkeit motivieren.

⁴⁵ *Narr*, [Lexikonartikel] <http://de.wikipedia.org/wiki/Narr> (03.01.2006). Die Etymologie des Begriffs *Narr* ist nicht geklärt. Interessanterweise wird als eine Abstammung sogar das lat. Wort *narrator* = dt. *Erzähler* (von lat. *narrare* = dt. *erzählen*) vermutet. Somit könnte der *Narr*(ator) als Unterhalter ursprünglich ein Geschichtenerzähler gewesen sein (ebd.).

⁴⁶ Hiller 1805, S. 36. Goethe 1806, S. 429, stellt seinerseits ausdrücklich eine Verbindungslinie zwischen Eulenspiegel und Hiller her: „Führte also der gute Genius unsern jungen Mann so, daß er eine Art von *Till* werden könnte, so wäre er geborgen.“ Goethe findet ihn „doch wohl geeignet [...] eine Stelle zu bekleiden, die sonst an Höfen nicht leicht ausgehen konnte“ (ebd., S. 430). Mit Verweis auf bekannte Vorleser, Hofnarren und Gelehrte an verschiedenen Höfen denkt er an eine ähnliche Position für Hiller.

wörtlichen Befolgens von Arbeitsaufträgen, versucht, einen unliebsamen Arbeitgeber ‚zur Weißglut zu treiben‘. Wie der Eulenspiegel-Forscher Arendt in einigen Formulierungen resümierenden Charakters darlegt, ist Eulenspiegel gern auf Wanderschaft und bevorzugt als Stationen bedeutende Städte;⁴⁷ er ist nicht unbeliebt beim Adel, findet Anerkennung bei Fürsten, Bischöfen und Königen;⁴⁸ er gilt als Bauernsohn, der sich durch seine Bauernschläue am Bürger und am bürgerlichen Handwerker rächt;⁴⁹ er verschweigt nicht den Makel seiner Geburt;⁵⁰ er kennt Elend und den Geruch der armen Leute; er entmythisiert die hierarchische Ordnung und verwischt die Standesgrenzen⁵¹ und beansprucht zugleich die Einordnung in die aristokratische oder gutbürgerliche Gesellschaft;⁵² er attackiert zuweilen die herrschenden und zur Herrschaft strebenden Stände, verfährt aber auch mitunter rücksichtslos mit den Schwachen;⁵³ er hat seine Lust an der Verspottung derer, die durch ihn Schaden leiden;⁵⁴ insgesamt ist er eine närrische Identifikationsfigur der Gesellschaft⁵⁵ und reiht sich in die altherwürdige Tradition zum Rächer der Enterbten bzw. des unterdrückten Volkes ein.⁵⁶ Manche der hier aufgelisteten Eigenschaften sind zumindest als Attitüden bei den behandelten Aufsteigenden erkennbar. Die *Attacke auf die Herrschenden* etwa, ob in verbaler oder in handfest-körperlicher Form, kommt am deutlichsten bei Bräker, Hiller, Rehbein, Baumann, Viett und Bittner zum Ausdruck.

Es lässt sich mithin im Hinblick auf innovativ-kreative Elemente ein Drittes festhalten: Einige der untersuchten AutobiografInnen versuchen nicht nur die angesprochene ‚utopische‘ Daseinsform, ihre eigene Zwischenexistenz zwischen den Schichten zu *leben*, sondern sie halten der (feinen) Gesellschaft *durch ihr Schreiben und Schaffen* auch den Spiegel vor. Relativ unabhängig davon, ob sie politisch links oder rechts stehen,⁵⁷ erinnern sie diese Gesellschaft an Herrschaftsinstrumente, die in der Moderne eigentlich als überwunden gelten. Denn eigentlich manifestiert sich in ihren Autobiografien viel eher das fortwährende Ankämpfen gegen die gesellschaftlichen Barrieren und das Scheitern der ProtagonistInnen als das Gelingen ihres Vorhabens. So ist es auch durchaus nicht so verwunderlich, dass gerade exponierte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Schriftsteller von höchstem Rang, sowohl um 1800 als auch um 2000 den *besonderen Scharfblick* dieser Aufstre-

⁴⁷ Arendt 1978, S. 137.

⁴⁸ Arendt 1978, S. 97.

⁴⁹ Arendt 1978, S. 33.

⁵⁰ Arendt 1978, S. 101.

⁵¹ Arendt 1978, S. 102.

⁵² Arendt 1978, S. 101.

⁵³ Arendt 1978, S. 142.

⁵⁴ Arendt 1978, S. 140.

⁵⁵ Arendt 1978, S. 143.

⁵⁶ Arendt 1978, S. 142.

⁵⁷ Selbst AutobiografInnen des konservativen bis rechten Spektrums (Holstein, Schäfer) machen diesbezüglich keine Ausnahme.

benden hervorheben. Goethe sprach, wie erwähnt, den dichterischen Erzeugnissen des Kleinkünstlers Hiller quasi jeden Wert ab („was er in einer Art von Poesie geleistet“; „Beseitigen wir doch den Dichtertitel“⁵⁸), zollte ihm jedoch einiges Lob für die Darstellung der sozialen Verhältnisse in der Ständegesellschaft („Er sieht die Verhältnisse recht gut“⁵⁹), die in Hillers Autobiografie implizit enthalten war. Walser lobte in den 1970ern den Aufsteiger-Roman von Bittner als einen „exemplarische[n] Entwicklungsroman“⁶⁰, was zumindest vermuten lässt, dass er darin die Komplexität und vielfältige Problematik moderner Bildungs- und Lebensgeschichten gut widergespiegelt empfand. Dass Walser hingegen an den Gedichten von Bittner, die sich in ihrer Form kaum von Prosatexten abheben, ebenso wenig Lobenswertes gefunden hätte wie einst Goethe an den Gedichten von Hiller, lässt sich erahnen. Hiller wie Bittner waren bzw. sind eher als *schriftstellerische Gesellschaftsanalysen* kreativ und interessant denn als *Künstler*. Aufgrund ihrer ganz spezifischen und höchst seltenen Flugbahn durch den sozialen Raum haben sie gesellschaftspolitische Sachverhalte erkannt und soziale Mechanismen erlebt und skizziert, die andernorts kaum einmal in so hellem Licht beleuchtet werden wie in ihren Autobiografien.⁶¹ Ein wesentlicher Bestandteil der Beobachtungs- und Darstellungskunst dieser Aufsteiger ist der implizite oder explizite Anspruch auf *Echtheit* und *Authentizität* der geschilderten Erlebnisse und Strukturbedingungen (Hiller zeichnet sich in den Worten Goethes „durch manches Talent, das sich auf Wort und Rede bezieht, durch praktischen Sinn, ein tiefes sittliches Gefühl“ aus;⁶² Bittner selbst definiert sein Schreiben als *Realismus*). Manch ein sogenannter großer Dichter mag also durchaus Gefallen an der Prosa dieser kleinen Dichter gefunden und vielleicht in verschiedener Hinsicht auch etwas von ihnen gelernt haben. Mit graduellen Unterschieden lässt sich das angedeutete Kreativitätspotenzial, das (a) ein selbstreflexives strategisches Denken und Handeln, (b) ein realitätsbezogenes, hoch sensibilisiertes Deutungsvermögen für gesellschaftliche Verhältnisse sowie (c) ein quasi-utopisches Vorstellungsvermögen für Möglichkeitsräume und (künftige) Wandlungsprozesse innerhalb dieser Gesellschaft umfasst, auch bei den meisten anderen Aufstrebenden ausmachen. Sie alle geben bewusst oder unbe-

⁵⁸ Goethe 1970, S. 427 u. 426.

⁵⁹ Goethe 1970, S. 430.

⁶⁰ Zit. nach Tietz 1979.

⁶¹ Wie erwähnt, hat Bourdieu 2001b, S. 209, zu Recht auf die *besondere (Selbst-)Reflexivität sozial Mobiler* aufmerksam gemacht: Da „soziale Auf- oder Absteiger“ in der Gesellschaft eine „Zwischenposition einnehmen“, können sie sich ihren Dispositionen nicht „mehr und vollständig überlassen“. Ins Positive gewendet: sie haben „mehr Chancen, sich dessen bewußt zu werden, was sich für andere von selbst versteht, sind sie doch gezwungen, auf sich achtzugeben und schon die ‚ersten Regungen‘ eines Habitus bewußt zu korrigieren, der wenig angemessene oder ganz deplazierte Verhaltensformen hervorbringen kann“ (ebd.).

⁶² Goethe 1970, S. 426. Goethe verwendet hier mit der Wendung des „praktischen Sinn[s]“ quasi eine alltagstheoretische Begrifflichkeit, die ziemlich genau das vorwegzunehmen scheint, was Bourdieu damit meinen sollte. Ob hier eine gedankliche Verbindungslinie zwischen Goethe und Bourdieu über *Kants* Terminologie verläuft, sei dahingestellt.

wusst Auskunft über gesellschaftliche Sachverhalte und Zustände, die in der Regel verborgen sind oder zumindest nicht angesprochen werden. Die *Sprache*, in der sie formulieren und die sich nicht selten eng an die Alltags- und Umgangssprache anlehnt, ist dabei ein wesentliches Element ihres spezifischen innovativen Potenzials. Handkes beckmesserische Kritik an Baumanns Text etwa („angeberische, leere Milieu- oder Szene-Sprache“)⁶³ legt ex negativo frei, dass dieser literarische Außenseiter in durchaus geschickter Weise sein Publikum anzusprechen wusste. Dieser mehr oder weniger *avantgardistische Zug* in sprachlicher Hinsicht mag schon um 1800 den unterbürgerlichen Autobiografen Bräker und Hiller einen ungewöhnlichen Zuspruch in der Öffentlichkeit gesichert haben.

8. Berufliche und sonstige Wirkungsfelder – Seyran Ateş’ Geschichte als Gegenbild?

Auffällig ist überdies im Überblick über alle drei behandelten Epochenabschnitte, dass die Aufstrebenden noch in einem weiteren, recht klar eingrenzbaaren Bereich eine gewisse Wirkung entfalten konnten. Denn über ihren *Hang zum Schreiben* hinaus, über den sie meistens nur einen sehr spärlichen finanziellen Gewinn erzielen konnten, scheint es vor allem die Lehrtätigkeit, das Bildungs- und Erziehungswesen, also – in einem weiteren Sinne verstanden – das *Feld der Pädagogik* zu sein, in dem sie sich zu entfalten versuchen. Das mag, wie erläutert, zum einen durch die *größere Offenheit* dieses Feldes für BewerberInnen und BerufseinsteigerInnen aus verschiedensten sozialen Verhältnissen bedingt sein. Zum anderen hängt es gewiss auch mit der Hoffnung der ProtagonistInnen zusammen, hier noch ein relativ hohes Maß an Freiräumen und Gestaltungsmöglichkeiten vorzufinden, die den eigenen Dispositionen entsprechend genutzt werden können („Diese wenig abgegrenzten und wenig abgesicherten, aber ‚offenen‘ und, wie es manchmal heißt, ‚zukunftsreichen‘ Stellen ermöglichen ihren Inhabern, sie nach Maßgabe der von ihnen selbst verkörperten, für ihren Habitus konstitutiven Notwendigkeit zu definieren“⁶⁴). Den Versuchen von Rudolphi um 1800 und von Holstein um 1900, mit je eigener Strategie und unterschiedlichem Erfolg in den *Erzieherberuf* einzusteigen,⁶⁵ entsprechen auf männlicher Seite die Versuche von Heyne um 1800 und Schäfer um 1900, sich einen Platz im *Lehr- und Forschungsbetrieb der Universität* zu verschaffen. Das Verbindende zwischen diesen *weiblichen* und *männlichen* Assimilationsbestrebungen lässt sich in zweierlei Hinsicht ausmachen: (a) in der gemein-

⁶³ Sontheimer 1991, S. 158.

⁶⁴ Bourdieu 2001b, S. 202.

⁶⁵ In diesem Zusammenhang sei auch auf den späteren beruflichen Weg von Christine Gabriel verwiesen, die nach ihrem Aufstieg in eine quasi-staatliche Hebammen-Stelle in einem beruflichen Feld wirkte, das wohl ebenfalls für Neulinge und Quereinsteigerinnen leichter zugänglich war.

samen Problemkonstellation am Ursprung, in der das Heraustreten aus dem Herkömmlichen und das Aufsteigen zu etwas ‚Höherem‘ eigentlich nur über die *Akkumulation von kulturellem Kapital* möglich erschien; und (b) in dem weiteren Weg, auf dem ein Einmünden in ein institutionell-berufliches Feld nur im relativ *durchlässigen Erziehung- und Bildungsbereich* machbar erschien (dies trifft auf eine ganze Reihe der Ambitionierten zu: Heyne, Rudolphi, Voß; Holstein, Schäfer, Sudermann, Weise; Bittner – selbst Rehbein und Viett hegten zumindest für kurze Zeit die Hoffnung, einmal als LehrerInnen tätig sein zu können).

Um 2000 gibt es zumindest Anzeichen dafür, dass solche Aufsteigenden von ‚ganz unten‘ sich *weitere Berufssparten und -felder* zu Nutze machen. Das deutet sich selbst bei den spezifischen Aufsteigenden, die hier untersucht wurden, nämlich den sich einer Öffentlichkeit autobiografisch präsentierenden, an: Wolfgang Bittner hat in den 1960ern und 70ern versucht, eine *juristische* Laufbahn einzuschlagen, hat es dabei sogar bis zur juristischen Promotion gebracht, bricht aber danach ziemlich abrupt diesen beruflichen Pfad ab. Seyran Ateş⁶⁶ (geboren 1963, mit 6 Jahren aus der Türkei nach Deutschland gekommen) ist es hingegen nach ihrem Zweiten Staatsexamen 1997 tatsächlich gelungen, sich als *Rechtsanwältin* mit eigener Kanzlei in Berlin niederzulassen, die sie jetzt zusammen mit „zwei arabisch-türkisch-kurdischen Anwältinnen“⁶⁷ führt. In diesem Wirkungsfeld ist sie heute „auf Strafrecht spezialisiert“.⁶⁸ Nachdem sie „mit dem Ausländerrecht [...] lange Zeit nichts zu tun haben“ wollte, da sie „nicht wegen ihrer Herkunft die Berufsmigrantin sein“ wollte,⁶⁹ hat sie nunmehr doch vermehrt KlientInnen mit Migrationshintergrund. Als einst selbst von patriarchalischen Strukturen des türkisch-kurdischen Herkunftsmilieus Zurückgesetzte und Benachteiligte sowie später von einem rechtsradikal-nationalistischen Türken bei einem gezielten Attentat lebensgefährlich Verletzte („Ich hörte drei Schüsse und hatte unmittelbar danach das Gefühl zu schweben“; „Im Hals spürte ich langsam, wie mir die Luft wegblieb“⁷⁰) weiß sie, dass Frauen wie sie „auf diesem Gebiet [der Ausländer- und Migrationsthematik⁷¹] wohl oder übel die Expertinnen“ sind.⁷² „Wir sind es doch, die in der Öffentlichkeit etwas verändern müssen.“⁷³ Ateş ist sich bewusst, dass sie über eine be-

⁶⁶ Zusammenfassend zu Ateş: Seyran Ates, Rechtsanwältin – Engagement für frauen- und minderheitenpolitische Themen (2003), in: Ali Yumuşak/Lutz Hunger (Hg.): Erfolgsgeschichten, die Mut machen. Türkische Unternehmer in Deutschland, Berlin, S. 70-75.

⁶⁷ Ateş, Seyran (2003): Große Reise ins Feuer. Die Geschichte einer deutschen Türkin, Berlin, S. 235.

⁶⁸ Ateş in: Güngör 2003.

⁶⁹ Ateş in: Güngör 2003.

⁷⁰ Ateş 2003, S. 151.

⁷¹ Einen Überblick zum Thema *Migration in Deutschland* bietet Kolinsky 2000, S. 11-34.

⁷² Ateş 2003, S. 231.

⁷³ Ateş in: Frank 2002.

sondere „interkulturelle Kompetenz“⁷⁴ – gewissermaßen ein ‚ethnisch-kulturelles Kapital‘ – verfügt. Anders als Bittner, der nach den negativen Erfahrungen während seiner juristischen Ausbildung (Stichwort ‚Klassenjustiz‘) an *soziale und gesellschafts-politische Veränderungen* in Deutschland kaum mehr zu glauben vermag, glaubt Ateş trotz ihres Wissens um die Langlebigkeit bestimmter gesellschaftlicher Konventionen, etwa traditioneller Elemente ihrer Herkunftskultur (z.B. des Aberglaubens und Ehrenkodexes), an eine *Veränderbarkeit von Traditionsbeständen und Gesellschaft insgesamt*. In diesem Sinne mahnt sie etwa die Frauen, die eigengeleitet ein Kopftuch tragen:

„Gerade wenn ihr das Kopftuch selbstbestimmt tragt, dann legt den Koran verantwortlich für die Frauen aus! Reformiert ihn! Ich meine, alles ist reformierbar, jeder Lebensstil, jede Gesellschaftsform, jede Religion.“⁷⁵

Allein die Forderung, den *Koran zu reformieren*, zeigt, dass ihr *Vorstellungsvermögen für gesellschaftliche Veränderungen* weit über das hinausgeht, was andere mit dieser Thematik beschäftigte Intellektuelle formulieren würden (manch eine/r mag sie diesbezüglich sogar für naiv halten).

Ateş hat in der Tat das juristische Studium als *Aufstiegsfad*⁷⁶ genutzt und die Anwaltstätigkeit für sich als ein Berufsfeld erschlossen, in dem sie ihre eigenen und die *Interessen eines bestimmten sozialen Spektrums vertreten* kann. Dabei sollte allerdings nicht übersehen werden, dass Ateş als mittlerweile überregional bekannte ‚Migrationsexpertin‘⁷⁷ und ‚Frauenrechtlerin‘⁷⁸ sowie als Bundestagskandidatin der SPD⁷⁹ über ein gewisses öffentlichkeitswirksames *politisches Kapital* verfügt, das ihr in mancherlei Hinsicht gerade in ihrem traditions- und ständebewussten Berufsfeld der Justiz, in dem auch sie sich erst einen Platz erkämpfen musste,⁸⁰ einigen Rückhalt verschafft. Ateş hat aufgrund ihres breit gefächerten sozialen, politischen und beruflichen Engagements denn auch als *deutsch-türkische Intellektuelle*⁸¹ einen

⁷⁴ Hellmich (2003): Die individuelle Entwicklung läßt sich nicht unterdrücken. Gespräch mit der türkischen Rechtsanwältin Seyran Ates, in: Das Goetheanum: Wochenschrift für Anthroposophie 20, S. 5, auch S. 8.

⁷⁵ Orde/Schwab (2003): „Ich will leben“. Interview mit Seyran Ates, in: taz, 17.3.2003.

⁷⁶ Zum Thema *Aufstieg von türkischen MigrantInnen*: Pott 2002. Zum Thema *türkische Migrantinnen allgemein* in Deutschland: Riesner 1990.

⁷⁷ 2003 kandidierte sie als Parteilose für die Stelle der Ausländer- und Integrationsbeauftragten des Berliner Senats.

⁷⁸ Ateş wurde 2005 sowohl mit dem Zivilcouragepreis des Berliner CSD e.V. als auch mit der Ehrung „Frau des Jahres“ vom Verband deutscher Staatsbürgerinnen ausgezeichnet. Mit letzterer Ehrung wurde ihr mutiger Kampf gegen Kopftuch und Zwangsheirat gewürdigt.

⁷⁹ 2005 für den Ortsverband Berlin-Mitte, SPD-Mitgliedschaft seit 2004, *Seyran Ates*, [Lexikonartikel] http://de.wikipedia.org/wiki/Seyran_Ates (05.01.06); nach einjähriger Mitgliedschaft in der Partei der Grünen war sie im Zusammenhang mit dem Balkankonflikt wieder aus der Partei ausgetreten (Ateş 2003, S. 228).

⁸⁰ Gerade das Strafrecht sei immer noch eine Männerdomäne, in der es für Frauen darum geht, „vor ihren männlichen Kollegen zu bestehen“ (Ateş in: Frank 2002).

⁸¹ Ateş hat sowohl die türkische als auch die deutsche Staatsangehörigkeit.

recht weit gespannten *Anspruch als Vermittlerin* („Verbindungen zwischen den Kulturen herzustellen“):

„Meine Gedanken zum Thema deutsch-türkisches Miteinander sind sehr stark geprägt von der Vermittlungsrolle, die ich seit meiner Kindheit inne habe.“⁸²

„Unsere Aufgabe ist es, die Verständigung zu fördern, indem wir überzeugend vermitteln, dass kulturelle Vielfalt eine Bereicherung ist und nicht zu einer Aufgabe der eigenen Identität führen muss [...].“⁸³

„Ich spreche, empfinde, denke und träume in zwei Sprachen und bin geprägt von zwei Kulturen, die sich ergänzen, ähneln, aber auch widersprechen. Das macht mich vielfältiger und offener für andere Kulturen. Mir ist die Möglichkeit gegeben, Verbindungen zwischen den Kulturen herzustellen, die etwas Neues ergeben, etwas, was andere in meiner Situation ähnlich erleben, aber auch Verbindungen, die nur mich betreffen.“⁸⁴

Ateş betont gerade am Ende ihrer Autobiografie die *Hybridität*, das *gewinnbringende Zusammengeben verschiedener Bezugssysteme* bzw. *Kulturen* und negiert für sich das Problem der *inneren Zerrissenheit*. Aber der Nachdruck, mit dem sie dieses *Gegenbild* evokiert, lässt erkennen, dass hierin noch ein gut Teil *Idealismus* mitschwingt, ja dass es vielleicht immer noch mehr *Ideal* und *Zielvorstellung* ist als erreichte Wirklichkeit:

„Die berühmten zwei Stühle, zwischen denen wir angeblich sitzen sollen, existieren nicht. Sie existieren nur in den Köpfen [...]. Als Migrantin habe ich gelernt, mich auf vielen Stühlen wohl zu fühlen. Wir setzen uns mal dort- und mal dahin. Dieses Hin und Her zwischen den Kulturen ist keine Zerrissenheit, es bringt uns nicht in ständige Konflikte, sondern bereichert unser Leben.“⁸⁵

Diese *positive* Auslegung – bzw. *späte Umdeutung* – ihrer eigenen Situation ist das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses, der über weite Strecken eher durch *Diskontinuitäten*, *Identitätssuche* und *Dissoziation* gekennzeichnet ist („Ich wanderte täglich zwischen zwei Welten und wurde von meinen Gefühlen und Gedanken zerrissen“; „Es fühlte sich für mich auch physisch und psychisch so an, als ob ich aus zwei Personen bestünde“; „Mein Doppelleben nahm immer bizarrere Gestalt an“; „[...] hielt mich von einigen Dummheiten ab – zum Beispiel davon, mir das Leben zu nehmen“⁸⁶). Denn die junge Seyran war in ihrem proletoiden Elternhaus – die Eltern stammen beide aus einer dörflich-ländlich strukturierten Welt und haben nur wenige Jahre die Schule besucht – lange Zeit gar nicht als Mensch mit eigenständigen Vorstellungen und Wünschen wahrgenommen worden. Während ihren beiden etwas älteren Brüdern nahezu alle erdenklichen Freiräume zugestanden wurden, wurde sie geradezu als Haussklavin („persönliche Sklavin“⁸⁷) gehalten, die selbst um die Erlaubnis kämpfen musste, das Haus für den Schulbesuch verlassen zu dürfen. Abgesehen davon, dass die Eltern nach dem bekannten Muster der Selbstausschließung bestimmter sozialer Gruppen in der ‚Diaspora‘ lebten und eine zutiefst *bildungsfeindliche Haltung* einnahmen, sollte die Tochter auch noch

⁸² Ateş 2003, S. 213.

⁸³ Ateş 2003, S. 217.

⁸⁴ Ateş 2003, S. 250.

⁸⁵ Ateş 2003, S. 250.

⁸⁶ Ateş 2003, S. 79f., 80, 85 u. 79.

⁸⁷ Ateş 2003, S. 53.

vor den ‚Gefahren‘ der deutsch-westlichen Laszivität geschützt werden („Töchter verkörpern die Ehre der Familie und müssen vor allen Gefahren geschützt werden“⁸⁸). Die *Grundschule* und danach die *Gesamtschule* wurden so durch eine relativ klar strukturierte und rational-kalkulierbare Logik, in die auch *Freiräume für Eigeninitiative* eingelagert sind, von vornherein für sie eine Art *Gegenwelt* zu der quasi-vormodernen Lebenswelt, die sie zu Hause und im weiteren familialen Umfeld erfuhr. Der *Formalitätsgrad des familiären Alltags erscheint wesentlich höher als der des Alltags in der Institution Schule* („In der Schule fühlte ich mich viel wohler als zu Hause“; „Hier durfte ich eine eigene Persönlichkeit entwickeln, während mir zu Hause ständig Vorschriften gemacht wurden, wie ich als Türkin zu sein hätte“⁸⁹). Schon früh stellt sie fest, dass sie über (*Bildungs-*)*Eifer*, *Beharrlichkeit* und *soziales Engagement* über den Unterricht hinaus in der Schule eine *Anerkennung* und ein *Prestige* erwerben kann („In meinem Amt als Schulsprecherin blühte ich regelrecht auf“⁹⁰), die völlig konträr zu ihrem Rang und ihren Möglichkeiten im türkisch-kurdischen⁹¹ Ursprungsmilieu sind. Das *Gerechtigkeitsstreben*, das sich allmählich aus dieser Ausgangskonstellation heraus entwickelt, vermag sie bald nicht nur gegen dieses von *vormodernen* Strukturen gekennzeichnete Herkunftsmilieu zu wenden, sondern auch gegen manche Sachverhalte in der bundesdeutschen Gesellschaft, die ihr ebenfalls *diskriminierend* und *exkludierend* erscheinen („Man musste seine Rechte nur kennen, um sie vertreten zu können. So fing ich an, mir aus der Bücherei entsprechende Bücher auszuleihen“; „Letztlich war es das rigide, ausländerfeindliche Verhalten deutscher Behörden gegenüber Ausländern, die ihre Rechte nicht kannten, und meine eigene Unterdrückung, weil ich ein Mädchen war, was mich zum Jurastudium gebracht hatte“⁹²). Von der türkisch-kurdischen Gesellschaft distanziert sie sich in diesem Prozess vor allem aufgrund des *eklatanten Machtgefälles zwischen Mann und Frau*:

„Ein Bekannter sagte einmal, wir Mädchen seien so wertvoll wie Gold. Am schönsten sei es, wenn wir poliert und in die Vitrine gestellt würden, damit wir nicht beschmutzt werden könnten.“⁹³

„[...] es [ist] die Situation der islamischen Frauen, die mich am meisten berührt. Ich sehe so viele Frauen, die voraussichtlich unter dem Schleier sterben werden, ohne gelebt zu haben. Türkische Mädchen und Frauen leben in Deutschland vielfach unter mittelalterlichen Bedingungen, Grundrechte werden ihnen vorenthalten, Zwangsverheiratung steht auf der Tagesordnung.“⁹⁴

Anders als ihre Eltern will Seyran überdies nicht irgendwo zwischen der türkisch-kurdischen Herkunftskultur und der deutschen Alltagskultur hängen bleiben. Erst in der nachträglichen reflexiven Bearbeitung und Abwägung der beiden Bezugssysteme entsteht so bei Ateş ein *neuer Entwurf*, in dem der Akzent auf dem Verbin-

⁸⁸ Ateş 2003, S. 67.

⁸⁹ Ateş 2003, S. 67 u. 80.

⁹⁰ Ateş 2003, S. 81.

⁹¹ Ateş hat eine türkische Mutter und einen kurdischen Vater.

⁹² Ateş 2003, S. 83 u. 189.

⁹³ Ateş 2003, S. 67.

⁹⁴ Ateş 2003, S. 219.

denden liegt. Das ändert aber nichts daran, dass die türkisch-kurdische Kultur in einer Art *Zivilisationstheorie* gewissermaßen für ein *archaisch-repressives Gewaltssystem* steht, während die deutsch-westliche Gesellschaft quasi mit *individueller und kollektiver Zivilisierung* konnotiert ist:

„Die Gewaltbereitschaft [...] löst sich nur dort ein wenig auf, wo Türken und Kurden viele deutsche Kontakte pflegen. [...] die Gewalt und Unfreiheit, die ich als Frau erlebt habe, sind in unserer Zeit spezifisch türkisch oder kurdisch, vielleicht eher dem islamischen Kulturkreis zuzuschreiben. Es gibt heutzutage kein einziges deutsches Mädchen, das von Zwangsheirat betroffen ist [...].“⁹⁵

Die Benachteiligungen und Diskriminierungen, die sie als türkisch-kurdische Migrantin indes auch in deutschen Institutionen erlebt, erscheinen so (auch aus analytischer Perspektive) nur sehr bedingt vergleichbar mit den *gewaltsam-archaischen Praktiken* sowie den *massiven psychischen und gesundheitlich-körperlichen Beeinträchtigungen und Verletzungen*, die ihr von Verwandten und Bekannten sowie von türkischen Extremisten zugefügt werden. Dass Seyran mit 17 Jahren aus ihrem Elternhaus flieht, erscheint angesichts ihres dezidierten Entfaltungsanspruches eigentlich nur konsequent.⁹⁶ Trotz örtlicher Trennung von den Eltern bleibt dennoch im Weiteren der Kontakt bestehen. Auch bei Ateş lässt sich somit nach der *bewussten Distanzierung vom Herkunftsmilieu*, die in ihrem Fall geradezu einem Befreiungsakt gleichkommt, ein *beständiger Rückbezug auf das primäre Bezugssystem* feststellen.⁹⁷ Sie hat allerdings über das Thema *Ethnizität* später zudem einen Weg gefunden, auf dem sie gewissermaßen auf einer höheren Ebene – als *berufliche und politische Vertreterin* dieses Bezugssystems – wirken kann.

Ateş' Geschichte eignet sich insgesamt betrachtet keineswegs als eine Art Gegenbild zu den anderen analysierten deutschen Aufsteigergeschichten. Ihr Fall veranschaulicht eher, wie es einer jungen Frau trotz massivster Barrieren und Verletzungen gelingt, auf der Basis eines sehr ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühls all diese Hindernisse und Rückschläge zu überwinden. Über ihr *eigengeleitetes Engagement* in spezifischen *sozialen Bewegungen, Einrichtungen und Organisationen* („die alternative oder autonome Szene“; „die Friedensbewegung“; „im Treff- und Informationsort für Frauen aus der Türkei“; „die politischen Aktivitäten in verschiedenen Frauengruppen und Vereinen“⁹⁸) eignet sie sich in einem nur partiell institutionalisierten Rahmen ein *Wissen* und eine *Sachkompetenz* an, die ihr auch später während des Studiums und in ihrem Anwaltsberuf zugutekommen. Sie ist daher eher ein Beispiel dafür, wie eine Frau sich auf *Umwegen* und in meistens *informellen Betätigungsfeldern* ein bestimmtes *kulturelles und soziales Kapital* aneignet, das dann auch in einen *institutionell-öffentlichen Kontext* eingebracht und dort genutzt werden kann. Die

⁹⁵ Ateş 2003, S. 239.

⁹⁶ Ateş 2003, S. 107.

⁹⁷ Eine Besonderheit des Falls liegt darin, dass Ateş gewissermaßen *zwei Modelle miteinander verknüpft*, die in der Migrationsforschung in Absetzung voneinander dargestellt werden: unterschieden werden nämlich bei Riesner 1990 prinzipiell die „bikulturell orientierten“ von den „ausgebrochenen Frauen“.

⁹⁸ Ateş 2003, S. 133, 133, 136 und 147. Ebd., S. 226, schreibt sie von „verschiedenen Frauenorganisationen und -institutionen“, mit denen sie „zusammenarbeitete“.

für ihr ‚Lebensprojekt‘ wichtigsten Befähigungen und Kapitalien (Empathie- und Durchsetzungsvermögen, Eigenwilligkeit, Redegewandtheit, interkulturelle Kommunikationsfähigkeit etc.) eignet sie sich also eher *autodidaktisch-eigeninitiativ* und in einem *informell-alternativen Bildungsmilieu* an. Dies mag auch ein Grund dafür sein, weshalb sie zu ihren Studieninhalten kaum Angaben macht. Das Studium – das durch zahlreiche *Brüche*, *Fehlschläge* und *Wiedereinstiege* gekennzeichnet ist⁹⁹ – erscheint so zwar als *formal-laufbahnbezogen relevant*, wird aber eigentlich nur als *Nebenschauplatz* behandelt. Für Ateş schien eigentlich immer klar zu sein, dass sie „neben der sachlich-professionellen juristischen Arbeit auch politisch aktiv sein“, dass sie „die Juristerei mit meinen politischen Idealen [...] verknüpfen“ müsse.¹⁰⁰ Auch das Bild des *juristischen Feldes*, das sie zeichnet, ist keineswegs so sehr anders als das schon bei Bittner gezeigte. So erlebt sie während des Studiums und in ihrem beruflichen Alltag als Anwältin, dass die Kategorien *Geschlecht* und *Herkunft* (in ihrem Fall *ethnische Herkunft*) in diesem Feld immer noch zur *Distinktion*, *Selektion* und *Diskriminierung* dienen.¹⁰¹ Auch ihre eigene Kanzlei wird später nicht selten als „Türkinnenkanzlei“ und/oder als „Frauenkanzlei“ wahrgenommen.¹⁰² *Ethnizität* und *Gender* kreuzen sich also in diesem Fall immer wieder, was einen Vergleich mit den übrigen Aufsteigergeschichten problematisch erscheinen lässt. Vor allem die Kategorie *Ethnizität* ist es, die hier quasi *fortwährende Reflexivität* über das eigene Verhalten sowie das anderer erzwingt und zu besonderen Anstrengungen führt, um den immer wieder erfahrenen Zurückweisungen durch andere zu entgehen („[...] weil ich ständig damit konfrontiert werde, dass ich doch qua Geburt nicht dazugehöre, muss ich mich engagieren“¹⁰³). Hinter dem *Engagieren-Müssen* steht – im Vergleich zu den anderen Aufstrebenden – a priori eine *qualitativ andere Motivation*. Diese Motivation hat ihre Wurzeln in einem *emanzipativen* und *partizipativen* Kampf des Individuums für eine Gruppe, die quasi von vornherein vom einheimisch-deutschen Umfeld als andere, wenn nicht sogar als ‚andersartige‘ Ethnie ausgegrenzt wird.¹⁰⁴ Auch die von der Autobiografin beschriebenen *Bildungsprozesse*

⁹⁹ Sie war seit 1983 (Ateş 2003, S. 209) eingeschrieben und machte 1997 ihren Abschluss.

¹⁰⁰ Ateş 2003, S. 219.

¹⁰¹ Dazu Ateş 2003, S. 203-211, insb. S. 210: „Bei meinem zweiten Versuch fürs erste Staatsexamen wurden [...] die andere Frau [...] und ich offensichtlich benachteiligt, während ein unfähiger Mann hochgepunktet wurde [...]. Außerdem waren alle fünf Prüfer irritiert, dass ich Türkin war und fließend Deutsch sprach. Es war also von vornherein klar, dass wir da keine großen Chancen hatten. Ich konnte schließlich froh sein, dass ich nicht rausgeprüft wurde.“ Ebd., S. 211, schreibt sie ferner von dem „tägliche[n] Rassismus“ bezogen auf deutsche Institutionen.

¹⁰² Ateş 2003, S. 235.

¹⁰³ Ateş in: Orde/Schwab 2003.

¹⁰⁴ Das unterscheidet diesen Fall auch deutlich von Bittners Geschichte: Obwohl dieser sich als „Rucksackgesindel“ ebenfalls als Opfer von Stigmatisierung empfindet, ist die soziale Distanz zu den Einheimischen in deren eigener Wahrnehmung doch nicht so groß wie etwa die Distanz zu einer anderen ethnischen Gruppierung. Bei Bittner geht es um einen *unterschiedlichen Grad von Sesshaftigkeit*, nicht um eine ‚volkstammbezogene‘ oder ethnische Differenz zwischen den ‚Flüchtlingen‘ und den Einheimisch-Etablierten.

se stehen nahezu immer im Zusammenhang mit der Kategorie *Ethnizität* und bieten somit nur begrenzt Vergleichsmöglichkeiten mit den Erfahrungen der übrigen Aufsteigergruppierung.

Wichtig für einen Vergleich mit den anderen Aufstrebenden ohne Migrationshintergrund ist der Fall Ateş im Hinblick auf *ganz bestimmte Aspekte*. So fällt z.B. auf, dass Ateş trotz ihres *leidvollen Wegs* zwischen zwei sehr differenten Kulturen und trotz *bleibender körperlicher Beeinträchtigungen* infolge des Attentats („Ich hatte mich an die ständigen Schmerzen gewöhnt, sie waren ein Teil meines Körpergefühls geworden“¹⁰⁵) am Ende zu einer ganz anderen Bewertung ihrer Biografie findet, als die vorgestellten Aufsteigerinnen aus den vorausgegangenen Epochenabschnitten. Denn im Gegensatz zu den weiblichen Selbstdarstellungen von Gabriel und Rudolphi um 1800 sowie Holstein um 1900 (von Viett aus der Gefangenenperspektive um 2000 ganz zu schweigen) interpretiert Ateş um 2000 ihre Laufbahn resp. Biografie letztlich als eine *Erfolgsgeschichte*.

Noch ein weiterer Aspekt wäre zu nennen: Anknüpfend an dieses bei Ateş erkennbare Muster *beruflichen Erfolgs* ließe sich danach fragen, ob sich nicht spezifische *Vertretungs- und Vermittlungsfunktionen* auch für die behandelten sozialen AufsteigerInnen ohne Migrationshintergrund in der heutigen Gesellschaft erkennen lassen, für die diese Gruppierung besonders geeignet erscheint. Um nur ein Beispiel zu nennen, wäre vielleicht schon im Bildungs- und Hochschulbereich auf eine derartige *Mittlerfunktion* einzugehen. Karsten König und Reinhard Kreckel weisen in einer Arbeit jüngeren Datums auf einen „merkwürdige[n] Bruch“ in der „aktuellen Hochschulpolitik“ hin: „Während die deklarierten politischen Vorgaben zur Chancengleichheit in Bezug auf *Frauen* für den hochschulpolitischen Alltag durchaus praktisch wirksam werden, bleiben entsprechende politische Absichtserklärungen zur *sozialen* Gleichstellung offenbar weitgehend folgenlos.“¹⁰⁶ Für König und Kreckel ist die „Frage, warum das Thema Geschlechtergerechtigkeit weitaus häufiger in die Verträge [zwischen Landesregierungen und Hochschulen] Eingang fand, als die Frage der sozialen Chancengleichheit“ „nicht ganz einfach zu beantworten“. So gebe es „Frauenbeauftragte und Frauenförderpläne [...] seit den achtziger Jahren in nahezu allen westdeutschen Hochschulen.“¹⁰⁷ Eine wesentliche Ursache für die unterschiedliche Aufmerksamkeit und Behandlung *schichtenbezogener* und *geschlechterbezogener* Ungleichheit sehen König und Kreckel in der unterschiedlichen Wahrnehmbarkeit dieser Sachverhalte: „der geringe Frauenanteil im Lehrkörper einer Hochschule oder in einem Rektoratskollegium“ etwa sei „evident“, während *sozialschichtenbezogene* Ungleichheiten bei derartigen Besetzungen „weder direkt von außen sichtbar“, noch in ihren „verdeckten Kausalzu-

¹⁰⁵ Ateş 2003, S. 195.

¹⁰⁶ König/Kreckel 2005, S. 247.

¹⁰⁷ König/Kreckel 2005, S. 247.

sammenhänge[n]“ für die „Betroffenen“ einsehbar seien. „Soziale Ungleichheit ist ungleich schwerer institutionell zu verorten.“¹⁰⁸

Um diesem Umstand entgegen zu wirken, bringen die beiden Soziologen unter anderem „Sozialbeauftragte“ an der Universität ins Spiel, die darauf „zu achten“ hätten, „dass Entscheidungen und Verordnungen sozial Schwache nicht stärker belasten als andere Studierende“. Und: „Neben den Gleichstellungsbüros könnten Chancenbüros die Entwicklung weiterer Maßnahmen übernehmen.“¹⁰⁹ Im Wissen um die *besondere Sensibilität*, über die die behandelte Aufsteigergruppierung gerade in Fragen der sozialen Benachteiligung und der sozialen Chancenstrukturen verfügt, liegt es nahe, bei ihnen eine besondere Kompetenz (ein *soziales ExpertInnenwissen*) für derartige, neu zu schaffende Positionen im universitären Feld zu vermuten. In einer solchen Stellung (als „Sozialbeauftragte“) würden mithin selbst Aufgestiegene gerade die Interessen der Studierenden aus einfachen Verhältnissen vertreten. Ähnlich *intermediäre Funktionen* – zugespitzt formuliert: zwischen einem gesellschaftlichen Unten und einem gesellschaftlich-institutionellen Oben – ließen sich auf schulischer und beruflicher Ebene in den verschiedensten Sparten und Sektoren vorstellen. Dass solche Vermittlerpositionen gerade in Deutschland noch auf kaum absehbare Zeit nützlich wären, mag der abschließende Abschnitt verdeutlichen.

9. Ausblick

Wenn einer möglichst frühen Berührung mit bestimmten Standards des Verhaltens eine entscheidende Bedeutung für eine Teilhabe an der Gesellschaft und für ein Einmünden in gehobene soziale Positionen zukommt, dann erscheint es unter human-moralischen wie unter demokratisch-rechtlichen Gesichtspunkten sinnvoll, günstige Voraussetzungen für solche *Partizipationsprozesse* herzustellen. Dazu würde auch gehören, dass die immense Kluft zwischen dem gesellschaftlichen Oben und Unten, die, wie erwähnt, in der BRD noch besteht,¹¹⁰ überwunden wird. Aus den

¹⁰⁸ König/Kreckel 2005, S. 248.

¹⁰⁹ König/Kreckel 2005, S. 250. Dass es den beiden Soziologen nicht darum geht, das Thema *soziale Ungleichheit* gegen das *Gender*-Thema auszuspielen, versteht sich von selbst.

¹¹⁰ Jemand wie Nolte, Paul (2005): Wem gehört die Neue Mitte?, in: Cicero, Juli, S. 90f., der die „Mitte der Gesellschaft“ für die entscheidende Größe in politischer, kultureller und ökonomischer Hinsicht hält, kommt jüngst in seinen Ausführungen zur „Selbstbeschreibung der eigenen Gesellschaft“ zu dem Bild einer „öffentlichen Polarisierung“: „Statt von selbstbewussten Mittelschichten moralisch und ökonomisch geführt zu werden, ist Deutschland, wenn es in den Spiegel schaut, in zwei Extreme zerrissen. Mehr als den Gegensatz von Hartz-IV-Klasse und Heuschreckenklasse scheint es nicht zu geben, dazwischen tut sich ein weiter Abstand und vermeintliche gährende Leere auf.“ Selbst wenn dieser Analytiker von Gesellschaftsbildern den genannten Gegensatz für eine reduzierte Sichtweise hält, in der die „Mitte“ fälschlicherweise ausgespart werde, so zeigt doch auch

Ergebnissen der Ungleichheitsforschung der letzten Jahre lässt sich ersehen, dass derartige Vorbedingungen in anderen Staaten (z.B. in nordeuropäischen Staaten) bereits in weit höherem Maße geschaffen wurden als in Deutschland.¹¹¹ Der Schwerpunkt dieser Forschungsarbeiten bezieht sich auf den schulischen Bereich.¹¹² Seit einiger Zeit wird in derartigen Untersuchungen über den Einfluss des Herkunftsmilieus zudem insbesondere die Bedeutung der kindlichen Entwicklungsphase vor der Einschulung hervorgehoben.¹¹³ Z.B. zeigen die Erfolge der Sozialsysteme in Skandinavien, dass eine „allgemein gewährte hochwertige Betreuung“ von öffentlich-staatlicher Seite dazu „geeignet ist, die kulturellen und kognitiven Stimuli von Kindern mit unterschiedlichen Hintergründen auszugleichen“. Wie Gosta Esping-Andersen erläutert, gehört zu den Grundpfeilern dieser Erfolgsmodelle über die „Investitionen in Kinderbetreuung“ hinaus auch eine „bezahlte Elternzeit“ sowie eine hohe Erwerbstätigkeitsquote der Mütter („dass nahezu alle Mütter erwerbstätig sind“¹¹⁴):

er, wie abgrundtief die Kluft zwischen dem gesellschaftlichen Oben und dem Unten von den Bundesbürgern gegenwärtig empfunden wird. Ausführlicher dazu jetzt Nolte 2006, S. 124ff.

¹¹¹ Nolte 2006, S. 267, merkt mit Blick auf die gegenwärtigen bundesdeutschen Verhältnisse – wobei durchaus ein Gedankengang von Elias anklingt – an: „Soziale Ungleichheit muss mit Solidarität und Gerechtigkeit begegnet werden. Solidarität wächst aus einem Gefühl des aktiven ‚Mit-Leids‘, von *compassion*. Merkwürdig, [...] dass den Deutschen diese Haltung erst angesichts von Katastrophen und in der Wendung nach außen so recht gelingen will, statt ein dauerhaftes Gerüst im Innern zu errichten.“ Nolte bezieht sich zuvor (ebd., S. 259) auf die „neuen, globalen Katastrophen des beginnenden 21. Jahrhunderts, vom 11. September bis zur Flut in Südasien“, die auch in Deutschland zu beträchtlichen Solidaritätsleistungen für die betroffenen Länder führten. „Gerechtigkeit im republikanischen Sinne“, heißt es ebd., S. 267, weiter, „zielt auf die Mündigkeit des Schwächeren, auf seine keineswegs nur materielle Stärkung zur Teilhabe am Gemeinwesen, zur Entfaltung der eigenen bürgerlichen Fähigkeiten.“ Nolte deutet hier die eigenartige Diskrepanz zwischen einem demonstrativen Solidaritätsgefühl nach außen hin und einem offenkundigen Mangel einer solchen Haltung nach innen hin an.

¹¹² Als ein Vertreter der historischen Bildungsforschung zeigt Titze (2002): Die Evaluierung des Bildungswesens in historischer Sicht, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 5, S. 565, – ebenfalls ausgehend von den PISA-Ergebnissen – zumindest ansatzweise, wo die tieferen Ursachen der Erfolgsgeschichten im skandinavischen Bildungssystem liegen könnten: „Es muss auffallen, dass die Schüler in den skandinavischen Ländern (Finnland, Norwegen und Schweden) in allen untersuchten Kompetenzen (Lesekompetenz, mathematische und naturwissenschaftliche Grundbildung) bessere Leistungen zeigten als die Schüler in Deutschland. Aus der Perspektive der Historischen Bildungsforschung müssen wir die tieferen Ursachen dieser Leistungsdifferenzen in sehr komplex vermittelten Einflüssen der gesamten Kultur suchen. Die Revolution des Wissens in Gestalt der nicht wieder rückgängig zu machenden Alphabetisierung breiter Volksschichten beruhte in Nordeuropa (besonders in Schweden) stärker auf *kultureller Teilhabe* und weniger auf obrigkeitlicher Anordnung.“

¹¹³ Becker 2004, S. 186, hat in einer dem Laufsport entnommenen Verbildlichung die Chancengleichheit am Tag der Einschulung dahingehend umschrieben, „dass die Startchancen beim Hundertmeterlauf insofern ungleich nach sozialer Herkunft verteilt sind, als dass die Arbeiterkinder mit zu groß geratenen Schuhen ohne Schnürsenkel an der Startlinie stehen, während die Kinder aus höheren Sozialschichten mit bester Ausstattung einen nicht einholbaren Vorsprung von über 50 Metern haben, bevor überhaupt der Startschuss gefallen ist.“

¹¹⁴ Esping-Andersen (2003): Herkunft und Lebenschancen. Warum wir eine neue Politik gegen soziale Vererbung brauchen, in: Berliner Republik 6,

„Diese Länder – Dänemark voran, Norwegen als Nachzügler – setzen mittlerweile seit Jahrzehnten auf die allgemeine Versorgung mit Betreuungsmöglichkeiten für Kinder im Vorschulalter. Bei nahezu ausgeschöpften weiblichen Erwerbsquoten quer durch alle Bildungsgruppen profitieren die Kinder aus wirtschaftlich und/oder kulturell schwächeren Haushalten grundsätzlich von denselben pädagogischen Standards und kognitiven Impulsen wie Kinder mit privilegiertem Hintergrund. Deshalb bringen skandinavische Kinder bei der Einschulung unabhängig von ihrer sozialen Herkunft weitgehend homogene Voraussetzungen mit [...]“

Für Esping-Andersen ist „größere Chancengleichheit [...] nicht bloß aus ethischen oder gerechtigkeitspolitischen Gründen wichtig. Sie ist auch eine Bedingung für das Funktionieren der Gesellschaft von morgen.“ Die „skandinavische Lehre“ lautet für ihn, dass es sich bei der Chancengleichung „keineswegs um ein utopisches Projekt handelt“. Er konstatiert, dass ein solches Projekt „beträchtliche Investitionen“ erfordert. „Aber die Kosten, die unserer Gesellschaft entstehen, wenn diese Investitionen nicht unternommen werden, dürften bei weitem höher liegen.“¹¹⁵

Wie Wolfgang Engler ausführt, ist es bisher nur in Skandinavien gelungen, „wenn nicht die sozialen Klassen selbst, so doch die Klassengesellschaft mit der für sie kennzeichnenden Unterwerfung des persönlichen Geschicks unter das vorherbestimmte gesellschaftliche Schicksal“ durch eine „kollektive Anstrengung“ des sozialen Ausgleichs zu sprengen.¹¹⁶ Im Gegensatz dazu gehe es in Deutschland (wie in vielen anderen Staaten) immer noch um die „Austreibung des Feudalismus aus der modernen Welt“¹¹⁷:

„Die Verwandlung funktionsbedingter Privilegien in persönliche Erbhöfe widerspricht dem verfassungsmäßigen Buchstaben der Demokratie und in noch höherem Grade ihrem Geist. Gleichwohl scheint diese Praxis im Alltag demokratisch verfaßter Gesellschaften feste Wurzeln geschlagen zu haben. [...] Die Bundesrepublik liefert für diesen Landgewinn des Feudalismus auf dem Territorium der Moderne ein betrieblches Beispiel. Herkunft und berufliche Laufbahn greifen ineinander, weit enger, als einer Gesellschaft mit einem tief gestaffelten und überwiegend öffentlich finanzierten Bildungssystem ansteht. Die schulischen Institutionen reproduzieren die vorausgesetzten Unterschiede, statt sie auszugleichen oder zumindest abzuschwächen, und reichen die sie durchlaufenden Individuen sozial vorsortiert und gekennzeichnet weiter, die einen unmittelbar an den Arbeitsmarkt, die anderen an höhere Ausbildungseinrichtungen. Anspruch und Realität der Moderne klaffen im heutigen Deutschland empörend auseinander.“¹¹⁸

Über diese eklatanten Mängel auf institutionell-staatlicher Ebene hinaus verweist Engler auf eine Art kollektive mentale Verblendung:

„Der an die Deutschen zu richtende Vorwurf besteht hauptsächlich darin, daß sie sich haben einschläfern lassen: von ihrer bewunderungswürdigen Tradition als Bildungs- und Kulturnation ebenso

http://b-republik.de/b-republik.php/cat/8/aid/552/title/Herkunft_und_Lebenschancen/p
(20.05.2005)

¹¹⁵ Esping-Andersen 2003.

¹¹⁶ Engler 2005, S. 306.

¹¹⁷ Engler 2005, S. 305.

¹¹⁸ Engler 2005, S. 300. Wie Solga/Wagner 2004, S. 102, in einem ähnlichen Befund erklären, „bedeutet eine herkunftsabhängige Abschottung von Schulumwelten auch, dass es keine Übereinkunft in der Gesellschaft gibt, die vorhandenen sozialen und kulturellen Ressourcen für die Leistungs- und Kompetenzentwicklung aller Kinder zu teilen.“

wie von der Selbsttäuschung, in einer Gesellschaft mit breiter Streuung der Chancen und Besitz zu leben. Die Politik ist nur der konzentrierte Ausdruck dieses Schlendrians.“¹¹⁹

Die Unfähigkeit auf politischer Ebene, eine entscheidende Verbesserung der Chancenstrukturen zu erreichen, wäre demnach nur die Widerspiegelung einer kollektiven Selbsttäuschung und eines breiten Unverständnisses für die eigentliche Problemlage. Um der Misere zu begegnen und von einer nur *formalen* Chancengleichheit auf eine *substanzielle* Chancengleichheit zuzugehen, bringt Engler im Wesentlichen zwei Kernpunkte ins Spiel: 1) den Wunsch zu lernen, der nur durch „die frühe und beharrliche Stimulierung kognitiver Fähigkeiten“ in jeden Menschen eingepflanzt werden kann; 2) den Willen, die hohen sozialen Kosten für ein solches Projekt „gemeinschaftlich zu tragen“. In Skandinavien sei das „Wunder“ eines sozialen Ausgleichs „aus dem geschulten Sinn für Gleichheit“, also aus einer eigentlich kostengünstigen mentalen Disposition heraus entstanden.¹²⁰ In Dänemark – um dieses konkrete Beispiel noch einmal aufzugreifen – sind derartige Egalitätsprinzipien freilich bereits historisch auf einer kollektiven Ebene in das Denken und Handeln der Menschen eingegangen. Die Volkshochschulbewegung, deren Begründer der pietistische Geistliche N. S. F. Grundtvig (1783-1872) war und die seit 1844 ihren Aufstieg erlebte, konzentrierte sich auf praxisorientierte Lehrinhalte und wendete sich vor allem der jüngeren erwachsenen bäuerlichen Landbevölkerung zu. In der Folge breitete sich diese Bewegung über ganz Skandinavien aus.¹²¹ Die skandinavischen Beispiele zeigen, dass Reformbemühungen insbesondere im Bildungsbereich sowohl einer kollektiv-mentalitären als auch einer staatlich untermauerten Handlungsbereitschaft bedürfen.

Von einem vergleichbaren, auf die Zukunft gerichteten Projekt des sozialen Ausgleichs ist in Deutschland noch nicht viel zu erkennen. Vielmehr lässt eine im Gefolge des PISA-Schocks sich frühzeitig abzeichnende Fixierung auf höhere Effizienz und eine bessere Elitenförderung ersehen,¹²² dass z.B. das deutsche Bildungssystem sich in absehbarer Zeit wohl kaum auf eine größere soziale Durchlässigkeit zubewegen wird. Die an den soziokulturellen Hintergrund der SchülerInnen gekoppelten Selektionsmechanismen gerade beim Übergang in die Sekundarstufe an deutschen Schulen, aber auch in späteren Phasen der Schullauf-

¹¹⁹ Engler 2005, S. 308.

¹²⁰ Engler 2005, S. 306f.

¹²¹ Fisch 2002, S. 146. Vgl. dazu Skovmand 1983.

¹²² Solga 2005, S. 33, etwa moniert, „dass in der deutschen Diskussion um die Konsequenzen aus *PISA 2000* Strukturdiskussionen ausgeblendet (wenn nicht gar ‚verboten‘) sind, dafür aber universelle Leistungsstandards und -tests als Allheilmittel der deutschen Bildungsmisere behandelt werden. Der Schwerpunkt liegt damit auf der ‚Verbesserung‘ der erbrachten Bildungsleistungen, während die Bildungsprozesse, in denen sie erworben und erbracht werden, unberührt bleiben. Mit dieser ‚strukturlosen‘ *Ergebnisfokussierung* werden demzufolge die Prozesshaftigkeit des Bildungserwerbs sowie Ungleichheiten in den Startbedingungen [...], die durch das Bildungssystem eben nicht kompensiert und verringert werden, verneint.“

bahn sind mittlerweile hinreichend erforscht,¹²³ ohne dass daraus in der Praxis wesentliche Veränderungen hervorgehen würden. Im Hinblick auf die schulische Selektion kommt indes den psychischen Dispositionen der SchülerInnen selbst eine ganz entscheidende Bedeutung zu. Zu großen Teilen lässt sich eine Tendenz zum Selbstausschluss feststellen,¹²⁴ was allerdings durchaus im Sinne des Gesamtsystems Schule zu liegen scheint:

„Dem vorgezeichneten sozialen Schicksal zu entrinnen, fällt um so schwerer, als sich die Bildungsmotivation, Lerneifer und Wißbegierde, nach familiär erworbenen Dispositionen staffeln. Die es am nötigsten hätten, sich anzustrengen, verspüren den geringsten Anreiz dazu. [...] Bei den Gewinnern wie bei den Verlierern des Schulsystems verstärken sich die jeweils mitgebrachten Vor- und Nachteile [...]“¹²⁵

Statt diesen motivationsbezogenen Unterschieden der Lernenden entgegenzuwirken, werden zusätzliche Schranken für SchülerInnen und StudentInnen aus unteren und mittleren sozialen Schichten aufgebaut. Denn diese werden etwa durch die eingeführten Studiengebühren viel eher entmutigt, einen höheren Bildungsweg einzuschlagen, als SchülerInnen und StudentInnen aus bildungsnahen und/oder wohlhabenden Verhältnissen. Bildungspolitiker verweisen auf ein zu schaffendes Stipendiensystem, das die Finanzierung auch für die materiell schlechter ausgestatteten Studierenden gewährleisten soll. Abgesehen davon, dass ein solches Finanzierungsmodell¹²⁶ auf breiter sozialer Ebene schwer realisierbar erscheint, ist ganz

¹²³ Hillmert/Jacob (2005): Zweite Chance im Schulsystem? Zur sozialen Selektivität bei ‚späteren‘ Bildungsentscheidungen, in: Berger/Kahlert, S. 158 u. 173, haben „sich kumulierende Selektionsprozesse durch aufeinander folgende Übergänge im Bildungsverlauf“ im deutschen Bildungssystem analysiert. Sie stellen dabei „ein fast kontinuierliches Ansteigen sozialer Ungleichheit im Zeitverlauf“ fest, das bis in die „sozial unterschiedliche Wahrnehmung der ‚zweiten Chancen‘“, d.h. bis in die „späteren Bildungsentscheidungen“ (den Zweiten Bildungsweg) reicht: „Im Alter von zwölf Jahren ist es für Kinder aus bildungsnahen Familien ‚nur‘ 16-mal wahrscheinlicher als für diejenigen aus bildungsfernen Familien, das Gymnasium statt der Hauptschule zu besuchen. Im Alter von 26 Jahren ist es hingegen 24-mal so wahrscheinlich, dass sie ein Abitur statt eines Hauptschulabschlusses erworben haben.“ Bis zum „Übergang in die Universität“ lässt sich über den gesamten Bildungsverlauf hinweg eine Vielzahl institutionalisierter Bildungsübergänge im deutschen Bildungswesen erkennen, die insbesondere Kinder von Arbeitern von höheren Bildungswegen abschrecken. Vgl. dazu Müller/Pollak (2004): Weshalb gibt es so wenig Arbeiterkinder in Deutschlands Universitäten?, in: Becker/Lauterbach, S. 311-352.

¹²⁴ Dazu Grundmann/Bittlingmayer/Dravenau/Groh-Samberg 2004, S. 53: „Für ‚bildungsferne Milieus‘, die über ihre eigenen lebensweltlichen Bildungsstrategien verfügen, ergeben sich strukturelle Konflikte in den ‚Passungsverhältnissen‘ von Schule und familialer Lebenswelt. [...] Für Kinder aus bildungsfernen Milieus stellt sich damit beim Eintritt in die Schule die mehr oder minder ausgeprägte Alternative, sich entweder auf den Versuch des Bildungsaufstiegs einzulassen und dabei das eigene Selbst schutzlos den schulischen Zuschreibungen von Erfolg und Versagen preiszugeben, oder sich den schulischen Anforderungen zu verweigern und ihnen den in den Peers und im eigenen Herkunftsmilieu ausgebildeten Bildungsstrategien und Anerkennungsmodi entgegen zu halten, die das eigene Selbst zu stützen und anzuerkennen vermögen.“

¹²⁵ Engler 2005, S. 301.

¹²⁶ Zu einigen Implikationen neuer Studienfinanzierungsmodelle siehe Hammer, Thomas (2005): Mit dem Diplom in die Schuldenfalle. Banken bieten die ersten Kredite zur Finanzierung des Studiums

offensichtlich, dass das angesprochene mental-psychische Problem dabei völlig vernachlässigt wird. Eine AbiturientIn aus einfachen Verhältnissen wird sich viel eher von den Risiken abschrecken lassen, ein kostspieliges Studium aufzunehmen, dessen finanzielle Belastung sie für einen beträchtlichen Zeitraum bis in ihre späteren Beschäftigungsverhältnisse tragen muss,¹²⁷ als eine bessersituierte AbiturientIn. Die sich abzeichnende Entwicklung im deutschen Bildungssystem deutet bereits jetzt auf eine verschärfte Selektion hin. An den höheren Bildungseinrichtungen in Deutschland zeigt sich übrigens schon seit einigen Jahrzehnten, dass die Akademikerschichten sich zusehends selbst rekrutieren, selbst wenn der Anteil etwa der SchülerInnen, deren Eltern einen Hauptschulabschluss aufweisen, sich etwa im Vergleich zur Situation um 1950 vervielfacht hat. Da in jener Zeit ein ganz geringer Prozentsatz der Kinder von Volks- bzw. Hauptschülern ein Gymnasium besucht hat (1,4 Prozent), erscheint eine Rate von 10 Prozent im Jahre 1989 natürlich als eine Vervielfachung ihrer Chancen. Wenn man allerdings bedenkt, dass die Akademikerkinder 1989 insgesamt etwa 74 Prozent der GymnasiastInnen ausmachten, dann relativiert sich der Integrationserfolg des deutschen Bildungssystems erheblich.¹²⁸ Wie Michael Vester ausführt, ist „die Bildungsexpansion nicht zuletzt dem Prinzip ‚Wer hat, dem wird gegeben‘ gefolgt“.¹²⁹

Für ein Land wie Deutschland, das sich als eine postindustrielle „Wissengesellschaft“ versteht, ist es unumgänglich, Bildung auf möglichst breiter Ebene zu vermitteln.¹³⁰ Die Schule ist dabei nur ein, aber eben ein sehr bedeutsamer Faktor,

an. Wer sie in Anspruch nimmt, darf keine Nachsicht erwarten, wenn die Karriere einknickt, in: DIE ZEIT, 01.09.2005.

¹²⁷ Zur aktuellen Situation siehe jetzt Wiarda, Jan-Martin (2006): Angst vor Schulden. Studiengebühren schrecken sozial Schwache von einem Studium ab, in: DIE ZEIT, 09.11.2006.

¹²⁸ 1950 betrug der Anteil der Akademikerkinder auf dem Gymnasium noch 50,8 Prozent. Der Anteil der Kinder aus Akademikerhaushalten hat sich also nicht in dem Maße vervielfacht wie der der Kinder von Hauptschülern, aber sie stellten 1989 immerhin schon knapp drei Viertel aller GymnasiastInnen. Vgl. dazu Schimpl-Neimanns 2000, S. 651f. Zur weiteren Entwicklung der Chancenverhältnisse heißt es bei König/Kreckel 2005, S. 234: „So haben im Jahr 2000 weit über 50 Prozent der Kinder von Beamten und Freiberuflern an einer Hochschule studiert, jedoch nur 37 Prozent der Kinder aus Angestellten- und nur 12 Prozent der Kinder aus Arbeiterhaushalten [...]. Dabei ist der Anteil der Arbeiterkinder, die ein Studium aufnehmen, seit Mitte der neunziger Jahre sogar um zwei Prozentpunkte gesunken, der der Kinder von Selbstständigen und Beamten jedoch um rund 15 Prozentpunkte gestiegen“.

¹²⁹ Vester 2004, S. 40. Ebd., heißt es, die Bildungsexpansion „hat die sog. bildungsfernen Schichten aufholen lassen, aber doch vor allem das Großbürgertum bzw. die obere Dienstklasse begünstigt.“

¹³⁰ Die Forschung „prognostiziert bis zum Jahr 2010 einen Mangel an 2,4 Millionen Akademikern. Als eine der Ursachen hierfür gilt, „dass auf dem Weg zu den und durch die Hochschulen insbesondere die Beteiligung der Arbeiterkinder weiter ‚ausgebremst‘ wird“ (Vester 2005, S. 61). Die Perspektive über die deutschen Verhältnisse hinausgerichtet, erklärt Vester 2004, S. 16: Die neuen internationalen Schulvergleiche „machen klar, dass in der Bundesrepublik weniger Bildung produziert wird als notwendig, dass es immer noch eine starke Benachteiligung nach sozialer Herkunft gibt und dass die Bildungssysteme diese viel weniger abbauen als in den meisten Vergleichsstaaten. Damit wird das

um dies zu erreichen. Gerade in ihr kann dazu beigetragen werden, dass die Schranken in den Köpfen abgebaut bzw. dass sie gar nicht erst aufgebaut werden. Dass diese Schranken, überwiegend soziale Grenzziehungen, die gesamte Lebenswelt menschlichen Handelns durchziehen, lässt sich an den untersuchten Aufsteigergeschichten besonders gut veranschaulichen. Diese Mobilen zeigen Zwänge und Barrieren, die nicht nur in Institutionen und sozialen Systemen wirken, sondern überdies auch in die (vermeintlich) informellen Bereiche des Alltagslebens hineinwirken. Ein Land, das sich in der Abkehr von seiner einst verbrecherischen Vergangenheit auf seine erfolgreiche Rückkehr in die zivilisierte Welt beruft, sollte alles daran setzen, diese Zivilisiertheit nicht nur nach außen hin, sondern auch im eigenen Inneren zu realisieren. Das würde einschließen, dass nicht nur die Spitze der Gesellschaft gefördert wird, sondern dass die Aufmerksamkeit sich auch verstärkt auf fortbestehende Ausschlussmechanismen und innergesellschaftliche Machtdifferenziale richtet. Und wenn diese erkannt werden, dann sollte die Bereitschaft bestehen, sie abzubauen. Auch wenn sozial Aufstiegswillige die gesellschaftlichen Prozesse und Strukturen mitunter übertrieben auslegen und darstellen, bieten sie doch immer wieder Hinweise darauf, wo Barrieren, starre Hierarchien und Ungleichheitsstrukturen individuelle Entwicklungen hemmen oder ganz zum Erliegen bringen. Über die autobiografischen Darstellungen dieser spezifischen sozialen Gruppierung lassen sich also nicht nur deren eigene besondere mentale Dispositionen, sondern auch die innere Verfasstheit der Gesamtgesellschaft und ihre geschichtliche Genese erschließen. Erst das Erfassen bestimmter Kontinuitäten über politische Systemwechsel hinaus erlaubt es, sie zu überdenken und gegebenenfalls außer Kraft zu setzen. Die historische Perspektive legt frei, was geschah, und deutet zumindest ansatzweise an, was noch geschehen müsste.

deutsche Bildungsparadox beim Namen genannt: Es wird mehr Bildung gebraucht und trotzdem weniger produziert. Aber die strukturellen Gründe dieses Paradoxes werden kaum genannt.“

Literatur

Primärtexte

Ateş, Seyran (2003): Große Reise ins Feuer. Die Geschichte einer deutschen Türkin, Berlin.

Baldinger, Friderika (1994): Versuch über meine Verstandeserziehung. An einen meiner Freunde, in: „*Ich wünschte so gar gelehrt zu werden*“. Drei Autobiographien von Frauen des 18. Jahrhunderts. Texte und Erläuterungen, hg. von Magdalene Heuser / Ortrun Niethammer / Marion Roitzheim-Eisfeld / Petra Wulbusch, Göttingen, S. 9-24.

Baumann, Bommi (1977): Wie alles anfing, Frankfurt a.M.

Baumann, Bommi (1991): Eine aktuelle Bemerkung zur neuen Auflage, in: B. B.: Wie alles anfing, Berlin-Kreuzberg.

Bittner, Wolfgang (Hg.) (1974): Wem gehört die Stadt?, Dransfeld.

Bittner, Wolfgang (1975): Rechts-Sprüche. Texte zum Thema Justiz, Celle.

Bittner, Wolfgang (1976): Erste Anzeichen einer Veränderung. Gedichte, Kurzgeschichten und Erzählungen, Darmstadt.

Bittner, Wolfgang (1977): Probealarm, Fischerhude.

Bittner, Wolfgang (1978): Der Aufsteiger oder Ein Versuch zu leben, Köln / Frankfurt a.M.

- Bittner, Wolfgang (1980): *Bis an die Grenze*, Berlin / Bonn.
- Bittner, Wolfgang (1992): *Niemandsländ, Leipzig*.
- Bittner, Wolfgang (2002): *Beruf: Schriftsteller*, Reinbek.
- Bittner, Wolfgang (2003): *Gleiwitz heißt heute Gliwice. Eine deutsch-polnische Geschichte*, Oberhausen.
- Bittner, Wolfgang (o.J.): *Nachkriegsgedichte*, o.O. [zit. als: Bittner, Nachkriegsgedichte]
- Bräker, Ulrich (1997): *Lebensgeschichte und natürliche Ebenteuer des Armen Mannes im Tockenburg*, (Reclam-Ausgabe), Ditzingen.
- Bräker, Ulrich (1998a): *Etwas über William Shakespears Schauspiele*, hg. von Alois Stadler, St. Gallen.
- Bräker, Ulrich (1998b): *Sämtliche Schriften. Dritter Band. Tagebücher 1789-1798*, bearb. von Andreas Bürgi u.a., München / Bern.
- Bräker, Ulrich (2000): *Sämtliche Schriften. Vierter Band. Lebensgeschichte und vermischte Schriften*, bearb. von Claudia Holliger-Wiesmann u.a., München / Bern.
- Bürgel, Bruno H. (1919), *Vom Arbeiter zum Astronomen. Die Lebensgeschichte eines Arbeiters*, Berlin.
- Dinnendahl, Franz (1905): *Das Lebensbild eines deutschen Kunstmeisters. Mit Einleitung und Ergänzungen von Conrad Matschoß*, in: *Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen* 26, S. 3-52.
- Ebner-Eschenbach, Marie von (1989): *Autobiographische Schriften I. Meine Kinderjahre. Aus meinen Kinder- und Lehrjahren*, hg. von Christa-Maria Schmidt, Tübingen.
- Gabriel, Christina (1999): *Meine Lebensgeschichte. Die autobiographische Lebensbeschreibung einer Dienstmagd, Näherin und Hebamme im Herzogtum Westfalen um das Jahr 1800. Dokumentation eines bewegten Frauenlebens mit zeitgeschichtlichen Hintergründen*, [bearb. von Christiane Vollmer, hg. im Auftrag der Stadt Arnsberg und des Arnsberger Heimatbundes e. V. von Michael Gosmann] Arnsberg.
- Hahn, Ulla (2001): *Das verborgene Wort*, Stuttgart / München.
- [Händler, Johann Christoph] (1798): *Biographie eines noch lebenden Schneiders, von ihm selbst geschrieben*, 2 Teile, Nürnberg.
- Heyne, Christian Gottlob, *biographisch dargestellt* (1823), in: *Arnold Herrmann Ludwig Heeren, Historische Werke*, 6. Teil, Göttingen, S. 10-30.
- Hiller, Gottlieb (1805): *Gedichte und Selbstbiographie*, 1. Teil, Cöthen.
- Hiller, Gottlieb (1807): *Gottlieb Hillers Reise durch einen Theil von Sachsen, Böhmen, Oesterreich und Ungarn. Als zweiter Theil seiner Gedichte und Selbstbiographie*, Köthen.

- Holstein, Christine (1920): Von der Pflugschar in den Hörsaal. Schicksale eines deutschen Landmädchens, Könitz i. Thür. und Leipzig.
- Holstein, Christine (1934): Kleine Hitlermädel. Ein Kinderjahr im Dritten Reich, Reutlingen.
- Innerhofer, Franz (1974): Schöne Tage, Frankfurt a.M.
- Innerhofer, Franz (1975): Schattseite, Frankfurt a.M.
- Innerhofer, Franz (1977): Die großen Wörter, Salzburg / Wien.
- Innerhofer, Franz (1982): Der Emporkömmling, Salzburg / Wien.
- Kurz, Isolde (1918): Aus meinem Jugendland, Stuttgart / Berlin.
- Moritz, Karl Philipp (1994): Anton Reiser. Ein psychologischer Roman, Ditzingen [Original zuerst 1785-1790].
- Nolde, Emil (1932): Das eigene Leben, Berlin.
- Pluhar, Erika (1997): Am Ende des Gartens, Hamburg.
- Popp, Adelheid (1980): Jugend einer Arbeiterin, hg. und eingel. von Hans J. Schütz, Berlin / Bonn.
- Rehbein, Franz (1911): Das Leben eines Landarbeiters, Jena.
- Rudolphi, Caroline (1807): Gemälde weiblicher Erziehung, 2 Teile, Heidelberg.
- Rudolphi, Caroline (1835): Aus meinem Leben, in: Schriftlicher Nachlaß von Caroline Rudolphi. Mit dem Portrait der Verfasserin, Heidelberg, S. 1-62.
- Schäfer, Dietrich (1926): Mein Leben, Berlin / Leipzig.
- Sudermann, Hermann (1990): Das Bilderbuch meiner Jugend, Frankfurt a.M. / Berlin.
- Sudermann, Hermann (1997): Die Ehre. Schauspiel in 4 Akten, Ditzingen [1891].
- Trutz, Nikolaus (1914): Vom Wanderstab zum Automobil. Eines deutschen Handwerkers Streben und Erfolg, Paderborn.
- Viett, Inge (2000): Nie war ich furchtloser. Autobiographie, Reinbek bei Hamburg [1996].
- Voß, Johann Heinrich (1977): Erinnerungen aus meinem Jugendleben, in: Erlebtes und Erfahrenes. Autobiographien von Seume bis Keller, hg. von Peter Goldammer, Rostock, S. 101-124.
- Wallenrodt, Johanna Isabella Eleonore von (1992): Das Leben der Frau von Wallenrodt in Briefen an einen Freund. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß, 2 Bde., Hildesheim / Zürich / New York [Nachdruck von 1797].
- Weise, Gustav (1904): Atmosphärisch-Elektrische Ströme in vertikalen Leitern unter Berücksichtigung meteorologischer Elemente, Univ. Rostock, Phil. Diss. v. 26. Juli 1904, Sternberg (65 S.).
- Weise, Gustav (1917): Vom Amboß zum Doktoreid. Eine Geschichte für solche, die vorwärts kommen wollen, Gotha.

Sekundärliteratur

- Abels, Heinz (2001): *Interaktion, Identität, Präsentation*, Wiesbaden.
- Adorno, Theodor W. (1972): *Theorie der Halbbildung* [1959], in: Th. W. A., *Gesammelte Schriften*, Bd. 8, Frankfurt a.M., S. 93-121.
- Alheit, Peter (1993): *Ambivalenz von Bildung in modernen Gesellschaften: Strukturprinzip kumulativer Ungleichheit oder Potential biographischer Handlungsautonomie?*, in: Arthur Meier / Ursula Rabe-Kleberg (Hg.): *Weiterbildung, Lebenslauf, sozialer Wandel*, Neuwied / Kriftel / Berlin, S. 87-103.
- Alheit, Peter (1995): „Bericht über das Projekt ‚Kontinuität und Wandel in deutschen Arbeitermilieus während der 1950er Jahre‘“. Jahresbericht 1995 des IBL, Bremen.
- Alheit, Peter (2000): *Am Schnittpunkt zweier „Lebenswelten“: Biographische Strategien von „Non-traditional students“ beim Übergang in die Universität* (Vortrag bei der Doppelsektionstagung in Halle, 11.02.2000), 29 S., <http://www.ibl.uni-bremen.de/publik/vortraege/200001pa.html> (15.06.2004)
- Alheit, Peter (2005a): *Autobiographie und Literalität. Zum Wandel autobiographischer Formate in der Moderne*, <http://www.uni-koblenz.de/~fuchs/lit1.pdf> (05.12.2005)
- Alheit, Peter (2005b): *Biographie und Mentalität: Spuren der Kollektiven im Individuellen*, in: Bettina Völter / Bettina Dausien / Helma Lutz / Gabriele Rosenthal (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden, S. 21-45.
- Alheit, Peter / Bast-Haider, Kerstin / Drauschke, Petra (2004): *Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland*, Frankfurt a.M.
- Alheit, Peter / Brandt, Morten (2006): *Autobiographien und ästhetische Erfahrung. Zum Wandel moderner Selbstreflexivität*, Frankfurt a.M. / New York.
- Alheit, Peter / Brandt, Morten (2007): *Jüdisches Leben in Deutschland. Autobiographische Texte aus drei Jahrhunderten im Vergleich*, Frankfurt a.M. / New York (in Vorbereitung).
- Alheit, Peter / Brandt, Morten / Müller, Hans-Rüdiger / Schömer, Frank (2001): *Konfigurationen der Bildung. Drei Fallstudien zur Leibthematik im autobiographischen Text um 1800*, in: *Göttinger Beiträge zur erziehungswissenschaftlichen Forschung* 21, Göttingen.
- Alheit, Peter / Dausien, Bettina (1992): *Biographie – ein „modernes Deutungsmuster“? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne*, in: Michael Meuser / Reinhold Sackmann (Hg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, Pfaffenweiler, S. 161-182.

- Alheit, Peter / Dausien, Bettina / Fischer-Rosenthal, Wolfram / Hanses, Andreas / Keil, Annelie (Hg.) (1999): *Biographie und Leib*, Gießen.
- Arendt, Dieter (1978): *Eulenspiegel – ein Narrenspiegel der Gesellschaft*, Stuttgart.
- Bäntsch, Ludewig Gustav (1803): *Der Natursänger Gottlieb Hiller*, in: *Berlinische Monatsschrift* 2, , S. 279-285.
- Barlösius, Eva (2003): *Weitgehend ungeplant und doch erwünscht: Figurationen und Habitus. Über den Stellenwert von nicht-intendiertem Handeln bei Norbert Elias und Pierre Bourdieu*, in: Rainer Greshoff / Georg Kneer / Uwe Schimank (Hg.): *Die Transintentionalität des Sozialen. Eine vergleichende Betrachtung klassischer und moderner Sozialtheorien*, Wiesbaden, S. 138-157.
- Baumgart, Ralf / Eichener, Volker (?1997): *Norbert Elias zur Einführung*, Hamburg.
- Becker, Rolf (2004): *Soziale Ungleichheit von Bildungschancen und Chancengleichheit*, in: Wolfgang Lauterbach / Rolf Becker (Hg.): *Bildung als Privileg? Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*, Wiesbaden, S. 161-193.
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (?2001): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a.M.
- Bergmann, Klaus (1991): *Lebensgeschichte als Appell. Autobiographische Schriften der ‚kleinen Leute‘ und Außenseiter*, Opladen.
- Bette, Karl-Heinrich (2005): *Risikokörper und Abenteuersport*, in: *Soziologie des Körpers*, hg. von Markus Schroer, Frankfurt a.M., S. 295-322.
- Bilstein, Johannes (2006): *Tüchtige und Verworfenne. Zur Ideen- und Imaginationsgeschichte von „Auslese“*, in: Jutta Ecarius / Lothar Wigger (Hg.): *Elitebildung – Bildungselite. Erziehungswissenschaftliche Diskussionen und Befunde über Bildung und soziale Ungleichheit*, Opladen, S. 16-43.
- Bittner, Wolfgang (1996): *Nicht unbedingt beleidigend*, in: *Die Tageszeitung*, 30.07.1996.
- Blossfeld, Hans-Peter / Shavit, Yossi (1993): *Dauerhafte Ungleichheiten. Zur Veränderung des Einflusses der sozialen Herkunft auf die Bildungschancen in dreizehn industrialisierten Ländern*, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 39, S. 25-52.
- Böhme, Helmut (1975): *Bebel und Bismarck: Soziale Gleichheit oder nationale Einheit*, in: *Jahrbuch, Technische Hochschule Darmstadt*, S. 71-86.
- Böning, Holger (1998): *Ulrich Bräker. Der Arme Mann aus dem Toggenburg – Eine Biographie*, Zürich.
- Bollenbeck, Georg (1976): *Zur Theorie und Geschichte der frühen Arbeiterlebenserinnerungen*, Kronsberg / Ts.
- Bollenbeck, Georg (1996): *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a.M.

- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede und wie sie entstehen: Pierre Bourdieu erforscht unseren Alltag, Fernsehinterview von 1982 mit Hans Dieter Zimmermann und Peter de Leuw, im Hessischen Rundfunk 3 am 03.11.1983 und am 25.02.1987 gesendet.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1992a): Die verborgenen Mechanismen der Macht, Hamburg.
- Bourdieu, Pierre (1992b): Rede und Antwort, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1998): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M. [zit. als: Bourdieu, feinen Unterschiede, 1998]
- Bourdieu, Pierre (1999): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (2001a): Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (2001b): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre et al. (1998): Das Elend der Welt, Konstanz.
- Bourdieu, Pierre / Passeron, J.C. (1971): Die Illusion der Chancengleichheit, Stuttgart.
- Bourdieu, Pierre / Wacquant, Loïc J. D. (1996): Reflexive Anthropologie, Frankfurt a.M.
- Brandt, Morten / Alheit, Peter / Hartig, Christine / Schömer, Frank / Wille, Nicole (2005): „Meine ganze Existenz sollte sich in Schriftzügen auflösen“. Zur Kritik einer postmodernen Selbstkonstruktion, in: Hans-Rüdiger Müller (Hg.): Die Kunst der Benennung. Autobiographische Bildungsforschung am Beispiel von Hanns-Josef-Ortheils Essay „Das Element des Elefanten“, Osnabrück, S. 47-65.
- Bremer, Helmut (2004): Der Mythos vom autonom lernenden Subjekt. Zur sozialen Verortung aktueller Konzepte des Selbstlernens und zur Bildungspraxis unterschiedlicher sozialer Milieus, in: Steffani Engler / Beate Kraus (Hg.): Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus, Weinheim / München, S. 189-213.
- Bröckling, Ulrich (1997): Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München.

- Bude, Heinz (1997): *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-1948*, Frankfurt a.M.
- Bücher, Peter / Brake, Anna (2006): *Bildung und soziale Anerkennung. Überlegungen zum Wandel sozialer Anerkennungsverhältnisse im Kontext der Produktion und Reproduktion des Akademikerstatus*, in: Jutta Ecarius / Lothar Wigger (Hg.): *Elitebildung – Bildungselite. Erziehungswissenschaftliche Diskussionen und Befunde über Bildung und soziale Ungleichheit*, Opladen, S. 118-140.
- Bürgi, Andreas (1998): *Einleitung*, in: Ulrich Bräker: *Sämtliche Schriften. Dritter Band. Tagebücher 1789-1798*, bearb. von Andreas Bürgi u.a., München / Bern, S. XIII-XXXIII.
- Bürgi, Andreas (2004): *Das Reisen, die Schlacht*, in: Alfred Messerli / Adolf Muschg (Hg.): *Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735-1798)*, Göttingen, S. 116-128.
- Büsch, Otto (1981): *Die Militarisierung von Staat und Gesellschaft im alten Preußen*, in: *Preußen. Beiträge zu einer politischen Kultur*, hg. von Manfred Schlenke, Bd. 2, Reinbek bei Hamburg, S. 45-60.
- Dahrendorf, Ralf (1965a): *Bildung ist Bürgerrecht. Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik*, Bramsche / Osnabrück.
- Dahrendorf, Ralf (1965b): *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München. [zit. als: Dahrendorf, *Gesellschaft und Demokratie*, 1965]
- Depkat, Volker (2003): *Autobiographie und soziale Konstruktion von Wirklichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29, S. 441-476.
- Der Vormann der Georgia Augusta. Christian Gottlob Heyne zum 250. Geburtstag. Sechs akademische Reden* (1980), Göttingen.
- Diederichs, Urs J. / Rüdell, Holger (1985): *Anhang*, in: Franz Rehbein: *Das Leben eines Landarbeiters*, [unveränd. Nachdr. von 1911], S. 291-368.
- Dimensionen ästhetischer Erfahrung*, hg. von Joachim Küpper und Christoph Menke (2003), Frankfurt a.M.
- Ditton, Hartmut (1992): *Ungleichheit und Mobilität durch Bildung. Theorie und empirische Untersuchung über sozialräumliche Aspekte von Bildungsentcheidungen*, Weinheim / München.
- Döcker, Ulrike (1997): *Die Ordnung der Geschlechter bei Pierre Bourdieu und Norbert Elias*, in: *Zivilisierung des weiblichen Ich*, hg. von Gabriele Klein und Katharina Liebsch, Frankfurt a.M., S. 337-364.
- Döhring, Heinrich (1978): *Hiller, Gottlieb*, in: J.S. Ersch / J.G. Gruber: *Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste*, Teil 8, Graz, S. 178.
- Doering-Manteuffel, Anselm (2001): *Eine politische Nationalgeschichte für die Berliner Republik. Überlegungen zu Heinrich August-Winklers „Der lange Weg nach Westen“*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27, S. 446-462.

- Doerry, Martin (1986): Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminer und die Krise des Kaiserreichs, Weinheim / München.
- Dravenau, Daniel / Groh-Samberg, Olaf (2005): Bildungsbenachteiligung als Institutioneneffekt. Zur Verschränkung kultureller und institutioneller Diskriminierung, in: Peter A. Berger / Heike Kahlert (Hg.): Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert, Weinheim/München, S. 103-129.
- Drewitz, Ingeborg (1979): Ein Aufsteiger, der aussteigt, in: Tagesspiegel, Berlin, 25.03.1979.
- Ebrecht, Jörg (2002): Die Kreativität der Praxis. Überlegungen zum Wandel von Habitusformationen, in: Jörg Ebrecht / Frank Hillebrandt (Hg.): Bourdieus Theorie der Praxis. Erklärungskraft – Anwendung – Perspektiven, Wiesbaden, S. 225-241.
- Elias, Norbert (1987): Die Gesellschaft der Individuen, Frankfurt a.M.
- Elias, Norbert (1997): Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., Amsterdam. [zit. als: Elias, Prozeß, 1997]
- Elias, Norbert (1998): Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. [zit. als: Elias, Studien, 1998]
- Engler, Wolfgang (2005): Bürger ohne Arbeit. Für eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft, Berlin.
- Ernst, Stefanie (1997): Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern in der bürgerlichen Ehe, in: Zivilisierung des weiblichen Ich, hg. von Gabriele Klein und Katharina Liebsch, Frankfurt a.M., S. 154-184.
- Esping-Andersen, Gosta (2003): Herkunft und Lebenschancen. Warum wir eine neue Politik gegen soziale Vererbung brauchen, in: Berliner Republik 6, http://b-republik.de/b-republik.php/cat/8/aid/552/title/Herkunft_und_Lebenschancen/p (20.05.2005)
- Esselborn, Hans (1996): Erschriebene Individualität und Karriere in der Autobiographie des 18. Jahrhunderts, in: Wirkendes Wort 46, S. 193-210.
- Fisch, Jörg (2002): Europa zwischen Wachstum und Gleichheit 1850-1914, Stuttgart.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M.
- Frank, Andrea (2002): Pflicht- und Strafverteidigung aus Leidenschaft. Es gibt Anwälte, die ihren Beruf nur aus Verlegenheit ausüben. Das trifft auf Rechtsanwältin Seyran Ates ganz bestimmt nicht zu, in: justament dezember 2002, [http://www.justament.de/titelth2von\(6-2002\).html](http://www.justament.de/titelth2von(6-2002).html) (07.10.2003)
- Frerichs, Petra [1979]: Bürgerliche Autobiografie und proletarische Selbstdarstellung. Eine vergleichende Darstellung unter besonderer Berücksichtigung persönlichkeits-theoretischer und literaturwissenschaftlich-didaktischer Fragestellungen, Frankfurt a.M., o.J.

- Friedeburg, Ludwig von (1992): *Bildungsreform in Deutschland. Geschichte und gesellschaftlicher Widerspruch*, Frankfurt a.M.
- Fuchs-Heinritz, Werner / König, Alexandra (2005): *Pierre Bourdieu. Eine Einführung*, Konstanz.
- Gay, Peter (1970): *Die Republik der Außenseiter. Geist und Kultur in der Weimarer Zeit 1918-1933*, Frankfurt a.M.
- Geißler, Rainer (2005): *Die Metamorphose der Arbeitertochter zum Migrantensohn*, in: Peter A. Berger / Heike Kahlert (Hg.): *Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert*, Weinheim / München, S. 71-100.
- Gergen, Kenneth J. (1998): *Erzählung, moralische Identität und historisches Bewußtsein. Eine sozialkonstruktionistische Darstellung*, in: Jürgen Straub (Hg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1*, Frankfurt a.M., S. 171-202.
- Glaser, Hermann (1993): *Bildungsbürgertum und Nationalismus. Politik und Kultur im Wilhelminischen Deutschland*, München.
- Gläser, Eva (1994): *Die Vergangenheit begreifen lernen [Rezension zu Bittners ‚Niemandland‘]*, in: *evangelische information, epd-Wochenendspiegel*, Frankfurt a.M., 06.01.1994.
- Göhre, Paul (1911): *Vorwort*, in: Rehbein, S. 1-13.
- Goethe, Johann Wolfgang (1970): *Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie [eine zunächst unveröffentlichte Rezension von 1806]*, in: *Werke, Berliner Ausgabe, Goethe. Kunsttheoretische Schriften und Übersetzungen. Schriften zur Literatur I. Aufsätze zur deutschen Literatur*, Berlin, Bd. 17, S. 426-430.
- Goetz, Heinrich (1979): *Wie Volljuristen bei uns leben. Wolfgang Bittners Versuch über einen Aufsteiger*, in: *Stuttgarter Zeitung*, 07.04.1979.
- Goodman, Kay (1979): *Die große Kunst, nach innen zu weinen. Autobiographien deutscher Frauen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: *Die Frau als Heldin und Autorin. Neue kritische Ansätze zur deutschen Literatur*, hg. von Wolfgang Paulsen, München, S. 125-135.
- Greiffenhagen, Martin (2000): *Die Deutschen. Norbert Elias und die Politische Kulturforschung*, in: Annette Treibel / Helmut Kuzmics / Reinhard Blomert (Hg.): *Zivilisationstheorie in der Bilanz. Beiträge zum 100. Geburtstag von Norbert Elias*, Opladen, S. 243-257.
- Grundmann, Matthias / Bittlingmayer, Uwe H. / Dravenau, Daniel / Grohsamberg, Olaf (2004): *Bildung als Privileg und Fluch – zum Zusammenhang zwischen lebensweltlichen und institutionalisierten Bildungsprozessen*, in: Wolfgang Lauterbach/Rolf Becker (Hg.): *Bildung als Privileg? Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*, Wiesbaden, S. 41-68.

- Güngör, Dilek (2003): Kurze Haare. Seyran Ates arbeitet heute als Anwältin. Sie hat sich von ihrer türkischen Familie befreit – ohne sie zu verlieren, in: Berliner Zeitung, 11.07.2003, auch in:
<http://www.berlinonline.de/.bin/print.php/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2003/0711/blickpunkt/0002/> (07.10.2003)
- Habermas, Jürgen (2003): Die Idee der Universität – Lernprozesse, in: J. H., Zeitdiagnosen. Zwölf Essays, Frankfurt a.M., S. 78-104.
- Habermas, Rebekka (2000): Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850), Göttingen.
- Haeblerlin, Urs / Niklaus, Eva (1978): Identitätskrisen. Theorie und Anwendung am Beispiel des sozialen Aufstiegs durch Bildung, Bern / Stuttgart.
- Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematisierung, in: Alois Hahn / Volker Kapp (Hg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis, Frankfurt a.M., S. 9-24.
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf, in: Hanns-Georg Brose / Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Identität ohne Ende, Opladen, S. 91-106.
- Hammer, Thomas (2005): Mit dem Diplom in die Schuldenfalle. Banken bieten die ersten Kredite zur Finanzierung des Studiums an. Wer sie in Anspruch nimmt, darf keine Nachsicht erwarten, wenn die Karriere einknickt, in: DIE ZEIT, 01.09.2005.
- Hardach-Pinke, Irene (1981): Kinderalltag. Aspekte von Kontinuität und Wandel der Kindheit in autobiographischen Zeugnissen 1700 bis 1900, Frankfurt / New York.
- Hardach-Pinke, Irene (1996): Gouvernanten. Abgesandte städtischer Kultur auf dem Lande, in: Weiber, Menscher, Frauenzimmer. Frauen in der ländlichen Gesellschaft 1500-1800, hg. von Heide Wunder und Christina Vanja, Göttingen.
- Hartmann, Michael (2002): Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft, Frankfurt a.M.
- Hartmann, Michael (2004): Elite-Soziologie. Eine Einführung, Frankfurt a.M.
- Hellmich, Achim (2003): Die individuelle Entwicklung läßt sich nicht unterdrücken. Gespräch mit der türkischen Rechtsanwältin Seyran Ates, in: Das Goetheanum: Wochenschrift für Anthroposophie 20, S. 5-8.
- Hemann, Thomas (2002): Napoleonzeit. Meine Suchliste. Stand/Version: 26-Juli-2002, <http://home.germany.net/101-102451/zf/misc/searchlist.html> (12.11.2004)
- Herder, Johann Gottfried (1889): Von Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes, oder des heiligen Geistes, in: Herders Sämtliche Werke, hg. von Bernhard Suphan, 30. Bd., Berlin, S. 233-236.

- Herrlitz, Hans-Georg (1973): Studium als Standesprivileg. Die Entstehung des Maturitätsproblems im 18. Jahrhundert: Lehrplan- und gesellschaftsgeschichtliche Untersuchungen, Frankfurt a.M.
- Hettling, Manfred (2000): Bürgerliche Kultur – Bürgerlichkeit als kulturelles System, in: Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums: eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986-1997), hg. von Peter Lundgreen, Göttingen, S. 319-339.
- Heuser, Magdalene (1996): Zwischen Kochtopf und Verstandeserziehung. Briefen und Gelehrtenautobiographie: Dorothea Friderika Baldinger, in: Autobiographien von Frauen: Beiträge zu ihrer Geschichte, hg. von M. H., Tübingen, S. 152-174.
- Hillmert, Steffen / Jacob, Marita (2005): Zweite Chance im Schulsystem? Zur sozialen Selektivität bei ‚späteren‘ Bildungsentscheidungen, in: Peter A. Berger / Heike Kahlert (Hg.): Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert, Weinheim / München, S. 155-176.
- Hitlers Eliten nach 1945, hg. von Norbert Frei (2003), München.
- Hölderlin, Friedrich (1970): Sämtliche Gedichte. Studienausgabe in zwei Bänden, hg. und komm. von Detlev Lüders, 2 Bde., Bad Homburg.
- Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie, Stuttgart.
- Holliger, Claudia (2000): Einleitung, in: Ulrich Bräker: Sämtliche Schriften. Vierter Band. Lebensgeschichte und vermischte Schriften, bearb. von Claudia Holliger-Wiesmann u.a., München / Bern, S. XIII-LIII.
- Hortmann, Stefanie (1993): Deutschlandbilder britischer Studenten, in: Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus, hg. von Reinhard Blomert, Helmut Kuzmics und Annette Treibel, Frankfurt a.M., S. 158-176.
- Huerkamp, Claudia (1988): Frauen, Universitäten und Bildungsbürgertum. Zur Lage studierender Frauen 1900-1930, in: Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich, hg. von Hannes Siegrist, Göttingen, S. 200-222.
- Jakobs, Karl-Heinz (1996): Das Gefühl, fremd zu sein im eigenen Land, in: Neues Deutschland, 02.08.1996.
- Jarusch, Konrad H. (2004): Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945-1995, München.
- Jessen, Jens (1983): Die Selbstzeugnisse der deutschen Juristen, Frankfurt a.M.
- Jessen, Jens (1987-1989): Bibliographie der Autobiographien, Bd. 1-3, München / London / New York / Paris.
- Juhre, Arnim (1992): Indianerspiele, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 21.04.1992.

- Kaelble, Hartmut (1983): Soziale Mobilität und Chancengleichheit im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen.
- Kaelble, Hartmut (1986): Gesellschaftsepochen und soziale Mobilität, in: Jürgen Bergmann u.a. (Hg.): Arbeit, Mobilität, Partizipation, Protest. Gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, Opladen, S. 66-95.
- Kalthoff, Herbert (2004): Schule als Performanz. Anmerkungen zum Verhältnis von neuer Bildungsforschung und der Soziologie Pierre Bourdieus, in: Steffani Engler / Beate Kraus (Hg.): Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus, Weinheim/München, S. 115-140.
- Karger, Ulrich (1988): Ein Pionier der Abenteuerliteratur. Zur Werkausgabe des Karl-May-Vorgängers Friedrich Gerstäcker, in: Die Tageszeitung, 23.09.1988.
- Kaschuba, Wolfgang (1989): Volkskultur und Arbeiterkultur als symbolische Ordnungen. Einige volkskundliche Anmerkungen zur Debatte um Alltags- und Kulturgeschichte, in: Alf Lüdke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a.M., S. 191-223.
- Kattner, Heinz (1981): Wolfgang Bittner – Das Porträt eines Schriftstellers und Lyrikers, der schreiben will, wie jedermann schreibt, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 18.10.1981.
- Kell, Eva (1994): Bürgertum und Hofgesellschaft. Zur Rolle „bürgerlicher Höflinge“ an kleineren deutschen Fürstenhöfen (1780-1860), in: Elisabeth Fehrenbach (Hg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770-1848, München, S. 187-201.
- Klein, Gabriele (2005): Das Theater des Körpers, in: Soziologie des Körpers, hg. von Markus Schroer, Frankfurt a.M., S. 73-91.
- Klein, Gabriele / Liebsch, Katharina (1997): Zivilisierung zur Zweigeschlechtlichkeit. Zum Verhältnis von Zivilisationstheorie und feministischer Theorie, in: Zivilisierung des weiblichen Ich, hg. von Gabriele Klein und Katharina Liebsch, Frankfurt a.M., S. 12-38.
- Klinger, Friedrich (1937): Christian Gottlob Heyne, Leipzig.
- Kloosterhuis, Jürgen (2004): Donner, Blitz und Bräker. Der Soldatendienst des „armen Mannes im Tockenburg“ aus der Sicht des preußischen Militärsystems, in: Alfred Messerli / Adolf Muschg (Hg.): Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735-1798), Göttingen, S. 129-187.
- Kneih, Johann (1998): Interview mit Pierre Bourdieu (deutsche Übersetzung): Transkript eines Gesprächs im Collège de France, Paris, am 19. Juni 1998. Aufgezeichnet für die ORF-Ö1-Sendung „Diagonal – zur Person: Pierre Bourdieu. Die verborgenen Mechanismen der Macht. Über den einflussreichsten Sozialwissenschaftler der Welt“ vom 24. Oktober 1998, 19 S., über: <http://www.iwp.uni-linz.ac.at/lxe/wt2k/bourdieu.htm> (15.01.2006)

- Kocka, Jürgen (1989): Bildungsbürgertum – Gesellschaftliche Formation oder Historikerkonstrukt?, in: Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 4, Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, hg. von J. K., Stuttgart, S. 9-20.
- Kocka, Jürgen (1994): Arbeiterbewegung in der Bürgergesellschaft. Überlegungen zum deutschen Fall, in: Geschichte und Gesellschaft 20, S. 487-496.
- Kocka, Jürgen (1998): Nach dem Ende des Sonderwegs. Zur Tragfähigkeit eines Konzepts, in: Doppelte Zeitgeschichte: deutsch-deutsche Beziehungen 1945-1990, hg. von Arnd Bauerkämper u.a., Bonn, S. 364-374.
- König, Karsten / Kreckel, Reinhard (2005): Die Vereinbarte Abdankung. Zur ungleichheitspolitischen Bedeutung von Zielvereinbarungen zwischen Landesregierungen und Hochschulen, in: Peter A. Berger / Heike Kahlert (Hg.): Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert, Weinheim / München, S.233-253.
- Kolinsky, Eva (2000): Deutsch und türkisch Leben: Bild und Selbstbild der türkischen Minderheit in Deutschland, Oxford / Bern / Berlin / Bruxelles / Frankfurt a.M.
- Korte, Hermann (1987): Lust statt Frust – oder: Die Befreiung der Sexualität von gesellschaftlichen Zwängen, in: H. K.: Eine Gesellschaft im Aufbruch. Die Bundesrepublik Deutschland in den sechziger Jahren, Berlin, S. 83-103.
- Krah, Karin / Wahl, Katrin (2006): Elite zwischen Aufstiegs- und Abstiegsprozessen – Bildungsgeschichten von zwei Mehrgenerationenfamilien, in: Jutta Ecarius / Lothar Wigger (Hg.): Elitebildung – Bildungselite. Erziehungswissenschaftliche Diskussionen und Befunde über Bildung und soziale Ungleichheit, Opladen, S. 141-161.
- Krais, Beate (1983): Bildung als Kapital – Neue Perspektiven für die Analyse der Sozialstruktur?, in: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2, Göttingen, S. 199-220.
- Krais, Beate (1996): Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland, in: Jahrbuch '96. Bildung und Arbeit. Die Wiederentdeckung der Ungleichheit, Opladen, S. 118-146.
- Krais, Beate (2001): Die Spitzen der Gesellschaft. Theoretische Überlegungen, in: B. Kr. (Hg.): An der Spitze. Von Eliten und herrschenden Klassen, Konstanz 2001, S. 7-62.
- Krockow, Christian Graf von (2003): Hitler und seine Deutschen, München.
- Kuhn, Axel (1982): Die proletarische Familie. Wie Arbeiter in ihren Lebenserinnerungen über den Ehealltag berichten, in: Arbeitsalltag in Stadt und Land: neue Wege der Geschichtsschreibung, hg. von Heiko Haumann, Berlin, S. 89-119.
- Landolf, Peter (1968): Kind ohne Vater. Ein psychologischer Beitrag zur Bestimmung der Vaterrolle, Bern / Stuttgart.

- Langer, Ulrich (1998): Heinrich von Treitschke. Politische Biographie eines deutschen Nationalisten, Düsseldorf.
- Langewiesche, Dieter (1988): Liberalismus in Deutschland, Frankfurt a.M.
- Lauterbach, Wolfgang / Becker, Rolf (2004): Die immerwährende Frage der Bildungsungleichheit im neuen Gewand – abschließende Gedanken, in: Rolf Becker / Wolfgang Lauterbach (Hg.): Bildung als Privileg? Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit, Wiesbaden, S. 429-444.
- Lehmann, Jürgen (1988): Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie, Tübingen.
- Lepsius, M. Rainer (1993): Die Bundesrepublik Deutschland in der Kontinuität und Diskontinuität historischer Entwicklungen: Einige methodische Vorüberlegungen, in: M. R. L., Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen, S. 135-144.
- Lorenz, Maren (2000): Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen.
- Lundgreen, Peter (1978): Die Eingliederung der Unterschichten in die bürgerliche Gesellschaft durch das Bildungswesen im 19. Jahrhundert, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 3, S. 87-107.
- Lundgreen, Peter (2003): ‚Bildungspolitik‘ und ‚Eigendynamik‘ in den Wachstumsschüben des deutschen Bildungssystems seit dem 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Pädagogik 49, S. 34-41.
- Lundgreen, Peter / Kraul, Margret / Ditt, Karl (1988): Bildungschancen und soziale Mobilität in der städtischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Göttingen.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (1987): „Repräsentanten der Natur“ – autobiographies plébésiennes en Allemagne autour de 1800, in: Romantisme. Revue du dix-neuvième siècle, Jg. 17, Nr. 56, S. 69-77.
- Malinowski, Stephan (2004): Vom König zum Führer. Deutscher Adel und Nationalsozialismus, Frankfurt a.M.
- Manz, Gustav (1920): Geleitwort, in: Christine Holstein: Von der Pflugschar in den Hörsaal. Schicksale eines deutschen Landmädchens, Könitz i. Thür. und Leipzig, S. 3f.
- Martens, Wolfgang (1994): Nachwort, in: Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman, Ditzingen [Original zuerst 1785-1790], S. 545-567.
- Meichsner, Sylvia (2002): Zwei unerwartete Laufbahnen. Die Karriereverläufe von Gerhard Schröder und Joschka Fischer, Marburg.
- Meier, Albert (2000): Karl Philipp Moritz, Stuttgart.
- Meier-Lenz, Dieter-P. (1978): Der Aufsteiger oder Ein Versuch zu leben, in: die horen, H. 4, S. 141f.

- Memoiren, Tagebücher und Autobiographien [für die Geschichte Berlins im Zeitraum 1786-1815], in: AG Berliner Klassik, <http://home.arcor.de/berlinerklassik/memoiren.htm> (06.11.2004)
- Meurer, Bärbel (1997): Geschlechtsfeudale „Ständegesellschaft“ oder „Gesellschaft der Individuen“. Ein Vergleich der Theorieansätze von Ulrich Beck und Norbert Elias, in: *Zivilisierung des weiblichen Ich*, S. 400-421.
- Meuser, Michael (2005): Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz, in: *Soziologie des Körpers*, hg. von Markus Schroer, Frankfurt a.M., S. 271-294.
- Mona Lisa: Inge Viett: Ein Terroristenleben, ZDF Jahresrückblick 2001, http://www.puc-web.de/jahr2001/i_06_1.htm (20.12.2004)
- Mooser, Josef (1981): Soziale Mobilität und familiäre Plazierung bei Bauern und Unterschichten, in: *Familie zwischen Tradition und Moderne*, hg. von Neithard Bulst, Joseph Goy und Jochen Hoock, Göttingen, S. 182-201.
- Müller, Hans-Rüdiger (1998): Ästhesiologie der Bildung: Bildungstheoretische Rückblicke auf die Anthropologie der Sinne im 18. Jahrhundert, Würzburg.
- Müller, Friedrich (1994): [Rezension zu Bittners ‚Niemandland‘], in: *Kritische Justiz* 27, S. 131f.
- Müller, Klaus-Detlef (2004): Leben. Schreiben. Zu Bräkers Autobiographie, in: Alfred Messerli / Adolf Muschg (Hg.): *Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735-1798)*, Göttingen, S. 26-37.
- Müller, Walter / Haun, Dietmar (1994): Bildungsungleichheit im sozialen Wandel, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, S. 1-42.
- Müller, Walter / Pollak, Reinhard (2004): Weshalb gibt es so wenig Arbeiterkinder in Deutschlands Universitäten?, in: Wolfgang Lauterbach / Rolf Becker (Hg.): *Bildung als Privileg? Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*, Wiesbaden, S. 311-352.
- Narr, [Lexikonartikel] <http://de.wikipedia.org/wiki/Narr> (03.01.2006).
- Neumann, Bernd (1970): *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*, Frankfurt a.M.
- Niejahr, Elisabeth (2002): Das Märchen vom Aufstieg, in: *DIE ZEIT*, 08.05.2002.
- Niejahr, Elisabeth (2003): Gefühlte Gerechtigkeit, in: *DIE ZEIT*, 13.11.2003.
- Niethammer, Ortrun (2000): *Autobiographien von Frauen im 18. Jahrhundert*, Tübingen.
- Niggel, Günter (1977): *Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung*, Stuttgart.
- Noll, Heinz-Herbert (2001): Zum Wandel sozialer Ungleichheit in modernen Gesellschaften, in: *Gegenwartskunde* 1, S. 419-432.

- Nollmann, Gerd (2005): Individualisierung und ungleiche Strukturierung des Körpers, in: *Soziologie des Körpers*, hg. von Markus Schroer, Frankfurt a.M., S.139-165.
- Nolte, Paul (2004): Zivilgesellschaft und soziale Ungleichheit: Konzeptionelle Überlegungen zur deutschen Gesellschaftsgeschichte, in: Ralph Jessen / Sven Reichardt / Ansgar Klein (Hg.): *Zivilgesellschaft als Geschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, Wiesbaden, S. 305-326.
- Nolte, Paul (2005): Wem gehört die Neue Mitte?, in: *Cicero*, Juli 2005, S. 90-93.
- Nolte, Paul (2006): *Riskante Moderne. Die Deutschen und der neue Kapitalismus*, München.
- Oevermann, Ulrich (1996): *Krise und Muße. Struktureigenschaften ästhetischer Erfahrung aus soziologischer Sicht*, unveröff. Manuskript, Frankfurt a.M., 46 S., <http://www.rz.uni-frankfurt.de/%7Ehermeneu/Krise-und-Musse-1996.rtf> (23.06.2005)
- Orde, Sabine am / Schwab, Waltraud (2003): „Ich will leben“. Interview mit Seyran Ates, in: *taz*, 17.3.2003.
- Ortmann, Hedwig (1971): *Arbeiter und sozialer Aufstieg. Kritik einer bildungspolitischen Leitvorstellung*, München.
- Osterkamp, Ernst (1990): Nachwort, in: Hermann Sudermann: *Das Bilderbuch meiner Jugend*, Frankfurt a.M. / Berlin, S. 384-403.
- Pahlke, Ulrich (1979): *Porträt eines kritischen Autors*, in: *Welt der Arbeit*, 22.02.1979.
- Pestalozzi, Karl (1985): Ulrich Bräkers Lesen und Schreiben, in: Ulrich Bräker und seine Zeit. *Toggenburger Blätter für Heimatkunde* 36, S. 89-102.
- Pestalozzi, Karl (2004): Stationen der Bräker-Edition, in: Alfred Messerli/Adolf Muschg (Hg.): *Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735-1798)*, Göttingen, S. 12-25.
- Peters, Jürgen (1997): Eine Lücke in Moritzens Geschichte, in: *Forum* 28, S. 19-29.
- Plessner, Helmuth (1974): *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*, Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz.
- Plessner, Helmuth (2000): *Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie*, Ditzingen 2000.
- Polt-Heinzl, Evelyne (2003): Rezension, <http://www.literaturhaus.at/buch/fachbuch/rez/bittner/> (03.12.2003)
- Pott, Andreas (2002): *Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten Migrantengeneration*, Opladen.
- Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland*, hg. von Wolfgang Emmerich, 2 Bde. (1974), Reinbek bei Hamburg.

- Quark, Josef (1979): Aufstieg: ja, aber dann?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 20.03.1979.
- Quellen- und Forschungsbibliographie zur deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert (1974-1984). Zusammengestellt von Christoph Weiß, Saarbrücken (1987), in: Das achtzehnte Jahrhundert 11, S. 45-62.
- Ramm, Elke (1998): Autobiographische Schriften deutschsprachiger Autorinnen um 1800: „Es ist überhaupt schwer, sehr schwer, von sich selbst zu reden“ (Sophie von LaRoche), Hildesheim / Zürich / New York.
- Riederer, Barbara (1982): Hoffnung als Ahnung. Zu einem Gedichtband von Wolfgang Bittner, in: die horen, H. 2, S. 162f.
- Rieger-Ladich (2006): Elitebildung als soziale Praxis. Pierre Bourdieus riskanter Selbstversuch, in: Jutta Ecarius / Lothar Wigger (Hg.): Elitebildung – Bildungselite. Erziehungswissenschaftliche Diskussionen und Befunde über Bildung und soziale Ungleichheit, Opladen, S. 264- 282.
- Riesner, Silke (1990): Junge türkische Frauen der zweiten Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Analyse von Sozialisationsbedingungen und Lebensentwürfen anhand lebensgeschichtlich orientierter Interviews, Frankfurt a.M.
- Ringer, Fritz K. (1983): Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933, Stuttgart.
- Ritter, Gerhard A. / Tenfelde, Klaus (1992): Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung, Frankfurt a.M. / New York.
- Rumler, Andreas (2001): Wolfgang Bittner, Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, 69. Nlg., 10 / 01, Stand 1.8.2001.
- Rupp, Gerhard (1989): Lesen: Aussteigen – Aufsteigen. Aspekte der Lektürebio-graphie von Ulrich Bräker bis Peter Weiss, in: Literatur für Leser, S. 11-21.
- Rüdiger, Otto (1903): Caroline Rudolphi. Eine deutsche Dichterin und Erzieherin, Klopstocks Freundin, Hamburg.
- Sarasin, Philipp (1997): Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft. Basel 1846-1914, Göttingen.
- Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt a.M.
- Schimank, Uwe (1988): Biographie als Autopoiesis – eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität, in: Hanns-Georg Brose / Bruno Hildenbrand [Hg.]: Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen, S. 55-72.

- Schimpl-Neimanns, Bernhard (2000): Soziale Herkunft und Bildungsbeteiligung. Empirische Analysen zu herkunftsspezifischen Bildungsungleichheiten zwischen 1950 und 1989, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 52, S. 636-669.
- Schlumbohm, Jürgen (1981): ‚Traditionale‘ Kollektivität und ‚moderne‘ Individualität: einige Fragen und Thesen für eine historische Sozialisationsforschung. Kleines Bürgertum und gehobenes Bürgertum in Deutschland um 1800 als Beispiel, in: Rudolf Vierhaus (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung, Heidelberg, S. 265-320.
- Schlumbohm, Jürgen (1997): „Weder Neigung noch Affection zu meiner Frau“ und doch „zehn Kinder mit ihr gezeugt“: Zur Autobiographie eines Nürnberger Schneiders aus dem 18. Jahrhundert, in: Historie und Eigen-Sinn. Festschrift für Jan Peters zum 65. Geburtstag, hg. von Axel Lubinski u.a., Weimar, S. 485-499.
- Schmeiser, Martin (1994): Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung, Stuttgart.
- Schmeiser, Martin (1996): Deutsche Universitätsprofessoren mit bildungsferner Herkunft, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 3, S. 135-183.
- Schrumpf, Hans-Joachim (1962): Moritz: Anton Reiser, in: Der deutsche Roman vom Barock bis zur Gegenwart. Struktur und Geschichte I, hg. von Benno von Wiese, Düsseldorf, S. 95-131.
- Schroer, Markus (2005): Einleitung. Zur Soziologie des Körpers, in: Soziologie des Körpers, hg. von Markus Schroer, Frankfurt a.M., S. 7-47.
- Schultheis, Franz (2002), Nachwort, in: Pierre Bourdieu: Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt a.M., S. 133.
- Schulze, Theodor (1983): „Sie prügeln sich, sie prügeln sich!“ Erinnerungen und Reflexionen zu einem Vorgang am Rande der offiziellen Pädagogik, in: Neue Sammlung 23, S. 464-484.
- Schulze, Winfried (1996): Ego-Dokumente: Annäherungen an den Menschen in der Geschichte?, in: W. Sch. (Hg.): Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte, Berlin, S. 11-30.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: Joachim Matthes / Arno Pfeifenberger / Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg, S. 67-168.
- Schwelling, Birgit (2001): Wege in die Demokratie. Eine Studie zum Wandel und zur Kontinuität von Mentalitäten nach dem Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik, Opladen.
- Schwingel, Markus (1993): Analytik der Kämpfe. Macht und Herrschaft in der Soziologie Bourdieus, Hamburg.
- Schwingel, Markus (2003): Pierre Bourdieu zur Einführung, Dresden.

- seb (1993): Geschichtsverständnis im „Niemandland“, in: Weinheimer Nachrichten, 23. / 24.10.1993.
- Seyran Ates, Rechtsanwältin – Engagement für frauen- und minderheitenpolitische Themen (2003), in: Ali Yumuşak / Lutz Hunger (Hg.): Erfolgsgeschichten, die Mut machen. Türkische Unternehmer in Deutschland, Berlin, S. 70-75.
- Seyran Ates, [Lexikonartikel] http://de.wikipedia.org/wiki/Seyran_Ates (05.01.06)
- Siegrist, Christoph (1981): Zwischen Objekt und Subjekt: Darstellung und Selbstdarstellung des Bauern in der Schweizer Literatur, in: *Recherches Germaniques* 11, S. 7-27.
- Sietz, Henning (1978): Nicht für Germanisten. Alleingang durch den Alltag, in: *Göttinger Tageblatt*, 08.12.1978.
- Skovmand, Roar (1983): Die grundtvigsche Volkshochschule, in: N.F.S. Grundtvig. Tradition und Erneuerung, hg. von Christian Thodberg und Andreas Pontoppidan Thyssen, Kopenhagen, S. 348-371.
- Solga, Heike (2005): Meritokratie – die moderne Legitimation ungleicher Bildungschancen, in: Peter A. Berger / Heike Kahlert (Hg.): *Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert*, Weinheim / München, S. 19-38.
- Solga, Heike / Wagner, Sandra J. (2004): Die Bildungsexpansion und ihre Konsequenzen für das soziale Kapital der Hauptschule, in: Steffani Engler / Beate Kraus (Hg.): *Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus*, Weinheim / München, S. 97-114.
- Sontheimer, Michael (1991): Ein Nachwort, in: Bommi Baumann: *Wie alles anfing*, o.O., S. 157-163.
- Spehr (1969): Gottlieb Hiller, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 12. Bd., hg. durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften, Berlin [Neudruck der 1. Auflage von 1880], S. 420.
- Starke, Michael (1981): [Rezension zu *Nachkriegsgedichte*], in: *Buch und Bibliothek* 33, S. 205f.
- Streeck, Ulrich (1981): Zwischen Drinnen und Draußen: Zur Doppelorientierung sozialer Aufsteiger, in: *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse* 27, S. 25-44.
- Strittmatter, Erwin (1984): *Der Laden*, 2. Aufl., Berlin / Weimar.
- Tammen, Johann P. (1977): Gegen die uns bedrohenden Verrohungen, in: *die horen*, H. 1, S. 137f.
- Tanner, Albert (1985): Das ganze Land eine „Baumwollenfabrik“ – Ulrich Bräker als Garnhändler, Weber und kleiner Fabrikant, in: *Ulrich Bräker und seine Zeit*, *Toggenburgerblätter für Heimatkunde* 36, S. 51-67.

- Thiersch, Hans (1987): Franz Michael Felders „Aus meinem Leben“ und Franz Rehbeins „Das Leben eines Landarbeiters“, in: Walter Jens / Hans Thiersch, Deutsche Lebensläufe in Autobiografien und Briefen, Weinheim / München, S. 151-165.
- Tietz, Gunther (1979): So schreiben wie Jedermann, in: Welt der Arbeit, 22.02.1979.
- Timm, Uwe (1974): Heißer Sommer, München / Gütersloh / Wien.
- Timm, Uwe (2003): Am Beispiel meines Bruders, Köln.
- Timm, Uwe (2005): Der Freund und der Fremde, Köln.
- Titze, Hartmut (2002): Die Evaluierung des Bildungswesens in historischer Sicht, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 5, S. 552-569.
- Treitschke, Heinrich von (1874): Der Socialismus und seine Gönner, in: H. v. Tr., Zehn Jahre Deutscher Kämpfe 1865-1874. Schriften zur Tagespolitik, Berlin, S. 458-555.
- Truschkat, Inga (2000): „Meine Eltern sind beide keine Akademiker“. Herkunftsbedingungen und habituelle Logiken von Studierenden als Reproduktionsfaktoren sozialer Ungleichheit. Eine biographischeanalytische Untersuchung, [Magistraarbeit] Göttingen 2000. [Publikation: Göttinger Beiträge zur erziehungswissenschaftlichen Forschung 23, Göttingen 2002]
- Ulbrich, Bernd (1993): Gottlieb Hiller (1778-1826), ein fast vergessener anhaltischer Naturdichter, in: Sachsen-Anhalt: Journal für Natur- und Heimatfreunde, hg. vom Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e.V., 3. Jahrgang, Nr. 2, Halle, S. 30.
- Ullrich, Volker (2004): Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt a.M.
- Ungermann, Silvia (1997): Kindheit und Schulzeit von 1750-1850. Eine vergleichende Analyse anhand ausgewählter Autobiographien von Bauern, Bürgern und Aristokraten, Frankfurt a.M.
- Vester, Michael (2004): Die Illusion der Bildungsexpansion. Bildungsöffnungen und soziale Segregation in der Bundesrepublik Deutschland, in: Steffani Engler / Beate Kraus (Hg.): Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus, Weinheim / München, S. 13-53.
- Vester, Michael (2005): Die selektive Bildungsexpansion. Die ständische Regulierung der Bildungschancen in Deutschland, in: Peter A. Berger / Heike Kahler (Hg.): Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert, Weinheim / München, S. 39-70.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2000): Autobiographie, Stuttgart/Weimar.

-
- Wehler, Hans-Ulrich (1989): Deutsches Bildungsbürgertum in vergleichender Perspektive – Elemente eines „Sonderwegs“?, in: Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil 4, Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, hg. von Jürgen Kocka, Stuttgart, S. 215-237.
- Wiarda, Jan-Martin (2006): Angst vor Schulden. Studiengebühren schrecken sozial Schwache von einem Studium ab, in: DIE ZEIT, 09.11.2006.
- Wittmann, Reinhard (1999): Geschichte des deutschen Buchhandels im Überblick, München.
- Wouters, Cas (1997): Wandlungen der Lustbalance: Sexualität und Liebe seit der sexuellen Revolution, in: Zivilisierung des weiblichen Ich, hg. von Gabriele Klein und Katharina Liebsch, Frankfurt a.M., S. 272-305.